

Sh. M. Rubin

DIE FAMILIE

1. Buch: TOTSCHLAG



**Verlag Autonomie und Chaos
Leipzig \ Berlin 2023**

Das zweibändige Werk **DIE FAMILIE** erschien um 1984,
ausschließlich in einer deutschen Ausgabe (ohne ISBN).
Die Identität des Autors ist bis heute nicht öffentlich bekannt.

Diese Neuauflage ist in der Deutschen Nationalbibliothek (DNB)
langzeitarchiviert und auch von dort frei herunterladbar –
auch, wenn der Verlag A+C nicht mehr besteht.

Neuauflage als Faksimile

© 2023 für diese Ausgabe

Verlag Autonomie und Chaos Leipzig/Berlin

Herausgeber: Mondrian Graf v. Lüttichau

ISBN 978-3-945980-85-9

*Diese Veröffentlichung kann für den Privatgebrauch
kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.*

Trotz umfassender Bemühungen fand sich Anfang der 80er Jahre kein deutschsprachiger Verlag für das Buch (siehe Zitate hier in der Folge). Stattdessen wurde eine "Sonder-Erstaussgabe" herausgegeben. Ein Teil dieser Auflage wurde an Multiplikatoren und Institutionen in der BRD gesandt mit der Intention, sich für die Verbreitung der Ausgabe einzusetzen.

Auch mit Zeitungsannoncen wurde für sie geworben.

Zugleich wurde eine Charity Campain initiiert, um den Erlös aus dem Verkauf des Buches zur Unterstützung von "palästinensischen, arabischen und libanesischen Kindern zukommen zu lassen, die alles verloren haben".

Für dieses Projekt wurde zugleich um Spenden gebeten.

Im Jahr 1987 erloschen die öffentlichen Bemühungen der Initiatoren des Projekts aus mir unbekanntem Gründen.

Nachdem seither kein Verlag sich dieser einzigartigen Publikation angenommen hat, erscheint jetzt als einzige Wiederveröffentlichung eine ebenfalls zweiteilige Faksimileausgabe der Publikation bei A+C online (zum kostenfreien Download).

Am Schluß des 2. Buches folgt ein Nachwort des Herausgebers mit weiteren Hinweisen zum damaligen Projekt.

Die Titelvignette der Neuausgabe (1. Buch) zeigt eine Abbildung aus der Schedel'schen Weltchronik von 1493. (Quelle WP: Antijudaismus)
Das Titelbild der Originalausgabe (1. Buch) ist eine Originalaufnahme der äußeren Warschauer Ghettomauer: das zugemauerte Haustor Nr. 28 der Swietokrzyska-Straße, von der Deutschen Verwaltung des "Wohnbezirks für Juden" als Block 106 registriert. (Text auf dem Umschlag)

Mondrian v. Lüttichau
Berlin 2023

Zh. M. Rubin

28

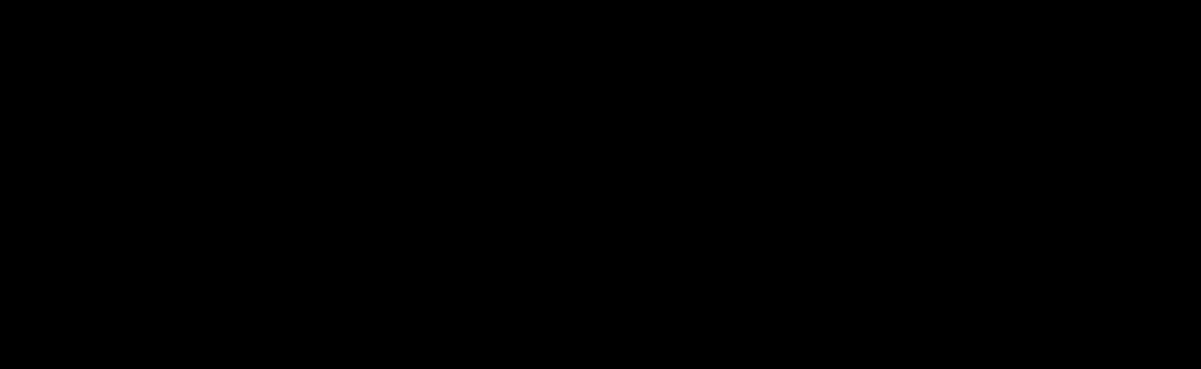
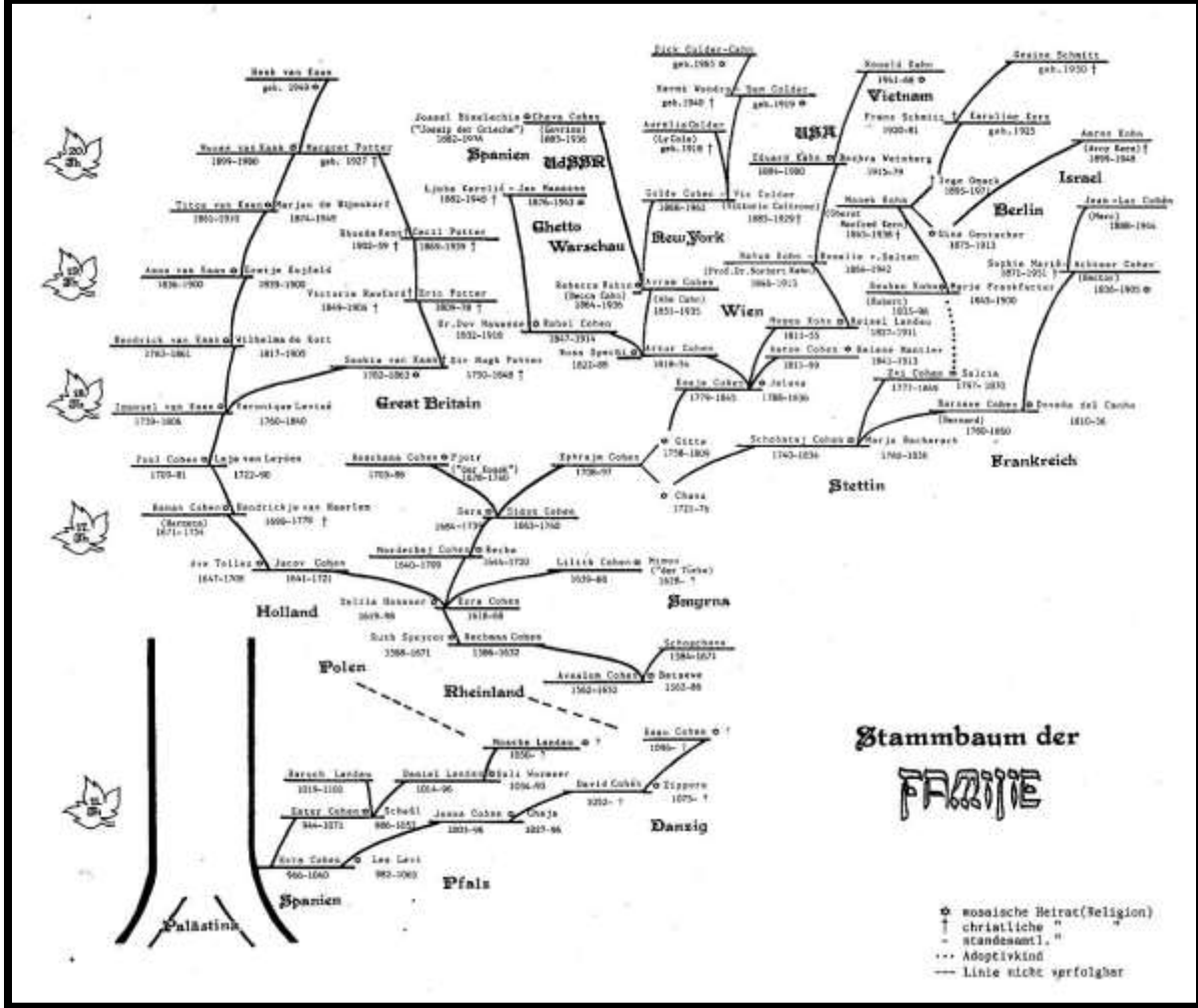
(106)

WILHELM
VON
MORGENSTERN

DIE FRÄNKE

TOTSCHLAG

Zwintausendjährige Chronik
einer Europäischen Sippe



»Die meisten historischen Werke über Juden
sind von Juden geschrieben für Juden,
oder von Gelehrten für Gelehrte.

Aber Jüdische Geschichte ist zu faszinierend,
zu interessant, zu unvorstellbar,
als Privatbesitz zu bleiben von
Juden und Wissenschaftlern.«

Aus dem Vorwort zu
»JUDEN, GOTT UND GESCHICHTE«
von Max I. Dimont

(Verlag Simon & Schuster, New York)

Sh. M. Rubin

DIE FAMILIE

1. Buch: TOTSCHLAG

*»Für Rebecca –
für die Jungen
in aller Welt,
die verstehen,
lernen wollen.«*

Der Autor hat sich im Copyright-Vertrag vorbehalten, die deutsche Fassung dieses Werks vor der englischen (auch Original-Version) publizieren zu lassen.

»Duty der Deutschen!« sagte Sh. M. Rubin in einem Interview mit dem NBC, New York.

Sonder-Erstaussage in deutscher Sprache – in limit. Auflage
Deutsche Exil Edition, New York-London

Copyright © by Jewish Lit Agency & Sh. M. Rubin, London

English Version: newmanbooks Inc. N.Y.

Printed in Germany

Gesamtgestaltung, verantwortl. Herausgeber: Ken Chomet

Grafik: R. Tarascas

Cover: Rivca

ALLE RECHTE VORBEHALTEN, INSBESONDERE DAS DES ÖFFENTLICHEN
VORTRAGS, DER ÜBERTRAGUNG DURCH RUNDFUNK ODER FERNSEHEN,
AUCH EINZELNER TEILE

Diese Geschichte einer Cohenfamilie basiert auf aufgefundenen Schriften,
Unterlagen wie Berichten aus den Jahrhunderten seit etwa 1001 n. Chr.

Im 19. und 20. Jh. sind einige Namen wie Orte aus die Privatsphäre btr.
Gründen geändert, nicht jedoch solche historischer Persönlichkeiten.

Der Autor dankt nicht ...

Herrn Helmut Kindler, Zürich

Telegramm Kindler nach Erhalt des umfangreichen Werktraktats (Synopsis):

DAS IST EIN AUSSERORDENTLICHER ENTWURF + KÖNNTEN SIE SICH
ENTSCHLIESSEN AUF DEN ERSTEN BAND ZU VERZICHTEN, D. H. DEN
INHALT ZU EINEM EINLEITUNGSKAPITEL ZUSAMMENZUFASSEN? + +
WENN SIE MANUSKRIFT SCHICKEN, KÖNNTE ICH IHNEN SOFORT
EINEN VERTRAGSVORSCHLAG MACHEN +

*Autor schickt 1. Buchteil mit dem Hinweis, daß die tausendjährige Vorgeschichte des
Holocaust der fast wichtigere Teil des Werks, worauf Herr Kindler (völlig branchenunüb-
lich) die Verlags-interne Lektorenkritik des Herrn Nikel übersendet.*

»... weil so vieles, was in einer komprimierten Darstellung reizvoll sein kann, in einem
langen Roman unerträglich wird; z. B. die unendlichen Wiederholungen von jiddischen
Worten.«

Es müßte »Wörter« heißen, Worte sind nicht wiederholt.

Herrn J. Hellmut Freund, S. FISCHER–Frankfurt

Nach Erhalt der Synopsis:

»Tatsächlich interessiert mich Ihr Buch ... Mit Respekt. Der Autor baut, er bringt
viel, ja alles zusammen.«

*Das Angebot der Autorenagency, Leseproben aus dem Werk zu übersenden, wird von
S. FISCHER negiert, Herr Freund besteht auf Erhalt des gesamten, fertiggestellten
Buches – exklusiv angeboten, was international in solch Vorverhandlungsfällen nicht
üblich. Auch ist »Mord«, der 2. Buchteil z. Zt. noch nicht fertig.*

Hr. Freund: »... ohne nochmals Einzelheiten diskutieren zu wollen, ohne des Verlags
und meinen Standpunkt im Detail erklären zu wollen. Ich selbst bin Jude. Wir verzichten
auf das Projekt.«

Der Verlag hat keine Zeile des Werks gelesen.

HOFFMANN & CAMPE, Hamburg

»... da in unserer Programmplanung bereits mehrere Werke von internationalem Rang
zum gleichen Thema vorgesehen sind.«

*Eine Anfrage, um welche Werke es sich handelt, da doch eine andere Chronik der
Größenordnung international nicht besteht, bleibt unbeantwortet.*

dem Magazin STERN, Verlag STERN BUCH–Hamburg

STERN fragt bei Agency an wg. Vorabdruck »Die Familie«, STERN BUCH bittet parallel um Hilfe hinsichtlich eines Verlags in England/USA für das STERN-Buchwerk »Der Juwelier von Majdanek« von STERN-Autor Günther Schwarberg. Eine geringfügige Beteiligung aber den Übersetzungskosten lehnt STERN ab, obschon die Jewish Lit Agency anbietet, des Themas wegen 50% hiervon zu übernehmen.

Autor und STERN-Redakteur Schwarberg, um seine Meinung zum Vorgang befragt: »... zudringliche Art der Herren der Jewish Lit Agency.«

Herrn Henry Nannen, damals STERN Herausgeber

Herr Nannen, zuvor Chefredakteur des STERN, wird von der Agency aufgefordert, ein Statement abzugeben, daß STERN es ablehnt, ein halbteiliges Übersetzungshonorar von DM 4000 aufzubringen für ein eigenes Werk jüdischen Themas – zur selben Zeit aber ca. 9 Millionen anlegt für den Erwerb der Hitlertagebücher.

Keine Antwort von Herrn Nannen. STERN Redaktion bricht die Verhandlungen wg. Vorabdruck »Die Familie« ohne Kommentar ab.

Fr. Prof. Dr. Uta Ranke-Heinemann, Essen

Auf Bitte der Agency um Hilfestellung, der »Familie« einen seriösen deutschen Verlag finden zu helfen, vorerst keine Antwort. Sodann wendet der Autor selbst sich an die Theologin, die sich ihm gegenüber mit Arbeitsüberlastung entschuldigt: eine Vortragsreihe »Der Antisemitismus in der Antike«.

Sh. M. Rubin antwortet kollegial, daß der Begriff »Antisemitismus« vor etwa 1880 nach Christi nicht bestanden, daß es in der Antike wie später lediglich einen religions-, nicht aber rassisch bedingten Judentumshat gegeben.

Keine Antwort mehr von Frau Prof. Ranke-Heinemann.

Frau Luise Rinser, Rocca di Papa

Auf kollegiales Schreiben des Autors der »Familie« antwortet Luise Rinser ebenso kollegial und fragt bei Rubin als Kenner der Jüdischen Sache an, wieso denn die »Ostjuden« so semitisch aussähen, wo sie doch Alle von den Chasaren (türkisches Volk) herstammten. Rubin klärt Frau Rinser auf über die Unsinnigkeit dieser These, belehrt seine Briefpartnerin eingehend über das Judentum seit 2000 Jahren.

Keine Antwort mehr von Luise Rinser, die zwar für »Die Familie« S. FISCHER als deutschen Verlag empfahl, sich da aber in keiner Weise für das Werk einsetzte oder sich für dieses interessiert, sondern draufhin den Roman »Mirjam« schreibt – eine jüdische Story aus jüdischer Sicht, doch aber u. a. die alte Falschauslegung von Jesus' Jerusalembesuch »als 12- oder 13jähriger« wiederholt statt das Fakt zu beleuchten, daß dies nichts anderes als seine Bar-Mizwa war und keinesfalls »im Tempel diskutierend mit den Rabbis aufgefunden«. Schlicht: rituell bedingtes Vorlesen aus der Thorarolle.

HANSER VERLAG, München

Keine wie auch immer geartete Antwort auf Express-Schreiben der Agency.

Herrn Dr. R. Neven du Mont, KIEPENHEUER & WITSCH-Köln

Nach Erhalt der Synopsis:

»... das Werk ist in jeder Hinsicht ungewöhnlich: Umfang, Sprache, Inhalt. Die unendlich vielen Schicksale ... Einer Veröffentlichung müßte eine Kürzung des Textes vorausgehen.«

Der Verlag hat keine Zeile des Werks gelesen.

Herrn Hans W. Polak, ZSOLNAY VERLAG-Wien

»Wir lesen nur Bücher und Manuskripte, deren Rechteinhaber uns zusichern, daß wir die einzigen Verleger sind, denen das Manuskript angeboten. Das sind im Schnitt 3000 Werke pro Jahr, und wir könnten die Zahl mühelos verdoppeln. Schicken Sie mir den fertiggestellten Teil ... oder schicken Sie mir nichts. Beides soll mir recht sein.«

Der Verlag lehnte sogar a priori eine finanzielle Beteiligung eines US-Verlags ab.

EUROPA VERLAG, München-Wien
(Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes)

»Vielen Dank für die Kostproben, die uns so weit überzeugt haben, daß wir, um endgültige Entschlüsse zu fassen, gern alles lesen möchten, was Ihnen bisher vorliegt.«

Agency überreicht weitere Kapitel bis 1900, in denen der Autor sich auch kritisch auseinandersetzt mit dem österreichischen, dem Wiener Antisemitismus wie mit der zwiespältigen Haltung der SPÖ damals – Victor Adlers.

»Wir sind zu dem Entschluß gekommen, daß das Manuskript als Buch allein nicht produzierbar ist ... nur in Verbindung mit einer bereits produzierten Film- bzw. Fernsehserie.«

Herrn Daniel Kehl, DIOGENES VERLAG-Zürich

»Lieber Herr Rubin,

Ihr Projekt scheint in jeder Beziehung ein wirklich großes Unternehmen, auf das wir uns aber zur Zeit nicht einlassen können. Unser Programm ...

Der Verlag hat keine Zeile des Werks gelesen.

*»Es ist wie ein Wunder!
Tausend Mal habe ich es erfahren,
und doch bleibt es mir ewig neu.
Die Einen werfen mir vor,
daß ich Jude sei, die Anderen
verzeihen es mir, der Dritte
lobt mich gar dafür;
aber Alle denken dran.*

*Die armen Deutschen!
Im untersten Geschoße wohnend,
gedrückt von den sieben Stockwerken
der höheren Stände, erleichtert es
ihr ängstliches Gefühl,
von Menschen zu sprechen,
die noch tiefer als sie selbst,
die im Keller wohnen.
Kein Jude zu sein, tröstet sie dafür,
daß sie nichteinmal Hofräte sind.*

*Ich weiß das unverdiente Glück
zu schätzen, ein Deutscher und
ein Jude zu sein. Ja, weil ich als
Knecht geboren, darum liebe ich
die Freiheit mehr als Ihr.
Ja, weil ich die Sklaverei gelernt,
darum verstehe ich die Freiheit
mehr als Ihr.«*

LUDWIG BÖRNE

(aus dem 74. Brief aus Paris,
datiert unter dem 7. Feb. 1832)

Der geneigte alles-verstehende Leser möge nicht ergrimmt sein über die zahlreichen Fußnoten – der geneigte nicht-alles-verstehende Leser sei eingeladen, dies und das nachzuschlagen.

Das Fußnotenregister findet sich nach Ende des Kapitel VII.

TOTSCHLAG

I. Kapitel



Abba, Abba – mîr bewakaschà! Com'espléndido!« jauchzt das kleine Mädchen und zieht ihren Vater, der – die Zügel des Maultiergespanns fest in der Hand – neben ihr auf dem Kutschbock sitzt, am Ärmel.

Ester spricht ein Gemisch aus Spanisch und Hebräisch, wie's die Juden ihrer maurischen Heimat reden – wohl da und dort ein Wörtchen des Arabischen eingefügt.

Ihr Abba (Vater Ezra ben Ariel aus dem Stamme Cohen), dem sie das »*Schau bitte, wie herrlich*« zugerufen, blickt vom Hügel, da die kleine Karawane angelangt, ins Tal: unten liegt im späten Sommer-sonnenschein das pfälzische Örtlein Pirmasens mit seinen heimlichen Häuschen und den winzigen Winkeln.

»*Com'espléndido!*« wiederholt ein Alter in reich besticktem Kaftan (Esters Großonkel Jona) im zweiten Gefährt, und Tante Miriam dankt dem großen GOTT, daß die Reise bisher wohl verlaufen.

»*Schemà Isruél!*«¹

Man schreibt anno Domini 1001 post Christum natum, Ezra und die Seinen zählen in ihrer alttestamentarischen Zeitrechnung: es ist das Jahr 4761 dieser Welt, 3 Millennien nach dem Zuge des Aramäer Abraham ins Jordantal, von Chaldea her aus der Stadt Ur.

Die Wanderung der *Cohenmischpachà*² war zwar kürzer und minder beschwerlich denn die ihres Stammvaters und dessen Sippe – doch immerhin ist die Wagenkolonne schon einen Monat unterwegs seit ihrer Abfahrt aus Zaragoza auf der Iberischen Halbinsel.

Schuld an dem ganzen, dem friedlichen Exodus der Sippe aus *Sfaràd* – Spanien mithin, dessen Juden eben *Sfaradim* genannt, und wo unsere Sippe schon im achten Jahrhundert³ ansässig gewesen, ist Onkel Asvár in der *statt koelen*⁴ in teutschen Gauen. Und die soll nun auch Heimat werden dem kleinen Trupp, dem zwei elternlose Jungen sich angeschlossen nämlich Jezechiel (20) und sein, vier Jahr jüngerer, Bruder Schaúl.

Jener Asvár Levi nun, stammend aus dem uralten Triebe der *Leviten*, auf welch Priesterkaste sich eben auch die *Cohanim* zurückführen, ist ein wohl bestallter Tuche- und Tandhändler, seine Vorfahren lebten dito schon vor mehr als 300 Jahren in Europa, fern dem alten Vaterland, dem heiligen – wie so viele der Söhne und Töchter Sems, des Erstgebor’nen Noahs.

Wie damals die, mit den Kölner Levis verwetterten Cohen aus Erez Israel – Erde des ›Gottesstreiter‹ Jacob – via das *Mare Mediterraneum*, das Levantemeer nach Cordoba und weiter gewandert, sind die Levis aus Galiläa gen Norden gezogen, sie überquerten den Bospurus, wendeten sich da Richtung West, endlich in der Diäspora, der Zerstreung des biblischen Volkes über alle Welt, am größten deutschen Strome sich niederzulassen.

Die Frommen, diese Sefarden, die unter dem Islam, den ihnen wohlgesonnenen Muslim im eroberten Hyspanien des ersten Jahrtausends nach dem Tod jenes jüdischen Propheten, der seine Brüder und die Menschheit wollte befrei’n von uralten Zwängen und Übeln, dem Jeschúa Sohn des Jussef, die Gebräuche und die Sitten reiner erhalten haben, nennen eben ihre Schwäher in Deutschland, die Modernen schlicht *Askenásim*⁵ – was nicht mehr und nicht minder soll bedeuten als ›deutsch‹. Und Judith Aschkenas hieß auch die Jungfrau, die der Onkel genommen, eh er sein erstes großes Auslandsgeschäft (Tausch von tauglichteutschem Handwerksgut gegen Geschmeide und Gewebe aus dem nahen Orient – schwerer Sammet denn wie schillernde Seide) in Zaragoza abgewickelt mit dem guten Ariel, seinem entfernten Cohenvetter, und dem (zu der Zeit fünfzehnjährigen) Ezra den Floh ins Ohr gesetzt mit dem Rheinland.



Am Tor von Pirmasens würfeln Zollmann und burggräflicher Hellebardist um einen Humpen Roten, den der Wirt am Wall hat durch seine dreiste, flachshaarige Magd herausschaffen lassen. Die Kleine ist froh, die Arbeit des Dielenschrubbens getauscht zu haben gegen Weinkredenzen, und als der Stoffel (Hüter der öffentlichen Ordnung) zwei Sechsen schiebt, darf er dem Bärbele vor Begeisterung an den strammen Hintern tappen – wofür sie dann den ersten Schluck abkriegt aus seinem Becher und der Zöllner zahlen muß. Die Gesellschaft ist dermaßen vertieft in ihr Kurzweil, daß die Karren mit den Reisigen schier sonder *contradictio*⁶ hätten die off'ne Schranke passiert – das Ächzen jedoch der arg ramponierten Wagenräder klingt dem wack'ren Abgabenadjunct vertraut in den Ohren, und er erhebt sich von Spiel und Trunk, den Einfahrenden den obligaten Obulus abzuverlangen.

»*Halt das Ganze!*« tönt die Obrigkeit in Gestalt des krummbeinigen Kerls, und der Spanier zügelt sein Gespann. Die beiden and'ren Rosselenker tun's ihm gleich.

»*Ave patrone!*«⁷ gibt denn Ezra dem Menschen zurück, kein Wort des germanischen intus, jenen Anruf doch im Tone zu deuten.

Zebedäus der Zollmann, hinwiederum des Lateinischen nicht mächtig, will wohl wissen mit welch Pack er's zu tun habe, so er den Fuhrtreck einläßt in sein Hoheitsgebiet – da fragt der, von den Freunden gescheuchte, Mautmann amtlich an:

»*Woher, wohin?!*«

Cohen⁸ nun, der dies für ein knapp-landesüblich Grußwort nimmt, wünscht dem Torhüter wie dessen Kumpanei freundlich den Frieden.

»*Schalòm, Schalòm!*«

Am ersten wird Jungfer Barbara, in ihrer Wirtsstub schon mit all möglichen Rassen der weiten Welt ins Gered gekommen, schlau aus dem fremdländischen Gemauschel.

»*Ob dis just joden seyn?!*«

Sapperlot!

Eifrig – als wär das sein eigen Wissen – hakt der Krummwadige (sich gar in Haltung begebend) ein.

»Joden im pfälzchen willkomen! Wir – freund allsam – bey pirmasens!!«

Er kauderwelscht die eig'ne Muttersprache, sich verständlich zu machen bei den Fremdstämmigen, denn die gräfliche Verwaltung hat ihm strikte aufgetragen, gnädig zu verfahren mit hebräischen Herkömmlingen und sie mit den Annehmlichkeiten der Gegend vertraut zu machen.

Grund für dies Edict ist der Wegzug des alten Elias vor nunmehr Jahresfrist, des einzig gewandten Händlers in den Mauern, der samt den Seinen nordwärts ist, in Worms sein Glück zu suchen. So fehlt's denn am Orte an geeignetem Ersatz für dessen Talent.

Ergo fühlt Gendarm Christoph, der wohl auch den Erlaß kennt seines Landgrafen, sich bemüßigt die Würfel aus der Hand zu legen und sich den Israeliten (*hat nicht auch sein Heiliger den Menschensohn durch die Fluten getragen?!*) als Vorreiter anzudienen. Obwohl der Stoßwaffenträger unberoßt, schreitet er würdevoll den Gefährten der Zaragozan'schen Familie voran durch's Tor – und er geleitet die in Obhut Genomm'nen vors erste zum »Schwanen« am Weiher, dessen Pächter der leibliche Schwestersohn der Muhme seines Stiefbruders, des stimmgewaltigen Nachtwächters, der auch tapfer die Trommepette bläst.



Meister Levi steht am Schreibpult im Gewölb seines Hauses numero 437 zu Kölln und liest zum zehnten Male den Brief aus Zaragoza, den ihm Neffe Ezra vor einem Viertel Jahr hat zukommen lassen durch einen umherziehenden Glaubensgenossen, der nach Osten weitermachte.

Immerhin ist der Ohm wohl ein wenig verantwortlich für des Ariel Sohns Entschluß, sein Domicil von Spanien nach Deutschland zu verlegen: tat er dem Jüngling nicht damals in leuchtenden Farben ausmalen das Leben am Rhein?! Und dann hat sich dieser Cohen – ein Mann geworden, Hausstand gegründet – just nach zwanzig *schanim*⁹ aufgemacht, seinem Ruf zu folgen, und müßte doch mit Mischpachà längst eingetroffen sein. Avisiert denn dieser Ezra nicht in klarstem Hebräisch, daß er nach Beförderung seiner Epistel Iberien wolle verlassen und mit Sack und Pack rheinwärts wandern? Und Monde können die Menschen maßvoll nicht unterwegs sein, wenn ihnen – »*GOTT soll abhüten!*« – auf der Fahrt nichts widerfahren...

Asvar seufzt in Sorge um die Verwandtschaft (wie um die erwarteten spanischen Specialitäten) so vernehmlich, daß sein Weib, die mit ihren neununddreißig an Lenzen immer noch schöne, schwarze Judith herabsteigt aus den Wohngemächern, zu forschen nach der Ursache des Jeierns des Gatten.

»*Drückt dich der Mett, Mann – den ich dir hab auftisch'n müssen gestern zur Nacht?*« dringt Frau Levi in den Ihren. »*Hab ich nicht immer gesagt, du sollst nix trejfenes*¹⁰ *zu dir nehmen?!*«

Die brave Hausfrau weiß was sie redet: der gute *gojische*¹¹ Metzger am Wasserthor stellt zwar (stadtbekannt) die schmackhaftesten Würste her – mit der Frische aber des Schweinefleischs, welches er in diese mengt, nimmt er's nicht so genau. Und hat nicht Mosché den Genuß verboten von *chazir*¹², weil dies unreine Tier voll der Trichinen und hierdurch Übelkeit wenn nicht gar Krankheiten sind hervorgerufen beim Verzehr?

»Schèket¹³ Weib!« unterbricht der Levi die ungerechtfertigten Vorhaltungen seiner Judith. »Es is nit die Wurst...«

»Es is nit die Wurst? Was dann??«

»Ich klär.«

»Was klärst du, Asvarle – is es der Monatsultimo??«

Schon zeigt die Gattin sich wieder freundlich, sorgt sich nun um das mercantile Wohlergehn des Ernährers. Jener jedoch winkt ab.

»Es is der Brief aus Zaragoza. Vom Ezra Cohen.«

»Kennst du den nicht bald aus dem Kopfe?!« lacht sie, die weiß wie oft er schon die Nachricht studiert.

»Aber sie wollten vor Wochenfrist grad am Orte sein – – wenn denen nur nix zugekommen auf der Reis'!«

Jener Wortwechsel wird unterbrochen vom gefälligen Glockengebimmel, welches der Hausherr hat anbringen lassen am Tor zum Gewölbe, den Eintritt von Kundschaft zu künden. Doch es ist kein Käufer, der das Geschäft betritt nur die lustige, rothaarige Tochter von Asvar und Judith – die neunzehnjährige Lea.

Lea ist das Product der Abschiedsnacht ihrer Eltern – damals als der Vater seine erste selbständige Spanienfahrt antrat in Geschäften, nachdem sein Vater, der alte Amon das Zeitliche gesegnet und ihm das Unternehmen übertragen.

Das schöne Kind ist brav, gewandt im Umgang mit fremden Sprachen – selbst das Lateinische hat's erlernt von Pater Bonifaz auf St. Michael, kommt vom Markte, eine fette, taufrische Truthenne erfeilscht um grad drei Grosche. Das Geschick nun des Handelns hat das Mädchen dem Abba abgeschaut. Der würde zwar seine Geschäftspartner nie (wie And're es tun) über die Löffel balbieren, allieweil er viel zu weise und weiß, wie er sodann Clientel könnt einbüßen und einen abwertigen Ruf als Kaufherr erwerben – doch aber (stets auf reell Gewinn bedacht) noch dem schlauesten Bäuerlein sein Böcklein abnehmend gegen einen hölzernen (wohl kunstvoll geschnitzten) Leuchter. Wo jedereins weiß, daß so ein Lichthalter kaum ein Karnickl wert.

Jungfer Lea ist handfest heiratsfähig, selbst aus edlem Stamme haben sich schon Interessenten angemeldet, die sich nicht drum scheren, auch ein schönes jüdisch Mägdlein (vor allem mit reicher Aussteuer wie der Levi sie bietet) zu ehelichen. Die Mutter aber versteht's, alle Bewerber hinzuhalten. Hat sie doch bereits in dem Alter, in dem ihre Tochter jetzt steht, einen Mann genommen (*»Gesund soll er sein bis hundertundzwanzig!«*) und auch bald schwanger war, umdaß sie von den Sorgen um den Gatten und den Schmerzen weiß beim Gebären – so ihr Einziges will ein paar Jahr noch unbeschwert dahinleben lassen. Gar den Sohn des jüdischen Goldhändlers Gavriel (allwelchem man die Künste der Alchemie nachsagt) – dem ob des Reichtums seines Erzeugers vielbegehrten Simon, der trotz Judentums auf du und du steht mit den Söhnen der Ritterschaft und Abba Asvar einen Antrag hat übermitteln lassen vonwegen der Tochter Hand, vertröstete Frau Levi.

Nun genießt Lea munter die Maidenjahre, sie versteht sich gut mit den christlichen Töchtern ihres Alters wie Standes, sie darf noch scherzen mit wem sie mag. Denn ist sie ersteinmal Frau Sowieso, hört sich das schelmische Geschäker auf und der Ernst der Hausherrin und Mutter beginnt, vor welchem Judith ihr Kind noch eine Zeit zu bewahren gedenkt.



Die Nacht haben Ezra und die Seinen im »Schwanen« gut zugebracht.

Ester kriecht als erstes, schon zum Hahnenschrei aus der Schlafstatt und läuft gleich in den Hof, von da ein Steig abwärtsführt hin zum Wasser. Der Spätagusttag erwacht mit dem Gegacker des Federviehs, von seinem Krähgockel aufgescheucht, die kleinen Rotkehlchen heben an zu zwitschern, und der grimmig gestaltete Kettenhund, der Bodo (eine ungelung'ne Kreuzung zwischen einem stolzen Jagdrüden des gräflichen Zwingers und der Hündin des Hammelhüters, des steinalten Schäferveit) trottet verträumt aus seiner Hütte, nähert sich schwanzwedelnd der kleinen, schwarzlockigen Fremden.

Da tritt auch schon das goldhaarblond'ne Gretle, Ester gleichalt'rig, das mit seinen jungen Jahren an Alter bereits emsig mitschafft bei der Arbeit in der Wirtschaft, aus der Bettkammer des Gesindes über den Ställen, aus denen es muht und wiehert, daß es eine Lust hat.

Gretel und Ester brauchen nicht viel Worte oder gemeinsame Sprachenkenntnis, sie tun was alle kleinen Mädchen auf der Welt tun: sie lachen sich an, sie springen Hand in Hand hinab zum Wasser – pardauz, da stolpert das Cohenkind über eine Wurzel, rafft sich kichernd auf, und dann begucken die Beiden sich im Spiegel des Wellengekräusels, sie plätschern froh am Rain des Weihers, von dem der stolze, weiße Vogel ablegt, nach welchem die Herberge den Namen hat, sie scherzen froh mit Erpel und Ente, die im Gänsemarsch hinausrudern, die tägliche Futtersuche zu beginnen.

»Gretle!« singt eine helle Frauenstimme vom Wirtshause her.
»Gretle – hastu den Hühnern Körner gestreut?«

Das Ermahnte macht »huu«, wie alle kleinen Menschen, die vor Freude um die Natur ihre Pflichten vergessen und läuft zur Mutter, die gerufen.

Diese – die Mariann – ist seit manch Jahren Magd beim Schwanenwirtin, ist stämmig und kräftig, versteht zuzupacken, ist aber auch weich und warmherzig. So ist sie auch zu dem Balg gekommen, das sie vor sieben Sommern ausgetragen. Wer's gewesen, wer der Kindsvater, das will die Brave nicht verraten – aber es weiß ohnedas die ganze Gemeinde, daß es der Michel war, der Sohn ihres Brotgebers und dessen erster Frau (die im Kindbett geblieben), der der Hübschen damals auf die Tenne nachgestiegen und dann hat eingeheiratet in den Schoberhof. Die Magd aber trägt ihr Los, welches ihr ein Auskommen beschert, eine eig'ne Kammer und zehn Grosche jedes vollen Monds – dazu ein Kindle, das ihr alleine gehört, an dem sie ihre Freude hat.

In der Gaststüb versammelt man sich zum Frühmahle. Geschäftig scharwenzelt der Wirt und seine Marie (die zweite, die er genommen, die zwanzig Jahr jüngere, hinter der er ständig dreindonnert, daß sie sich justam End' mit zutraulichen Zechern einließe in eindeutige Gespräche) um die seltenen Fremden.

Ezra Cohen hat sich stattlich gewandet: trotz der noch julwarmen Jahreszeit trägt er sich mit Pelzkragen und Velvetwams – die Familie wurde so ausgesucht und ehrerbietig aufgenommen am Orte, daß er meint durch gar reich Gehabe sich erkenntlich zeigen zu müssen. Tante Miriam und der alte Jona wirken recht orientalisches in ihren bunten Gewändern, und Jezechiel (des strammen Schaul hochaufgeschossener Bruder) betrachtet mit Wohlgefallen die schmucke Schankschöne, die Susann, die ihm den Morgentrunk (kuhwarme Milch mit einem Löffelchen wilden Waldeshonig drein) vorsetzt.

»Wohl bekomm's!« wünscht der Gastherr, und »Noch ein Eierküchle?« beeilt seine Marie sich anzufragen, alldieweil Esterkind sein erstes (hungrig vom Herumspringen) mit zwei Bissen weggeputzt. Und ohne Antwort abzuwarten, die freiweg nicht zu erhoffen, da die Schlafgäst doch die Fragen und die Wirtsleut deren Worte nicht verstehn, tut Mariele dem Mädlechen eine zweite Kelle auf den Teller.

Miriam Cohen, Ezras älterer, unverheiratet gebliebener Schwester mundet das Morgenbrot wie allen Anderen. Die dunkeläugige, delicat-israelitische Dame in den Vierzig ist mit ihrem Bruder aus Zaragoza weggezogen, weil sie insgeheim doch noch auf den Bewerber in der weiten Welt hofft, der sich in der iberischen Heimat nicht hatte einstellen wollen; und der alte Jona ist der Onkel von Esters verstorbener Mutter, an die das Kleine sich kaum noch erinnert. Das Fieber, das vor einigen Jahren (aus Africa eingeschleppt) durch ganz Castilien gewütet, hat Viele dahingerafft – auch Jona hat keine Lieben zurücklassen in Spanien, und Ezra ist froh den Alten bei sich zu haben. Galt der doch stets als der ravisanteste und klügste Rechner weit und breit. Ein Können, wie er's von seinen ismaelitischen Vettern sich erwarb, und das im Handelsgewerbe nicht mit Gold aufzuwiegen.

Hannes – ehemaliger Meier der Burg, heut Meister der Menschen seiner Gemeinde – hat einen sprachkundigen Helfer mitgebracht: den Bibelfesten Pater Eusebius vom Kloster im Weidenthal, dem (von Schildwach wie Zoll gemeldeten) Judenbesuch seine Reverenz zu erweisen.

»Als Vertreter der Bürgerschaft zu Pirmasens und treuergeb'ner Gefolgsmann uns'res gütigen Grafen Kuno auf Bechhofen grüß ich Euch Fremdling und die Euren und wünsch, daß unser Ort ein wenig zum Verweil denn mög bestimmen!«

Hannes hat sich in vollem Ornat vor dem Schwanen aufgebaut, und der schwitzende, sich mit einem riesigen roten Schnupftuch das Naß von der fetten Stirn wischende Pater überträgt seine wohlgeählten Worte ins Hebräische – leicht stockend, ab und an eine lateinische Vocabel zwischengefügt, wo er mit der Sprache der Schrift nicht ganz zurechtkommt.

»Schalom Adòn Hannes we kòl ha Pirmasensim!«

Ezra Cohen, der mit Mischpachà vors Tor getreten, macht das Segenszeichen über den Bürgermeister, den Pfaffen wie die Schar der Ortsbewohner, die sich neugierig eingefunden, das Begrüßungszeremoniell ihres Ältesten mitzufeiern und die Mosaischen zu bestaunen.

Wie ein Lauffeuer ist die Nachricht vom Tor zum Ortsende geeilt, daß gute Juden angetroffen. Mondelang doch schon entbehrt man durch den Fortgang des emsigen Elias der arabischen Gewürze, der levantinischen Linnen und des Haarschmucks für die Weiber – da ist das öffentliche Interesse groß an einem neuen Handelsmann.

Jetzt erweist Ezras Adjustierung sich als wohlgewählt, und »*Adòn Hannes*« – Herr Hans also, »*we kòl ha Pirmasensim*«, und alle Pirmasenser brechen denn auch in ein »*Vivat, Vivat*« aus, was (lateinkundig) auch der Hochlebengelass'ne samt Anhang gut versteht. Doch sie fragen sich erstaunt, was der feierliche Empfang wohl bedeute, müssen aber nicht lang forschen nach dem Warum und Wieso, denn Meier und Eusebius schicken sich an, den Besuch durch die Gassen zu führen.

Das wird ein aufgeräumter Umzug.

In allen Fenstern liegen die Bürgersweiber und schwatzen sich zu wie zur Fasnacht, die Handwerksmeister treten vor ihre Werkstätten, die Straßenjungen jagen dem Bataillon voran, und der Pfaffe scheucht jene Passanten, die der Procession den Weg versperren, mit herrischer Hand zur Seite.

Uns're Juden ergetzen sich an den sauberen, kleinen Häusern mit den Blumen, die von den Altanen grünen, an dem alten Brunnen am Marktplatz, den ein erzen Fischlein ziert, welches Wasser aus dem Maule speit – und dann steht man vor einem ausladenden Anwesen, an dessen Tor (kunstvoll schmiedeisengefertigt) wahrhaftig ein Zionstern prangt. Das Hexagon des Helden David.

Es ist das Haus des Hebräers Elija¹⁴.

Langsam dämmert's dem Cohen, was es mit dem Eifer der guten Leute auf sich hat, und die Besichtigung des Gebäudeinneren fällt (zur hellen Freude des Hannes wie seines heiligen Helfers) zufriedenstellend aus. Die Spanier sind beeindruckt vom weiträumigen Warengewölbe mit der großen Geschäftsstube nach vornheraus, von den Wohngemächern im oberen Geschoß und dem kleinen Gärtchen nach hinten mit Blick auf die Lauter, die sich in geruhsam Geplätscher dahinwindet.

Drei Tage nach (erfolgreicher) Werbung der Pirmasenser Population um den israelitischen Kaufherrn wie einer Audienz beim Herrn Burggrafen persönlich, der einen gefeierten Finanzjuden wohl nötig hat, als der ben Ariel sich entschloß, nicht nach Köln weiterzureisen sondern mit seiner Truppe sich am Platze niederzulassen (Hannes hat ihm das Elias'sche Grundstück samt Haus zum Erwerb zugesagt, zahlbar innert 5 Jahren – so kettet der rührige Bürgermeister den Mann an seine Mauern!) und den Handelsherrn zu machen (Ezras Kontakte zur alten Ebroheimat sind nicht gering zu schätzen), trifft der junge Jezechiel hoch zu Roß, welches ihm aus gräflichem Gestüt hochherzig zur Verfügung gestellt, ein am Rheine.

Mit seinem Latein, das so manch Kölner Bürger leidlich beherrscht (ist man doch die größte römische Gemeinde weit und breit), fragt er sich gut durch zum Laden des Herrn Levi – und er überbringt dem nun ein Schreiben des Herrn Cohen, mit welchem dieser jenem seinen Entschluß bekanntgibt, in der Pfalz Heimat zu nehmen.

»*Mazé?!*«¹⁵ ruft Asvar beklommen als er dies liest – er muß es erst verdauen, daß der Neffe nicht mit zugesagter Ware wird kommen. Wie er aber dann die Epistel weiterstudiert, hellt sein *panim*¹⁶ sich wieder auf: denn Ezra eröffnet, daß er dem Onkel gern ein Gutteil der mitgeführten Güter wolle ablassen – er möge dem Briefboten nur auftragen, wann er diese abzuholen gedenke und was er dagegen habe zu bieten.

Da ist der Vater wieder guter Dinge, als die muntere Lea von oben herabeilt und unversehens vor dem freundlichen Fremden steht. Und während der Kaufherr überlegt, daß es doch gut wie es gekommen, sonst hätte er jetzt eine Konkurrenz mehr am Orte, grüßt Lea artig den Jezechiel, und auch Frau Judith tritt heran, läßt sich vom munteren Meldereiter die Aufwartung machen, sie lädt den zum Abendbrot und zur Nächtigung, eh er am nächsten Tage zurück muß traben, dem Cohen die Antwort des Levi überbringen.

Vor dem Nachessen darf Lea den neuen Familienfreund folgsam durch die Straßen und Gassen führen und angeben mit ihrer fröhlichen Vaterstadt, die schon was hermacht vor einem, der sich in der Provinz niedergelassen, gleichwohl Jezechiel am liebsten desorts möcht verweilen, wo muntere Mädchen einem die Zeit vertun.

Lea grüßt nach links und nach rechts, die Bursche, die hinter ihr her, fragen sich, wer wohl der große Schwarze an ihrer Seite möge sein (Jezechiels sefardische Herkunft ist nicht zu verleugnen) – dann aber geht's wieder heimwärts, da die dampfende Schüssel mit Gänseklein und Graupen wartet, ein altes, jüdisches Gericht.

Andernmorgens schwingt der Reiter sich spornstracks in den Sattel, ein würzige Wegzehrung im Beutel, und er galoppiert aufgeräumt wieder südwärts, Richtung Pirmasens.



Nach zwei Wochen schon hat man sich eingelebt in der Berggasse, die am Ende hinaufführt zu einem der Hügel am Ortsrand, auf welchem wahrhaftig (kaum zweihundert Fuß hoch ist das Gebirge) ein Gipfelkreuz errichtet.

Ezra hat alle Hände voll zu tun, die importierten Waren zu ordnen und nach hiesigem Gelde zu beziffern – eine Arbeit, bei welcher ihm Onkel Jona tatkräftig zur Seite steht; hat der doch bereits die Grosche, Taler und Schillinge erkannt in ihrer Zahlungskraft, weiß nun was eine Elle gewöhnlichen Tuches wert und ein Paar silbergehämmerte Ohrenreifen.

Jezechiel und Schaul packen pfleglich zu beim Stapeln der Güter, besorgen Wege, und am liebsten läuft der Große um einen Halben zum Wirten, daß er da beim Ausschenken mit der Susann scherze.

Sie Alle radebrechen sich so durch, allein Klein-Ester redet die ersten Sätze in der Landessprache, von den andern Kindern und grad vom Gretle aufgeschnappt, das sie am Weiher besucht, wann immer Tante Miriam sie fortläßt, und mit dem sie viel Freundschaft geschlossen.

»*Ick bin itzt een teutsch kint!*« stellt sie sich eines Tags ihrem Abba vor, und der ist mächtig stolz, ein so klug Töchterchen zu besitzen.

Frau Miriam hält das Haus wie früher in Zaragoza, sie putzt und brät, daß es blinkt und duftet, aber sie mag auch ausgehen und sich sehen lassen.

»*Jona – bekàrna dòs Grosche??*«¹⁷ will sie vom Devisenexperten wissen, weil sie für die zwei Münzen hat eine reichbestickte Schürze wohlfeil entdeckt beim Kramer am Markt und sich damit (vielleicht bewundert sie einer ...) möchte schmücken.

»*Wieviel seyn zwee Grosche...*« übersetzt Esterle geschickt und Jungfer Tante sagt zu, auch ein wenig von der Sprache der Menschen zu studieren, unter denen sie nun lebt. Und dann klärt Jona sie auf, daß zwei Münzen zuviel sein für das Kleidungsstück – sie solle dreist eine bieten, und wenn der *schejguz*¹⁸ nicht einschlage auf den Handel, ihm einen Dreier drauftun.

Bürgermeister Hannes hat in den vierzehn Tügen, die uns're Leut nun schon am Orte, alles unternommen, ihnen das Dasein so genehm als möglich zu gestalten: was an Hausgerät fehlte in der Berggasse, was der Vorgänger aus seinem Bezitze mitgeführt nach Worms, hat er auftrags und aus seines Herrn Fundus (den verwaltet er immer noch, obschon er lang nicht mehr Meier des gräflichen Guts) ersetzt und ankarren lassen, er hat seinem neuen Kaufmann vier dessen sechs Mulis (im Stall des Hauses ist nur Raum für zwei) eine Futterkrippe verschafft im Gestüt, wo auch weiterhin, wenn benötigt, ein Gaul zum Ritt nach Kaisers Lautern oder wieder nach Köln hinein zu Cohens Disposition; dazu auch dem Ezra gleich sein Weib, die Augenweide Adelgund als Kunde vermittelt, und der hat der Jude dann einige kleine Schmuckstücke verkauft, sich mit den dermaßen erworben Schillingen ehrlich zu machen am Markt beim Gemüsbauern und den anderen Ständlern.

Und weil Johannes Meier ein weltoff'ner Mann, und weil er wohl weiß, daß die Mosesgläubigen nichts vom Schwein dürfen zusich nehmen, hat er dem Schäferveit die Order erteilt, den zartesten Junghammel auszuwählen aus seiner Herde und durch seinen Verwandten den Johan, den Nachtwächter Frau Miriam überbringen zu lassen.

Zum Festmahl, dem Abend nach dem Sabbat, den die Familie sefardischfromm feiert, wird der Schafbock (durch Jezechiel geschächtet)¹⁹ von der Cohenschwester auf maurische Manier bereitet: mit allerlei orientalischen Kräutern und einem guten Schuß Orenseschen Olivenbrands. Geladen sind Hannes und seine Holde, dazu der eßlustige Eusebius, welcher nicht fehlen darf bei der Partie.

Ezra hat lieblichen Pfälzischen auffahren lassen durch den Wirten am Weiher, der auch die Susann geschickt, daß sie hilft beim Anheizen²⁰ und Auftun (so kann ihr der jecke Jokel, der Jezechiel doch tatsächlich ans Mieder, als sie sich über ihn beugt, nachzureichen). Ester gießt die Becher gut voll und darf auch einmal nippen vom köstlichen Naß, der Schaúl schleppt immer neue Kannen vom Keller herauf, und am Ende postiert der Herr Bürgermeister sich zu einem Trinkspruch, den der gute, kühn kopfgerötete Pater den Gastgeber verhebräisiert.

»Hochwerter Herr Cohen, edelachtbare Familie, Herren Jezechiel und Schaúl!« hebt Hannes an in seiner Rede und nun schallt's ihm von den Juden »Vivat« entgegen.

»Als erster der Pirmasenser und als Freund, der ich mich stolz darf nennen dies Hauses unsres neuen Handelsherrn, trink ich auf den alten Glauben der Väter, deren Bücher wir die Christenmenschen heilig halten und die uns das Leben lassen erkennen.«

Andächtig stille ist's geworden im Raum, als der ehrliche Deutsche die zugereisten Juden, die And're »Heilandsmörder« rufen, also anspricht und ehrt.

»Ergo ich mich glücklich schätz Gast zu sein an dieser hochherzigen Stätte, heb ich den Kelch zu grüßen die Guten, die mich und mein Gespons gut und herzlich bewirtet und beköstigt. Prosit Adòn Ezra!«

Bewegt daß Hannes sogar ein Wörtchen des Hebräischen eingefügt in seinen Spruch, trinkt der Cohen mit jenem, läßt sich gar umarmen von ihm, und die Übrigen fallen ein.

Ein lustig »Lechájim«²¹ schallt durchs Gelaß, »Zur Gesundheit« wie »Wohlbekomms« – und auch die Susann kriegt einen tiefen Schluck ab aus dem Glase des Schaúl, der's dem Großen gleich tun will bei den willfähr'gen Weibern.

Der ehrwürdige Eusebius läßt sich nicht lang bitten, säuft selbst mit dem Hausherrn auf Bruderschaft, dann drückt er – hitzig vom Weine – der Miriam, die (recht verlegen) sich windet, weil sie nicht weiß ob man das tun darf mit einem makellosen Männlein, einen Schmatz auf die Stirn, und der alte Jona zählt ordentlich die Krüge, die wieder ans Tageslicht befördert, daß er weiß was mit dem Schenkenwirten abrechnen, der doch den Sester brav in den Keller geliefert.



»Fahr umsichtig, Asvár – und acht auf deine Lea, daß sie beim Besuch nicht bloß tändelt sondern der Tante Miriam auch beisteht am Herde!«

Judith Levi verabschiedet Mann und Tochter, die sich anschicken mit einem Fuhrkarren nach Pirmasens zu kutschieren, dem Cohen die Visite abzustatten und die Handelsware aus Maurien einzuholen.

Lea darf mit auf den Weg, weil sie noch nie im Pfälzischen gewesen und in ihrem Alter doch etwas soll sehenlernen von der Welt; hat ihrem Vater auch gern geholfen, den Wagen vollzuladen mit handgeschnitzten Truhen darein alles gängige Gut wie Kurzwaren, Hornknöpfe, Messerchen, Töpfe, Pfannen und was sonst benötigt im Laden einer Kleinstadt. Abba Asvár hat obendrein einen Beutel zu sich gesteckt mit harten teutschen Talern, das eine oder das and're gute Stück dem Ezra abzufeuilschen.

Mit hüh und hott rollt das Gefährt mit den beiden Pferdchen voran aus dem Hof, lang noch winkt Frau Levi, die nun allein mit Unterstützung der Carolina, der christlichen Nachbarswittib (die auch sonst zur Hilfe kommt – gegen ein kleines Entgelt versteht sich, dessen sie wohl mag bedürfen nach ihres Lenz' Tod) das Gewölbe muß offenhalten.

Quer durch Köln geht's auf die Landstraße am Rhein hinauf Richtung Bingen, von da man dann direkt ans Ziel will gelangen.

»Hollaho, hollaho – hei was seyn wir heute froh!« – also schmettert der Jude ein rheinisches Reiseliedchen vom Bock hinauf in den herrlichen Himmel, die lustige Lea fällt ein mit sanftem Soprane, und sie tiriliert wie ein Vögelein im Walde, den man just passiert.

Heissa – die Fahrt führt stromaufwärts, vorbei an furchigen Felsen und ruhigen Rebhügeln, Vater läßt die Zügel schießen und die Rößlein springen als hätten sie Flügel.

Zum Mittag hält er an mit einem beherzten »brrr«, die treuen Tiere zu tränken (den Hafersack gibt's erst abends, daß sie im Trab nicht trüg werden), das Töchterlein breitet auf dem grünen Rasen ein schneeweiß Tüchlein aus, auf das sie Mutters Eingemachtes tut und das Braunbrot – dazu die harte Jagdwurst, die Vater Asvar so fleißig verkostet, auch wenn sie eben nicht *kaschèr*. Dazu holt Lea den Krug mit dem Most aus dem Wagen, der gegen den Durst aufgeladen, und während das Pärchen schmaust freut das Mädchen sich schon auf die Pfalz und Pirmasens – so viel bereits vernommen von dem manierlichen Marktflecken, den man nun ansteuert. Und ihr Vaterle will wissen, ob sie auch dort wird herumalbern mit den jungen Kerlen wie zuhaus in Köln.

»Laßt mich albern, Abba – zum verlieben ist's noch der Gelegenheit genug!« gibt die junge Dame zurück – die wohlgemeinten Ratschläge der Mutter auf der Zunge, im Herzen doch irgendwelch Gefühl, als wolle ihr beim Besuch eins widerfahren, was sie nie zuvor verspürt. Lea Levi indes wischt die Gedanken fort wie Krümel vom Schoße: zu schön ist der Tag als zu grübeln, zu wunderbar die Welt, durch die man wandert.

Des Nachmittags machen die Beiden noch viele Meilen hin, bis sie dann – als die Abenddämmerung sich bei Coblentz wohligh übers Wasser senkt – an einer Herberge haltmachen, da Meister Levi auf seinen Fahrten gen Süden die Nacht stets gut verbracht.



Die jüdische Gemeinde zu Zaragoza (hochangeseh'ne Männer samt ihren Frauen und Familien) steht – in nie abreißendem – Verkehr mit der alten Heimat am anderen Ufer des großen Wassers zwischen Tanger und Alexandretta am syrischen Knick, wie auch mit jenen Brüdern und Schwestern, welche weiter nördlich hinein ins Europäische gewandert, da neue Heimstätten gefunden. Dort heirateten Welche nach dem Welschlande, da ist Einer im Bajuvarischen zu seiner Sippe gestoßen, die eben die Reise über das nördliche Ufer des Meeres angetreten; und nicht Wenige hat es wie Ezra, unsern Arielsohn fortgezogen, Freunde riefen, weil sie (dem uralten Nomadentrieb gehorchend) neue Länder erkunden, neue Sprachen sprechen, neue Menschen wollten kennenlernen, neben ihnen das Leben ergründen.

Mit der muslimischen Obrigkeit und seinen Nachbarn steht man in bestem Einvernehmen, gemeinsam werden Wissenschaften getrieben, der Handel und Wandel blüht – auch der kleine Mann findet sich zurecht, ist Handwerker, Agent, vermittelt Geschäfte, besorgt was ihm aufgegeben. Auch verwalten die Juden im Maurischen sich praktisch selbst: der Rabbiner schlichtet Streitigkeiten der Mitglieder seiner *kehilla*²², man erhält die Synagoge mit Mikwa,²³ Dienern und Kantoren, welche zu den Festen, den *jomim towim*²⁴, den guten Tagen die rituellen Gesänge vortragen – auch regelt man Belange nach außenhin zur mohammedanischen Umwelt, und der *mohél* vollführt bei den einwöchigen masculinen Neugeborenen die *brit milá*²⁵. Grad so wie's einst bei jenem Jèschu aus Nazareth getan, worauf mit Datum des Acts später die Christen ihren Jahresbeginn, den ersten Tag ihrer Zeitrechnung festgelegt. Wochenfrist ergo auf die Nacht des 24. Dezember.

Wo man doch längst hat errechnet, daß ihr Jesus bereits drei Jahre vor 1 post Christum natum ward geboren.²⁶

Und der Rabbi führt die Knaben von dreizehn feierlich ein ins Mannesalter mit der *bar-mizwá*, tut ähnliches mit den frommen Mädchen bei der *bat-mizwá*²⁷, gibt eines Tages diese mit jenen zusammen in der *chatuná*²⁸, der herrlichen Hochzeit, auf daß sie Nachkommen mögen zeugen wie es befohlen.

»Liebet und mehret Euch!«

Erez Israel, wo sie Alle herkommen (die Juden in Spanien wie in Deutschland und dem übrigen Europa) – zu den verschiedenen Epochen auch Kanaan, Palästina und das Heilige Land genannt, erscheint in der Welthistorie erstmalig mit den Erzvätern²⁹ Abraham, Isaac und Jacob um 1800 v. Chr., im 15. Jahrhundert dann der vielzitierte Auszug aus Ägypten, später die Eroberung des Gebietes jener Kanaaniter, als die Hebräer das Territorium betraten zwischen Syria und dem Sinai, geführt von Josua³⁰ im Vertrauen auf das Gelöbnis, welches der HERR dem Abraham abgelegt.

»Und will ich dir und deinem Samen nach dir geben das Land da du Fremdling innen bist, nämlich das ganze Land Kanaan, zu ewiger Besetzung und will ihr GOTT sein.«

Zweihundert Jahre weiter – nach heftigen äußeren wie inneren Kämpfen – wurde unter Saul³¹ das Königreich gegründet, sein Nachfolger David festigte es, brachte Frieden über das Land und machte Jeruschalájim³² zu dessen Hauptstadt, der ewigen.

Sohn Salomo³³, den die Welt den »weisen« nennt, erbaute daselbst den großen Tempel, nach seinem Tode spaltete sich das Reich in Juda und Israel, dieses wurde 721 von den Assyrern besetzt, jenes 130 Jahre danach von den Babyloniern erobert, die den Tempel zerstörten und die Juden in Gefangenschaft führten. Von Stund an kam das Land der Bibel nicht mehr zur Ruhe.

583–15	erste Rückkehr aus Babylonien, Wiederaufbau des Jerusalemer Tempels
457–24	zweiter Heimzug
333	abermalige Eroberung, durch Alexander
323	Beginn der Hellenenherrschaft
168	Aufstand der Makkabäer
63	Einsetzen der römischen Besetzung – unter dieser die Ereignisse mit der jüdischen Sekte, den Christen

66 n. Ch.	jüdische Erhebung gegen die Römer
70	Zerstörung Jerusalems
132–35	Aufstand unter bar Kochba
352	Rebellion in Galiläa
395	Herrschaft der Byzantiner
614	Eindringen der Perser – mit jüdischer Unterstützung in dieser Aera die von Mohammed befohlenen Blut- taten an den Glaubensbrüdern zu Medina
636	Beginn der mohammedanischen Epoche

Jetzt – um das Jahr 1000 – sind die Beziehungen also der Juden in Spanien zu jenen, die noch im Lande der Väter leben, nicht schon in alle vier Winde zerstreut durch die Unterdrückung der zahlreichen Eroberer und Besatzer, selbstredend gute: regieren doch da wie dort Muselmanen. So funktioniert auch der Warenverkehr von und ins Heilige Land klaglos, genau so der von der Iberischen Halbinsel ins übrige Europa bis hin im Ostwege nach Asien (von Palästina aus via den Bospurus nördlich), wo überall jüdische Kaufleute für Nachschub und regen Tauschhandel sorgen.

Da wartet man nun in Zaragoza auf Nachricht vom Ezra ben Ariel, will wissen ob er glücklich ans Ziel gelangt, wie er's getroffen.



»*Manischmà Abba Asvár!*«³⁴ eilt der Neffe dem, am Pirmasenser Tor eingetroffenen Karren aus Köln entgegen, heißt auch seine junge Verwandte, jene Lea herzlich willkommen.

Die verspürt einen seltsamen Stich in ihrer jungen Brust, als sie den, männlich und doch jugendlich wirkenden, Mann erblickt, als ihren Vetter erkennt, den sie sich ausgemalt wie einen Vater. Da errötet das Mädchen, läßt sich's jedoch nicht ansehen und grüßt züchtig zurück.

Man hat eiligst nach dem Juden gesendet, da die Ladung am Schlagbaum anrollte, wollte man sie doch nicht mit Bestür³⁵ belegen so sie tatsächlich dem neuen Kaufmanne zugedacht.

Der – der Cohen – regelt die Formalitäten geschickt mit ein paar deutschen Worten, welche er mittlerweile (sprachengewandt wie die Semiten nun einmal sind) sich angeeignet, der krumme Zoller salutiert gar, und Wachmann Stoffel läßt sich's nicht nehmen die Versicherung abzugeben, fürderhin alles zu veranlassen, den Handelspartnern des Ezra die Einfahrt reibungslos zu gestatten. Denn seit dem Essenbesuch des Hannes ist der Jude *persona grata* am Platz, darf Privilegien in Anspruch nehmen, die Anderen nicht zustehn.

Auf der kurzen Fahrt vom Tor zur Berggasse läßt Ezra sich vom Levi berichten wie die Reise verlaufen und wie's der guten Judith erginge, nun so allein das Unternehmen am Rhein zu dirigieren. Auch Lea gibt artig Auskunft und kriegt gar ein Compliment vom Cohen zu hören, welches ihr abermals die Farbe macht ins Gesicht schießen. Da aber sind sie schon am Hause angelangt und fahren ein in den Hof, das Mitgebrachte zum Lager hin abzuladen.

Als erstes springt Esterle heran, drückt frech dem Großonkel ein kosig Küßchen auf und scherzt hebräisch-deutsch-spanisch mit der Base, die eigentlich ihre Tante, dann eilt mit dem Bruder der Jezechiel herbei, der die Lea freudig wiedersieht, Schaúl führt die Pferdchen in die Scheune, um sie später geradso im Gestüt des Grafen unterzubringen, wo schon die Freunde, die Mulis warten; und die beiden Helfer bewerkstelligen das Ausladen der Waren.

Der Hausherr läßt den Besuch eintreten und ruft Schwester Miriam aus ihrem Reiche, sie Asvár und Lea Levi bekanntzumachen. Die Tante ist recht verlegen, in Kochschurz vor die Gäste zu treten, Onkel Jona aber, der Levi feierlich umarmt und auch die Lea in die Arme schließt (was ein so reichjähriger Alter wohl auch darf), bringt die Ceremonie ins Lot umdieweil er Ester zum Schränkchen schickt, Kelche und das Kännchen Birnenbrands zu bringen, den der eifrige Eusebius hat aus dem Kloster senden lassen, allda ihn die munteren Mönche meisterhaft brauen.

Das Kind credenzt den Begrüßungstrunk, und die Andern (als auch die beiden Jungen, die ihre Arbeit für ein Gläschen dürfen unterbrechen) bechern auf freundliches Verstehen und erfolgreiche Geschäfte.

»*Lechájim!*« tönen die Einen und »*Prosit!*« die Übrigen – dann führt Tante Miriam die Gäste auf die Gästekammern, die freundlich nach der Lauter liegen, und sie deckt die Tafel für das Mahl, welches die Reisenden mit forschem Fuhrwerken redlich verdient.

Nach dem Abendbrot begeben Ezra, Asvar und Jona sich gleich ins Gewölb, dort die Waren aus Köln zu besichtigen und dem Handelspartner vorzuführen, was man selber hat anzupreisen.

Da geht ein lustig Befühlen los, ein Taxieren und Tasten, ohne dies das ganze Geschäft keine Genugtuung zu bringen imstande. Man sortiert den Inhalt der Levischen Truhen, der prüft die adalajarischen³⁶ Appreturen der africanischen Gewebe, Jona rechnet blitzschnell mit, was Asvár an Talern heischt für das Ladengut und den Krimskrams, Ezra legt gute Gewürze zu aus dem Orient und ein Paar huelvasche³⁷ Haarspangen, gibt sich edel und presst nicht im Preise, da er doch dem Ohm in der Kreide steht – dieweilen er nicht (wie zugesagt) zu ihm an den Rhein gewandert sondern in der Pfalz verblieben.

So wird man hurtig handelseins und reicht sich die Rechte wie's die gediegenen Deutschen tun, so sie einen Warenabschluß besiegeln.

Sacht steigt die Septembersonne hinter den Hügeln bei Landau vom Badischen herauf, selig still ruht das Haus in der Berggasse.

Die Rheinischen – ermattet vom Zweitageweg – sind noch füglich in den Federn, allein Jona, der mit seinen fünfundsiebzig Sommern nicht mehr viel Schlafs sieht, steht schon unten am Ufer des Flüsschens, träumt beim Anblick des, in den fröhlichsten Farben anbrechenden Donarstages, des *jòm chamischi*³⁸, des vierten der christlichen Woche (die Juden zählen den Sonntag, den *jom rischòn*³⁹ als den ersten, der Sabbat ist der letzte, da GOTT das Werk ließ ruhen) die Jahrsiebente seines langen Lebens wieder – so er als Knabe die wundersamen Worte des arabischen Geschichtenerzählers am Markt von Montalbán in sich aufgesogen wie des Rabbi Predigten.

Seit er denken kann, soweit sein Gedächtnis zurückreicht, war er im maurischen Spanien zu Hause – auch Eltern und Großeltern da geboren, dann kam die zweite Kindheit, da man in die große Stadt Zaragoza zog, bis hin zur bar-mizwà, die Zeit des Lernens bereits in der jeschiwà⁴⁰, der Talmudschule der Gemeinde, dazu der Unterricht im Lateinischen beim Dombherrn persönlich (ein Luxus, den der zu Wohlstand gelangte Erzeuger sich konnt' gestatten), als Jüngling mit einundzwanzig schon das Interesse an der hohen ars der Mathematik⁴¹, von seinen Freunden, den Mohammedanern mit Perfection geübt, später – vier mal sieben dann⁴² – als der Vater starb und die jüngere Schwester den Ariel ibn Hanoch gewählt, Übernahme des Geldwechsel- und Finanzunternehmens (mit allen Münzen der weiten Welt hatte man da zu schaffen, mit Warengeschäften und Darlehen an den arabischen Adel), die stete Sorge daneben um die kränkelnde Mutter, so Hinauszögerung einer ehelichen Verbindung, endlich – einschneidend – der Tod der Besten, damit auch die Suche nach einer Person, das Haus zu halten, welches er jetzt alleine bewohnte, was denn die Ssavta⁴³ Debora so brav tat, nun war er schon neunundvierzig, sieben mal sieben Jahre gesehn, hatte immer noch keine Kameradin für's Dasein und die langen Nächte, und später war es zu spät, man wurde ruhiger, weiser – schließlich, als dann der Neffe, der Ezra, der Schwestersohn mit der kleinen Ester zurückblieb, wie ihm das Fieber die Gattin genommen (das auch die gute, alte Hausfrau hingerafft, längst dazu war schon Ariel und die Frau – seine, Jonas Geschwister nicht mehr), zog er zum jungen Cohen ins Haus, sich im Geschäfte nützlich zu machen, gab das Finanzunternehmen auf.

»*Ein erfüllt Leben!*« denkt der Alte, seufzt ein wenig um dies und das, was er doch versäumt, dankt sodann still seinem Schöpfer, seinem ADÒN⁴⁴ im Himmel und schreitet zurück zum Anwesen, wo er's wiederum gut gefunden, wo er für die Jahre zum Ende in Ruhe mag harren.

Dieweil – auch noch vor dem Frühmahle – hat die kleine Ester ihre große Cousine vom Nachtlager geholt, sie flugs an ihren Lieblingsort zu geleiten, an den Weiher hinter der Wirtsstätte, wo sie ihr die Schönheit der neuen Heimat so recht vor Augen führt.

»*Gott zum Gruße, Jungfer Lea!*«

Das Gretle, welches Esterle sich beeilt als die beste Freundin zu offerieren, heißt die junge Dame willkommen in seinem Reich. Die Levitochter ist keinesfalls erstaunt, daß ihre Base eine christliche Spielgefährtin ihr eigen nennt – verkehren doch auch bei ihr daheim am Rhein die Katholischen mit den Juden wie mit ihresgleichen, und die jungen Menschen wachsen mitsammen auf, lernen mitsammen und lieben sich endlich auch ohne Rücksicht auf die Religion des Andern.

Rühmen denn die teutschen Jüd'n sich, daß ihre Heimat eben Deutschland, bewahren sie doch stets die Sehnsucht im Herzen nach dem Lande der Väter, dem uralten, heiligen – sacral schon vor dem Wirken Jesu Christi.

»*Und Du hast dein Esterle ordentlich lieb, wie??*« forscht Lea listig, und Grete umhalst die fremdländische Freundin zu demonstrieren wie. Dann naht auch die Mutter des Gesindekinds, dessen Großvater ja wohl Herr des Hofes, Mariann tut gar einen kleinen Knicks vor dem schönen Fräulein aus der großen Stadt, und sie steckt den Kindern ein Eckchen vom Zimstollen zu aus der Wirtsküche, den sie in aller Herrgottsfrüh gebacken für den Abend, wo viel Gäste sind erwartet. Ist's doch der Tag des deutschen Dankfests für die wohleingebrachte weite Ernte, da die jungen Leut Hand in Hand durch's Feuer springen, im Flackern der Buchscheite verliebt tun, da die Alten und Honoratioren sich zusammenfinden in den Wirtsstuben und Weingärten, auf die vollendete Tat trinken und durchmachen zur Mitnachtsmette.

Das gemeine Volk sammelt sich zum Gelage in der Wallschenke, da auch der windschiefe Zolleinnehmer und seine Kumpane zünftig zechen – die höh're Bürgerschicht vereint sich zum Umtrunk beim schönen Schwanen, den selbst Christopher, der Wächter heimsucht, trotz seiner Zugehörigkeit zum niedern Stand. Ist er doch verschwägert mit dem Wirten; item Vitus, der hochjährige Hammelhirt.

Auf den Feldern um Pirmasens und in den Anwesen des Orts ist alle Arbeit wohl vollbracht, die Sonne neigt sich gen West hin zur Saar, das Fest mag beginnen.

Auch Sippe Cohen samt Levibesuch und den beiden Jungen, Jezechiel und Schaúl richten sich der Feier beizuwohnen, wozu sie vom Schankwirten als von etlichen Dörflingen, mit denen Ezra längst in gutem geschäftlichen Gebaren, ermuntert sind. Die Männer werfen sich in honorablige Gewänder, die eins hermachen, Tante Miriam strahlt in einem spanischen Rock, um den sie jene Schürze gebunden, die sie dann auf Jonas Geheiß am Markte wahrlich um einen Groschen plus einen Dreier erstanden; und Ester läßt sich von der Base schmücken.

Die Mädchen binden bunte Schleifchen in's Haar wie's landesüblich – und Lea hat ein kostbar Kleid gewählt, welches sie für solch Eventualitäten zuhause in den Korb getan und in dessen goldgrünem Brocat ihr Rotkopf recht zur Geltung kommt. Die Jungfer weiß zu wirken.

Als sie sich so jedoch Ohm Erza soll zeigen, wird Lea verlegen. Der stattliche Wittiber hat gar nichts onkelhaftes an sich, und der Vetter – knapp fünfzehn Jahr älter als sie – ist auch nicht der Schar junger Herren zuzurechnen, da das schöne Kind daheim. Und wenn er sie ansieht aus seinen so dunklen, orientalischeschrägen Augenwinkeln, zuckt die Levitochter zart zusammen: sie weiß nicht, was es sein mag, denn Ezra Cohen macht Eindruck auf sie wie keiner zuvor. Zum Tanzvergnügen aber geht Lea mit dem Jezechiel – bei dem weiß sie, woran sie ist, mit dem kann sie herumalbern, wie sie's dem Vater hat zugesagt auf der Reise vom Rhein her.

Beim Schwanen sind Stub und Anger festlich geschmückt.

Die Mariann hat – vom Gretle, der Susann wie den Knechten assistiert – bunte Laternen mit Talglichtern und wackelige Windkerzen ausgehängt, im Hof sind Tisch wie Bänk postiert zum niedersitzen, was nicht im Hause mag Platz suchen, und unten am Gestade laden lauschige Lauben – fernab von Trubel und Tanz – zum ruhen. Die Musikante: Tomas der Trommler, Franz der Flöter und der hagere Hänsel, der wacker die Kniegambe geigt (verstärkt durch Nachtwächter Johan mit seiner Trompete) haben sich eingefunden, üben jetzt ein wenig mit ihren Instrumenten und stärken sich zwischendurch für das Concert mit einem Trunke, den ihnen die Susann aufgetischt, da sie im Hof bei der Mauer hocken, allwo der Orchesterplatz errichtet.

Das pfeift und quietscht und klopft, als wollten die höllischen Hunde ihre Musike machen, dann aber sind die Töne geordnet und man setzt ein zu einer lustigen Weise, denn das erste Volk tritt in den Garten, placiert sich an den Tafeln, auf welche schon Krüge und Kannen postiert.

Geschäftig geleitet der Wirt *in personam* Standeshöh're unter den Eintreffenden an ihre Tische, seine Marie hält die Schank – unterstützt vom starken Karl (einem rechten Kerl und Kellerknecht), doch der Quirin (wie der Hausherr sich ruft) läßt's ordentlich obwalten, daß sein junges Weib nicht gar mit jenem hinabsteige ins Weinlager, da lose Worte zu wechseln. So äugt er, wo immer auch er sich befinden möge beim Gastvolke, in Richtung seiner Schönen, und die äugt wieder, dann doch einen Augenblick zu erhaschen, da sie – unbeobachtet vom Ehtyrann – mit einem Mann mag zu einem Satze kommen.

Die Susann eilt – die Hände voll der Kannen und Teller und Becher – von Tafel zu Tafel, wo die Mariann, emsig in Gemeinschaft mit ihrem Gretle, die Küche besorgt und den Nachschub für die Feiernden. Wo eine Hand nottut springt denn auch Stoffel ein, der Vetersvetter des Wirten, kriegt dafür Trankgeld und eine gute Wurst samt Kraut, nur der alte Veit darf die müden Knochen strecken, und er hockt an der Mauer bei der Musik, die er – stocktaub wie er schon (nur das Blöcken seiner Herde vernimmt er auf Meilen) – wider den Takt mitschlägt.

Bald sind Schankraum wie Hof und Garten voll der braven Pfälzer, soeben ist auch Meierhannes erschienen samt Fraue Adelgund, da betreten die Juden den Schwanen: Ezra voran, feierlich die *kippa*⁴⁵ auf dem Haupte, das Käppi der gläubigen Israeliten wie's in Spanien üblich (welches übrigens auch die christlichen Patres tragen), hinter ihm der bejahrte Jona an der Seite der Miriam (stolz mit ihrer Schürze), dann nahen die Levis – Vater Asvár, reich gewandet, und die leuchtende Lea, die wie eine Prinzessin aus Ssaba unters Volk tritt.

Quirinus katzbuckelt heran, Hannes erhebt sich vom Stuhle, die Freunde und deren Besuch an seinen Tisch zu fragen, die Adelgund grüßt die Guten, und endlich nähern auch Jezechiel und Schaúl sich, ehrerbietig am Fuße der Tafel Sitz zu suchen.

»*Was darf serviert werden, was will aufgetragen sein?*« dient der dicke Wirt sich an – Hannes aber winkt ab: heut sind die Cohen seine Gäst. Er ordert eine große Kanne vom besten Weine (den er damals in der Berggasse genossen), dazu ein köstlich Mahl für die ganze Tischgesellschaft, wobei er Quirinum ins Ohr flüstert, wohl auf die fetten Schweinsfuß zu verzichten, die den Juden doch nicht bekämen.⁴⁶

»*Welch hohe Ehr!*« läßt der Levi sich auf die Einladung hin vernehmen, der ja die Sprache des Meier so gut redet wie jener, und »*Mit Euer Erlaubnis!*« begibt Lea sich zur Ecke der Musikusse, von denen eine muntere Melodie zu erbitten – ein Liedchen, welches sie von Köln kennt bei derartigen Festivitäten.

Schon intonieren die Instrumentalisten das gewünschte, und die Levitochter, zur Gesellschaft zurückgetreten, trällert im Tremolo den Kehrreim aus klarer Kehle, heimst Beifall, ein »*Wohlgesungen!*« vom Hannes ein so als einen Blick des Ezra, der ihr wiederum das Blut läßt hochschießen; der Anstand aber ist gewahrt. Jezechiel holt sie zum Reigen, der Meier kürt kühn die Miriam, die sich zierte, dann aber doch mitkommt auf den Tanzboden, und Cohen beeilt sich, die Frau Bürgermeisterin auszufordern.

Das junge Paar springt schalkhaft herum zu den Tönen, Hannes hält galant die gute, jüdische Dame, der Kaufherr führt die Gattin seines Stadtoberen schmuck an der Schulter und dreht sich mit ihr im Kreise, daß die andern Tänzer staunen, wie anmutig der Spanier sich im Takte bewegt.

Und der sehnsüchtige Schaúl hat schlußendlich ein Mädél erspäht, mit dem er möcht schäkern – während Asvár und Jona sich freun an dem ganzen Gescheh'n. Doch da ist denn die Ronde auch schon verklungen und die Paare kehren wieder an ihre Plätze.

»Ob« und »Ab« schallt's der Susann entgegen, da die mit dem Gretle (beladen mit Platten und tönernen Terrinen) an die Tafel trifft; nun taucht auch Ester auf, welche die Zeit in der Kochstube verbracht bei ihrer Gespielin.

Alle greifen gern, von Hannes ermuntert, zu (die Sefarden vorsichtig – nur was rein), hungrig vom Drehen und angetan von der appetitlichen Art, in der die Mariann die Speisen hat angerichtet.

Am Weiher unten haben die Knechte Scheiter aufgehäuft, und als die Dunkelheit hereinbricht, geht das Vergnügen los: die Stapel werden angesteckt und lodern bald hell auf, die jungen Leute hüpfen hinab ans Wasser, dito das Quartett wandert mit.

Jezechiel hat Leas Hand ergriffen und zieht sie – froh solch bewunderte Maid an seiner Seite zu wissen – zum Ufer, wie's die andern Bursche tun mit ihren Jungfern. Auch die gesetzte Gesellschaft erhebt sich, dem Spectakel beizuwohnen.

Tomas, Franz, Johan und der Hänsel setzen ein zu einem rasanten Rheinländer, die Jugend greift sich an den Händen, zieht tanzend ums Feuer, die Alten paschen wohl den Rhythmus der Reime mit, und auch die Juden – Ezra, Asvár, Jona und die Miriam, deren Augen leuchten vom Trunk – haben gute Weile. Der Bürgererste und die Seine kriegen den Ehrenplatz am Erntedankfeuer, Ester, das Gretle und die übrigen Kinder hocken in den Bäumen, das Schauspiel zu genießen wie die Vöglein am Himmel, und auch der Schaúl hat sich jetzt Mut gefaßt und das Mädél ergattert, auf das er die lange Zeit seine Blicke geworfen.

»Eins und zwei und drei und vier!« rufen die Gaffer zu den Tönen – da heben die Pärchen an durch die Flammen zu springen. Hand in Hand nimmt man Anlauf und dann – hui hin über die knisternden Klötze und die zischenden Zweige, die Röcke wehn, die Zöpfe fliegen, und bei der Lea meint man gar, ihr Haupt brenne, so rankt das Rot der Lohe sich zu dem ihres Haars.

Da zuletzt selbst der Herr Graf in den Garten tritt, seinen Bürgern und den Hebräern ein Wort des Grußes zu entbieten wie sich zu erquicken an den Wonnen der Jugend seines Orts, ist der Jubel groß.

Erhitzt vom Hüpfen und Jagen macht Lea sich los vom Jezechiel, am Wasser sich zu ergehen unter den weinenden Weiden, als plötzlich – wie aus einer and'ren Welt – Ezra vor ihr steht.

Der Flammenschein erleuchtet seine Silhouette zum Holzschnitt, der milde Mond tut das seine. Das Mädchen ist gebannt von des Mannes Miene, der ihr ernst und doch voll Frohheit ins Antlitz blickt.

Kein Wort fällt zwischen den Beiden, allein ihr dunklen Augen reden die uralte Sprache, die schon Eva und Adam⁴⁷, ihre Ahnen in der Bibel gesprochen.

Dann wenden sie sich wieder und treten zur Versammlung des feiernden Volks.



Im späten Sommer (die Christenmenschen zählen 1002) halten Ezra und Lea Hochzeit.

Asvár Levi hat die Wahl der Tochter begrüßt. Der Cohen ist eine gute Partie, ein guter Kaufmann, ein guter Jude, ein Ehgemahl, der seiner Gattin hat einiges zu bieten; Judith jedoch hat ihre Einzige um Einsicht angefleht. Der Mann sei doch (bis auf wenige Jahre) doppelt so alt wie sie, hätt ja bereits ein Kind, wie also solle es werden, wenn (was GOTT möge beschenken) ihr Kind ein eigen zur Welt brächte, und überhaupt – Simon der Gavrielsohn füg' sich viel besser zu ihr und bekäm eine Truhe Goldes mit in die Ehe und –

»Ei freilich – und hast du die Ratschläg befolgt, Ima⁴⁸ – da du deinen Asvár genommen??!«

Da weiß die mäkelnde Mutter nichts zu vermelden, der Vater arrangiert alles mit dem Rabbiner und der schönen Synagoge, die man hat in Köln – auch zu Pirmasens werden der Vorbereitungen nicht wenig getroffen; und Esterle hat viel Freud, daß die Lea ins Haus soll kommen, die fast wie ein großes Schwesterchen wird sein zu ihr.

Im Frühjahr ist Frau Judith samt Braut hergereist, ihren zukünftigen Eidam kennenzulernen, war erst ein wenig abweisend gegen ihn, dann doch hat sie sich richtig verliebt in den Ezra, daß man bald mocht meinen, sie wolle ihn der Tochter wegschnappen; hat auch Freundschaft gemacht mit Miriam wie dem alten Jona, der ihr viel vermittelt aus verfloss'nen Tagen wie vom Sinn des Lebens.

Und im schönen Julmond nun kutschieren die Cohenmenschen an den Rhein zum hohen Tage. Am Wochenbeginn geht's los, daß zur Trauung *be jòm Schabbàt*⁴⁹ nicht nur die Fahrt getan sondern dazu die Unterhandlungen unter Dach und Fach des Brautvaters mit dem Schwagersohn in Sachen Aussteuer wie Handelsunternehmen am Orte, welches Lea einst wird zufallen.

Die versammelte Israelitische *kehilla* zu Köln wohnt der *chatunà* bei des Cohen aus *Sfarad* mit der Levitochter, der Aschkenasischen.

Die *kalà* glüht unter ihrem Schleier, der *chatàn*⁵⁰ blickt dem Rabbiner fest ins Auge, als er das Gebet spricht über sie, die er zusammengefügt, und Esterkind spielt die Brautjungfer und entzückt die Gäste.

Die Hochzeitsfeier, die *Asvâr* ausgerichtet, wird zum Fest.

Miriam scherzt mit dem Balthasar, dem Witwer, Jona ficht mit Worten gegen die nichtsefardischen Talmudgelehrten des Rheins, was die Auslegung der *Mischna*⁵¹ anbetrifft. Und die Gelad'nen lassen die Eltern der Braut, die und den Bräutigam hochleben, trinken auf ihre Kinder und kommenden Kindeskind und das ganze Geschlecht, das denen soll nachfolgen.

Auch die weiteren Jahre des ersten Jahrhunderts im zweiten Jahrtausend der neuen Zeitrechnung verlaufen im Wandel der Zeiten ruhig, glücklich und zufrieden für uns're Sippe.

Im Aprilmond Nulldrei stellt sich in Pirmasens – auf den Tag genau – der kleine Nachkomme des Ezra und seiner lieben Lea ein: das Halbbrüderle Esters. Zur Beschneidung am achten Tage nach seiner Geburt erscheint der Rabbiner aus Kaisers Lautern (noch besitzt man kein Bethaus, die Cohen sind die einzigen Juden in der Ortschaft) und verleiht dem neuen Sohne Sems den Namen Josua, den die Eltern gewählt. Und die Großeltern (herzlich hergereist zur *sudá*⁵²) – *Asvâr* und Judith – sind voll des Frohsinns.

Ezra hat sein Unternehmen groß und weit gestaltet: er vermittelt (neben dem Ladengeschäft) allen Handel mit Spanien und hinauf ins Kölsche, wo eben der Schwiegervater sein Partner, beliefert die Kramer der Pfalz mit dem Gefragten – bis nach Landau hin, da sich langsam auch eine kleine mosaische Gemeinde bildet. Miriam regelt auch fürderhin allen Ablauf im Berggassenhaus, während Lea, die junge Mutter sich (neben ihren familiären Pflichten) dem Gatten mit Sprachengewandtheit zur Seite stellt bei größeren Warenabschlüssen ins Welsche wie die andere Welt.

Kuno der Bechhofengraf läßt sich vom Ezra die neue Ausstattung seiner Garde und die Waffen der Söldner finanzieren, das Land zu schützen, der wackere Eusebius bringt Geschäfte zustande zwischen der Kirche (voran seinem Pater Prior) und dem Juden, wird fetter und fetter, daß er Bauchspeck ansammle für die kalten Winternächte (zu allen Bettpfannen), da doch die Abtei im Weidenthale unbeheizt wie die and'ren Mönchsburgen im Gau.

Und Hannes Meier macht auch fürderhin den guten Freund uns'rer Leute, beschützt und beschirmt diese gegen all Unbill, welche das rauhe Leben nun einmal mit sich bringt.

Ezra ist beliebt bei den Christen der Pfarrei, ist nun Bürger wie sie, schlichtet sogar den Streit, der jetzt doch aufkommt zwischen dem geizigen Quirinusquengler und der Mariann, da der seinem leiblichen Enkelkinde, der Grete zur Confirmation noch nicht einmal eine Aussteuer will zusagen für den Fall; so vermittelt der Kaufmann mit dem Michel, dem Erzeuger, der bislang geschont, dessen Gudrun und der Magd, daß die Sache nicht zum Ärgernis reife – und er selbst gibt dem Gretle, welches auch fürderhin seiner Tochter Esters Vertrautes vorstellt, eine ahnsehnliche Mitgift in Aussicht.

Weniges später trifft es die Judith in Köln schwer: Großvater Asvár wird von der Brustkrankheit befallen, die doch nicht zu heilen, stirbt anno 10 im Alter von nur siebenundfünfzig und läßt ein weinend Weib zurück, dazu die trauernde Tochter wie den Enkelsohn. Nun ist am Rhein Not im Hause. So sendet Ezra den treuen Jezechiel, der – ein starker Mann von dreißig geworden – dann mit Frau Levi und der Carolinachristin den Laden leitet.

Ein Winter drauf legt Jona sich (müdegelebt in den Jahren, da er schon mitten zu seinen Neunzigern steht – zwölf mal sieben exact hinter sich) nieder zum Sterben. Still schließt der allwissende Alte die Augen, und er würd es gewiß nicht gerne sehn wie seine Lieben jammern um ihn.

Zu der Zeit ist Ester, seine Großnichte bereits nahe Siebzehn und eine blühende Jungfrau, immer inniger nähert sie sich dem Schaúl, den sie von Jugend an kennt und der mit seinen Fündundzwanzig tüchtig, ehrlich und liebenswert ihr scheint.

1013 halten die Zwei Hochzeit – da ist der kleine Brautbruder, der Josua bereits ein Bursche von zehn und fleißig im Lernen, sie ziehen die dreißig Meilen ostwärts nach Landau, wo sie – von Abba Ezra gut ausgestattet – ein Geschäft eröffnen, das bald blüht und gedeiht wie das in Pirmasens; hat Schaúl doch alles was nottut vom Vater seiner Ester gelernt.

Und im nächsten September wird der erste Sohn – Daniel – geboren.



Mehr als 700 Jahre schon sind mosaische Menschen im Lande. Nicht Wenige vor den Christen da ansässig.

Das älteste Dokument betreffend das Auftreten einer größeren Gruppe festansässiger, hebräischer Bürger im Rheinland datiert unter dem 11. Dezember 321, das Edict nämlich des Kaiser Konstantin über die Ehrenämter der Juden zu Köln. Auch an anderen Orten im Germanischen hat's zu dieser Zeit bereits Siedlungen gegeben israelitischer Colonisten, es traten Kaufleute auf doch auch Handwerker und Denker, um 900 waren Juden beteiligt am Handel mit den Böhmen.

Im Reich Karl des Großen sind die Mosaischen Freie, im Grund jedoch wehrlos – so unter die besond're Schutzherrschaft gestellt des Königs. Dieses geschieht denn auch in der Form von Schutzbriefen – in jenen Aeren die grundsätzliche Rechtsordnung für Privilege, Vorrechte also, vom allgemeinen *status juris* abweichend. Discriminierende Unterschiede zu anderen Schutznehmern als Geistlichen der römischen Kirche, christlichen Kaufherrn, alleinstehenden Frauen gar gibt es nicht. Zuerst der Einzelne, werden später auch ganze Gemeinden der Art privilegiert – in diesen Tagen noch kein spezifisches Judenrecht sondern das einer speciellen Sozialgruppe.

All das forscht Josua aus, der bereits im zarten Alter überaus wissensgerig die Historie Deutschlands und seiner *joden* will kennen.

In diesem, dem mittleren Mittelalter sind die Hebräer in jenen Regionen was sie schon im Altertum der Heimat Kanaan gewesen: Stadtbewohner, Handwerker, Ackerbürger, man besitzt Haus samt Hof und Erntegrund mit Weinbergen, ist Arzt und Talmudgelehrter. Schon aber tauchen da und dort – aufgehetzt von manchen Pfaffen – ebenjene Mächte auf, welche die »Ungläubigen« verleumdern als Mörder des Gekreuzigten und ihnen das Leben wollen versauern. Noch jedoch geht das Centennium friedvoll ins Land der teutschen Christen, die doch nichts sind als geistige Abkömmlinge der ersten Getauften, der Juden im Lande Johannis.

Anno Domini 1019 geschieht der Mischpachà trauriges und schönes: zu Landau folgt – fünf Frühjahre nach Geburt des Daniel – ein zweiter Knabe der Ester und des Schaúl nach (man nennt ihn Baruch)⁵³, und in Köln verscheidet jene Judith Levi zwei Winter vor ihrem Sechzigsten. Lea kann den Tod der Mutter gar nicht fassen, so jung und kräftig war diese ihr stets erschienen, sie ist – da doch den Eltern der Sohn stets versagt geblieben – Erbin des väterlichen Betriebs, und sie muß nun den Gatten und ihren, schon sechzehnjährigen, Josua allein lassen und an den Rhein reisen. Da ordnet sie denn mit dem Schwager den Nachlaß und läßt ihren Sohn ordentlich eintragen als Nachfolger, daß dieser dereinst das Gewölbe übernehme. Drei Wochen lebt Lea Levi im Hause der Jugend, weist Jezechieln noch manch gutes Versteck, wo der güldnes Gut möge hüten, eh sie heimkehrt ins Pfälzische zu ihrer neuen Sippe.

Ezra – Begründer uns'rer nun deutschen Familie – steht in seinen allerfrischesten Fünfzig, voll der Kraft, der händlerischen Energie, seine Lea eine schöne, reife Frau wie einst Mutter Judith in den Jahren. Mit des Gatten Tochter gibt sie sich tatsächlich wie eine Freundin – hat nie die Stiefmutter hervorgekehrt, Ester lebt mit ihrem Mann und den beiden Jungen glücklich und zufrieden dahin in Landau. Tante Miriam schreitet still ihrem Alter zu – ist nun nicht mehr erpicht auf Eroberungen, hat sich am seligen Jona orientiert und dessen Lebenserfahrung.

1024 hat Josua Cohen im Handelsunternehmen des Vaters ausgearbeitet und zieht nach Köln, das Levische Erbe anzutreten. Jezechiel, der durch seinen jüngeren Bruder ja nun auch uns'ren Leuten zugehört, arbeitet den Neffen ein, entschließt sich sodann, einem Ruf, der aus dem Donaulande durch einen wandernden Mosesgläubigen zu ihm gedrungen, zu folgen, und er zieht endlich dahin, sich in Wien einzuhausen, dem alten Vindobona aus der Römerzeit, wo er den Handelsmann macht. Als Leiter des Kölner Warenladen hat Jezechiel bescheiden zurückgelegt, gründet an der Donau ein eigenes Unternehmen, nimmt die Zora aus altem semitischem Stamme, der aus dem Peloponnes den Weg gefunden ins *felix Austria*, das glückliche Ostenreich, zeugt mit ihr den Horeb, fundiert so einen neuen Trieb, welcher Jahrhunderte später an die Spree ziehen und sich den Namen »Wiener« wird zulegen.

Im Winter 1025 stirbt Miriam Cohen. Fünfundsechzig ist die Teure geworden, bis zum letzten Abendmahl stand sie am Kochherd in der Berggasse, und am nächsten Morgen wollt sie nicht mehr erwachen.

»*Ein schöner Tod...*« sagt Bruder Ezra und läßt der Schwester ein Begräbnis ausrichten, reich wie Onkel Jona es bekommen, neben dem sie dann zur Ruhe gebettet.

Zur nämlichen Zeit (nun reißen die *zarät*⁵⁴ nicht mehr ab bei unser'n Leuten) befällt den Josua – eben da er sich will umsehen nach einem Weibe – ein böses Leiden, die Ärzte doctern herum an dem Armen, verschreiben Mixturen und Medicinen, bis am Ende ein Chirurgus eine Prostatitis diagnosticiert (wie sie sonst doch nur ältere Männer heimsucht) und gleich schneiden will. Die Eltern aber schaffen den Sohn über den Rhein nach Schwalbach im Taunus, allwo ein mosaischer Medicus, welcher gar schon Mitglieder des Herrscherhauses zu Mainz hat curiert, diese Siechen mit Trinkkuren reinsten Brunnenwassers ausmerzt.

Und in der Tat: nach zwei Sommern, da ins Kölner Gewölb mußte ein Pächter gesetzt werden, der Benjamin, der just seine ehrliche Familie aufbaut, gesundet Josua und darf sich im Pfälzischen in der Pflege von Mutter Lea vollends regenerieren.

Auch die Vettern zu Landau, der Dani und der Baruch wachsen in diesen Jahren zu Männern. Der Erstgeborene tritt mit vierzehn zu Abba Schaúl ins Geschäft, der Jüngere aber, der mehr nach der Mutter, der wissenseifrigen Ester kommt, will studieren. Da gibt der Vater seinen Zweiten in Unterricht nach Heidelberg, wo er neben den Schriften auch Latein und das Griechische erlernt, dazu die Geometrie und die Anatomie; und er macht seiner Mutter (die ihm überdies noch Kenntnisse der spanischen wie arabischen Sprache vermittelt) viel Freude, wenn er sie in den Semesterferien besucht und glänzen darf mit dem sich Erworb'nen.

Am Studienort lebt der Jüngling in bravem, jüdischen Hause zur Kost, wofür der Vater muß gutes Geld hinlegen, welches der Sohn aber, wenn er dereinst ausstudiert (Mediciner will er werden, der *bachúr*⁵⁵) soll hereinwirtschaften.

So ziehn zehn Jahre übers Land.

In Köln residiert wieder der Josua, hat am braven Benjamin einen properen Partner gefunden und sich in dessen Töchterchen, die kleine Chaja verliebt. Weil jedoch ein Mädchen auch bei mosaischen Menschen nicht vor seiner Einsegnung heiratet (das Kind ist zwölf grad) läßt man sich Zeit. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, sagt der junge Cohen sich, und da bricht ein Ereignis herein über Allen, das sie tief erschüttert: im Herbst geht Ezra im Achtzigsten dahin, Vater und Großvater der Seinen.

Wir schreiben 4800.

Sofort hat die weinende Wittib, die Lea nach Josua gesendet, den zum Begräbnis zu holen, aus Landau kommt die, zu Tode betrübte, Tochter Ester samt Gatten Schaúl und dem älteren Enkelsohn Daniel, aus Heidelberg eilt der jüngere, der Baruch herbei, der in den letzten *examina* steht zum *doctor medicus*. Da geleitet denn die Sippe den Geliebten hinaus zum Acker Gottes von Pirmasens, wo eine Ecke ist reserviert den Juden dieser schönen, deutschen Gemeinde und in welcher Erde bereits Jona und Miriam ruhen.

Auch Hannes der Meier, der mutige ist nicht mehr, allein sein Nachfolger auf dem Bürgermeisterstuhle, der Sieghold schreitet bedeckten Haupts hinter dem Rabbi, der eine rührvolle Rede hält am Grabe; auch der Sohn des uralten Grafen Kuno, der stolze Stephan erweist dem toten Finanzjuden seines Vaters die letzte Ehre.

Lea beruft den Verwandtenrat ins Haus in der Berggasse.

Gemeinschaftlich sollten die Belange geordnet werden: so wird beschlossen, das Geschäft aus dem Levischen Erbe mit dem Kölner Haus zu veräußern (der Benjamin wird gewiß eine gute Summe bieten, und Josua will ja auch einmal einheiraten bei dem), Schwager Schaúl verspricht, auch mit diesem, dem Sohn des Verblichenen zusammenzuarbeiten, der nach Hause wird zurückkehren und dem väterlichen Geschäfte vorstehen.

Mutter Landau (jetzt auch bereits an ihren Fünzigern) gibt zu all dem ihren Segen – Hauptsache es geschieht nach ihres seligen Vaters Willen: daß nur ihr Baruch, der nun in Mainz auch beim großen Gerschon Sohn des Juda die mosaische Theologie lernt, ein weiser

Mann wird. Und weil Ester sich just am Orte der Kindheit sieht, nimmt sie das Gretle mit sich, das dann doch keinen Richtigen gefunden, daß die alte Freundin fürderhin sich nicht muß rackern wie ihre verstorb'ne Mutter, die Mariann. Und überdies – das vom Vater zugesagte Heiratsgut stünde noch aus, meint sie, das solle jetzt abgelöst werden, und in Landau darf die ehrliche Haut den Haushalt übernehmen, hat zu dem Behufe eine kräftige Magd an der Hand, die ihr wird alle Arbeit abnehmen, daß sie allein muß anschaffen.

Wenig Winter nachdem heiratet der Daniel, Esters erster Sohn, hat sich vom Rhein die Sali Wormser geholt, Enkeltochter jenes Elija, welcher damals von Pirmasens nach Worms gezogen, und er zeugt mit ihr den Mosche.

In diesem Decennium ist auch Josua Cohen längst Ehemann, seine Chaja aber erlitt eine Fehlgeburt, sodaß der Liebende sie schon und besser will auf Nachkommen verzichten eh sie Schaden nähm.

Dann aber passiert's doch: David erblickt das Licht dieser schönen Welt – Stolz des Vaters (in seinen Vierzigern) wie der Mutter, welche auch bereits inmitten ihrer Zwanzig lebt.

Schaúl – Patriarch der Landausippe – erlebt das nächste Vorjahr nicht mehr. Um ihn trauern Ester und die Söhne. Zum alten Jezechiel, dem Bruder des Toten sendet man Nachricht in den Donaugau.

Zwölf Winter weiter entschläft Lea Cohen, sanft wie weiland Tante Miriam. Sie hat ein reiches Alter erreicht, hat viel Freude gehabt im Leben an Vater und Mutter, am geliebten Manne Ezra und dem Sohn Josua und dem Enkelsohn David, dazu an allen Cohanìm und Landauern, die um sie waren, als sie am letzten Lager ruhte.

Und fünf Frühlinge hernach, im Herbst zu *Jòm Kippúr*⁵⁶ 4831 – 1071 denn, da in der Synagoge der *schofar*⁵⁷ wird geblasen, hört das Esterle auf zu sein. Sommers zuvor hat sie die alte Gespielin zu Grabe getragen, die Grete – nun ruht auch sie dort. An ihre Endsiebziger ging die Greisin, die doch nie aufgehört Kind zu sein.

Jetzt sind sie Alle nicht mehr von den Cohen, die einst vom Iberischen her in deutsche Provinzen gezogen, doch ihre Erben wissen ihre Heimat da, wo Jene einst geblieben, als der Treck aus Zaragoza hat angehalten. Josua ist Ende sechzig, sein Sohn David schritt längst zur *bar-mizwà*, und wenn dieser dann drei mal sieben wird sein – so sagt der Vater seiner Chaja zu, will er sich zur Ruhe setzen und dem Manne alles lassen. Daniel der Landauer hat das Geschäft am Nachbarort fest in der Hand, stolz auf seinen Moses, der nun auch schon im Jünglingsalter. Nur Onkel Baruch, der in der kaiserlichen Stadt doch als Chirurgus und Forscher wirkt, ist ohne Anhang geblieben. Zu sehr beschäftigen den Denker Berufung und Wissenschaft. Aber er besitzt einen Freund, der ihm geistig Kind wie Weib ersetzt: Jeremias ben Kalonymos, Abkömmling jenes Kalonymos aus Lucca, der anno 982 Kaiser Otto II. hat das Leben gerettet in der Schlacht gegen die Saracenen am Cap von Colonne, worauf er nach Mainz berufen, da er sich als Rabbi wie als Handelsmann einen noblen Namen erwarb.

Noch sind die Juden in Deutschland hoch angesehen, sie kämpfen Schulter an Schulter mit ihren christlichen Genossen wider Angreifer, feiern, spielen mitsammen, zechen und singen dieselben Gesänge, fechten gar einer gegen den andern mit wuchtigen Waffen und reiten auf edlen Rossen ins gleiche Turnier, nehmen's ja auch sonst nicht so genau mit dem Glaubensunterschied, was in der Minne eben zu nicht wenigen Verbindungen führt dieser mit jenen.

Man spricht dieselbe Sprache, die Christen notieren diese mit den, von den Römern importierten, lateinischen Lettern, die Juden mit dem alten hebräischen *Alef-Bet*⁵⁸, von rechts nach links. In dieser Schrift verfassen sie Poeme, Romane gar, schreiben das Gudrun-Epos nieder und alte teutsche Märchen.

An der Wormser Rebellion pro Heinrich IV. (ab 1085 Kaiser) sind Juden an hervorragender Stelle beteiligt (auch die Sippe der Salomea, die doch zum Daniel in die Pfalz geheiratet, tut da tapfer mit); und anno 1074 läßt Heinrich einen Contract aufsetzen mit den Bürgern jener Stadt, welcher *in latino*⁵⁹ anhebt:

»Judais ceterisque civilibus Wormsae . . .«⁶⁰ – so die mosaischen Menschen an erster Stelle benannt.

Da verfließt das letzte Viertel des Jahrhunderts.

Zu Pirmasens ändert sich's in jenem Quartcentennium kaum.

Ein and'rer, pfiffiger Pfaffe hält im Weidenthaler Kloster im Sinne Eusebius' (der muß sich schon vor Jahren verabschieden) Contact zu Burg und Ort, auch Kuno ist längst verschieden, sein Enkelsohn Gernot folgt dann nach auf Bechhofen, Quirin der bauchige Braunbierzapfer schläft nun da wo Bartel den Most holt, die Marie ist nach seinem Tod fort ins Bayerische, der Michel hat die Wirtschaft weiterverpachtet und liegt mit seiner Gudrun dito unter'm Rasen; Veit hütet die himmlische Herde, ein and'rer Schiefer steht am Schlagbaum, ein and'rer Ordnungshüter wacht über der Ruhe.

In der Berggasse hat Josua Cohen sein Versprechen eingelöst und anno 73 an David übergeben, lebt mit seiner Chaja in fröhlichem Frieden, widmet sich auf seine alten Tage (schreibeifrig wie Mutter Lea es ihn gelehrt) der Abfassung einer kleinen Chronik seiner Sippe, die in alte Zeiten reicht, den Fernen in Spanien bei den Mauren.

In Landau geht's ähnlich. Der Daniel und seine Sali haben sich zurückgezogen, das Geschäft führt der Mosche mit Geschick, auch er ist noch nicht vergeben wie der Vetter, der Cohen. Und in Köln ist der gute Benjamin alt geworden, hat (der Witwer nennt doch keinen Sohn sein eigen, das Werk fortzuführen) das schöne Levihaus numero 437 verkauft, und er ist nach Pirmasens hingegangen ins neue Heim seiner Tochter.

Dermaßen läuft alles seinen Trott in der Familie, bis eines Tages die Ritterschaft der Reiche – von Rom gerottet, von jenem Urban, dem welschen Papst auf der Clermont'schen Synode unchristlich zu den Waffen gerufen – mit ihren Zügen beginnt gen Jerusalem, das Heilige Grab aus den Händen der Muselmanen zu befreien; wohin-ter wohl auch handfeste Erobererintentionen stehen.

Anno 90 wird Frau Landau von einer Herzschwäche befallen, welche auch Schwager Baruch nicht kann kurieren, und die nach drei Jahren zum Tod der Lieben, der Salomea aus Worms führt. Daniel zerreißt das Gewand und sitzt *sch'hiwä*⁶¹, Sohn Moses trauert ein Jahr wie es Sitte, dann geht er – hoch in den Dreißig – endlich auf Brautsuche. Indes die Unsicherheit hinsichtlich der einsetzenden Kreuzzüge hält ihn vorerst noch ab, einen Hausstand zu stiften; auch der gleichalt'rige David ist weiter ledig.

Und da werden auch schon Gerüchte laut von Missetaten, die jene Palästinapilger sollen in Judengemeinden im Welschlande begangen haben, aber man vertraut auf den Herrn zu Bechhofen und auf den Kaiser in Mainz; da sitzt auch Ohm Baruch, will seine Standeswürde in die Waagschale werfen, so seiner Verwandtschaft in der Pfalz und dem Bruder Gefahr drohte. Alle Vorkehrungsmaßregeln jedoch sollen (so wohl sie gemeint) nichts fruchten.

Im hohen Sommer 1095 hat David Cohen dann doch eine Frau genommen, die zarte Zippora aus Köln, deren Vater ein Freund der Leute von Großvater Benjamin (Jahrs zuvor verstorben) – und wie's in guten israelitischen Kreisen usus, ist die junge Frau auch gleich guter Hoffnung.

Zu *Rösch Haschanà*⁶², drei Monat vor dem christlichen Neujahr ziehen die ersten jüdischen Flüchtlinge aus dem Elsäss'schen durchs Land. Jetzt ist guter Rat teuer.

Was soll geschehen in Pirmasens und in Landau?

»Unser Herr Graf wird's nicht zulassen, daß seinen Jüdn Leids widerfährt!« läßt der alte Josua sich vernehmen, und »*Ha lewáj!*«⁶³ betet seine Chaja.

Der Sohn hingegen und dessen Schwang're sind nicht so zuversichtlich.

»Für fünf Grosche per Monat läßt uns der alte Flachsbauer beim Kloster sein Ausgedinghäuschen – da können wir uns verbergen, wenn solch böse Männer auch bei uns durchreiten!«

Doch zum Versteckspiel fühlt der Großvater sich nicht mehr jung genug – so richten David und Zippa allein die Hütte im Weidenthal her, da Unterschlupf zu finden für den Fall.

In Landau ist es dasselbe. Auch da will der gute Daniel weder an die Verbrechen glauben der Kreuzchristen, wo man doch bisher mit den Katholischen so freundlich zusammengelebt, und schon gar nicht das Haus verlassen, da er geboren und aufgewachsen.

Iterum zu den Iden des März (von 1096) geschieht's.⁶⁴

David und Gattin (die ist nun bereits im fünften Monat) befinden sich (es ist Sabbat des Morgens) im Häuschen an der Weide, als ein Trupp Kreuzler einreitet am Pirmasenser Tor. Die trutzig Schildwach (der Situation wegen auf zwei Mann verstärkt) ward kurzerhand niedergemacht, als die braven Bursche sich wollten den eindringenden Bewaffneten entgegenwerfen, nur der Zoller kann entweichen, schleicht um die Mauern, schwingt sich auf ein Roß, hetzt zum Gernot auf die Burg; eh der aber noch seine Mannen vermag in Trab zu bringen, haben die Raubritter, die aus dem Westen kamen von der Saar her, bereits den Wallwirt leergesoffen, galoppieren gröhrend durch die Straßen.

»Mors Judaeum sicarii filii Domini!«⁶⁵

Die Horde bricht in das Gewölbe in der Berggasse, welches sie einem Israeliten gehörig erkennt, sackt ein was sie kann einsacken, verwüstet das Haus.

Josua und seine Chaja ruhen unten an der Lauter und genießen den Tag ihres HERRN, und der Alte – hart wie er hört in seinen hohen Jahren – weiß von nichts. Die Frau aber schrickt auf, trotz aller in den Wind geschlag'nen Warnungen stets auf das Schlimmste gefaßt; da sind die vom Weine Berauschten gar im Garten, nähern sich mit Gebrüll. Nun wendet sich der Jude.

»Was wünschen die Herren Ritter in meinem Hause?«

Josua Sohn des Ezra Cohen sucht – würdevoll sich erhebend – die Autorität des Alters einzusetzen, da er mit einem Blicke ausmacht was vorgeht. Allein gellendes Gelächter wird ihm zuteil. Und einer der Gewappneten stellt sich, zum Gaudium seiner Kumpane in Positur, äfft den Greis nach.

»Was wünschen die Herren Ritter in meinem Hause?«

Gleich gibt ein and'rer Schrecklicher Antwort.

»Einen Juden töten und ihre Seele retten, wünschen die Herren Ritter!«

Da ergänzt ein Bibelfester des Trupps herrisch höhrend.

»So lasset uns zuerst an ihnen Rache nehmen und sie austilgen unter den Völkern, daß der Name Israel nicht mehr werde erwähnt!«⁶⁶

Damit schwingt er das Schwert und schlägt dem Achtzigjährigen mit dem Knauf über den Schädel. Jäh schreit die Frau auf, da wird ihr dasselbe Schicksal.

Josua wankt, greift mit beiden Händen gen Himmel, quasi die letzte *brachà*, den Segen GOTTES zu erflehen, dann sinkt der Cohen neben der Gattin ins Gras.

Die erschreckten, christlichen Nachbarn, die Einbruch wie Totschlag erleben, lassen stracks einen kleinen Knaben nach hintenaus laufen über die Felder ins Weidenthal, den David und die Zippora zu warnen, die sie dort in der Kate ahnen.

»Herr Cohen, Herr Cohen – –« japst der Junge gar jämmerlich.
»Hurtig fort Herr Cohen!! Die Kreuzritter sind eingedrungen und haben Euer Geschäft geplündert und den Vater Josua und die Mutter Chaja erschlagen!!!«

David steht das Herz still. Er nimmt das lang Befürchtete gar nicht gleich auf, Zippora aber, mit seiner Furcht im Leibe, reagiert entschlossen: sie drückt dem braven Boten einen Dreier in die Hand für die fürchterliche Nachricht, heißt ihn zu den Eltern zurückeilen sie zu bitten, sich um das Cohensche Anwesen bekümmern, holt sodann den großen Korb, den man vorbereitet für die Gefahr, wirft in Hast Kleider und Gerät hinein, weckt den Mann aus seiner Starre, man lädt das Fluchtgut auf den Handkarren und hetzt über die Hügel Richtung Landau, da man – wie verabredet – den Mosche wie den alten Onkel Daniel will mit sich nehmen.

Als Gernots Reiter (mit ihren Waffen, die seinerzeit Ezra doch finanziert) Pirmasens vom Nordwesten, aus Bechhofen her erreichen, ist der Haufe der Ritter bereits entgegengesetzt verzogen, hat hinterm Berggassenhaus, wo man sich einen Wagen Wegzehrung voll geladen, bei der Furth die Lauter durchritten, befindet sich jetzt im Weidenthal zum Anmarsch auf den Rhein, den man nach Süden will wandern, Richtung Levante.

Während unser Cohenpaar den weiten Weg durch die Weinberge und Wälder, und zu Fuß dazu muß einschlagen, trabt die schaurige Schar derer unter dem Kreuze – das Kloster links liegenlassend, aufgekratzt vom Suff wie der Heldentat am letzten Orte – am Hauenstein vorbei nach Landau hinein.

Da David und die Frau die Mauern erreichen, kommt ihnen auch schon der, wild weinende, Moses entgegen, die nackte Haut zu retten wie sie, gleichfalls den erschlag'nen Vater zurückgelassen wie die decimierte, kleine Gemeinde. Zu dritt wendet man sich denn nach Norden über den Edenkoben, wo man vernommen, daß die heiligen Totschlächter flußaufwärts wollen ziehen, bei Frankenthal soll man übers Wasser, da man von Geschäften einen braven Bootseigner weiß, der einen wohl wird übersetzen.

Nahbei Lambrecht verbringen die Fliehenden die Nacht. Schon hört man allerorten, daß die Juden aus dem Westen davonlaufen vor den Palästinapilgern, nun will keiner sie unterm Dach haben aus Angst vor der Rache der Tempelkrieger wie aus eig'nem Kleinmut. So sind die Cohen und der Landauer dankbar, ein Lager zu finden bei einem mitleidigen Köhlersmann im Walde, und der überläßt ihnen auch ein Wildpret, das in seiner Schlinge sich gefangen. Und bei Tages Anbruch ziehen drei arme Seelen weiter, ihr Leben zu bewahren. So winzig die Versammlung einer einst sprießenden Sippe: kaum eine Handvoll übrig von Jenen aus Sfarad, und die haben obendrein die Heimat verloren. Dazu der greise Onkel, der Baruch in Mainz, den die Anwesenheit in der Kaiserstadt vor Schlimmem behütet. Obschon sie dann vierhundert Juden da werden auf einem Haufen verbrennen, welcher Platz von diesem Ereignis an »*Brand*« genannt.

Von Todesangst gejagt gelangen Cohen, Landau und die Zippora ans Rheinufer. Wie erwartet ist der Fährmann zur Stelle, nur begehrt er jetzt nicht einen Groschen wie üblich fürs Übersetzen sondern nimmt – der Notlage der Mosaischen Rechnung tragend – einen harten Schilling Ruderlohn. Für dies Geld hat man ansonsten einen vollen Monat Waren hin- und herüber können transportieren, aber die armen Menschen haben keine bess're Wahl. Gut daß die Frau vorsorglich einen Beutel am Busen trägt mit etlichen Talern und guten Goldstücken für die Not.

Am östlichen Gestade fällt Mosche auf die Knie, dankt seinem HERRN wie der ihn errettet vom Tode.

»*Todà Adonái!*«⁶⁷ murmelt der Gläubige und Tränen rinnen dem Mann in den Bart im Gedenken an den getöteten Vater. Auch David und seine Zippa weinen, doch sie wollen nicht anhalten, eh' ein sich'rer Ort gefunden, neu das Leben aufzubaun.

Bei Schönau im Mannheimschen erwirbt unsere Gesellschaft einen Wagen samt hochbejahrtem, klapp'rigen Gaul; immer noch besser denn auf Schusters Rappen gereist. Dann geht die Fahrt los über Aschaffenburg (stets die befestigten Städte meidend, da man die Lage dort nicht kennt) und das alte Meiningen weiter nach Nordosten; in einer Woche – vorbei an Erfurth – ist die Saale erreicht bei Alsleben.

Im April trifft das Trio (südlich an Neukoelln⁶⁸ vorüberkutschiert) im Pommerschen ein, erblickt endlich das schöne Dantzig am großen Wasser, wo man Beziehung hat zur starken Israelitischen Gemeinde, und wo man weit vom Schuß, von den Rittern des Kreuzes, unter welchem sie – *in hoc signo*⁶⁹ – ihre Verbrechen begehen am Gottesvolk.

Wenig Wochen drauf, im Wonnemond entbindet Zippora Cohen eines strammen Knaben, den man dann Esau benennt nach dem Isaacsohn in der Schrift. Die lange (und beschwerliche) Reise hat Mutter und Kind – GOTT sei gelobt! – nicht geschadet. So stirbt unsere malträtierte Mischpachà doch nicht aus.

Der Landauer Mosche erholt sich auch wieder und findet gar in der neuen Heimat, eh er fünfzig, eine junge Witwe und zeugt Kinder mit ihr. Da pflanzt auch dieser Trieb sich fort.

1099 erobern die Kreuzfahrer Jerusalem.

Im Januar 1100 stirbt zu Mainz der gelehrte Greis Baruch.

Er hat das neue Jahrhundert noch erreicht. Wie wird es den deutschen Juden ergehen in diesem?



II.

Erst a.D. 1291 ging die Kreuzfahrerherrschaft über Palästina ihrem Ende zu. Am 18. Mai war ihre Festung Accon gefallen, die Herren Ritter mußten (nachdem sie noch rasch ein Blutbad angerichtet in Jerusalem – voran unter ihren griechisch-orthodoxen Glaubensbrüdern) über's Wasser flieh'n.

Das Grauen von 1095–96, da die Totschlägerarmee vom Crucifix ihre Züge ins Heilige Land aufgenommen und unter den Israeliten zu wüten begann (selbst Bischof Ruthard von Mainz war gezwungen zu fliehen, auch ihn wollten sie töten, »weil er zugunsten der jüdn hat geredt« weniger allerdings um der christlichen Nächstenliebe willen, denn um sich an deren Vermögen maßlos zu bereichern – von Kaiser Heinrich dann destowegen angeklagt, entzog der Hirte sich des Gerichtsverfahrens durch eilige Flucht), ward überliefert von Geschlecht zu Geschlecht. Da haben uns're Cohen lange gezögert, zurück zu wandern an die Stätten, da damals ihre Vorderen glückliche deutsche Menschen geworden am Ende ihres Zugs von Hyspanien – doch konnte man Verbindung bewahren zu Religionsbrüdern, welche ausgeharrt im Westen (geschützt durch das Kaiserhaus bis zu dessen Niedergang um die Mitte des 12. Jahrhunderts) oder im Rheinlande hatten überlebt trotz der »*slacht der joden*« von Köln anno 1349.¹

So hörte man vom Speyrer Pogrom im Jahre 1195, erfuhr aus Landau, daß da zum Ende des 13. Centenniums wiederum Hebräer lebten, wo wenig später eine Judengasse eingerichtet, da ein gewisser Neihher Nase² samt seinem Weib Selkind als Hauseigner urkundlich erwähnt, war geschockt ob der Verfolgungen während des Wütens der Pestilenz, die zu jener Rheinschlacht doch geführt – die Plage rasch den »*Heilandstöttern*« angelastet.

Aus der uralten Heimat ist Nachricht eingetroffen über den weisen Moses Maimonides, Stolz seines Volks in der Diäspora, der in Kairo hatte gewirkt als Leibmedicus des Sultan, als Rechtsgelehrter, Theologe und Philosoph in dem Jahrhundert, welches der Vertreibung der Mischpachà nachgefolgt.

»In jener Zeit wird es keinen Hunger geben, keinen Krieg, keine Eifersucht und keinen Streit. Denn ird'sche Wonnen werden wimmeln wie Staub und die Sorge der ganzen Welt wird einzig sein, GOTT zu erkennen.«³

Also weissagte Maimonides von den Tagen der wahrhaftigen Erlösung der Erdenbewohner.

Um 1141 (respective 4901) ist die Ankunft des Jehuda Halévi⁴ in Palästina gemeldet, 125 Sommer später baute Nachmanides die Mosaische Gemeinde zu Jeruschalájim wieder auf, und aus Rothenburg aus dem Frankenlande wurde Rabbi Meír gelobt, der – ein juridisch Gutachten zu erarbeiten von höchster Stelle beauftragt – sogar nichtchristliche Fechtmeister in Erwähnung gebracht. Um 1410 schenkte König Ruprecht dem Bischof Laban und dessen Nachfolgern die Juden zu Landau, zwölf von ihnen wurde das Aufenthaltsrecht in der Stadt bewilligt, zwanzig *shanìm* danach predigte Rabbi Salomon Spira da, wo einst Ester und Schaúl ihre Dynastie begonnen, und eine stattliche Judengemeinde ward errichtet.

Aus europäisch südlichen Gefilden, aus den Aeren der Renaissance wie des Neuhumanismus vernehmen die Cohen gutes: ihre Brüder sind da in allen Professionen des bürgerlichen Lebens zu finden – neben Kaufleuten, Ärzten und Scholasten auch Poeten, Astronomen, Apotheker, Erfinder wissenschaftlicher Instrumente, gar Finanz- wie andere Minister, aber auch Löwenbändiger, Jongleure, Stelzengänger, Maultierhändler, Soldaten, Schuster, Schneider, und sie engagieren sich in handwerklicher Tätigkeit ebenso als Schmiede (selbstverständlich dazu Gold- und Silberschmiede), Metallwerker, Tagelöhner. Hochgeachtet Alle von ihrer Umwelt, und in Rom zollt selbst der Papst den jährlichen Tribut seinen Juden zu deren Passahfest, und er trifft seinen Oberrabbiner mit allen Ehren.

Diese »wiedergeborene« Epoche in Italien wie der weiteren nördlichen Mittelmeerküste sieht denn nicht wenig mosaische Schauspieler und Stückeschreiber, Tänzer und Maler und Meister der Bildhauerkunst, als auch Componisten, die Sonette, Canzones und Ballette in Musik setzen. Dito hebräische Frauen bleiben vom allgemeinen Vorwärtstrend nicht ausgeschlossen: Doctorinnen, Banquiersdamen, Bühnendivas.

Bis dann – von Spanien, Frankreich, Deutschland aus – das große Schüren gegen die vorgeblichen Töter des (neutestamentarischen) Messias auch nach den continentalen Levanteländern zu sickern anhebt.

Jetzt – zum Ende des 15. Jh., welches dem 54sten jüdischer Zeitrechnung entspricht – da die Gefahr endlich gebannt, die so lange Zeit der linksrheinischen Judenheit gedroht (kamen die Haufe der Kreuzler doch zumeist aus dem Westen, sodann am Fluß südwärts zu ziehen Richtung Mittelmeer), beschließen die Abkömmlinge Davids und der Zippora, deren Namen – Cohen – Sohn Esau doch nicht ließ untergehen, nach deutschen Landen heimzukehren. Obschon keineswegs überall Ruhe herrscht: hat der Kölner Erzbischof Friedrich von Saarwerden »seyne joden« anno 1372 rückgeholt, trieb der Rat der Stadt sie 1423 »auf ewige Zeiten« wieder aus.

Da wandert denn ein Halbdutzend jener Cohanim mit Sack und Pack an den Rhein (Andere bleiben zurück am Ostmeer oder ziehen früher oder später südlicher ins Polnische, wo die Israeliten einen guten Stand haben) – man läßt sich nieder in Bacharach, da eine gute, kleine *kehilla* mit Bethaus und Rabbiner einlädt zum Verweil.

Ein Mann der Sippe ist später ins Pfälzische geritten nach Pirmasens, nachzuforschen hinsichtlich des Guts der Voralten, hat doch nichts mehr vorgefunden vom Haus in der Berggasse (längst ein neues Anwesen errichtet auf dem Grund und Boden). Auch ein neuer mosaischer Händler ward angetroffen, aus dem Norden zugezogen.

Wunderbarer Weise aber fand unser Reiter in der Abtei vom Weidenthale (dahin vom *stattschultzen* verwiesen, der kaum zu sagen wußte von der Bluttat der Kreuzchristen von zehn Generationen zuvor) etwas, das die guten Mönche wohlbewahrt über die Jahrhunderte. Einer dieser *fratres* nämlich war, im Vorfrühling 1096, fürsorglich in den Ort geeilt zur Erkundung, was im Cohenhause sich zugetragen, und sah da – verborgen und unberührt von der Meute der Missetäter – eine alte Truhe aus dem Schatz Josuas, darin die Niederschrift der Chronik seit Zaragozanschen Zeiten. So blieb einiges überliefert aus dem Leben uns'rer Helden bis zum zwölften Jahrhundert.

Am Rhein richten sich die Nachfahren des Ezra gut ein. Die Juden sind im Deutschen jetzt gelitten – teilweise doch weiter unterdrückt, sie widmen sich nun noch inniger der Letter- und Dichtkunst, was ihnen umso leichter fällt als sie (zumindest die Knaben) lesen und schreiben lernen; was ansonsten doch im breiten Volke nur einer höherständigen Schicht ist vorbehalten (und den Klosterbrüdern dazu). Man vernimmt gar von einem jüdischen Minnesänger, der um die Mitte des 13. Jh. war mit seinen Liedern von Burg zu Burg gezogen – dem Süßkind, stammend aus Trimberg⁵, der schon einen deutschen Namen⁶ gewählt. Obschon Anno 1306 Philipp der Schöne die totale Enteignung und Ausweisung der französischen Judenheit verfügte und 90 Jahre danach Carl VI. dies so total ließ durchführen, daß bis zur Französischen Revolution nahezu keine Mosaischen mehr im Lande, traten 1401 deutsche Ritter selbst in Streit mit ihren Glaubensgenossen eines Mosaischen willen, wie hervorgeht aus den Fehdebriefen des Otto von Bellinchaven und der Bürger Reynolt und Roeloff von Coevoerde⁷ an die Stadt Kölln, allwo der Selichman Sohn des Schaeff⁸ Unrecht hatte müssen erdulden durch die dortige Mosesgemeinde.

In Bacharach hört man auch von jenen Brüdern, die damals dem Waffengang anhängen: um 1348 ward im Sächsischen zu Weissenfels ein friedlicher Wettstreit ausgetragen, der in die mächtige Mannsfelder Chronik aufgenommen mit den Worten: »... wo die joden stachen und tornirten da der Hof zerginge.« Just durch jene Gegend sind einst die Cohen und der Landauer gen Ost geflohen.

Doch die tiefe Unduldsamkeit in den Centennien des auslaufenden Mittelalters, unter welcher auch christliche Stämme bitter zu leiden haben als da sind die Katharer, die Albigenser, die Geusen und Dithmarscher, dazu die Preußen, Wenden und Niedersachsen, so sie die Gottlose Gesellschaftsordnung in Frage stellen, die unmenschliche Unterdrückung und Knechtung in den Landen – begleitet von Strafexpeditionen der Feudalherren, Massenhinrichtungen nach (kläglich meist gescheiterten) Volkserhebungen wie blutigen Hexenprozessen, geht auch an den *teutschen jüdn* nicht vorbei. Und gar Juden beteiligen sich an der Hetze, an der Verfolgung ihrer Brüder und Schwestern, wie die Fälle Johannes Pauli und Johann Joseph Pfefferkorn lehren.

Unternahm ersterer (getauft natürlich, Pfeddersheimer) haßerfüllte Predigten *contra Judaeum* um die Wende zum 16. Jh., trat in derselben Frist auch der andere im Rheinischen über zum Christentum, um fortan wütender wider sein Volk zu wettern denn die bösesten römischen Hebräerhasser seiner Zeit. Der – von den Dominicanern⁹ zu ihrem Werkzeug gemachte – Convertit wurde von jenen benutzt, einen Generalangriff zu reiten gegen den Talmud und die Rabbinischen Schriften. Der enge Connex dazu dieses Ordens zu Spanien ließ befürchten, daß er die martialischen Methoden der Schaudisputation und Zwangsbekehrung (bei Resistenz Tötung oder Austreibung der Juden) nach Deutschland zu importieren im Sinne hatte. Desgleichen die Anwendung der inquisitorischen Folter bei jenen Zwangsbekehrten, die doch nicht selten (heimlich) weiter die mosaischen Bräuche ausüben und »*Marranen*«¹⁰ gerufen.

Da wurde der erste Hebraist der Aera, der Johannes Reuchlin¹¹ (mit Zustimmung des Kaisers) beauftragt, die Untersuchung der Angelegenheit in Angriff zu nehmen. Der wendete sich scharf gegen die Pfefferkornschen Schmähschriften von 1507–09 mit ihren alten Vorwürfen der antijudaistischen Literatur des Mittelalters: der Talmud enthielte Beleidigungen Christi, die Juden seien »*Bluthunde, die sich vom Christenschweiß nährten*« und was der vulgarisierenden Verleumdungen mehr.

Im AUGENSPIEGEL¹², der kämpferischen Schrift, erschien dann – 1511 – Reuchlins Gutachten gedruckt mit den achtbaren Axiomen:

Die Juden als Untertanen des Reiches wie wir alle sollen bei kaiserlichen Rechten erhalten bleiben

Kaiserliches und königliches Recht und fürstliche Satzungen haben festgelegt zu werden, daß niemand das seine mit Gewalt verlöre

Die Juden sollen ihre Synagogen ohne Irrung und Eintrag behalten

Die Judenbücher sind weder vom Geistlichen noch weltlichen Rechte verworfen und verdammt, deshalb solle man sie ihnen nicht entreißen und verbrennen

Ein wahrer Christ.

Ein wahrer Christ auch der Jude, der im Jahre 1542 seines neuen HERRN vor seinem irdischen Herrscher steht. Der Siebzigjährige nennt sich Bartholomaeus, sein Vater schon nahm die heilige Taufe auf sich (schwer verschuldet als Kaufherr in dem Schritt schwachen Charakters die Rettung sehend aus profaner Not), er später selbst die Kutte genommen – wohl wirklich überzeugt vom neumosaischen Glauben, den doch einst sein Ahn aus Nazareth (unfreiwillig) creiert.

Sevillaner und als ›de las Casas‹ (der von den Häusern) von seinem jüdisch-christlichen Schöpfer ausersehen, in die Historie einzugehn.

Vor Bartholomé der Kaiser in seinem Thronsessel. Carl V., der niederdeutschgeborene König von Hyspanien und Haupt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

»*Ich hab es selbst gesehen.*«

Mit dieser Erklärung beginnt der Mönch den, von ihm *manu propria* zu Papier gebrachten Report vorzulesen, dem er den schlichten Titel gegeben: »BREVISIMA RELACIÓN – äußerst kurzer Bericht von der Verwüstung der indianischen Länder«.

Als einer jener Dominicaner auf Haiti doch berufen, den roten Heiden den ›wahren Gott‹ zu vermitteln, bekräftigt der Judensohn seine Worte, die von schier unvorstellbaren Bluttaten reden der christlichen Eroberer auf dem, doch jüngst entdeckten, Erdteil mit: »*Dies ist die Erfahrung der Augen!*«

Von bündelweis gehenkten Eingeborenen spricht er – ihrer Dreizehn stets an einem Galgen aufgeknüpft »*zu Ehren und zur Verherrlichung des Erlösers und der 12 Apostel*«, von Leichenbergen ist die Rede in Mexicos Städten, unter denen verstümmelte Kinder schreiend hervorkriechen, die dann »*so zum Spaß*« von spanschen Soldaten mit Treffsicherheit durch einen einzigen Schwerthieb in zwei Teile geschlagen, über die unmenschliche Menschenarbeit indianischer Perlenfischer erzählt der Alte, die auf Trinidad und den Bahamas zu ihrer Tätigkeit gezwungen.

»Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, unaufhörlich wird ihr Leib von der Kälte des Meeres durchdrungen, die Brust vom andauernden Zurückhalten des Atems zusammengepreßt bis sie Blut speien, ihr Haar – von Natur aus schwarz – wird brandrot... auf ihren Rücken schlägt Salpeter aus, zum Schluß, ehe sie sterben, sehen sie aus wie Ungeheuer in Menschengestalt.«

»Ich war so verblendet wie die Anderen!« bekennt Bartholomaeus, denn eh er das här'ne Gewand genommen war er selber Sklavenherr gewesen im auszubeutenden Continent, hatte gar die Idee in die Cortesversammlung gebracht, anstelle der (allzustark schon decimierten) Indios Neger aus den africanischen Colonien als Arbeitssklaven auf den Neuen Continent zu verschiffen.

Und der geborene Jude vermag Carl das Gewissen das christliche zu erschüttern – der »*Sachwalter der Indios*«, der als Mönch seine »*Jahre des Schweigens*« begonnen während seine Compatrioten ihre Eroberung mit dem Schwert immer furchtbarer fortführten, während die Welser aus dem deutschen Augsburg Venezuela verheerten, während Pizarro die Plünderung Perus in Angriff nahm, während die Colonisierung Argentiniens mit der Ausrottung der Urargentiner sich über die Bühne, die weltgeschichtliche Bühne quälte.

Der Mann, in dessen Reich »*die Sonne nicht untergeht*«, folgt des Fraters Forderungen: die *comienda* wird abgeschafft, die Zuteilung leibeigner Indianer an Großgrundbesitzer, bestehende Verhältnisse der und and'rer Art enden mit dem Ableben der »*Besitzer*«, als »*freie Lehnsherren*« seines Imperiums werden die eingeborenen Indios den Einwanderern gleichgestellt in allen Rechten; voran dem *jus* auf Arbeitslohn und Eigentum.

Nur einen Rat des de las Casas will Carl nicht befolgen: die mächtigsten seiner überseeischen Landeigner vor Verkündung der neuen Gesetze nach Europa zu deportieren. Deren Familien werden noch in hunderten Jahren dort ihre Untergebenen, ihre Arbeitskräfte aussaugen, bis diese blutlos verenden.

Der Jude soll dereinst heiliggesprochen werden. Das Wüten der Christen am anderen Ufer des großen Wassers wird weitergehen.

So schwankt's hin und her.

Martin Luther, der Augustiner, der dem Katholizismus abschwört, der seine 95 Thesen an die Kirchentür zu Wittenberg nagelt, nimmt zuerst die Hebräer in Schutz gegen Rom.

»Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei«

Dies der Titel einer seiner ersten Schriften zur Frage.

Wenn ich ein Jud gewesen wär und hätt solch Tölpel und Grobiane den Christenglauben regieren und lehren gesehn, so wär ich eher eine Sau geworden als ein Christ. Denn sie haben mit den Juden gehandelt als wären es Hunde und nicht Menschen. Und wenn wir gleich hoch uns rühmen, so sind wir dennoch Heiden und die Juden von dem Geblüt Christi – wir sind Schwäger und Fremdlinge, sie sind Blutsfreunde, Vettern und Brüder unsres HERRN.

Dann aber schlägt des Reformators Seele in Haß um gegen die Blutsfreunde, nachdem er die Schmähschriften gelesen des Paulus von Burgos recte Salomon ben Levi, Erzbischof geworden der Iberienstadt im Jahre 1415, sowie des Antonius Margaritha, der 1530 das Buch »Der gantz jüdisch Glaub« herausbringt, das strotzt von Angriffen auf das eig'ne Volk, Fälschungen talmudischer Zeilen.

»Von den Juden und ihren Lügen«

nennt sich nun eine Lutherschrift, mit welcher er (nicht nur aufgestachelt durch der getauften Verräter Phrasen) den Deutschen – eingedenk der bösen Worte seines Ordensahn Augustinus – sieben Ratschläge erteilt, wie man es mit denen (*»Teufelskinder und Schlangengezücht«*) müsse halten, um die Christen vor Schlimmem zu bewahren.

... die Synagogen und Schulen niederbrennen ... ihre Häuser zerstören ... ihre Gebet- und Talmudbücher solle man ihnen abnehmen, auch die Bibel ... Geleit und Straße müsse man ihnen aufheben ... den Geldhandel solle man ihnen verbieten ... ihnen Barschaft und Kleinodien abnehmen ... ihnen Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel in die Hand drücken und ihnen das faule Schelmenbein aus dem Rücken vertreiben.

»Und sollten sie dann gar selbst –« spricht der Glaubenslehrer
»– mit dieser Knechtsarbeit den Christen nur Schaden tun, so sei
ratsam, bei gemeiner Klugheit der anderen Nationen zu bleiben und
sie für immer aus dem Lande zu treiben.«

Diese zur Brandstiftung, Wohnungsberaubung, Religionsschändung, zu Pogrom und Berufsverbot, zu Diebstahl und Zwangsarbeitsverhängung aufrufenden Worte eines christlichen Religionsgründers stinken hinauf zum Himmel, zu dem sein (Luthers) Jesus der Jude einst entschwebte.

Und dann – exact zur Jahrhundertmitte – als Mosesfeind Martin bereits vier Jahr' droben bei seinem HERRN und dessen Sohne, vernimmt er da von einem eclatanten Ereignis auf Erden: dem fünf Tage, fünf volle Tage andauernden Streitgespräch in Spanien, der »Disputation von Valladolid«.

Rechts Juan de Sepúlveda, des Kaisers Hofchronist, links ein greiser, zahnloser Nachfahre der großen, altbiblischen Propheten. Den Thesen den Aristotele'schen, die der Sepúlveda vertritt, daß Gott zwei Sorten Menschen geschaffen: »Freie von Natur« und »Sklaven von Natur«, tritt der Greis entgegen und schlägt mit Worten, denen die Besten des gebildeten Castilien lauschen, den Gegner so zu Boden, daß keiner in der Katholikenkirche fürderhin zu behaupten wagt, ER selbst hätte *ésclavos de naturaleza*¹³ geformt.

Der Streiter für die Menschlichkeit, Gleichheit Aller: Frater Bartholomé – zum Tag hin, da er wird vor JAHWE stehn, wohl wieder dessen wahrer Sohn.



Wir schreiben Anno Domini 1618.

Die Ereignisse vier Jahr zuvor in Hessen, da sie die Juden aus Frankfurt vertrieben, die Querelen mit den ketzerischen Böhmen und dem (ungeliebten) Haus Habsburg, da – wie man auch im Rheinischen hört – ein mähr'scher Magnat ist Obrist geworden des österreichischen Thronfolgers Ferdinand, der Albrecht Eusebius Wallenstein, ein Kriegsmann, der die Ständekasse seiner Heimat hat um 96000 Golddukaten erleichtert, sich mit dem Schatz Liebkind zu machen am Wiener Hof, der (unfreiwillige) Sturz zweier hoher Beamter aus den Fenstern der Prager Burg, die Absetzung und Verbannung des Kaiserlichen Kanzlers, des Erzbischof Khlesl, der anhebende Krieg zwischen den beiden christlichen Confessionen beunruhigen unsere Leute. Man weiß aus Kreuzzugszeiten was es heißt, der Willkür Armierter ausgeliefert zu sein – und die Cohenmenschen können dies in der, immer weiter fortgeführten, Chronik nachlesen.

Auch hat man in Bacharach nicht vergessen an die bösen Ereignisse von dritthalb Centennien zuvor, jene verabscheuenswürdige Christenerfindung der Blutschuldlegende von Oberwesel, die der ortsansässige Wernher der Historik einverleibte.¹⁴

Avsalom, Patriarch der alten Familie, Wittiber nach der Batsewa¹⁵ aus altehrwürdigem Geschlechte, führt starkerhands (in frohen Fünfzig ist er) das Handelsgeschäft, das in der Tradition zurückgeht auf Ezra aus Spanien, der mit den Seinen um 1000 nach Deutschland gewandert. Das Bacharach'sche Unternehmen hat seinen Sitz in der kleinen Rheingasse am Wasser mit einem eig'nen Anlegesteg für Frachtschiffe, die Cohen leben oben am Rebenberg in einem schmucken, sauberen Anwesen. Dem Hause steht Avsaloms unverheiratete Tochter Schoschána¹⁶ vor, die – stattlich mit ihren drallen Dreißig – längst könnt' Herrin sein im, mit dem entsprechenden Partner gegründeten Reich; doch sie will den Vater, dem die Mutter damals im Kindbett geblieben mit dem Bruder, dem Nachman an der Brust, nicht alleinlassen – nachdem auch die alte Amme, die Resa das Zeitliche gesegnet.

Nachman und seine liebe Frau, die resolute Ruth von den Speyrern (die Sippe das 1195er-Pogrom wunderbarerweise überlebt) arbeiten im Geschäft unten am Fluß. Dieses bedient ausschließlich Großkunden, handelt mit Lebensmittel und landwirtschaftlichem Zeug, Wirtswaren wie guten Weinen, unterhält gar einen eig'nen Fährkahn, mit welchem geliefert bis hinunter ins niedere Land, von da das Boot dann mit Rossen wieder rheinaufwärts geschleppt nach Hause.

Die Handelsverbindungen dort mit Arnhem und weiter hin nach Amsterdam und Rotterdam hat man aus dem Danziger Exil. Ist jene schöne, alte Stadt doch stark von den Holländers beeinflusst, welche da ganze Straßenzüge im heimatlichen Stil aufgebaut, und wo im vergangenen Jahrhundert die Anhänger des Menno Simons – aus der Heimat durch die Calvinisten vertrieben – sich bis südlich zum Weichselbogen festsetzten, und die sich jetzt Mennoniten benennen.

»Zwee Faß vom Pökelfleisch müssn heut noch hin nach Boppard zum Neuwirtn!« schafft Avsalom an. *»Dis kannit zuwartn eh das Boot is beladn voor Doordrecht.«*

Da ruft Nachman nach dem neuen Gerätbuben, dem Giselher, dem kleinen Katholikenjungen, dessen ledige Mutter, die Waschfrau Gutlind freiweg froh, daß der Knirps hat die Stelle gut angetroffen beim angesehen'nen, jüdischen Kaufherrn, und er belädt mit ihm den Maultierkarren, den dann der Jores¹⁷, der Fuhrknecht die zwanzig Meilen soll nordwärts kutschieren, wo er (eines halben Humpens gewiß) rastet, bis er des Abends sich heim muß sputen, mitzuhelfen beim Beladen des Flußkahns, der andern Morgens (zu einer ganz unchristlichen Zeit) soll ablegen.

Nachman Cohen ist nun bereits vier Jahr verheiratet, doch seine Ruth hat als Führerin der Bücher des schwiegerväterlichen Betriebs so reichlich zu schaffen, daß sie bislang mußte des Kinderkriegen entsagen.

Frau Ruth besitzt keine Anverwandten mehr, von ihren Leuten sind Alle dahin, ist so eine brave Cohenfrau geworden. Jetzt hat sie (wegen Verbreiterung der Handelstätigkeit in Bacharach allgemein) einen schreibkundigen Lagerverwalter gestellt gekriegt, den trefflichen Kiljan vom Kettenbach am Taunus, und der greift ihr denn bei den Niederschriften wie Rechenaufgaben so emsig unter die Arme, daß die fleißige Jüdin sich bald mehr mag dem Familienleben widmen, welches bei ihrem Volke heilig gehalten.

Item geschieht's, daß die Frau (26 schon) ihrem Nachman, als die Beiden spätabends nach Beendigung der Ladearbeit am Schiff Hand in Hand hinaufwandern zum Weinhügel, an dessen Fuß das Cohenhäuschen errichtet, die frohe Nachricht kann eröffnen.

»*Ist das wahr, Geliebte?!?!*« ruft glücklich der gute Gatte.
»*Wir werden Eltern?!?!*«

Nachman tanzt vor Freude im Kreis wie ein Jüngl, das in der *jeschiwà* vom Rabbi gelobt.

»*So's ein Knab wird, woll'n wir ihn Ezra heißen – nach dem Urahn deiner Mischpachà, die aus Sfarad ist zugewandert.*«

»*Und wenn's ein süßes Mädchen soll sein . . .*«

Der Mann will nach so langgewarteten Jahren gar nicht glauben, daß er Vater könnt' werden eines ersehnten Sohns, und er macht zur Unterstützung seiner Hoffnung das Segenszeichen über die Schwangere.

»*Mazàl we brachà!*«¹⁸

Als es um religiöse Belange geht, reden die Israeliten in Deutschland und anderswo hebräisch. Und unter den umherziehenden mosaischen Hausierern, die ihren Kram von Gehöft zu Gehöft karren, hat sich ein Mischmasch herausgebildet an unterschiedlichen Mundarten, wie die Kunden sie da und dort sprechen, und ein wenig biblischer Ausdrücke, mit denen die Händler ihre Ware wortreich anpreisen. Dieses *jodenteutsch*¹⁹ jedoch ist ebenso ein Dialekt wie die mannigfaltigen Idiome des Deutschen von Holland bis hin ans Banat im finstersten Südosten des Reichs.

Avsalom ist ein großer, starker Mann, der ein Kindeskind längst hätt' verdient. Wie glüht er hinter dem schwarzen Bart, als ihm sein Nachman und die strahlende Ruth die Botschaft bringen.

»Ob Sohn, ob Tochter – das soll ein Fest geben, von dem man zu Bacharach noch soll reden, wenn die Urenkel des Neugebor'nen werden das Sagen haben!«

Rasch klopft die Frau auf Holz wie man's tut, das Gespräch'ne nicht zu verschreien – doch es ist nun mal geschehn.

Fortan umsorgt die sanfte Schoschana mit ihren frommen, braunen Augen die Brudersgattin; soll ihr auch Nachwuchs versagt bleiben, will sie doch zu Väterchens Freude das gute tun. Und trotz der Sorgen die man sich macht im Hause Cohen, wenn von neuen Scharmützeln zu vernehmen zwischen Protestanten und den Kaiser-treuen, verfließt die Zeit wie im Fluge bis die Ruth sich hinlegt, ihr Kindlein zu erwarten.

Der Mann – stolzer Vater *in spe* – werkt im Gewölb am Stehpult und packt, voll der Kraft in Ersehnung des Tags, mit dem Giselher und dem Jores an, wo Not am Manne; auch Meister Avsalom fiebert der Stunde entgegen. Und oben im Hause schmilzt Schoschana für die Schwangere hin.

Im November ist's so weit. Aus Gießen, wo er zur Zeit lehrt, kommt der große jüdische Arzt und Geburtshelfer, der Rodrigo de Castro angereist, dessen Anhang vor dreißig Jahren (auch aus Spanien) nach Hamburg gewandert. Avsalom, der jenen weisen Mann geladen (welch Aufwendung er sich wohl kann permittieren), empfängt den mit allen Würden, und die junge Frau fühlt sich hochgehrt, daß ein also berühmter Medicus, dessen Rat und Hilfe nicht nur schon etliche deutsche Fürsten sondern gar die Königin von Dänemark gesucht, ihr Kind wird ans Licht holen.

Unten in der Diele rennen Nachman und Avsalom auf und nieder, und die Schoschana (so sie oben nicht gefragt) hat Müh', ihre Männer zu beruhigen, die tiefer leiden als die Gebärende: sie flößt ihnen ein Gläschen Selbstgebranntens ein – man wird schon nicht *schikór*²⁰ werden von einem Schlucke.

Da schrillt aus dem Obergeschoß der kurzatmige Lebensschrei des Nächsten der Sippe. Nachman hastet die Treppen empor, der Castro läßt den Vater ein zur ermatteten wiewohl leuchtenden Mutter – und das, was da schrumpelig mit geschlossenen Äugelchen in Ruths Armen liegt, ist sein Sohn, um den er gebetet.

Die Beschneidung des jüngsten Cohen und die Namensgebung (mit welcher Zeremonie der Knabe erst ein Mensch wird)²¹ weitet sich tatsächlich zum Fest aus der Bacharachgemeinde.

Der glühende Großvater nimmt den Nachwuchs auf die Knie wie es Ehre, der *mohél* aus Mainz (so viel hätt' einer am Orte wahrlich nicht zu tun, da alle Jubeljahr ein Mosesjunge geboren) waltet seines Amtes (unter Geschrei des also Behandelten, versteht sich), und der Rabbiner spricht das Gebet über den neuen Deutschen.

Da jubeln die Juden.

Dann zieht Alles von der kleinen Synagoge hin an den Berg der Reben, zum Haus des winzigen Erdenbürgers, das schaumige Bier, welches die Mönche zu St. Goarshausen gebraut, fließt in Strömen, auch christliche Nachbarleut, Cohens Mitarbeiter und Freunde sind dabei, ja der Nachman, der stolze Erzeuger setzt sich mit dem jungen Ottokar vom Stadtschreiber zum Faustdrücken und unterliegt prompt dem Armstärkeren. Und *Ssabba*²² Avsalom thront über der Gesellschaft wie ein König im alten Israel.

Von oben – aus den Gemächern der jungen Mutter – kräht unser Nachmansohn aus voller Kehle, und die Gäste trinken auf seine schöne Stimme mit dem Weine aus Cohenscher Lese hinterm Haus.



Einhundert Jahr sind verflossen seit Herrn Luthers Empfehlungen, mit den Juden so oder so zu verfahren – wie wirkte seine Hetze sich aus, fragt Ruth, die nicht nur weiter das Hauptbuch des Rheingassenhandels betreut sondern auch das ihrer Leute und viel will wissen über die Belange der Menschen, voran der jüdischen Menschen. Da vertieft die Frau sich in die Aufzeichnungen des Arztes gleichen Namens aus Genua, der sich (auf hebräisch) nur 'ha Cohén' nannte – der Cohen eben, und (ein Jahrhundert zurück) sich auch in der Geschichtsforschung hervortat.

Zwar ist man nirgendwo der Aufforderung gefolgt, die Synagogen anzustecken, den Rabbinern die Lehre zu untersagen und die Hebräer zu harter, zutiefst erniedrigender Arbeit zu zwingen – doch *actu*²³ sind zwei protestantische Fürsten des Reformators Worten gefolgt und haben ihren Juden das Geleit aufgekündigt, ihre Hoheitsgebiete (Kursachsen und die Neumark) für den mosaischen Durchzug gesperrt. Bei schwerer Strafe.

Die katholisch-deutschen Landesväter verhielten sich (schon aus Resistenz zum Ketzertum) teilweise anders, zum Teil jedoch zogen sie mit in der üblen Campagne.

1538 hatte im Hessischen ein Gutachten von sich reden gemacht der Gesamtfrage, verfertigt von Martin Butzer, dem Straßburger Religionserneuer: eine verhältnismäßig menschliche Judenordnung, die der dann Landgraf in Form von sieben Artikeln vorlegte. Vielleicht gar von Israeliten selber entworfen, formuliert gewiß in seiner Kanzlei. Butzer ist von jenen Spätschriften Luthers noch unbeeinflusst, er baut auf der heilsgeschichtlichen Stellung des altbiblischen Volks, dessen Auserwähltheit, dann als verworfen betrachtet. Jetzt will er mit äußerster Strenge retten was zu retten ist. Seine – seit der christianisierten Spätantike sattem bekannt – Verbote zum Bau neuer mosaischer Gotteshäuser wie der Discussion mit Christen über Glaubensfragen jedoch weisen Martin als Reactionär aus gleich dem östlicheren Namensvetter; will auch nicht auf diffamierende Zwangspredigten verzichten: Domäne der römischen Bettelorden, die mit ihnen manch Taler im Sacke der Zuhörenden lockermachen, welche sich also loskaufen von dem Geschwafel.

Und für die Socialhumanstellung seiner jüdischen Mitbürger hat er Schriftworte zur Hand – für ihn Göttliche Jurisdiction.

Der Fremdling, der bei dir ist, wird über dich steigen und immer oben schweben – du aber wirst herunter steigen und immer unterliegen.

Da machte sich in den Dreißigern ebenjenes sechzehnten Centenniums ein Unterelsässer Meister über seine mosaischen Menschbrüder: Jossel von Rosheim.

»Trostschrift wider Bucer's BÜchlein«

betitelte der Schreiber ein Tractat, um dessentwillen er heut' als »*Öberster über alle Jüden teutscher Nation*« ist gepriesen.

Der Rosheimer durchwanderte vierzig volle Jahre lang das Reich bis nach Böhmen und Schlesien, war zur Stelle, wenn's da und dort galt Ritualmordprozesse niederzuschlagen, die Angeschuldigten vor der Folter zu bewahren oder ihnen zumindest Standhaftigkeit zu predigen im Martyrium. Sein Wirken war das des gesetzeskundigen Rechtswahrsers mit der Schläue und der Beredsamkeit des diplomatischen Unterhändlers und geistlichen Beraters. Jossel erkannte die verderbliche Wechselwirkung von Zinsgeschäft, Erpressung und Wucher – den Juden quasi aufgezwungen, er stritt für die Gleichberechtigung im agronomischen Berufe, er beschwor in seinen Petitionen an die königlichen Comissare »*Göttliche Rechte*«.

»Das Erdreich ist frei und von GOTT,
unser Aller Schöpfer, den Menschen zum
Trost und zur Nutznießung übergeben.«

Noch jetzt – im 17. Jahrhundert – strahlt das Privileg von 1544 um das Daseinsrecht der Israeliten im Römischen Reiche, das doch damals Carl V. großzügig hat erteilt, und auf welches die mutigen Eingaben des Rosheimers einigen Einfluß gezeitigt.



Das Jahrhundert, da Ezra, der zweite des Namens heranwächst, ist kein friedliches für die Menschen im Deutschen.

Wie man in Bacharach vernimmt, wird jener Wallenstein immer gewaltiger, vom Kaiser zu Wien gar zum Militärgouverneur ernannt von Böhmen läßt er (zwecks Recrutierung eines eig'nen Heeres) Münzen schlagen mit seinem Conterfei (von höchster Stelle hierzu befugt), heiratet die Tochter des österreichischen Grafen Harrach, erwirbt bald über 50(!) Landgüter durch raffinierte Finanztransaktionen, bei welchen er sich eines protestantischen Banquiers aus den Niederlanden bedient, eines Baron de Witte.²⁴

Per weitere Speculationen (und auch Schieberei, wie man munkelt) wächst des Wallenstein Reichtum wie Allmacht – des »*böhmischen Bauern*«, der obendrein an seinem Hochzeitstage von Ferdinand zum Herzog von Friedland gemacht, ins unermessliche; er besiegt Christian IV., den Dänischen König, der auf's Festland übergesetzt, den Lutherisch-deutschen Fürsten zu Hilfe zu eilen, was den Beginn darstellt des eigentlichen europäischen Schlachten.

Wallenstein – zum Generalissimus befördert und Erbfürsten – vertreibt den Mecklenburg'schen Landesvater, setzt sich auf dessen Thron, kämpft bei Dessau Norddeutschland von den Ketzern frei, bis dann (als Alles vermeint, den Frieden wiederhergestellt zu wissen) auch der Wiener Hof contra seinen (da wie dort mehr und mehr gefürchteten, gehaßten) obersten Heerführer Stellung bezieht.

Dazu hat der Friedland sich schwer verschuldet – man redet von mehr als 1 Million Taler, für welche Unsummen jener de Witte Wechsel gutgezeichnet, und da diese nicht eingelöst werden konnten, in seinen eig'nen Brunnen gesprungen, sich ertränkt.

Und Sommers des Jahres 1630 landet der Schwedenkönig Gustav Adolf mit seiner Flotte an deutschen Küsten.

Noch aber ist Klein-Ezra nicht im rechten Alter, dies alles zu verstehen.

Bald war Mutter Ruth tagsüber wieder im Geschäft an der Arbeit mit dem Kiljan, der mehr und mehr an Einsicht gewann in den Warenablauf und das Handelsgebaren in der Rheingasse. Nur zum Mittag begab sie sich hinauf zum Hause, dem Kind die Brust zu reichen.

In diesen Monaten ward Nachman von Abba Avsalom als Erbe und Nachfolger eingearbeitet, immer öfter blieb jener, der Großvater jetzt am Weinberg, sich den lieben langen Tag mit dem Kleinsohn zu befassen; da hatte die geschätzte Schoschána gar einen jungen und einen alten Cohen zur Betreuung. Bei größeren Warenabschlüssen jedoch war der Patriarch im Gewölb zur Stelle.

Dermaßen lief das Neunzehnerjahr, es manquierte dem einjährigen Ezra wahrlich an nichts, und im Winter tat er die ersten Schritte: plötzlich erhob das wackelige Würmchen sich vom Estrich, wo es gespielt und stelte seinem Großknaan²⁵ entgegen, daß dem vor Freude das Naß in die Augen stieg. Zum Glück war sonst keiner zugegen, denn ein Mann in jenen Zeiten hatte sich seiner Tränen zu schämen.

»Ezra ben Nachman – wenn das deine Ima hätt gesehn!!« nahm Avsalom den Enkel voll der Seligkeit auf den Arm und stopfte dem Bübchen auch gleich als Belohnung für seine erste Wanderung ein Zuckerzeug in den kleinen Mund; daß nur die Tochter nichts sah davon so einer dem Kinde Süßes reicht zwischen den Mahlzeiten. Dies hat der Castro untersagt, dies will befolgt werden.

Die Wanderung aber des kleinen Cohen sollte nicht seine längste sein.

Aus dem Kind wird ein Knab, aus dem Knaben wird ein Jüngling, und der Krieg, der seit dem Jahr seiner Geburt währt, will kein Ende finden.

Schon nach dem Wechsel zu 1631, als der erste Schnee gefallen, ziehen schwed'sche Soldaten den Rhein herauf. In entleg'nen Dörfern und Gehöften hausen sie wohl barbarisch, stehlen dem armen Katenbauern oft das letzte Schwein aus dem Koben, in den Städten aber, wo auch ihre Anführer gern Quartier nehmen, geht's ordentlicher her.

Der Truchseß der Truppe, die durch Bacharach marschiert, ist ein stattlicher, wohlgewandeter Offizier. Höflich grüßend tritt er beim ihm offerierten, jüdischen Kaufherrn ein und ordert etliche Faß vom guten Salzfleisch, riesige holländische Käselaibe wie große Kannen Rheinweins für den Stab seines Hauptmanns, der für die Nacht hat im Hause des Bürgermeisters dessen Schlafgemach requiriert, läßt die Waren durch seine Krieger abtransportieren. Dann zahlt er brav mit einigen Goldstücken, welche sein Schatullenverwalter wohl andernorts eingesackt, und er fragt an beim Cohen, ob der denn bereit, auch weitere protestantische Abteilungen zu bedienen, so diese in die Gegend gelangten. Was der schnell zusagt, wo er doch (kaum erhofft) die erste Lieferung hat auf Heller und Pfennig (als durch den Wechsel der güldnen Taler auch noch mit Aufschlag) abgegolten gesehn.

Und kein Mensch am Orte dreht dem geschickten Händler einen Strick draus, den feindlichen Verbänden verkauft zu haben: denn gibt er die Ware nicht freiwillig heraus, würden sie sich doch bei ihm oder and'rer Stelle nehmen was sie benötigen. Auch ohne zu berappen. So reiten alle Zeiten Schweden durch und Avsalom vermag sich bei denen mit einem guten Papier, einem Empfehlungsbrief auszuweisen, welchen der Anführer der Schar, die im Winter Kunde gewesen, ihm – dem vertraubaren Nichtkatholiken – ausgestellt. Grund zu Neid, zu Mißgunst der christlichen Konkurrenz im Gau.

Immer häufiger jedoch reißt es ein in der Rheingasse, daß die Herren Einkäufer Schulden machen, ohne Sicherheit anschreiben lassen auf eine *nota*, die Nachman dann Mühe hat *incasso* zu geben beim nächsten Nachschub. Allein noch besser denn sich beraubt und mißhandelt zu sehn'n.

In jenen Jahren, den Zwanzigern des siebzehnten Centenniums wechseln die Fronten im Kampfe, der dann bis 48 soll währen, wieder und wieder: ist heut noch der Schwede da, zieht morgen der Böhme durch – auch nach Bacharach gelangen Verbände des Wallenstein. Und auch sie lassen sich vom Juden mit allem eindecken, was die Truppe nothat, zahlen dito anfangs bar um dann (so scheint's Sitte bei Soldatens) schuldig zu bleiben. Und auch jetzt findet keiner was darin, daß der Cohensche Handel die einen als auch die andern eindeckt – kann er denn Partei wählen und geforderten Verkauf weigern?

Nun hat der Sohn die Schererein mit den diversen Quartiermachern und Proviantverwaltern der kriegführenden Kräfte, denn Altväterchen (kein Jüngling mehr) läßt sich nur mehr selten blicken im Geschäft, beobachtet lieber das Mannwerden des Ezra, der sein Alles. Die Ruth tritt wohl (energisch wie sie ist) gegen die Herren Marketender und Zahlmeister auf, und die staunen, daß eine Jüdin vermag die Händel auszufechten wie ein markiger Mann, die Gutlind wäscht für den Haushalt am Rebenberg wie eh und jeh wie sie das Geschäft sauberhält, und ihr Sohn, der Giselher wird auch langsam ein guter Handelsmensch – gar Gehülfe geworden beim Nachman, füllt seinen Posten proper aus.

So nähm denn alles seinen Verlauf im Warenunternehmen uns'rer Familie, die wohlgelitten in der Gegend und (wie wir vernommen) auch bei denen, die Krieg machen. Kiljan Kettenbacher aber, der verschlag'ne mengt sich immer eifriger in die Abschlüsse mit den Cohenkunden – Nachman meint gar in dem Streber einen honorablen Helfer zu besitzen, nur die Ruth (mit sich'rem weiblichen Blick für Galgenvögel) sieht den Buchhalter mit schelem Auge, und sie warnt davor, daß der ihrem Manne könnt über den Kopf wachsen.

Auf die Art geht die Zeit dahin.

Der alte Avsalom ist bereits jenseits der Sechzig, der Sohn Vierziger, und die dritte Generation, der Ezra besucht längst die kleine Schule der *kehilla*, wo er die Schrift studiert wie ein Großer. Vom Vatersvater hört er einiges über die Vergangenheit seiner Sippe, die Wurzeln seines Volkes im alten Juda – die Mutter liest ihm aus der Chronik, welche sein Ahn Josua begann niederzulegen mehr als ein Halbjahrtausend zuvor; und im Warenhandel lernt er addieren und multiplicieren und dividieren, wie man's im Leben so practiciert.



Lang schon ergeht's den Juden im Lande nicht mehr der Art wie die Mischpachà es getroffen, als sie vor sechshundert Jahren in der Pfalz einzog.

»Wer nicht stiehlt und nicht erbt,
werkt bis er stirbt!«

So geht ein christlicher Spruch, die Mosaischen aber halten's anders. Vielleicht grad deshalb mehrt der Haß ihrer Umwelt sich, der Druck der Kirchen (der römischen wie der reformierten) auf Jene, sich taufen zu lassen. Gleichwohl: die überwältigende Mehrheit von ihnen da und dort steht tapfer zum Glauben der Väter, umso vehementer die Wut der Bekehrer herausfordernd. Ist doch der Wahn der allein-seligmachenden Sache bei denen zum obersten Dogma geworden. Ein Verfahren, welches nicht selten zu einem blutigen Ende führt der Widerborstigen; schwelen dazu im Deutschen noch bis in diese, die Jahre des ersten Drittels des siebzehnten Centenniums Hexenprozesse.

So geben einige Juden nach – aus Köln zum Exempel ist manch *conversus*²⁶ gemeldet, wohlangesehn als Gemeindemitglied bisher.

Findet ein Israelit sich bereit, Christ zu sein, nimmt ihn die Kirche in Huld auf, belohnt ihn nicht selten und sorgt, daß ihm fürderhin Discriminierung nicht zuteil werde – bleibt aber einer mosaisch, gibt's für ihn gar wieder Kleidervorschriften, wie die Stände und Zünfte sie kennen. Hier hat er einen runden Hut zu tragen, so er die Gasse betritt, dort einen spitzen, manche Obrigkeiten verlangen schon Ringelstrümpfe unter den Kniehosen, andere wollen ihren Juden gleich gelbe Flicker auf den Rücken nähen, sie auch von hinten ausmachen zu können. In den guten, kleinen Städten jedoch (aus den großen sowieso verbannt) – so auch in Bacharach – ist ebensolch Unfug nicht Mode.

Zwei Sommer nach Einsetzen der kriegerischen Handlungen mit den Gustav Adolf'schen (wir rechnen 1632) kommen arge Differenzen auf in der Rheingasse mit dem Kiljan.

Wie die reagible Ruth stets gewarnt, hat der Kettenbacher sich immer wichtiger gemacht im Handelsgebaren – der starke Meister, der Avsalom, vor dem er damals kaum den Mund aufgetan, regiert nicht mehr, der ruhige Sohn ist den Anmaßungen des Lagerführers nicht gewachsen.

»Ich würd da wohl Umsicht lassen walten, Herr Nachman – die Katholschen sehn das nicht lang, so wir auch die Andern supportiern!« – doch selbst nach dieser unverhohl'nen Drohung ist der junge Kaufherr arglos.

Nur Frau Ruth reagiert erregt, als er ihm vom Gerede spricht.

»Da nistet uns eine Laus im Pelz, Mann – die sollten wir losreißen eh' sie allzutief sticht...«

Ruth Cohen steht mit ihren schwachen, weiblichen Füßen auf dem Boden der Tatsachen. Sie fühlt die Gefahr, die von dem raren Vogel könn't drohn, so der sich bei einer Gelegenheit Vorteil verspräche, dem Baas was am Zeuge zu flicken. Und wenig Wochen weiter wird ihre Befürchtung fürchterlich wahr.

Wieder einmal ist ein schwedsche Schwadron durchgeritten, Nachman hat ihr wie der das Gefragte verkauft und sogar die restierende Verbindlichkeit ausgeräumt erhalten – da stellt Kiljan sich hin und heischt unverfroren rückwirkende Lohnaufbess'ring, weil er die Berechnung hätt' erstellt für diese Heereslieferung. Da dies weder recht noch billig, gerät er endlich an den Falschen.

»Wo ich auf mein Weib gehorcht, wärn wir längst geschiedne Leut!« weist der Meister die freche Forderung vonsich.

Zwei Täg nach diesem Eclat tauchen Fourageure der Böhmen (ihr Heer hat seine Zelte jetzt beim Odenwald aufgeschlagen) im Rheingewölbe auf und ordern eine Wagenladung vom Teuersten ohne auch nur mit einer Silbe einzugehn auf die hohen Schulden, welche die Truppe hat beim Cohen.

Die Rückstände sind wahrlich angewachsen auf 100 Goldbatzen, und so bleibt Nachman fest und will darüber nichts herausgeben. Er ist allein im Laden mit dem guten Giselher, der unten hat zu schaffen im Warenraum, Kiljan hat sich morgens dem Jores angeschlossen zu einer Lieferfahrt nach Simmern, wie's sonst wohl nicht usus, dem gutgläubigen Brotgeber aber nicht auffiel; Ruth ist zum Wochenmarkt mit dem Ezra.

»Hopp Jüd und pack den Kram wie du's für die Schweden so gern tust! Oder soll'n wir andre Umstände exerciern?!« faßt einer der Waibel (es sind ihrer drei) Nachman am Kragen.

Der ist wie vor den Kopf gestoßen. Derlei ist ihm noch nie zugekommen bei Geschäften – und er weiß auch gar nicht, was antworten.

Giselher äugt durch die Falltür vom Lager herauf, da er die Einkäufer wohl hat ankommen sehen, und er überlegt nicht lang, da er erblickt, was die Söldner umspringen mit dem Lehrherrn. Mit einem Satze ist der behende Bursch durchs Seitenfenster ebenerdig zum Hof hinaus, hetzt hechelnd hinan zum Weinhügel, wo er den alten Avsalom weiß mit der Schoschana im Hause.

Derweilen haben die bösen Böhmen den Cohensohn in den Lagerkeller gestoßen, zwingen ihn da, die abgeruf'nen Posten selber auszusuchen und zur Ladeluke zu schleppen.

»Nicht so geruhsam, Rabbi!« höhnen die Krieger als draußen auch schon ihr Fuhrkarren vor's Tor rollt, das Gut aufzuladen.

»Wollt Ihr zumindest die letzte Lieferung begleichen für Eure Armee – –?!« wagt Nachman vorzubringen als ihm die Kostbarkeiten aus den Händen gerissen.

»Die letzte Lieferung...« fletscht einer der Räuber die Zähne, und der Kaufmann erkennt ahnungsvoll was damit gemeint, als er auch schon einen Schlag ins Gesicht erhält. Wie vom Donner gerührt ist der Jude. Mit gehob'nen Händen sucht er weiterer Hiebe zu wehren, kämpft mit bloßen Fäusten, dem Mut der Verzweiflung da steht, wie aus dem Boden gewachsen, der Vater, fliegenden Atems vom Herunterlaufen aus dem Hause auf der Treppe. Fällt (ein Mann an die Siebzig) Jene an, die seinen Sohn maltraitieren.

»*Will uns der bibelsche Herr wohl schrecken...*« wiehert der Böhmsche mit Roßgebiß und Gurgelstank, stößt damit den Alten jählings vor die Brust, daß der hintüber taumelt, mit dem Haupt gegen einen ehernen Pfeiler schlägt, auf die Dielen sinkt.

Nachman stürzt hin zum Vater, da verspürt er im Nacken einen heftigen Hieb, kann seinem Erzeuger noch ins Antlitz blicken, bricht über ihm zusammen.

»*Liegt sich's wohl da unten?*« fragt der Schlagetot scherzend Richtung Juden, die regungslos am Boden sind. Damit raffen die Missetäter den letzten Kram ansich, karren mit dem Fuhrwerk davon.

Nun unternimmt's Wagehals Gehülfe das Gewölb zu betreten. Mit Fürsorge hebt er den Meister weg vom alten Cohen – die Mühe jedoch kommt zu spät: Nachman ist hinüber. Dickes Blut quillt ihm aus der Wunde am Hinterhals. Avsalom aber atmet noch. Richtet sich auf mithilfe des braven Christenmenschen, sieht den toten Sohn.

»*Verflucht sein die Mörder der Mischpachà – – die Mörder heut, die Mörder gestern und die Mörder von morgen!*«

Da bricht das Auge des Greises.

Die Wanderung des Nachman Cohen aber in den Himmel geschieht reibungsloser denn die von ihm auf Erden Zurückgelassenen. Hat er dazu den alten Vater bei sich, der ihm Trost zuspricht.

Die Gutlind ist auf Geheiß des Sohns zum Markte geeilt mit der schicksalhaften Aufgabe, der Gattin und dem Kinde der Erschlagenen die klagend Kunde zu bringen. Doch schon an der Miene der Christenfrau erkennt Ruth Cohen, daß der Sippe bitt'res zugestossen. Ihr schwindelt, sie muß sich stützen lassen vom Ezra, dem die Tränen übers Gesicht fließen – dann faßt sie sich, die stets Schlimmes erahnt durch den infamen Lagerführer, den verräterischen.

Giselher ist abermals zum Haus, zur Schoschana – aus der Nachbarschaft vernommen, daß die Wallensteinschen nun auch unter den andern Hebräischen hausen und brandschatzen, daß ihre Rückkehr ins Gewölbe (und auch hinauf zum Weinberg) kann jede Stunde bevorstehen.

Selben Tags noch rafften die Tante, Ruth und der Ezra das nötigste zusammen, vergessen wohl auch nicht die alte Truhe mit der Chronik ihrer Familie, die sorgsam weitergeführt, lassen – als der Knecht mit dem Fuhrwerk zurückkehrt aus Simmern (keine Ahnung wo der Kiljan geblieben, der schon auf der Hinfahrt war am Ortsrand abgestiegen) – aufladen und ziehen aus der Stadt. Sie haben Goldstücke und wertvolle Münzen listig in einem Fäßchen Wassers verborgen, wo das Geld nicht kann klimpern, so sie einer durchsucht.

Die Frauen vertrauen die Schlüssel für Haus und Geschäftsstube der Waschfrau an, der Sohn sagt zu, die Toten mit dem Rabbiner gut zu bestatten und ein Gebet für sie sprechen zu wollen wie auf Haus und Hof zu achten.

»Glück auf! Kehrt bald wieder!«

So rufen die lieben Leut aus Bacharach den Juden nach.

Kiljan – den Schandlohn für seinen Schurkenstreich sich holen wollend bei den Böhmen – wird von denen kurzerhand eingezogen, als katholischer Krieger gegen die Ketzer; so nicht nur die Silberlinge gespart für den Judas sondern darüber hinaus einen Freiwilligen geworben. Der Bube will aufbegehren, schon werfen ihn seine conspirativen Contrahenten für den Verrat (den sie tiefer verabscheuen als die Tötung der beiden Cohen durch ihre Männer) ins Loch. Da mag er bei Wasser und faul'gem Brot nachdenken über seine Untat.

Und wenig später wird der Kettenbacher bei einem Gegenstoß von den Schweden gegriffen, denen sein Verbrechen bekannt und die sich von wegen seiner Action auch nicht mehr alimentieren können in Bacharach. Sie flößen dem Brüllenden ihren bekannten Trunk ein (Jauche mit einem Schuß Schwefels), der ihn hurtig zur Hölle befördert. Wohin er auch gehört.

Die Flüchtenden unterdes wenden sich nordwärts gen Braubach, da sie über den Rhein wollen und die Lahn lang, bis sie durchs Thüringsche nach Polen kommen, wo alte Verwandtschaft aus Danzig, mit der man all die Jahre im Benehmen stand, soll Unterschlupf gewähren.

Bei Fulda schließen dem Cohentrupp sich mosaische Menschen an aus Hanau – Leidgenossen, die ebenso vor dem Kriege nach Osten fliehen. Unter ihnen ein junges Mädchen, dem auch der Vater (ein Thoraschreiber²⁷) totgemacht; ein Jahr jünger als Ezra, sodaß die Beiden den weiten Weg keine lange Weile haben und bald das Schreckliche vergessen (wie es – GOTT sei's gedankt – den zart-alt'rigen Sterblichen gegeben), um dessentwillen ihre Sippen die Heimat hinter sich lassen.

Im Vogtland bei Asch wird die Judencompagnie von mährischen Marodeuren aufgebracht, die Freischärler fällen die Spieße, perlustrieren Karren wie Reisende, die Angehaltenen schlottern vor Angst, die Landsknecht aber lassen sie ungeschoren. Wertet die Flüchtlinge als besitzlos, da auch die Hessen ihr Güldenes gut verborgen. Dann führt die Fahrt weiter am Fuße des Erzgebirges durchs Lausitzer Land, nördlich vorbei an Breslau über die Oder nach Kalisz und den Ner hinauf bis Chludowo hin ans Ziel, fünfzehn Meilen von Kutno, eine Tagreise nach Warschau.

Die Neuankömmlinge werden gastfreundlich aufgenommen – umso mehr als sie berichten, was widriges ihnen widerfahren am Rhein, sie werden gefragt, wie es mit dem Kriege stünde, der nun schon vierzehn Jahre währt und doch weiterschwelt. Mit dem Golde, das man gerettet, können Schoschana und Ruth ein kleines Häuschen finden, und gleich nebenan nehmen die Hanauer Quartier. Derart bleiben die Kinder zusammen, die sich auf der Reise richtig angefreundet und fortan keinen Schritt tun ohne das and're. Selbst in der Jeschiwwe²⁸ der Gemeinde, die eine große Anzahl jüdischer Knaben vereint, findet die kleine Delila (lernbegierig wie sie ist) Aufnahme. Man geht mit der Zeit: nicht nur die Männer wollen studieren und weise Leute werden.

So wie in diesem Centennium jene Glückel²⁹, Wittib und Mutter acht unmündiger Kinder in Hameln, ihren – kulturhistorisch exorbitanten – Lebensbericht soll zu Papier bringen.



Chludowo ist ein fleißiges, kleines Städtchen, da Christen wie Juden gern ihren Geschäften nachgehn.

Der Landauzweig, welcher Weichselaufwärts hergezogen, sitzt nun schon zweihundert Jahre im großen Polen, man hat sich gut assimiliert, die Sprache erlernt und doch auch das alte Deutsch nicht vergessen, ersetzt bestens den fehlenden Mittelstand, da im Lande zwischen den Herren, der Grund besitzenden Schicht und den armen Bauern und Häuslern es im argen liegt in den bürgerlichen Berufen wie beim Handwerk. Weil nun die Taler, die Mutter Ruth mitgebracht, nicht ewig können währen und auch kein Herr im Hause, ein neues Handelsunternehmen aufzurichten, faßt Ezra ein Jahr nach seiner Bar-Mizwe (die fand schon vor Eintreffen in Polen statt) den männlichen Entschluß solch gold'nes Handwerk zu erlernen. Und da der alte Landauer, weitläufiger Oheim, der Isaac eine florierende Gerberei am Mühlenbach unterhält und keinen Anhang besitzt, wird der jüngste uns'res alten Cohentriebs Ledererzeuger.

Die Lohbrühe, in der die Häute veredelt, duftet zwar penetrant in der Nase, der junge Mensch aber arbeitet mit Eifer, sieht sich bereits der Mutter das Haus erhalten und das Hanauermädchen heiraten. Denn die Zuneigung der beiden heran Blühenden ward inniger und inniger, sodaß sie von ihren Müttern einander angelobt – um später, wenn es Zeit, vor den Rabbi zu treten.

Tante Schoschána darf endlich ausruhen (Schwägerin Ruth führt jetzt die Wirtschaft), so lernt sie einen warmherzigen Wittiber kennen, den sechzigjährigen Heyman, Silberschmied. Da wird sie gebraucht, da hat sie einen guten Gefährten, mit dem sie kann alt werden.

Dann (wie rasch doch die Jahre verrinnen, wenn's nicht auf Leben und Tod geht!) kommt der Tag, an dem Ezra Cohen (guter Gerbergeselle ist er schon) und Delila Hanauer die Hand sich reichen zum Bunde, den nur der HERR einst soll scheiden. Der Bräutigam ist neunzehn, die Braut ein Jahr jünger – sie sind der Kindheit entwachsen, reif für die Ehe.

Stolz führt Mutter Cohen, stattliche Wittfrau der Vierzig doch nicht willens, dem geliebten Nachman einen Nachfolger zu verschaffen, den Sohn zur Synagoge, da ihn die Leute der Kalle (Delilas Mutter ist letzten Winters dahingeschieden) erwarten.

Die Nachbarn, Onkel Isaac, dazu die Tante und ihr hochgeehrter Heyman sind zur Stelle, der Rabbiner tut die Liebenden zusammen, der Kantor tönt mit jauchzendem Tenor und die Kille³⁰ ist gerührt.

Und weil die Heirater doch einander lieben, erblickt pünktlich neun Monde nach der Hochzeitsnacht im Cohenschen Haus ein Kindlein das Licht Polonias: Lilith. Wie glücklich sind da Vater und Mutter, Großmutter Ruth, die Hanauerschen und die Schoschana.

Der junge Mann kauft sich anlässlich des frohen Ereignisses mit der Mitgift seiner Delila ein in das Gerberunternehmen des alten Isaac, der ohnedas keinen Erben besitzt und dereinst will den Betrieb an Ezra übergeben.

Im Jahr drauf (es ist 1640 zum Lenz hin) wird der erste Sohn im Hause hinterm alten Markt zu Chludowo geboren, den die Eltern dann Mordechaj rufen; und im Winter 5401 (jüdischer Zeitrechnung) kommt sein Bruder Jacov zur Welt. Nun ist der Sippenast ausgereift.

Mutter Delila hat von Frühe bis spät zu schaffen mit Tochter, Sohn und Säugling – jetzt kommt auch die Großtante wieder ab und an zur Hilfe, so Heyman sie mag entbehren, daß sie Schwägerin Ruth im Haushalt zur Seite stünde, und Vater Ezra, der Teilhaber, führt die Geschäfte am Mühlenbach praktisch alleine. Der Onkel ist schon arg tattrig in seinen späten Sechzigern, das alles zu dirigieren, wo man die Gerberware überall ins Land hinein verkauft bis ins Russische; und auch zu deutschen Städten, wo Cohens stets schon kaufkräftige Clienten besaßen, voran denn nach Stettin am Haff werden von Ezra Handelsfäden gesponnen.

Zu diesem Behufe findet sich manch Deutscher ein im jüdischen Lohunternehmen – man spricht dieselbe Sprache, kommt aus demselben Land, versteht einander. Wie nicht Wenige dieser und jener im Gnesenschen.



Unsere Familie ist eine unter vielen, in denen deutsche Juden (verfolgt, decimiert, vertrieben) die Flucht angetreten nach dem liberalen Polen, wo man in Ruhe kann leben und werken (wiewohl just doch in jenen Tagen, folgend auf den großen Krieg, weiter östlich die Kosaken unter Bogdan Chmielnicki wüste Schlachterein anrichten unter der Judenschaft, ganze Gemeinden ausrotten).

So gelangen westlichdeutsche Umgangsdialekte nach dem Osten, die Wanderer würzen sie mit slawischen Redewendungen und Wortendungen, fügen hebräische Substantiva ein, die sie der Sprechmelodie anpassen, aus welchem Prozeß die eigenständige Sprache der Söhne Sems in der europäischen (später auch überseeischen) Diàspora entsteht: das Jiddisch.

In dieser schönen Zunge (*laschòn* wie sie sagen im Hebräischen) – mit dem Alef-Bet (ähnlich dem griechischen Alphabeth, doch von rechts nach links) notiert, führt Delila Cohen die Chronik ihrer Schwiegermutter fort, wenn sie Muße findet dazu als Mutter und Hausherrin. In gutgefügtten Worten spricht sie vom Gatten, dem tüchtigen Handwerker, der die Chludowoer Ledererzeugung berühmtmacht: der junge Meister hat ein Stückverfahren ersonnen, nach welchem die Gesellen und Lehrbuben je ein Teil der Wämse, der Lätze und Leibriemen aus den selbstgegerbten Fellen erarbeiten, die werden weitergereicht und vom Nächsten zusammengefügt, also erbringt der Betrieb zwei fertige Stücke wo ein and'rer nur eines schafft. Die Schreiberin berichtet auch von ihren drei Kinder, die mit mosaischen wie christlichen Nachkommen der Nachbarsleut aufwachsen, vom Dahinscheiden des alten Landauer Isaac, von der Bedeutung der kleinen Stadt zwischen der Metropole Warszàwa und dem westlich gelegenen Pòznan, dem Posen da doch viel deutsch geredet.

Von Aufständen der orthodoxen russischen Bauern und jener ukrainischen Krieger gegen die polnische Fremdherrschaft lesen wir, die sich doch in richtige, kleine Kreuzzüge verwandelten gegen die dortigen Hebräer – von den Gutsbesitzern, dem Adel als Possessoren³¹ eingesetzt. Dazu die schwedsche Bedrohung – sieben Jahre nach Beendigung des Krieges schon, aber die Feste Tschenschtau hielt stand dank der Verteidigungskünste der Mönche von Jasna Góra.

Und der jüdische Flüchtlingsstrom zurück nach dem Westen aus südlicheren Regionen – ins Preußische, Sächsische, nach Hamburg und hinein nach Böhmen (gar in Venedig tauchen Welche auf und wirken zum Segen der Dogenstadt), Talmudgelehrte müßten als Bettler auftreten, um zu überleben – parallel zu den Wiener Ereignissen³²; die Folgen dieser Völkerwanderung auf den Status, den die ›privilegirten Jüdn‹ da und dort bereits genießen. Daß infolge des Drucks seitens diverser Obrigkeiten wie der Kirchen die Israeliten sich in Ghettos zusammensetzen oder in solche gepreßt werden (doch da vermögen sie auch ihre Angelegenheiten besser zu verteidigen als lebten sie verstreut unter den Christen), daß in Berlin, welche Stadt im letzten Abschnitt des Krieges, der die Chronistin hat aus Deutschland vertrieben, böse gelitten hatte (die Bevölkerung dort hat sich nahezu verhäuftet), jetzt wieder 20000 Menschen lebten, jeder Dritte hugenottischer Herkunft, daß auch Mosaische an Havel und Spree strömten.

Wir lernen von Delilas Hand, was über die zweite Hälfte des Drei-Decaden-Schlachten im Polnischen bekanntgeworden: war der Friedland Mitte der Dreißiger in Eger ermordet, gingen doch die Kämpfe weiter, wütender vielleicht denn zuvor, wo Wallenstein immer wieder an Frieden gedacht und Waffenstillstandsverträge geschlossen mit den Protestanten. Nun – da auch der große Schwede, der Gustav Adolf nicht mehr war – verlängerten and're Befehlshaber auf beiden Seiten die Gefechtshändel (oft zu eig'nem Vorteil wie Gewinn), das deutsche Land vollends zu verwüsten, auszupressen. Bis dann endlich pax gemacht im Westfälischen.

1654 fand Mordechajs Bar-Mizwe statt, ein Jahr danach die von Bruder Jacov. Während der Ältere das väterliche Gewerbe sich erwirbt, schlägt der kleine Zarte nach Großvater Schreiber, dem Hanauer – und er wühlt sich wissensdurstig durch alle Pergamente und Bücher, die er kann finden, liest (fließend und ohne zu stocken) polnisch wie deutsch und das Lateinische, dazu natürlich hebräisch – und von der Mutter weiß er, wie das Jiddisch poetisch zu Papier bringen.

Lilith, die jungfräulich-knospende Cohentochter, das erste Kind im Hause hat sich zu einem aimablen Mädchen entwickelt. Als Sechzehnjährige lernt sie bei einer Chanukkafeier im Gemeindehaus den mandeläugigen Mimon kennen, den sie den »*Türken*« rufen, weil er aus Smyrna stammt und hehre, orientalische Züge trägt – im Sommer drauf ehelichen sich die Beiden, und Vater Ezra, der seine Tochter besonders liebt (ohne dieserhalben die Zuneigung zu den Söhnen vernachlässigen zu wollen), stattet diese mit einer außergewöhnlich reichen Mitgift aus, die's den Hochzeitem gestattet in des Ehemanns Heimat zu ziehen, ans Gestade des Ägäischen Meeres und da einen Teppichhandel zu eröffnen, an welchem dann auch Polen profitiert.

Unsern Cohanim verläuft das Leben wie hundert und tausend anderen Mosaischen im Osten und anderswo: man wird geboren, man lernt fromm, man liebt, man heiratet, man zeugt Nachkommen, man stirbt.

Des Novembers verlor die sanfte Schoschána ihren steinalten Silberschmied, veräußerte die Werkstatt und zog zurück ins Cohenhaus hinterm alten Markt zu Ruth, Delila, Ezra und den beiden Großneffen.

Und jetzt – Vorjahrs von 1662 – nimmt der Erstgeborene, der Nachfolger in der Firma, der Mordechaj die junge Recha aus Kutno, die er bei einem Warenhandel mit ihrem Onkel (der Vater und die Mutter früh verstorben) lieben gelernt, zur Frau.

Im Sommer 63 wird dem neuen Cohenzweig der Sohn Simon geboren.



Um diese Zeit leitet Meister Ezra seinen ersten Überseehandel in die Wege.

Geschäftsfreunde in Holland, Amstelstädter die schon mit dem Unternehmen in Bacharach gute Abschlüsse gezeichnet, wollen in der Neuen Welt, die nach dem Seefahrer Amerigo Vespucci benannt doch entdeckt von jenem Genueser Colombo, den die Spaniolen³³ von Juden abstämmig wissen, eine Schiffsladung bester Bison- und Bärenfelle erwerben und nach Europa schwimmen lassen. Bediente man sich da eines Zwischenwirten, der die Ladung auf eig'ne Kosten verschiffte, zahlte man nahezu das doppelte des Betrags, den man anzulegen, so man selbender einen Einkäufer entsendet hinüber nach dem Neu-Amsterdam, wo doch die Hollanders (noch) das Sagen haben. Als eins jedoch die Finanzierung solcherlei Transactionen solo exerciert, steht das Risiko auf dem Wasser in der Kreide, dazu kommt in diesem Falle, daß die kriegerischen Händel der Niederländer mit den Engländern schwelen, die just in dieser Frist denn auch jenes *nieuwe*³⁴ Amsterdam zu ihrem *new York* machen.

Ezra aber will große Sachen tun³⁵, calculiert auch die Lage an der Ostküste Amerikas, sagt sich, daß just darob wird preisgünstig anzukaufen sein – und er beteiligt sich mit einer schönen Stange Goldes am *commerce*. Welch Gefallen findet da Avsalom im Himmel am geliebten Enkel.

Im Kreise Aller wird beschlossen, den zungengewandten Zweiten an die Amstel zu schicken, dort nach Einlaufen der Galliot³⁶ die Anordnungen zu treffen, die Ware nach Polen zu geleiten. Auf diese Weise kann der junge Vater, der Mordechaj bei Weib und Kind verweilen, obschon doch dem Jacov das Feilschen so gar nicht liegt; hat er hingegen an Ort und Stelle nichts zu schaffen als des Vaters Weisung ausführen und das Geld zu überbringen. Wozu's wohl keines besond'ren Schachersinns bedarf.

Bewegt wird unser Cohen von den Seinen verabschiedet, und grad Mutter Delila bangt, als solle sie den Sohn niemals wieder zu Gesichte kriegen. Allein die Kutsche, die den Ezrasohn von Konin (dahin Alle ihn gebracht) auf der Straße von Warschau nach Preußen mitnimmt, rattert unangefochten durch Posen zur Frankfurth, wo

der Hollandfahrer auf der anderen Oderseite den Stellwagen besteigt über Magdeburg ins Hannoversche, da mit einer niederländischen Fuhre direkt ans Ziel zu gelangen. An die Ijssel³⁷, um Amsterdam wohlbehalten zu erreichen.

Im Lande, welches doch erst vor 15 Jahren seine Unabhängigkeit sich erstritten vom Herrscherstaat *Oostenrijk*³⁸, kommt dem kleinen Juden die Sprachengelehrtheit zu passe. Mit seinem Latein, das er sich erworben von katholischen Polenfreunden, den frommen, springt er zwar nicht weit bei den nichtrömischen Protestanten an der Amstel, jenes Deutsch hingegen, das ihm durch Lesen von Schriften aus dem späten Mittelalter geläufig, ähnelt doch stark der Mundart, welche die Eingeborenen wohl ›*Nederlands*‹³⁹ nennen.

Die van Dalen (wie der Name aussagt aus dem Drenthenlande⁴⁰), haben ihr Haus an der kleinen Gracht »*bij die oude brugh*«⁴¹.

»*Goed dag, mynheer!*«⁴² kann Jacov den Geschäftsfreund auf gut niederdeutsch begrüßen, und der heißt ihn wärmstens willkommen mit einem Schluck *jonge* – jungem, selbstgebrannten Kornschnaps wie es Sitte da.

»*Hoe was de reis?*« fragt der *zakenman*⁴³ an, und Cohen kann sich verdeutschen, daß der wohl will wissen wie die Reise verlaufen. Dankt höflich, überreicht die Papiere, die der Vater ihm ausgehändigt, und er vernimmt, daß er »*acht daegen te eh*⁴⁴« eingetroffen – der Kauffahrteisegler aus Amerika darf erst in Wochenfrist erwartet werden.

Damit gewinnt Jacov eine preciose Zeitspanne, in der er kann auf Entdeckungsfahrten ausgehen in der schönen, alten Stadt. Als guter Jude setzt er sich zum ersten mit dem Israelitischen Rat Amsterdams (fromme Gemeinde, Sefarden zumeist) ins Benehmen, läßt sich berichten wie die Lage in den platten Landen, seinerseits rapportierend über die im Polnischen und (soweit informiert) in Deutschland.

In diesen, natürlich auf Hebräisch geführten, Gesprächen erfährt er auch von einem rebellischen Philosophen, der seiner ketzerischen Deutung der Schriften wegen von den Rabbis aus der Gemeinde ward ausgewiesen, jenem Baruch Spinoza.

Unser Cohensohn wär' nun kein wissensgieriger Mensch, nähm' er nicht Anteil an dem Denker, und es findet sich auch ein aufgeschlossener Aschkenase, der ihm eröffnet, daß jener (wiewohl in Bann getan) sich eben wieder am Orte aufhielte, beschreibt auch den Weg zu dessen Domicil.

Es geht durch enge Gäßchen, über den Suikerbakkersteg⁴⁵ an Grachten entlang, bis Jacov am genannten Platze anlangt. Dort erblickt er am Brücklein, welches zum bewußten Anwesen hinüberführt, einen alten Mann, der einen einbeinigen Bettler anredet – kurzdrauf erhebt der sich, zeigt die zweite seiner (unbeschädigten) Extremitäten wie ein biblisch Profil.

Der Besucher verweilt, neugierig das Palaver zu verfolgen, das von den Beiden gestenreich geführt, als von drüben auch schon Spinoza übers Wasser kommt, dem der Gast aus dem *buitenland*⁴⁶ bereits gemeldet. Er umarmt aber zu Jacovs Erstaunen den Alten, der den jüdischen Almosenempfänger ins Gespräch gezogen.

»Harmensz beste vriend!«⁴⁷

Dann erkennt er im Fremden den Mann, der nach ihm gefragt.

»Seid Ihr der Jude aus Polen?« folgt's in Hebräisch, und der Jüngling beeilt sich ehrerbietig, Namen wie Herkunft zu nennen.

»Nun, Meister aller schilders⁴⁸ – könnt Ihr nicht auch einen jungen Kopf gebrauchen für Euer Gemälde, an dem Ihr sitzt?!« weist Baruch den Kauz auf des Ausländers marcant-semitisches Antlitz und wendet sich, als der nur brummt, jenem zu.

»Jacov Cohen – Ihr steht dem größten Maler gegenüber, den diese Welt heut' kennt. Harmensz Rembrandt van Rijn.«⁴⁹

Wohl hat der Chludowoer schon vernommen vom Farbenmann, kaum aber hätt' er sich ihn gedacht als zerlumpten Greis, der mit seinen abgeriss'nen Pluderhosen könnt concurrieren mit denen sein Gesprächspartners, den er will Modell stehen lassen als Moses. Solch capitale Künstler hat er sich stets in einem Palaste hausend vorgestellt, umgeben von deliciösen Damen und diensteifrigen Domestiquen. Erst später soll unser Mann erfahren, wie's Rembrandt ergangen im Leben und daß er tatsächlich einst in einem herrlichen Anwesen gehaust mit seiner schönen Frau Saskia Uilenburgh.⁵⁰

Als der Maler schlußendlich handelseins mit dem Judenbettler und den für einen Quartflorin⁵¹ pro Sitzung in sein Atelier beordert, findet er auch ein Wort für den Denker, den er hochschätzt, der ihn nur gestört in seinen Träumen, da er den Alten sah am Berge Sinai beim brennenden Dornbusch.

»*Bester Freund!*« gibt er Baruch dessen Anrede von zuvor wider – läßt sich auch den Cohen aufführen und findet Gefallen an dessen weltmännischer Redeweise. Spinoza bittet die Beiden ins Haus und bewirtet sie gut, dieweilen der Gast aus dem fernen Polenlande Muße hat zu racontieren wie's den Leuten dort erginge und woher seine Mischpachà stamme.

Was denn der junge Mann habe im Holländischen zu schaffen, will Rembrandt wissen, und der Chludowoer gibt frisch von der Leber Auskunft über Zweck der Reise wie seine Mission. Dies jedoch befriedigt schlechterdings weder Künstler noch Gelehrten, denn Jacov erscheint so gar nicht als Handel treibend – eher als Mensch, der das Denken wolle erlernen und die Bedeutung der Künste.

»*Was wär' ich selig, fänd sich Gelegenheit mich mit geistigen Dingen zu befassen und der Geschäfte zu entraten!*« ruft er – und seine neuen Freunde nehmen sich vor, ihm dieserhalben wohl unter die Arme zu greifen.

Übers Wochenende dieses schönen Maien im Jahre 1664 ist unser Jakob teils zu Gast beim van Dalen (der ihm auch Quartier gewährt bis zum Eintreffen des Handelsguts in Rotterdam) – zum andern besucht er den Spinoza, darf auch (am Sonntag dann) beim Rembrandt vorsprechen.

Den Sabbat feiert der Cohen mit dem Philosophen. Der ist ein guter (wenn auch sehr freidenkender) Jude, doch er will die Lehre weiter gedeutet wissen⁵², wofür die Rabbis ihn unter Bann getan. Der junge Pole aber ist fasziniert von Baruchs Auffassungen – fühlt sich hochgehrt, solch Geist im Gespräch zu begegnen.

Anderntags sucht er den Alten vom Rheine auf, findet ihn in einer armseligen Hütte an der Rozengracht vor seiner Staffelei, einen – durch ihn zu Weltberühmtheit gelangen sollenden – halbdunklen Hintergrund pinselnd für ein Auftragswerk, welches die Companie seines Sohnes Titus (die brave Hendrickje, die Stoffels ist ja schon nicht mehr, die für ihn gesorgt nachdem die Frau ihm weggestorben) verkauft, und als deren Brotnehmer er muß malen, sollen ihm die Gläubiger nicht alles fortholen.

»*Hoe is et?*«⁵³ will Rembrandt wissen von seinem Besuch, ist ihm doch wohlbekannt, daß ein Gebot der Israeliten lautet, man solle sich kein Bildnis machen. Cohen aber kennt da kein alttestamentarisches Vorurteil. Er bestaunt des Gastgebers hohe Kunst, und am Ende lüpfte der denn auch den Lumpen, mit dem er sein neuestes Gemälde verhängt, das den Propheten zeigt mit seinem GOTT.

Wie vor einem Wunder steht da unser Mann. Nicht in seinen größten Gedanken hätt' er sich solch malerische Pracht erträumt – und wahrhaftig: Moses trägt die Züge des jüdischen Bettlers aus dem Ghetto.

»*Stets der Kunst nahsein dürfen!*« ruft Jacov mit *verve en vuur*⁵⁴ – und Rembrandt setzt dem jungen Menschen einen Zeck in der Bart, den der soll sein Lebtag nicht wieder aus diesem kriegen: *Warum nicht ab und an ein Bildchen an den Mann bringen – da könne er sich sattseh'n und obendrein noch ein paar gute Gulden einheimsen, so er einen redlichen Preis wolle aushandeln...*

Listig macht der Maler dem Juden den Mund wäss'rig, denn er selber hat keinen Sinn dafür, mit den Leutchen zu feilschen, läßt sich auch immer wieder von *klanten*⁵⁵ das Fell über die Ohren ziehn, ein Ölgemälde, an dem er vier Wochen gesessen, für wenig Geld abknöpfen, wenn er heimlich – neben den Arbeiten für des Sohnes Firma – werkt.

»*Für den Lohn, den Musen zu dienen, mach ich auch den Kaufmann!*« hört man Jacov jubeln und sein Entschluß steht fest: Bilderhändler will er werden. Da trifft er alle Tage gelehrte Herren wie *kunstenaars*⁵⁶, kann sich fortbilden im Verkehr mit Kunden und Käufern, die wohl eine höh're Sprache sprechen als die Gesellen im

Gerberhandwerk. Denn in allem was der Cohensohn unternimmt, denkt er stets an Mutter Hanauerin, die gewiß des Gatten Gilde hochhält, doch – Kind eines Schreibgelehrten – im Innersten eine weise Frau, die nach Hohem strebt.

Zur Mitte der nachfolgenden Woche, der ersten des Juni, wird aus Rotterdam die glückliche Landung der Galliot von Übersee gemeldet mit der Ladung des Niederländers und des Ezra Cohen; unser Mann aber muß nicht an den Lek reisen, – sein Gastherr läßt den Kapitän mit Wagen und Waren nach Amsterdam kommen, da das erforderliche zu regeln.

Zwei Tag drauf trifft der *schipper* denn auch ein: ein selbstbewußter Seebär, der die weite Welt umsegelt bei der Nederlandsen Armada, und mit ihm die Büffelfelle, die Dries van Dalen, jener Häutehändler als gute Qualität declariert wie, mithilfe der Goldducaten, die der Vater seinem Vertreter anvertraut zuhause, den Abschluß besiegelt.

Da naht denn der Augenblick, den der junge Mensch seit Tagen gefürchtet. Er hat sich in einem Maße mit den ruhmesträchtigen Rembrandt'schen Arbeiten wie der Opportunität befreundet, Kunstkaufherr zu werden (wo ihm auch der Spinoza zugeraten), daß er nun keinen Sinn drin sehen kann, die weite Reise mit den Bälgen zurück nach Polen anzutreten und am Ende gar nicht mehr wiederzukehren dahin, wo sein Glück liegt. Mit des guten Drenthner Hilfe aber findet sich ein Ausweg. Jacov stellt sich ans Pult, verfaßt eine ernste wie plausible Epistel dem Vater, fleht die Mutter an um Verständnis (dessen er sich bei ihr gewiß!) für seinen Schritt, der Amstelpartner, welcher wohl seinen Häuteanteil eines Tages geerbt und kunstvoll maroquiniert wiederhaben will (wodurch Meister Ezra eine gute Summe zusätzlich zum Importhandel ins Haus steht), beauftragt seinen verlässlichen Fuhrmann, den Jan van Soest⁵⁷, die Ladung gut hinzulenken zum Ner, da *mynbeer* Cohen zu Diensten zu sein, bis das Lederzeug gefertigt um retour gekarrt zu werden in die platten Provinzen.



Chludowo, *Schiwan Tamus* 5424⁵⁸

Frau Delila sitzt über der Cohenschen Geschichte. Sie schreibt nieder, was seit Jacovs Abreise nach Holland vorgefallen in Haus, Geschäft und Familie: der kleine Simon ist anderthalb geworden und erfreut ihr großmütterlich Herz; Urgroßmutter Ruth ist (zu Guten!) 76 und Urgroßtante Schoschana bereits 80 in Gesundheit; Schwiegertochter Recha hilft haushalten (die Chronistin doch selber schon Mitte ihrer Vierzig und hat viel gearbeitet im Leben); Mordechaj, Sohn in den besten Zwanzig, ist Vaters rechte Hand, Jungherr schon in der Gerberstube; aus Smyrna bei den Ottomanen berichtet die Älteste, die Lilith gutes, und der Mimon hat wieder eine Partie handgeknüpfter persischer Seidenschiraz gesendet, die im Polnischen ein beehrter Wandschmuck.

Die Hausfrau seufzt sorgenvoll: könnt' sie doch schon zu Papier bringen, daß ihr Herzensliebbling, der Denker Jacov sei wohl angelangt am Ziele und wolle – so er für den väterlichen Auftraggeber erfolgreich aufgetreten – bald zurückeintreffen in Frische!

Kaum aber hat die Besorgte den Gänsekiel aus der Hand gelegt, pocht Ezras neuer Lehrjunge, der kleine Mottek von den Brombergern an die Pforte, küßt hastig die Mesuse⁵⁹ am Türstock und stottert (außer Atem vom Herjagen) die Nachricht des Meisters heraus, daß ein Reiter sei eingeritten aus dem Hannoverschen, der da den Fuhrkarren hätt' gesichtet mit der Ware aus den nied'ren Landen.

Und dann fügt der Knabe (erregt in seiner wichtigen Mission) etwas zu, das sein Lehrherr ihm angeordnet, nicht auszuplaudern:

»Jenner Bachúr wús is gefuhrn am Kutscherbock hot niacht gehobt a Pónem as Ejer Jacov...«⁶⁰

Zu Tod erschrocken reicht Delila dem Mottche, dem Moseskind, das einst auch will ein großer Ledererzeuger werden, einen Sechser als Botenlohn und macht sich hinter ihm (der wohl den letzten Satz besser im Busen bewahrt) auf, hin zum Mühlenbach zu eilen, den Vater zu befragen, was es könne auf sich haben damit, daß der Sohn nicht bei der Ware.

Ezra hat Mühe, die zitternde Mutter zu besänftigen. Zu allererst läßt er (quasi die eig'ne Erregung zu verbergen) ein Donnerwetter niedergehn über dem vorlauten Chammer⁶¹, der mit seinen zwölf an Jahren schon etwas darf bei sich behalten, das ihm aufgetragen nicht weiter zu plauschen – sodann setzt der Mann sich mit Frau und Mordechaj hin zu klären, warum wohl der Jüngere nicht den Transport aus Holland leite wie's doch vorgesehen.

»*Schmà Adanéu!*«⁶² sendet die Jüdin ein Stoßgebetlein gen Himmel, und am Ende findet der weise (wenn auch einfache) Handwerker und Vater heraus, daß – so dem Jacov tatsächlich sollt böses widerfahren sein (»*GOTT soll bewahren!*«) – dem Meldereiter mit Sicherheit eine Botschaft wär' mitgegeben worden von jenem Fuhrmann nach Polen. Ergo muß es ein anderer, ein guter Grund sein, daß er nicht mit der Ladung herkäme.

Diese logische Deutung der Umstände, die der Rabbi wohl kaum hätt' exacter vorgenommen, versetzt die dankbare Mutter, die Delila in Ruhe und Hoffnung, bei Ankunft der Wagenfracht Nachricht zu erhalten von ihrem Augenstern.

Unterdes ist der Umsorgte im fernen Amsterdam nicht untätig, was seine Zukunft angeht. Mit den Rijksdalern⁶³, die ihm verblieben, da sie für die Rückreise gespart (die Fahrkosten hat doch Dries vorgelegt, um sie bei Begleichung der Gerber- und Lederarbeiten dem Ezra in Aufrechnung zu bringen), hat unser junge Cohen eine kleine *kamer*⁶⁴ gefunden bei freundlichen Hebräischen, die in der Altstadt leben – unweit vom Spinoza und kaum entfernt dem Häuschen, das Rembrandt bewohnt. So fällt er denn auch Dalens nicht zur Last, kann ungehindert seinen Wegen nacheilen.

Zwei Wochen schon nach Erfolg der Verführungskünste des Harmensohns hat Jacov (mithilfe Baruchs) einen wohlgestellten sefardischen Herrn überzeugt, daß auch Israeliten müßten mit der Mode gehen, was bedeute sich Gemälde an die Wand zu hängen, die bei Unterhandlungen mit christlichen Handelspartnern wohl was hermachten. Zwar ist Ebenezar (wie so Viele in Amsterdam) ein *Portugees*, die doch streng die biblischen Gebote befolgen, allein so genau ist das nicht ausgedrückt in der Schrift, und man könne das »*sich kein Bildnis machen*« doch auch allein auf den HERRN münzen, den man eben nicht habe darzustellen.

Also hat der Jacov (doch tüchtig, wenn's um spirituelle Werte geht) jenen zum Rembrandt geführt, den der wohl von Namen kennt. Zu weite Wellen schlug damals der Scandal, als die Herren Offiziere der Schützengilde sich hatten auf der Leinwand nicht erkannt und destowegen »niet betaalen« wollten⁶⁵.

»*Wat is te koop?*«⁶⁶ fragt der Fromme freundlich an beim Meister – weiß doch jederman, daß der allein muß malen für seine Gläubiger, die ihm noch den letzten Deut des in der Zukunft zu schaffenden weggepfändet. Agent Jakob jedoch ersinnt einen Dreh, dem Interessenten sein Ölbild zu vermitteln und doch nicht in Collision zu geraten mit den (stets präsenten) Guldengeiern: er läßt von der nahegeleg'nen Specereinhandlung des alten Abner eine Kiste mit den schmackhaftesten (und denn auch teuersten) Genußmitteln heranschaffen, zahlt die Lieferung in bar – und so schuldet Rembrandt ihm nun soundsoviel, welch Verbindlichkeit (da es sich um Mundvorrat handelt) den Tausenden vorsteht, die dessen Finanzmänner haben zu fordern.

»*Joods moest eens zijn . . .*«⁶⁷ lobt der Künstler seinen neuen Makler, denn auf diese (eigentlich simple) Idee, die Geldherren *voor gek*⁶⁸ zu verkaufen, wär' er allein nicht gekommen.

Nun weist er dem Ebenezar ein schönes Stilleben, das er bislang dem Pfandmann zu verbergen gewußt – der Käufer feilscht wie's üblich, dann zahlt er (an den Agenten versteht sich) ein runde Summe, von welcher der Essenkorb abgegolten, jener sich eine propere Provision einsackt und dem Maler noch kann ein Goldstück zuschieben mit der Bitte, es nicht sofort wieder für alte Juden anzulegen, deren Häupter er zu verewigen gedenke.

Dann geht der Kunde mit dem *doek*⁶⁸ unter'm Arm, und Rembrandt trinkt mit dem Cohen auf das erste, gemeinsame Geschäft.



Sicher hat Jan, Dries van Dalens guter Gespannführer die Felle nach Chludowo kutschiert. Mordechaj eilt dem Fuhrwerk entgegen, geleitet den sehnsüchtig erwarteten Holländer in Meister Ezras Stube, wo er alsogleich muß rapportieren wie's mit Jacoven steht und warob der nicht plangemäß die Lieferung anführt.

Da fällt dem Vater der Stein vom Herzen, der ihn doch schwer gedrückt wiewohl er der Frau sein Orakel weisgemacht. Und jetzt darf der mundfleißige Mottek nocheinmal zum Haus hecheln und der Herrin die, nun frohe, Botschaft bringen.

»*Masltov!!*«⁶⁹ springt der kleine Mann durchs Tor, und Frau Cohen kann aufjauchzen, dem Himmel danken und dem strahlenden Mottchele, der seine Scharte so auswetzt, einen blinkenden Batzen in die Hand drücken – den soll er aufbewahren und einst gut anlegen im Angedenken an die schöne Stunde, die er der Frau Meisterin bereitet.

Und diesmal muß Delila nicht hineilen zur Gerberei, denn der Gatte kommt samt Erstgebor'nem, das Schreiben zu überreichen des zweiten Sohns, welches die gelehrte Mutter soll vorlesen.

»... *asoj sollt Ihr vastajn und dü gelibt Mammele werst machn de Bróche driber as ach ward varwajln im erez am grojssn See zü werd'n a mentsch wús lejbt vor de Kinstn.*«⁷⁰

So lautet der Schlußsatz des Schreibens, den die Liebe nur kann unter leisem Schluchzen vorbringen, so gerührt ist sie von ihres Jüngerer hochherzigen wie weisen Entschluß, sein Leben zu leben im Geiste der wahrhaft Großen dieser Welt.



Die Epoche der jüdischen Kabbalisten von Sfad in Palästina ist zu Ende gegangen. Mehr als ein Jahrhundert haben Mystiker da Lehren unters Volks gebracht zu Zeiten, da vielerorts Unterdrückung und Verfolgung herrschte. Nicht nur Israeliten ward Unrecht: unzählige christliche Männer, Frauen, Kinder gar sahen (im Deutschen, in Spanien, Frankreich) sich der Hexerei, der Zauberei beschuldigt, schöne Mädchen der Unzucht angeklagt mit dem Satan, dem bocksbeinigen, durch barbarische Folter zu widersinnigen Geständnissen, zu frei erfundenen Denuntiationen genötigt von Mitmenschen, die auch im Bunde stünden der bösen Mächte, um am Ende (nach Einzug ihres Vermögens, Hab und Guts – zugunsten der katholischen Kirche, versteht sich) am Scheiterhaufen zu rösten.

Was wunder, wenn da die Menschheit ihr Heil sucht in überirdischen, chiliastischen Gedanken.

Polen unter seinen freiheitlich gesinnten Königen ist noch der liberalste Flecken auf Europas Landkarte, da auch Juden ihren Vorstellungen nachhängen dürfen (wie abenteuerlich jene bisweilen auch sein mögen). So findet denn die kabbalistische Lehre ins Land, dazu das Aufkommen einer orthodoxen Strömung, deren Jünger man *Chassídím* nennt. Schon im zarten Alter werden von denen die kleinen Jungen in die *Schül* geschickt, in die *Chèder*⁷¹, da mit ihren winzigen Köpfen (von *Pejes*⁷² geziert) die Weisheit von Torá und Talmúd⁷³ will verarbeitet sein. Von den christlichen Slawen übernimmt man Teile ihrer Tracht – die wuchtigen Stiefel und die Hosen drin, man trägt sich mit dem Kaftan, dem traditionellen Mantel aus biblischen Tagen (stets ein Stück symbolischen Gebetsmantels, die Schaufäden, die *Zizzes* am Gürtel), und drückt einen Hut auf's Haupt – bisweilen reich pelzverbrämt, den *Strejml*. Und die Mädchen müssen vor der Heirat mit einem derart Frommen ihr Kopfhair opfern, eine Perücke tragen – den *Schátl*⁷⁴, fremden Männern nicht gefällig zu erscheinen.

Also adjustiert sondern sich diese Hebräer kraß ab von ihrer Umwelt, der sich ihre Glaubensgenossen doch sonst weitgehend assimilieren, und bilden – weithin erkennbar – eine freiwillige, geistige Ghettogemeinschaft, die dereinst nicht wenigen ihrer Nachfahren zum Verhängnis soll werden.

Die Sfaradjuden in Amsterdam⁷⁵, von denen doch auch der Spinoza kommt (sein wahrer Name lautet Bento d'Espinosa)⁷⁶, sind zwar keine Chassidim doch ebenfalls streng im Glauben, was dem großen Denker, der's gar gewagt Schriften aus dem Hebräischen zu übersetzen, zur Ächtung verholfen.

Unser Cohen jedoch, der Ausländer versteht es, sich dem Druck des hohen Rabbinats zu entziehen, und er geht um mit diesen wie mit jenen; auch zu Christen knüpft er bald Connexe. Nach dem ersten Handel mit dem Ebenezar haben sich noch weiter Mosaische bei ihm eingefunden, unter dem Siegel der Verschwiegenheit Gemälde anzukaufen, da sich's herumgesprochen, daß zum Beispiel die Werke des Peter Paul Rubens mehr und mehr ansteigen im Preise, worin man Wertanlagen erkennt.

So vermag Jacov dem Rembrandt – neben dessen Arbeiten für die Compagnie des Sohnes – immer wieder *schilderijn* und *prenten*⁷⁷ abzunehmen und dessen Herz zu erfreun. Verspürt der doch auf seine alten Tage allein den Drang, alles auf Leinwand zu bannen was ihn erfüllt.

Cohen ist wohl auch im goldenen Zeitalter der Niederlande zurecht gekommen, allwo sich (bedingt durch den Status der jungen Republik, die Spaniens wie Österreichs Fessel abgestreift) Wissenschaft wie Denkart versammelt. Da vermag der Unternehmungslustige als Bilderagent sich zu festigen: er findet seine Clientel in angesehender Kunstgesellschaft als auch unter Scientisten; die Heugens sind unter den Kunden – voran Vater Constantin, der doch als Entdecker Rembrandts gilt, das Universalgenie, welches der große Descartes so gelobt, empfiehlt den Makler weiter.

So bietet Holland, wo sie aus den kleinen Leselupen Telescop wie Microscop entwickeln, Jacov auf besond're Weise Einblicke in das Leben, das All der kunstschaftenden, kunstsammelnden, kunstkaufenden Scene. Bald sieht er sich in der finanziellen Lage, eine eig'ne Wohnung zu finden und etabliert sich da – im Centrum Amsterdams, an der Port van Cleve (nahe der Rozengracht, wo sein Lieferant haust) als Makler und Liebhaber der malenden Muse.

Zum Jahresbeginn 65, nachdem ein herzerfrischendes Handschreiben der Mutter ihn erreichte, mit welchem sie ihm nicht nur ihren Segen sondern auch den des Vaters übermittelte und dazu – wenn dann der Soester wolle in die Niederlande zurückkutschieren mit dem gefertigten Lederzeug – ein Überraschung avisierte, trifft diese in der Tat mit dem Jan ein: ein Wechsel über die stolze Summe von 250 Goldflorin, womit Ezra Cohen seinen zweitgeborenen Sohn, welcher dereinst am Geschäfte des Mordechaj nicht wird profitieren, weitsichtig und mit kaufkräftig Capital ausstattet, daß der sich einzurichten imstande.

Das Legat bedeutet dem jungen Mann ein kleines Vermögen, wo er schon für 20 Gulden kann beim Alten vom Rhein ein gutes Gemälde erstehn – und er läuft hin zu jenem zu berichten, daß er sich mit Vaters Gabe nun in der Lage sähe, kühner zu calculieren. Damit überreicht er dem Freund spontan fünfzig Florin (die rund 10 Goldstücken entsprechen) für eine Arbeit, die er als erste will in seinen Räumen aufhängen, seinen Kunden als Kenner zu imponieren. Den Rest des Wechselcontants trägt er zum Bankmann, der das Papier discountiert (der van Dalen hat gebürgt für den Wert der Anweisung seines polnischen Partners), wo die Valuta Zinsfuß erhält.

Bald findet Jakob auch ein schönes Stück von Frans Hals, dem Haarlemmer, dieses er von einem calvinistischen Kunstbanausen kann erstehen, der rechts und links einen Streifen Leinwand abgeschnitten, es in einer Dielennische seines Hauses unterbringen zu können⁷⁸. So hängen denn bereits zwei Ansichtsgemälde in des Agenten guter Stube, da er potentielle Käufer empfängt.

Hier geschieht's auch eines Tages, daß der wohlgestellte Sefarde Nehemia Tellez⁷⁹ sich einfindet – aus einem Geschlecht, dem einst auch der getaufte und zum Pfaffen avancierte Verseschmied Gavriel entstammte, der als Christ den artigen Autorennamen ›Tirso de Molina‹⁸⁰ sich zugelegt und theatralisch mit seiner Vita des Don Juan zum Literaten ward. In Begleitung des Kunden dessen schöne Tochter, die achtzehnjährige Ava, ein kunstkennd Kind, das erblicken und in Liebe zu ihm verfallen für den Jähentflammten, den Cohen eins. Der Tellez läßt sich einen rassigen Rubens und Rembrandts Portrait einer alten, jüdischen Großmutter – »Hillebobbe«⁸¹ gerufen – anbieten, nimmt beim Handel wohl des Händlers Entflammung wahr für seine Ava, und er findet sogar Gefallen am

tüchtigen *deskundigen*⁸², von dem in seriösen Circeln mehr und mehr die Rede geht.

Mit dieser, für Jacoven schicksalhaften, *gebeurtenis*⁸³ hebt die Werbung an eines kleinen, polnischen Juden um die topasäugige Tochter eines großen Getreidekaufmanns, welcher die Körner ganzer Provinzen ansich bringt – sie dahin zu verschiffen, wo ihm die Ware mehr als 200 Procente Gewinn abwirft; mit welch Geschäftssinn er ein flüssig Vermögen erworben. Läßt Einer sich ein in derlei Manipulationen, darf er aber auch nicht zimperlich Gedanken wälzen, wo jederman weiß, wie überreicher Profit gemacht in den Niederlanden mit Gütern aus überseeischen Colonien, da ein System von Verrat und Meuchelmord ist eingerichtet von jenen biederern Eroberern.

1641 zum Exempel (vor 25 Jahren mithin) bestachen Holländer den portugiesischen Gouverneur von Malakka mit 22000 Pfund Sterling, sich in Besitz zu bringen von Menschenware, die von eingeborenen Prinzen (den vermaledeiten Volksverrätern) verkauft wurde; der ließ sie ein in seine Residenz zwecks Inempfangnahme der ausgehandelten Summe für die Sklaven, worauf jene ihn prompt erstachen, sich den Blutzoll zu sparen. Ein doppelt Verbrechen also.⁸⁴

Ganze Reisernten werden von den Beamten der Besatzer aufgekauft, sie zu horten und später – zu horrenden Preisen – auf den Markt zu werfen, wenn die Körner knapp, während zur selben Zeit himmelschreiende Hungersnöte herrschen in den Provinzen Asiens und dem südlicheren Amerika, die von den Niederländern unterjocht. Auf diese Art kommen nicht wenig brave Geschäftsleute im Mutterland, dem *duitsen*⁸⁵ (wie der Nehemia) *goedkoop*⁸⁶ zu Handelsgütern, die ihnen zu Reichtum verhelfen; wobei sie die Augen verschließen davor, daß tausende Männer, Frauen, Kinder hierfür mußten ihr Leben lassen in fernen Welten.

Gegen solch Goldmacht als auch die Resistenz der Mutter seiner Angebeteten, die ihr Kind einem fetten, alten Guldensack zuge-dacht, steht der Cohen arm da. Weil aber bekanntlich die Liebe alle Schranken dieser Erde überwindet und dito die Jungfrau zu ihm in Zuneigung entbrannt, können die Eltern Tellez dem Druck des Nachwuchses nicht standhalten: nach zwei Jahren verbiss'nen Brautkampfes bleiben Jakob und Ava Sieger.

In diesem, dem 66er-Jahr, trifft ein Botenbrief ein in Chludowo von Lilith und Mimon aus Smyrna, in welchem berichtet von dem da aufgetretenen Sectengründer Schabataj Zvi – einem vorgeblichen Wundertäter des jüdischen Volkes.

Wie ein Wirbelwind kreist die Kunde vom ägäischen Prediger durch die Diàspora – an vielen Orten machen sich Sippen, gar Gemeinden auf nach Palästina zu wandern, wie er es befiehlt. Bis der Mann dann als »*falscher Messias*« entlarvt werden soll.

Jahrs zuvor war in Hamburg die Schrift des Johanni Müller erschienen, Senior an der Petrikirche, die bis nach Polen hin Verbreitung findet und die den teutschen Titel trägt:

»Judaismus oder Judentum
das ist ausführlicher Bericht von des Jüdischen Volks
Unglauben, Blindheit und Verstockung.«

Aus seines Reformators, des Luthers judentyrannisierenden Tractaten hat der Müllersohn Grundsätze entwickelt eines Dogma, welches die »vollständige Knechtung der Feinde Christi« predigt. Verständlich wenn durch diese wie weitere Bedrohungen die Israeliten sich messianischen Mysterienmännern zuwenden, die ihnen Errettung verheißen vor Schmach und Tod.

Doch die Hoffnung auf Erlösung vom »*Gottgewollten*« Exil erfüllt sich nicht. Noch nicht.



Ende 67 erreicht in Chludowo Jakobs Billet die Seinen, mit welchem er die bevorstehende Hochzeit bekanntgibt, den Termin benennt für die Feierlichkeiten im Frühjahr 68 sowie Vater und Mutter bewegt bittet, ihre Zustimmung zu geben zur Wahl seiner Ava wie in der Synagoge von Amsterdam dabei zu sein – so die Firma in der Zeit mit Bruder Mordechaj alleine könnt' bestehen.

Von da an verläuft das Weitere vors erste gut und glücklich. Herr und Frau Cohen verlassen Polen im Februar, der Ältere hält wacker die Festung (27 ist er nun schon, Juniormeister dazu), nach achttägiger Reise langen die stolzen Eltern des Chatàn an am Ziele.

Voll der Wonnen fallen sich Sohn, Ezra und Delila an die Brust, man ist nicht wenig fröhlich, daß der Zweitgeborene eine so reiche Partie macht, *Mechutàn* und *Mechutènet*⁸⁷ – Nehemia und Fela – setzen sich (so ist's Brauch) mit den Cohanìm zusammen, alles zu regeln hinsichtlich des Heiratsguts der Braut und dem, was der Vater seinem Jacov mitgibt. Und da sieht jener nichts ehrenrühriges drin, den reichen Brautabba ordentlich in die Höhe zu lizitieren in der Mitgift – macht der doch sein Geld rascher und leichter als And're und hat auch nur ein einzig Kind zu vergeben.

Mynheer Tellez hat – wie es Sitte – die Ausrichtung der Trauung seiner Tochter mit dem Aschkenasen (als natürlich auch des nachfolgenden Fests) übernommen, die zänkische Mama mußte sich fügen, der Rabbiner ist informiert, die weite Bekanntschaft in der Gemeinde geladen.

Prächtig verläuft die Ceremonie im Hause des HERRN.

Baruch Spinoza (wieder in seinem Rijnburg'schen Exil) hat einen weisen Glückwunsch gesendet:

»Freude ist Übergang des Menschen von geringerer
zu größerer Vollkommenheit!«

Rembrandt ist gekommen, im Hintergrund der Synagoge bescheiden, bedeckten Haupts der Hochzeit beizuwohnen. Wie ist er doch in Gedanken Jahre zurück bei der Vereinigung mit seiner Saskia, die er so geliebt. Doch alles ist vergänglich, wie das Schicksal ihm bewiesen.

Ava funkelt hinter ihrem Schleier herrlicher denn das Juwel, welches ihre Mutter am Finger trägt, ihr Erzeuger strahlt im Prunke seiner vielen Guldenmillionen, Ezra Cohen steht stolz gegen den wohlhabenderen Vater der *kalà*, und Delila (sein Juwel) ist im Inneren allein bei ihrem GOTT, daß der den Sohn und dessen Erwählte möge behüten und beschützen.

Die Hochzeitsfeier im Hause des Nehemia am *nieuwen deyck* (der Tellez kommt eigentlich aus 's Hertogenbosch⁸⁸ her – der bösbigotten Judenanimosität der Menschen und des hohen Magistrats dort übergesiedelt an die Amstel) ist kostbar und protzig arrangiert wie's bei Fürsten üblich. Auf die Art entledigt der Hausherr sich nicht nur sichtbar seiner väterlichen Pflichten, er kann auch glänzen vor Financefreunden und der Clientel, die in Scharen zum Feste geströmt.

Meisterhafte Weisen tönen aus den Instrumenten der Musici, livrierte Laquaien eilen, den Besucher zu tractieren, der Rabbiner ist Ehrengast neben den Ältesten Amsterdams. Und die Braut wiegt im Tanze sich mit dem Bräutigam – so Jeder kann wahrnehmen: die Beiden sind (fern ird'scher Interessen) angelangt im siebten Himmel der Glückseligkeit.

Da weht ein gewaltiger Sturm in die Familie, der Wellen soll schlagen.

Eine Eiladresse wird überbracht in Chludowo vom Peloponnes, vom Mimon mit der grausigen Nachricht, daß seine geliebte Lilith, die Erstgeborene des Hauses Cohen ist der tückischen Pockenseuche erlegen (aus Ägypten durch die Levante geschleppt) – just als die Frau dann doch schwanger.

Mordechaj, der Toten Bruder, und Frau Recha beraten in ihrer Erschütterung, ob der Mann sich gar solle aufmachen und nach Holland reisen, den Eltern die bitt're Botschaft bringen – dann aber rechnen sie, daß die Hochzeit Jacovs schon gewesen sein muß, daher Vater und Mutter mit Sicherheit sich bereits auf dem Heimwege befänden. So bleibt nichts besseres denn das Eintreffen der Postkutsche abzuwarten, voll der Bange wie dem Erzeuger, dem die Tochter doch stets das Liebste gewesen, deren Tod übermitteln.

Auf der Fahrt durch die Brandenburgische Mark bricht ein Rad am Gefährt, welches Ezra und Delila nach Polen zurückbefördert, mitten im strömenden Unwetter – und der Cohen, der dem Kutscher beisteht, die Speiche zu wechseln, erkältet sich arg bei diesem Abenteuer. Bis daraus bei Zbasyn⁸⁹ ein böses Fieber sich einstellt. Mit Schüttelfrösten trifft der Helfer (um seinetwillen mußte der Stellwagen den Umweg machen von Konin) in der Heimatstadt ein, wird sofort zu Bette gebracht, und der eilig herbeigeruf'ne Doctor Gerschon, der Grabower erkennt eine Entzündung der Lungen; eine Krankheit mit der nicht zu spaßen.

Mordechaj verzweifelt schier. Wie soll er dem Vater in dessen Zustand das Unglück vermitteln, am Ende offenbart er sich der Mutter, die außer sich gerät vor Schmerz, sich dann aber faßt und zu Ezra ans Lager tritt.

»Mann – du bist zwar schwach ... doch ich hab dir eins zu eröffnen, das dir weh wird tun ...« schluchzt Delila; und der Kranke sieht gleich am Gehabe der Gattin, daß Schlimmes sich sollt' ereignet haben.

»Was is es, Frau – – sag, was is es??!«

»Faß dich, Ezra – – Geliebter – – unsere – – unsere Lilith ...«

»So sprich doch!!«

»Deine Lilith ist nicht mehr.«

Der Effect dieses Geständnisses ist ein fürchterlicher. Zuerst scheint der Mann wie gelähmt über die, kaum zu fassende Nachricht – dann packt den Menschen der Kummer, er bäumt sich auf in seinem Fieber wie ein waidwundes Wild.

»Wo bist Du, Adonai – was hast Du mir angetan??« bricht's aus dem Vater wie das Brüllen eines Bären, dem das Junge genommen. Der Kranke verfällt in Raserei, dem Kinde nicht helfen gekonnt zu haben, mit dem Teufel zu kämpfen, der dieser schwarzen Beulen erfunden. Schließlich steigt dem Desparaten die Hitze so hoch, daß abermals der Arzt muß geholt werden. Der flößt dem Tobenden eine Mixtur ein, die den endlich läßt in Schlaf fallen.

Andern Tages ist Ezra Cohen tot.

Im Coma hat er gestritten wider alle Mächte dieser Welt, hat seinen GOTT gelästert, dann wich das Leben aus dem, immer so starken Gesellen – gefällt vom Wahnsinn, in den er getrieben durch das verlor'ne Kind.

Zurück bleibt eine Delila, die verzagt an nagenden Selbstvorwürfen, weil sie dem Manne die Todesbotschaft am Siechenpfehl überbracht. Vielleicht könnt' Ezra noch leben, sagt sie sich tausendmal, wenn sie hätt' zugewartet mit der Eröffnung.

Der trauernde Sohn und die alte Mutter Ruth (deren Miene marmorn nach dem Weggehn ihres einzigen Kindes, wo sie doch schon dessen Abba so grausig eingebüßt) trösten sie, reden ihr Mut zu: wie Alte doch weise sein können, da sie GOTT näher, denkt Delila – und auch Tante Schoschana hilft, daß sie über den Schicksalsschlag hinwegfindet.

Jakob in Amsterdam, der zwei Wochen später vom Sterben erfährt des Erzeugers und der Schwester (ein ergreifender Brief der Mutter, über dem er bitterlich weint), kann die Wahrheit gar nicht fassen. Wie fröhlich war der Vater doch gewesen bei seiner Hochzeit, wie hat er sich delectiert, den Tellez gut auszunehmen – und wie reich hat er ihn, den Sohn bedacht. So läßt er ein Jahr der tiefen Trauer verstreichen, eh' er mit seiner Ava (die ihn versteht) an Nachkommenschaft denkt: eine Frist, in welcher ihn auch der Gefährte und Partner Rembrandt verläßt. Nachdem dessen Sohn Titus weniges nach seiner Verheiratung mit der Loo'schen Magdalena war verschieden, wollte auch der Alte nicht mehr sein auf dieser Welt – und er schenkte Freund Jakob am Sterbebett ein kleines Gemälde, welches der stets bewundert: einen weisen Rabbi portraitiert.⁹⁰ Dazu wagte er den Wunsch, daß das Ölbild solle in Jakob's Familie vom Vater auf den Sohn gehen und nicht veräußert werden in Erinnerung an den, der's geschaffen.

Im April 1669 dann ist Ava endlich schwanger – sehr zur Freude ihrer Eltern, die (so hochmütig sie auch sein mögen) doch nur das beste wollen für ihr Kind; wie alle Väter und Mütter dieser Welt.

Der Mann übermittelt die krönend Kunde seiner inniggeliebten Ima nach Chludowo und fragt an bei ihr, ob sie nicht wolle zu ihm kommen nach Holland und da verbleiben, den Enkel erwarten und wieder Lust zu finden am Leben.

Schweren Herzens denn verabschieden Mordechaj, seine gute Recha, die alte Ruth und der kleine, siebenjährige Simon die leidgeprüfte Mutter und Großmutter, der der andere Sohn aus den Niederlanden entgegenreist bis hin zur Ehrfurth⁹¹, sie wohlbehalten an ihr neues Zuhause zu geleiten; und die greise Schoschána gibt ihr eine Locke mit des Jacov, die sie nach dessen Geburt aufbewahrt.

Tatsächlich: das Zusammensein mit dem geliebten jüngeren Sohn läßt Delila Hanauer nach und nach die aufwühlenden Ereignisse um Lilith und Ezra ruhen. Und als im Januar drauf – 1671 – Enkelsohn *numero zwo* das Licht dieser Welt erblickt, dem man (der frommen Großeltern Tellez zuliebe) einen biblischen Rufnamen gibt: Haman, ist ihre Freude grenzenlos.

Vater und Mutter jedoch nennen den neuen Cohen dann nur Harmen⁹² – im Angedenken an Rembrandt, dem der (blühende) Kunsthandel und endlich auch die Existenz des jungen Sippenasts ist zu danken.

Kurz nach der Geburt des Knaben erwerben die Eltern mit dem Gelde, das die Ava hat mitbekommen, ein schönes und großes Haus in der *Raedhuisstraat*⁹³ an der Keizersgracht, das forthin uns'rer holländischen Abteilung der alten Familie der Cohen Heimstätte soll sein.

Vier Jahr' nachdem er Großvater geworden, wirft es den Tellez auf's letzte Lager. Da helfen ihm auch seine Schätze nichts – genau wie seiner Fela, die ihm zehn Monde später nachfolgt.

Ava erbt von ihrem Abba ein *valeurables* Vermögen mit dem Anwesen an der alten Brücke, welches sie losschlägt. Da kann der Gatte das Kunstgeschäft erweitern auf das Mäcenatentum.

Bruder Mordechaj in Polen verbreitert weiter Gerberei wie Lederhandel und lernt seinen Sohn, den Simon ein als Nachfolger.

Und die Zeit, welche Wunden vernarben läßt, zieht dahin über uns'ren Juden wie sie's getan seit den Tagen, da die Mischpachà entstanden im Heiligen Israel und ihren Weg angetreten durch die Centennien voll Leben, Tod und Trauer.

In jenen Tagen wählt ein Agent des Großen Kurfürsten, des Friedrich Wilhelm von Brandenburg, an der Donau sorgfältig 50 mosaische Sippen aus und empfiehlt diese zur Ansiedlung in Berlin.

Am 14. Februar 1670 nämlich ward auf den Wiener Plätzen veröffentlicht, daß alle Juden bis zum Fronleichnamfest die Stadt müßten verlassen. Ein Ereignis, das die europäische Öffentlichkeit bewegt. Nicht mehr an der Tagesordnung sind Decrete der Art – vom Kaiser, Leopold I., schon gar nicht erwartet. Doch von seiner spanisch-römischen Gemahlin und dem (üblen) Jesuitenklüngel am Hof wie der, durch die Türkengefahr aufgebracht, Volksstimmung beeinflußt.

Unter diesen »*Wienern*«⁹⁴, wie sie dann im Preußischen stets gerufen, finden sich auch die Nachkommen des Jezechiel, der mit seinem Bruder Schaúl um 1000 im Geleit der Cohen war aus Zaragoza ins Deutsche gewandert, um später in Österreich zu siedeln.

Hebräer da und dort erreichen, sofern sie nicht an Unglücksfällen (und zu denen ist wohl auch Ezras wie seiner Tochter Ableben zu zählen) zugrundegehn, oft ein hohes, gar biblisches Alter. Obschon die Lebenserwartung der Menschen in diesen Aeren doch kaum 40 beträgt. So macht es die Zähigkeit dieses Volkes, das gesündere Leben als das ihrer christlichen Umwelt, daß es sich in den Jahrhunderten in die Millionen vermehrt.



Post scriptum:

Anfang der Siebziger sind – wenige Monate nacheinander – die Urgroßmutter Ruth und die Urgroßtante Schoschána zu Chludowo sanft entschlafen.

Noch bis an die Schwelle des achtzehnten Centenniums trägt Delila in den großen Folianten ein, was sich zugetragen im neuen Heim Holland wie in Polen. Erwähnt auch Begebnisse der Umwelt wie die Umtriebe des Willem Bosman, der im Afrikanischen an der Goldküste den Edelmetallhandel noch überflügelt mit der Verschleppung von Menschen, dito vermerkt die Vierteilung des Kosakenataman Stjenka Rasin in Moskau – auch kein Judenfreund, der aber für die Armen und Unterdrückten hat gefochten.

Ausführlich beschreibt die Ezrawitwe das actuelle Geschehen im Südosten Europas, wo jene Muselmanen, in deren Reich ihre Lilith so schrecklich dahingegangen, vom kaiserlich-savoyischen Prinzen Eugén, den sie den »*edlen Ritter*« rufen, vernichtend geschlagen. Jenem Eugenio, der als Heerführer die Nachfolge angetreten des Sachsenkurfürsten August, dem jungen, »*starken*« – so stark, daß er mehr als die Hälfte der polnischen Wahlmänner konnt' umkaufen, ihr König zu werden.

Im *Adàt Nissàn* des frühen Jahrs von 5459⁹⁵ dann legt die Neunundsiebzigjährige aus Hessen die Feder aus der Hand, mit der sie, länger als ein Menschenalter währte, die Cohenchronik betreut.

So selig und versöhnt mit dieser schnöden Welt, die ihr doch im selben Jahr Tochter und Gatten entrissen, macht Jacovs geliebte Mutter sich auf den Weg, daß er, der bis zum letzten Atemzug der Greisin deren Hand gehalten, nicht weinen mag sondern allein den HERRN lobpreist, daß der sein Kind auf solch herrliche Weise zu sich genommen.

Die Generation Semkinder, die heranwächst, verstreut sich nach biblischen Gesetzen weiter und stärker über die Welt.

Uns're alte Sippe – seit der Tötung des Avsalom und des Nachman im Rheinischen wieder angewachsen – zählt jetzt zehn Seelen. Von den Neuankömmlingen auf Erden und den zugeheirateten Weibern redet uns Jakob, der von seiner Mutter Buch und Schreibzeug übernommen.

Da wählt denn Simon, Sohn des Mordechaj und der Recha, die (weit jüngere) Sara zum Weibe und zeugt mit ihr eine Tochter, Roschana benannt, die 1705 ankommt, so wie den Sohn Ephraim, drei Jahre danach. Im selben Winter erblickt zu Amsterdam des Schreibers Enkelsohn das Licht der Niederlande.

Dieser – des lateinischen Namens Paul, den man aus dem Neuen Testament verbindet mit ›Schaül‹ – besitzt (erstmaliges Ereignis bei uns'rer Familie) eine christliche Mutter: Hendrickje, sanfte Blonde aus Haarlemmer armem Hause, Tochter des dortigen Flickschusters.

In dessen Werkstatt nämlich mußte sich eines Nachmittags des Märzenmond von 1708 der gute Mittdreißiger Haman, der Harmen einen geriss'nen Riemen an seinem Stiefel reparieren lassen, da er im Hals'schen Anwesen beim Bilderhandel auf der steilen Treppe gestürzt, diesen so beschädigt. Artig trug nun das schüchterne (wenn auch großgewachs'ne) Kind von just siebzehn Lenzen das Schuhwerk des stattlichen Fremden nach hinten in Vaters Schuhmacherstube (mit dem lebte die Tochter alleine, da doch die Mutter nach ihrer Geburt nicht mehr wollte erwachen und sich, der Bedürftigkeit des Meisters zufolge, auch keine Stiefmutter sollte finden) – und als die Arbeit volltan, und als Hendrickje sich in Demut beugte vor dem schönen Juden, ihm ins Fußkleid zu helfen, geschah's: die jungen Leute sahen einander einen Augenblick tief in die Augen, so tief, daß zwei Monat hernach Hochzeit wurde gefeiert.

Die Braut nahm den mosaischen Glauben an, Schwiegervater Jacob gab ihrem Vater eine schöne Summe, als Gegenmitgift quasi, sodaß dieser, der Piet sich konnte einen neuen, besser situierten Laden suchen und Gehilfen dazu – und er verkauft nun seine *schoenen*⁹⁶ bis hin nach Amsterdam, wo natürlich alle Cohen und deren Freunde seine Kundschaft. *Vrouw*⁹⁷ Ava, die fromm erzog'ne Jüdin läßt sich dann durch den Enkelsohn, den putzigen Paul versöhnen, was dessen Vaters Wahl mag angehn.

Dieses Jahr – 1708 – bringt aber auch Trauer und Tod (wie könnt' es anders sein) der alten Mischpachà: zu Chludowo schließt der gute Gerbermeister Mordechaj die Augen für immer, und in Amsterdam geht jene Großmutter dahin.

In Polen hat jetzt Simon das Sagen bei »Leder Cohen«, in Holland führt Vetter Harmen den väterlichen Betrieb.

Witwer Jacov, letztes noch am Leben sich befindliche Kind von Ezra und Delila, vergönnt sich in jenen Monaten eine kleine Reise, die ihn rheinaufwärts führt nach Bacharach. Wehmütig steht da der Nachfahre derer vorm Haus am Wasser, die damals – Großvater, Urgroßvater – waren erschlagen und beraubt. Was Jammer daß denen solches widerfahren in der, nun so friedlich wirkenden Welt, in der man darf sein. Schließlich trifft er gar den Enkelsohn jenes Giselher an, der damals (so steht's geschrieben in der Geschichte) mit seiner Mutter, der Gutlind die Großmutter Ruth, die Großtante Schoschána und seinen Vater (*»GOTT mög' sie Allesam selig haben!«*) verabschiedete, als sie die Flucht antraten nach dem Osten.

Am Ende findet sich beim Cataster denn auch eine gute Hinterlage, die später der neue Besitzer der Grundstücke und Häuser der Fortgezog'nen hat deponiert, da die nicht wiederkehrten. Die Taler darf der niederländische Cohen, der sich gut auszuweisen vermag, ansich nehmen, und er läßt sie hinterher nach Chludowo anweisen, weil sie doch dem Erstgeborenen und dessen Leuten zustehen.

»Wie ist es gekommen, daß es so gekommen?« sinniert Ssaba Jacov immer wieder im folgenden Jahrzehnt, das ihm noch zuggedacht.

Als kleiner Junge damals in Polen – stets und immer den Älteren vor Augen, den großen, starken Mordechaj (und sind's auch nur elf Monate, die jener vor ihm zur Welt gekommen), war ihm das Leben verschlossen erschienen – trotz der Liebe, mit der voran die Mutter an ihm gehangen, trotz der Zuneigung des Vaters zur Ältesten, der Schwester Lilith (wonach doch der erste Sohn leer hätt' ausgehen müssen): wo aber wollte er, der Knabe zu der Zeit die Weisheit des Alters herhaben, zu erkennen, wie vielfältig, vielschichtig die Gefühle von Eltern ihren verschiedenen Kindern gegenüber, wie wenig oft deren Lebensweg von diesen abhängt. Oder doch? Wär' er selbst (also grübelt der Greis) nicht der Zweitgeborene gewesen (ohne Linsengericht oder andere Umstände), wär' er wohl nie an spirituelle Sourcen gelangt, hätt' wohl oder übel das Gerberhandwerk sich erwerben müssen. Ist's all richtig so, wie es eben gekommen, wie GOTT es gefügt oder – folglich dessen, was der Spinoza ihn gelehrt – die Umwelt ihn geformt, daß er sich selber konnt formen zu seinem Glück? Ist er auf diese Weise gar zum Israel'schen Gottesstreiter geworden.

Und das Unglück? Daß dem Menschen geschieht wie hunderten, wie tausenden anderen, die geliebte Anverwandte verlieren, die an Pein und Sieche leiden, die krumm sind und puckelig und schwach im Geiste, weit elender dran als er, der doch einen guten Sohn besitzt, welcher auch schon mit einem Sohne gesegnet, in dem man kann forleben über die Jahrhunderte, wenn ER es für richtig erachtet, der Familie noch viele Generationen zu schenken?

Dann der Tod der über alles verehrten Mutter. War sie nicht in eine bess're Welt gezogen in sel'ger Stille, die ihn selber ergriffen, daß er sich geseht mit ihr zu reisen, hätt' er nicht denken müssen an seine, dann doch bedauernswerten Zurückbleibenden, die treue Ava und Haman, Sproß seiner Lenden . . .

Und der alte Mann läßt die Gedanken noch weiter in die Vergangenheit wandern – vor seinen Eintritt in dies ird'sche Jammertal, welches vielleicht doch keines: Vater Ezra, als angehender Mann den Mächten entflohn, die seinen Vater und dessen Vater vernichtet, deren und derer Vorderen Leben im schönen Deutschland am weiten Strome, die Menschen, die vor Centennien zurückgewandert dahin aus dem Nordexil am Meer, davor die glücklichen Cohen in der Pfalz (bis Christfanatiker den alten Josua und seine Chaja erschlugen); und eher noch: die Voralten in Spanien bei den Mauern, stets geachtet, geehrt doch bis zurück in jene Tage im Lande der Väter, welches sein Trieb verlassen wie so Viele des alten Volks, sich in alle vier Winde zu zerstreuen, so es im Buch der Bücher prophezeit. Hat man da nicht einiges zu bieten der übrigen Welt, die ihre Juden oft schilt und schimpft?

»So hätt' Rembrandt ihn seh'n müssen seinen Freund – dann wär unser Altväterchen wohl verewigt worden mit Pinsel und Öl!« flüstert Harmen seiner Hendrickje zu, als die Beiden in den winzigen Garten treten hinterm Haus in der Rathausstraße und den gütigen Greis mit dem Antlitz eines Sehers aus Salomos Zeiten in seinem Sessel träumend vorfinden, da er seine späten Tage verbringt; wenn er nicht als Spielgefährte muß herhalten für den, zum Abküssen reizenden, Enkel Paul mit seinen blonden Locken von der nordischen Mutter und den schwarzen Augen von des Vaters Ahnen im Orient.



In diesem, dem zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts geht in Polen bei der dortigen Cohenlinie alles seinen graden Weg: Simon führt Gerber- und Lederwarenhandel im Sinne des verstorbenen Großvater Ezra mit Geschick (voran die Geschäfte mit dem kaufkräftigen Deutschland werden forciert), seine Sara hütet das Haus, die Kinder Roschana und Ephrajm gedeihen, die Großmutter Recha folgt Gatten Mordechaj nach in himmlische Gefilde.

Am Haus hinter'm alten Markt hat der Vater anbauen lassen, daß der Nachwuchs nicht mehr auf der Straße muß spielen, und der Betrieb am unteren Mühlenbach wird desgleichen ständig erweitert, wie's das Ansteigen der Aufträge fordert; auch mit dem Handelsunternehmen der van Dalenleute in Holland, dem nun – nach dem Ableben des Drenthner Dries – dessen Neffe Rob vorsteht, arbeitet »Leder Cohen« wie bisher gut zusammen. Da ist man in Chludowo auch stets unterrichtet, was den Onkel, Vetter Haman und alle Lieben dort angeht; auch wenn längere Zeit keine Nachricht eintrifft von denen, die doch auch von früh bis spät haben zu schaffen.

Jener Ast am Baum der Sippe in Amsterdam wächst langsam, soll denn dem properen Paar nur ein Nachkomme beschert sein – der aber, der pausbäckige Paul im Spitzenkragen füllt das Haus im Jordaan in einem Maße mit Leben, daß man meinen möchte, ein Dutzend Kinder sei auf den Beinen. Der Vater läßt ihn eine gute Schule besuchen, auf der's keine Trennung gibt nach Confessionen, da lernt der kleine Jude (neben all dem Religionsstudium, das beim *Rabbijn*⁹⁸ wird absolviert) Weisheiten, die seine christlichen Gefährten sich aneigenen: griechisch schreiben und lesen, rechnen und auch die Grundbegriffe der Naturwissenschaften und der Arithmetik wie der Astronomie – nach den Entdeckungen Christian Heughens⁹⁹ immer intensiver die Menschen im Lande fasciniert.

Daheim kriegt der aufgeweckte Knabe einiges zu hören über die hohe *ars* der Ölmalerei, sieht immer neue, immer prächtigere Gemälde, daß er (eh' er ein Mann, eh' er darf zur Bar-Mizwa schreiten) wie ein Erwachs'ner kunstkundig ein Werk kann verstehen und seine Meinung abgeben zu jedem Detail, wie's der Vater ihn lehrt.

Die brave Hendrickje, Pauls Mutter umsorgt den Schwiegervater, der seinen Achtzig zuschreitet, wie eine Tochter, hält auch Verbindung zum leiblichen Erzeuger in Haarlem, dem sie regelmäßig das Schuhwerk der Ihren – so es reparaturbedürftig – liefert, wenn nicht gar Piets *kleinzoon*¹⁰⁰, der Paul auch in den Füßchen wächst, immer neue Stiefelchen benötigt.

Als im *Cheschwàn* 5481¹⁰¹ die letzten Blätter fallen im Cohenschen Garten, dringt eine Kälte an Jacobs Herz, die dem Winter seines langen Lebens entspricht. Da ruft er den Sohn zu sich, den Haman, reicht ihm das Historienbuch der Sippe, welches er von seiner gelehrten Mutter hat übernommen mit dem Auftrage, es stets offen zu halten und mit Fleiß fortzuführen, dann übergibt er dem weinenden Erben jenes Portrait eines Rabbi, den »kleinen Rembrandt«, erinnert ihn an des Meisters Vermächtnis, es nie zu veräußern und in Ehren zu bewahren. Küßt innig den Enkel Paul und die gute Hendrickje und schließt die Augen für alle Zeiten.

So ist dem Greis vergönnt, sich in einer Art mit seiner Mutter zu treffen, in welcher diese ihre Welt verlassen.

Zwei Winter sind ins Land gezogen nach Großohm Jacobs Dahinscheiden.

Zu *Péssach*¹⁰² 5483, was 1723 entspricht, lernt die siebzehnjährige Roschana Cohen in der Gerberei ihres Vaters den Pjotr aus dem Russischen kennen, den die Chludowoer nur den »alten Kosaken« rufen, weil er Pferde zieht und reitet wie der Teufel.

Der Mensch sucht mit Simon das beste, weicheste Leder aus für Sättel, fragt nicht viel und macht den Mann von Welt, weil er des Meisters junge Tochter sieht. Zwar ist der Altersunterschied zwischen ihm und dem Mädchen ein recht hoher (Pjotr steht an seinen 50), diese hingegen weiß ohnedies wenig anzufangen mit den jungen Burschen, die sie dumm anreden und sich mit ihr ein Stelldichein wollen geben, was die Mutter auch kaum würd' gewähren. So erzählt sie dieser von dem, der ihr imponiert in seiner, wohl polternden doch liebenswerten Manier, und eines Abends darf der »Kosak«, Ebenbild der vorbiblischen Enakiter¹⁰³ im alten Kanaan, jener Junker Jude auch Vater Simon seinen Besuch abstaten und wächst auch dem ans Herz.

Dann aber muß Pjotr wieder in seine weite, weißrussische Heimat, neue Rösser zum Verkauf bereiten – und als er (ein Jahr nach seinem ersten Treffen mit Roschana) nach Polen zurückkehrt, wird seine Werbung angenommen. Da schreiten die Beiden denn zur Synagoge, erhalten vom Brautvater den Segen, Mutter Sara gibt ihrem Kind einen Berg selbstbestickter Bettwäsche mit ins neue Zuhause und das Paar macht sich sechsspännig auf zu des frischgeback'nen Ehemanns Gestüt bei Koznica¹⁰⁴ nahe Grodno, Kreis Bialystok: die einzige Pferdezucht weit und breit, die von einem Israeliten geführt.

Dort findet Roschana eine and're Welt vor als die beengte, die sie in der polnischen Kleinstadt gesehn. Unermeßlich erscheinen ihr die Weiten der Weiden und Wälder, die Zäune der Fenze sind mit bloßem Auge gar nicht abzuschauen, und das Haus, das Pjotr ihr bietet, ist vielräumig wie das eines Bojaren – auch in der Art eingerichtet mit riesigem Fliesenofen und Samowar; fehlten nur noch die Ikonen, die sonst die Stuben im Lande veredeln.

Im Städtchen Grodno, zwei Werst entfernt vom Gut, findet die Cohentochter, was einer jungen Frau Herz begehrt: der Wochenmarkt quillt über von reichbemalten Blusen, fröhlichfarb'nen Tüchern wie wallenden Röcken – und Pjotrs schlanke Gattin, die er stolz herumzeigt, darf sich schmücken womit sie mag und sich zur Schau stellen vor Juden und Christen.

Doch eines stellt sich beim jungen Paar nicht ein: Kinder.

Wohl ist der Mann ein gewaltiger Genosse, wohl die Seine eine blühende Frau, aber sie sollen – wie der alte Wassilij, der Mensch wie Tier mit geschickter Hand und weisem Wissen ärztlich versorgt, feststellen muß – keine Nachkommen haben.

»*Was soll's?!*« ruft der Pjotr, den nichts im Leben mag verdrießen, und er fegt auf seinen Gäulen dahin, daß der Roschana die Lust kommt, auch in den Sattel zu steigen. Und wirklich: nach wenig Wochen hat sie das Reiten gelernt, galoppiert jetzt Roßrücken an Roßrücken mit dem Ihren über die Felder und durch die Wälder, daß sie bald nicht mehr weiß, wie sie ohne dies lodernde Leben vordem war lustvoll gewesen.



Am – nun bereits in zwei Zweigen verästelten – Stamm uns'rer Familie wie beim Paar in Russischpolen herrscht in der folgenden Frist vorerst fröhlich Friede, gar Genugtuung.

Die Knaben – Paul und Ephrajm – reiften zu Männern, die Eltern – Haman und Hendrickje da, Simon und Sara dort – haben die Mitte ihrer Lebenswege überschritten, sind stille geworden, und die Geschäfte gehen, wie's in der Cohenfibel voll der Genugtuung vermerkt, hier wie dort erfolgreich voran. Das Buch wird jetzt von Pauls Mutter betreut – richtig gut schreiben kann sie jetzt, die Piettochter.

So zieht ein Drittel des Centenniums vorüber. 1736 geschieht das erste Unglück.

Als Pjotr einem kauffreudigen Kunden einen selbstgezog'nen, feurigen Falbenhengst vorführt und sich (in seinen Sechzig immerhin schon) in rasendem Ritt im Sattel aufstellt wie ein echter Kosak, scheut das edle Tier durch einen Feldhasen, der vor ihm seine Haken schlagend den Weg kreuzt, wirft den Reiter ab, der stürzt unglücklich – gegen ein wuchtigen Rainstein, und bricht das Genick.

Roschana befällt auf die Nachricht hin (sie war im Haus, hat den Unfall nicht gesehen) bei Anblick der Leiche ein hitziges Nervenfieber, gerät endlich ins Delirium, wird aber mit Kräutertränken und wechselwirkenden Wickeln (eiskalten wie glühendheißen) vom Wassilij, der drei Nächte am Krankenlager ausharrt, ins Leben zurückgeholt.

Manch Monat trauert die Frau um ihren starken Mann, dann faßt sie sich und nimmt die Zügel des Gestüts – unterstützt vom Großknecht, dem Wladimir – in ihre hart geword'nen Hände.

Im früheren Jahr von 1737 trifft der jungen Witwe Bruder, der Ephraim (von Vater Simon ausgesendet) ein im deutschen Württemberg, ein – seit längerer Zeit entriertes (und gewinnträchtiges) – Uniformkoppelgeschäft abzuwickeln mit der Herzöglichen Armee. Der Cohensohn denkt sich die Verhandlungen unschwer, werden die doch auf der anderen Seite von einem entfernten Onkel wahrgenommen – eine Linie, die zurückführt nach Landau und von da nach Oppenheim und Heidelberg.

Jener Oppenheimer nun des Namens Joseph Süßkind, ein Bastard des Freiherrn von Heydersdorff und der schönen Selma, Tochter eines Kantors zu Frankfurt – Jude immerhin¹⁰⁵ und von den biedern doch boshaften Schwaben nur »*Jud Süß*« gerufen, ist ein recht gefinkelter, stets auf eig'nen Vorteil bedachter Unterhändler, Finanzienrat Herzog Karl Alexanders: ein Mensch, der sich in höchster Gesellschaft bewegt und dem sein Herr bereits ein so hohes Vermögen schuldet aus vielen Darlehen, Finanzierungen für das Soldatenwesen wie der aufwendigen Lebensweise des Hofes (dazu Zinsen und Zinseszinsen), daß keiner weiß, wie der das Geld dem Süß je zurückzahlen soll.

Dazu umgeben den Juden amouröse Affairen (auch zu verheirateten Frauen); ja wie man munkelt, soll gar zwischen ihm und seiner Landesherrin (vom Gatten arg vernachlässigt) Verbindung geknüpft sein, womit der Liebhaber sich seine Vorteile ausrechnet und die Liebhaberin die ihren – bestehend darin, nicht um jedes Goldstück zum Ehgemahl laufen zu müssen, der großherzig allein bei seinen Maitressen.

Das Feilschen nun mit Onkel Joseph soll kein Ende nehmen für Ephraim. Zwar merkt er, daß jener allein eine hohe Provision für sich will heraushandeln, seinem erlauchten Auftraggeber einen Preis in Rechnung stellen möchte, in welchem diese ungenannt enthalten – die Unterredungen jedoch zieh'n sich hin; in welcher Frist der Oppenheimer allerdings den Neffen wohl tractieren läßt (aus der Schatulle seines Fürsten, versteht sich).

Als aber dann (gegen Ostern) die Verhandlungen wieder aufgenommen werden sollen, erleidet Karl Alexander bei einem völlerischen Gelage einen Blutsturz und verscheidet. Die infamen Erben (inclusive die Herzogin, die keine Rücksichten nimmt auf ihren hebräischen Amanten, wie auch der würde keine nehmen ihr gegenüber – so ist das Brauch in erlauchten Kreisen) wie auch die Landstände, welche Süß sich hatte zu Feinden gemacht durch seinen Einfluß auf den Verblichenen, da sie sich durch ihn so manch Pfründe, so manch Sinecure verlustig gegangen sahen, wittern in dem Ereignis die Chance, den Hoffactor des Toten kaltzustellen – so auch dessen Forderungen gegen den Erblasser in den Schornstein zu schreiben wie sich bei der Manipulation zu bereichern.

Man packt den Süß, man schleppt ihn in den Turm und man macht ihm den Process mit der Begründung, ihn träfe die Schuld am Freitod eines christlichen Mädchens (das Volk schwelgt in Schadenfreude).

Der consternierte junge Cohen macht sich eiligst aus dem Staube – voll Angst, man könne auch ihn, der mit dem Gerichteten Geschäfte beredet, am Kragen kriegen. Und er reist zurück nach Polen, wo solch Vorgänge – aus welchem Grunde auch immer – weder bei Juden noch bei Christen gesetzlich möglich.

»*Asoj sennen de Dejtschers!*«¹⁰⁶ schreit der eine Teil der Chludowoer Kille, als Ephraim dann im alten Gemeindehaus seine Württembergischen Erlebnisse zum besten gibt (will er sich wohl auch rechtfertigen, unverrichteter Dinge wiedergekehrt zu sein, um des Vaters Unternehmen nicht in Verruf geraten zu lassen), und: »*Dús is nisch dejtscher Sseder – dús derf ma sehn as Ibergriffen!!*«¹⁰⁷ verteidigt der andere die alte Heimat und die Leute da. Die aber Schilderung des pogromartigen Gebarens der Stuttgarter Bevölkerung bei der Verhaftung des Oppenheimer erregt die Gemüter der Gläubigen. Zu Recht.

Hat sich denn, so fragt man beklommen, bei den Deutschen etwas gewandelt in ihrem Innersten seit den Tagen der Hinmetzelung ihrer mosaischen Landsleute durch die Krieger unter dem Kreuze, seit der Pestverfolgung, seit der Vertreibung aus den Städten? Gewiß: man hört, daß auch Christen in jenen Gauen schier Schlimmes angetan, so sie wider den Stachel löcken, unglücklich genug in den Mühlen von Gericht wie Inquisition zu verschwinden; doch aber läßt sich der, vorgeblich so gesunde, Menschenverstand dort immer wieder in die Richtung fanatisieren. Ist wohl – dies wird bewegt unter den Denkern der Gemeinde discutiert – der Haß der Christenmenschen auf ihre Väter *in spirito*, die doch Hebräer gewesen, um der eig'nen Herkunft, der heidnischen willen so stark, daß sie (unter dem Vorwand der Rache für den Tod des Juden Jesus) dies Volk nun schon mehr als einundeinhalb Jahrtausende lassen leiden?

Umsohöher wallen die Wogen der Erregung der Chludowoer nach des Ephraim Bericht, als sie dann aus jenem Würtemberg vernehmen, daß der Süß – undanks seiner Unschuldsbeteurungen wie mangelnder Beweise – zum Tode verurteilt ward, gehenkt der Justizgemordete in einem eisernen Käfig, der zu einem hohen Galgen emporgezogen. Dazu verlas ein Richter einen Erlaß – gesiegelt zu Stuttgart dem 7. Feber 1738, nach welchem alle Mosaischen das Land zu verlassen haben: samt Kindern und Kindeskindern mit dem Judenbann belegt.

Und doch fühlen die Mosaischen im alten Polen (und wohl auch in Rußland, so sie aus Deutschland stammen) sich in der Seele weiter deutsch, neben dem Land der Väter sehen sie ihre Heimat im Deutschen, wo eben ihre Vorfahren durch viele Jahrhunderte gelebt und dessen Kultur man trägt. Diejenigen östlichen Juden, die verhältnismäßig wenigen, die sich auf den türkischen Volksstamm der Chasaren zurückführen, welcher im 8. Jahrhundert – aus Resistenz zu seinen mongolischen Überwindern wie beeinflusst von gelehrten Einwanderern aus Palästina, die denn via Persien ins Land gefunden – die mosaische Religion angenommen (aufgrund ihrer Abstammung von jenem nichtbiblischen Stamme um die Wolgamündung, der sich vice versa durch hunderte Heiraten vermischt mit seinen ›echten‹ Juden), fallen eben zahlenmäßig nicht ins Gewicht.¹⁰⁸



Während Ephraim nun, auf Dauer wieder daheim, nach einem warmherzig, weiblichen Wesen sich sehnt, den Stammbaum der polnischen Cohanim zu veredeln, ist ihm Vetter Paul in Holland voraus. Der – wegen seiner exotischen Schönheit umschwärmte – Erbe des Kunsthandels und des Hauses an der Keizersgracht zu Amsterdam ließ sich lange bitte, bis er nun (da er seine Dreißig doch erreicht) eine unter den Schönen auserwählt: Leja, blutjunge Dame aus Leydensem gut-hebräischen Hause, und er läßt seine glücklichen Eltern eine große und reiche Hochzeit ausrichten, von der die Stadt spricht.

Anläßlich dieses frohen Fests eröffnet der stolze Vater Haman in den unteren Räumen des Anwesens eine ständige Ausstellung von Gemälden und Radierungen und Stichen, man ändert seinen, den altherwürdigen Namen Cohen ab in ›van Kaan‹; so wird auch die Galerie benannt. Mit jener neuen und geschickten Art und Weise, den potentiellen Käufern und Sammlern vor Augen zu führen, was man habe zu bieten (wobei man immer wieder Neuanschaffungen exhibieren kann), wird das Unternehmen zum Mittelpunkt des Amsterdamer Kunstlebens.

Paul nun, der schon eine Reihe herrlicher Werke hat gesammelt – von Rubens bis Hals, von van Dyck bis Vermeer wie aus Rembrandtschem Pinsel (der alte Rabbi ist in der Ausstellung nicht zu besichtigen, der hat oben in der großen *eetkamer*¹⁰⁹ seinen Ehrenplatz), kann denn auch den Philantropen machen, und er fördert fleißig junge Maler, die an der Amstel lernen, um eines Tages auch mit deren Schöpfungen an die Öffentlichkeit zu treten.

Als im Spätherbst von 1739 dann Paul und Lejas Sohn Imanuel da ist, den die Großeltern zärtlich *Manje* rufen, trifft auch die Heiratsanzeige des Cousin aus Polen ein, des Ephraim, der stolz der Verwandtschaft verkündet, die achtzehnjährige Chana aus Warschau zur Braut genommen zu haben. Und Harmen stellt sich, assistiert von seiner guten, schreibkundigen Hendrickje (immer fort führt sie die Annalen) ans Pult, ein felicitierendes Billet ins Gnesnerland zu verfassen.

Zwar ist Ephrajm dort übergücklich, die feurige Schönheit aus der Hauptstadt ins Haus hinterm alten Markt geholt zu haben, bedingt aber durch die weite Schar der Bewerber um das blauäugige, pechrahenschwarzhaarige Kind quält ihn ein Leiden, das auch Juden nicht verschont; die seelenzerrütternde Eifersucht.

»*Wús hostü geflistert mit jennem Jenkl???*«¹¹⁰ bricht's aus ihm, wenn seine Chana ein freundlich Wort gewechselt mit einem aus seiner alten *Chavrússe* in der *Chèder*, »*Wi bistü gewejn asoj lang???*«¹¹¹, wenn die junge Frau am Nachmittag müde vom Markt kommt, wo sie brav selbst (und in ihrem Zustand – guter Hoffnung ist die Schöne schon) die Zutaten geholt fürs Abendbrot.

In diesem Winter stirbt die alte Mutter Sara ohne den ersten (und langersehnten) Enkel erwartet zu haben. Tief die Trauer von Simon und Mordechaj, und auch die Schwiegertochter weint mit. Und acht Wochen nach der *Lewáje*¹¹² löst den Großvater, der seine Lebensgefährtin nur um wenig überlebte, ein neuer Cohen ab (vorzeitig – am achten Monat Chanas Schwangerschaft): Schabataj.

Die Jahre Vierzig sind verflossen.

Drei Generationen Cohengeblüts sind jetzt im Europäischen beheimatet und sollen sich im nächsten, aus sonst kaum ereignislosen Jahrzehnt vermehren und ausbreiten: Haman (Enkelsohn Ezras des Zweiten, der anno 1632 als Junge nach Polen gekommen) samt Frau Hendrickje; beider Sohn Paul mit seiner Leja; Ephrajm an der Seite Chanas; Manje hier – Schabataj dort, und Roschana, deren Muhme.

Sie Alle führen sich zurück auf jenen Esau, den ersten im Osten Gebor'nen der Familie, nachdem dessen Eltern, David und Zippora die pfälzische Heimat hatten fliehen müssen.

Anno 1754 dann hat der vierundsiebzigjährige Amsterdamer Harman ausgelebt; wie's Tradition dediciert er am Sterbelager den »*kleinen Rembrandt*« dem Sohne, Paul. Da kommt Nachwuchs Manje gerade aus der Schule und wird von Großmutter Hendrickje verzogen, weil sie ihn so liebt. Ihre Schwiegertochter Leja überläßt ihr den Haushalt, sich unten in der Galerie nützlich zu machen: die zweite Cohendame, welche mit den Künsten beschäftigt. Die erste war Großmutter Ava gewesen.

In Chludowo plagt Schwager Ephraim seine Gattin weiterhin mit Unterstellungen und zerfleischem Zank, Söhnchen Schabataj versteht das alles noch nicht und wächst mit den Kindern der Nachbarschaft heran.

Und seine Tante Roschana (sie war zu Besuch gewesen als er noch ein winzig Knäblein) verwaltet in Koznica das Gestüt ihres seligen Kosaken wie ein Mann und macht mit den Gäulen ein gutes Vermögen.

Daß uns're Cohanim seit ihrem Auszug aus Hyspanien um 1000 n. Chr. nicht schon auf hundert und mehr Seelen angewachsen, liegt an der stetigen Decimierung, an Krankheit und natürlichem Tod – was der Nachwuchs nicht konnt' wettmachen. Doch beide Äste am Stamm – der in Polen wie der in Holland, daneben die tapfere Tante im Russischen, die sich nicht wieder gebunden – sehen guten Muts in die Zukunft, obschon sie die Vergangenheit ihrer Ahnen nie vergessen.



In jenem Decennium kommt auch die deutsch-jüdische Cultur-scene in Bewegung: aus Dessau im Anhalt'schen wandert ein junger »*Ostjude*« (so werden die Israeliten, die aus Polen und Rußland kommen und Jiddisch ihre Muttersprache, ihre *Mamme Löschen*¹¹³ nennen, von den Deutschen gerufen) zu Fuß nach Berlin, sich dort (neben religiösen Studien bei seinem ehemaligen Lehrer in der Schül, der Dessauer Thoraschule, Rabbi Fränkl, der sich zum Oberrabbiner Berlins hinaufgepredigt) zum Teil autodidactisch zu bilden und schließlich zum größten Denker der Epoche heranzuwachsen: Moses Sohn des Mendel.

Jener Mendelssohn¹¹⁴ soll den deutschen Geist und dessen wahre Vertreter in einer Weise beeinflussen, über die noch die Rede sein wird in der Chronik der Cohen, von denen einer dereinst mit dessen Nachkommen in Kontakt soll treten.

Zur selben Zeit und später noch finden in Polen bemerkenswerte Massenübertritte Mosaischer zum Katholizismus statt – unter der Ägide eines gewissen Jacov Frank (aus dem Frankenlande seinerzeit geflohene Familie), der von 1726–1791 lebt; ihm folgt dann seine Tochter Eva nach in der Führung der Frankisten.

Vordem hatten Israeliten in Polen – so sie die Taufe auf sich genommen – den Adelsbrief (als Patengeschenk sozusagen) erhalten, trotz dem blieben die Convertiten geringe; die Frankschen Neuchristen jedoch gelangen nicht in den Genuß dieses, das Ansehen stimulierenden Vorzugs.

In Berlin, der neuen Heimatstadt des Moses haben sich die bereits erwähnten fünfzig Flüchtlingsfamilien, die von der Donau da angesiedelt, unterdes auf über 2000 Köpfe vermehrt; diese »*Wiener*« (unter ihnen doch auch jene pfälzischer Herkunft, Abkömmlinge des Jezechiel aus Ezra des Ersten Tagen) brachten bald ihrer jetzigen Obrigkeit durch überaus ambitionierte Tätigkeit ein mehr als vierfaches Aufkommen an Steuern und Abgaben ein als das der alteingesessenen Berliner Kaufherrngilde: genau 177437 Taler Accise¹¹⁵ ihrerseits sind bereits 1705 verbrieft gegen nur 43865 ihrer christlichen Concurrrenz.

Trotz diesem – und das ist infam – wurde den Neuzugewanderten zwar der Erwerb von Grund und Boden so wie die Gründung neuer Industrieunternehmen zugebilligt, nicht jedoch (vorerst) ein eigenes Gotteshaus wie z. B. den – nach der blutigen Bartholomeusnacht hergefloh’nen – Hugenotten.

So mannigfaltig also sind im Deutschland dieser Aera noch die Actionen und Verordnungen, mit welchen Jüdische geplagt.

In Frankreich geht’s derweilen hin zur großen Revolution. Die weist auf Seiten der Aufbegehrenden auch viele aufgeklärte Hebräer (Intelligentsia vornehmlich) auf, weder aber in den Niederlanden noch in Polen wird der Lebensstil unserer Cohenleute von diesen Umwälzungen betroffen; man ist braver Unternehmer, man hat seine Untergebenen, die man wie Menschen behandelt (seien diese auch niederen Standes), man ist weit davon entfernt, Mitarbeiter wie Sklaven zu halten und hart auszupressen so es Mode geworden.

Allein der, immer mißmutiger, mißtrauischer werdende Gerbermeister Ephraim Cohen, welcher wohl seinen häuslichen Harm überträgt in den Betrieb, treibt Gesellen und Lehrbuben über Gebühr an: hat er doch das alte Stückverfahren (vom Urgroßvater ersonnen) ausgebaut, will mehr und mehr einsparen an Herstellungskosten, noch reicheren Gewinn herauswirtschaften.

Genau an der Centenniumsmitte wird in Paris dem portugiesischen Rabbiner David del Canho (aus Canha im Ribatejo¹¹⁶ – vor der Christianisierung geflohene Familie) ein Sohn geschenkt, der den altbiblischen Namen Ahab erhält.

1492 schon – anlässlich der Entdeckung des Neuen Continents – wurden die Sefarden doch aus der Heimat vertrieben, 5 Jahre später auch die Portugaljuden in Acht und Bann getan – als deren König, Manoel I. anlässlich seiner Werbung um eine Tochter von Ferdinand und Isabella von Aragon am ersten Passahtag von 1497 jüdische Kinder ihren Familien entreißen und zwangstauften ließ (welch Manöver der Herrscher als Finte focht, die – importanten – Hebräer im Lande zu halten, was ihm jedoch nur zum geringen Teil gelang).

Auch im gleichen Jahr wie Ahab tritt in Schottland auf Potter Castle ein Knabe in die Welt – Hugh getauft, und zur selben Frist treckt eine jüdische Familie aus dem französischen Nancy nordwärts Richtung Amstel, sich dort zu verbessern. Es handelt sich um Leviten, die sich den klingenden Namen Leviné zugelegt und denen – in Holland schon (1760 jetzt) – ein kleines Mädchelchen gegeben, das man Veronique benennt.

Nämlichen Jahrs war noch ein Mensch geboren, welcher einst den Weg uns'rer Cohenmenschen soll kreuzen: Marja – aus alter rheinischer Sippe, die schon vor 1600 hatte mit Avsalom Geschäfte getätigt (nun ebenfalls in Chludowo beheimatet), welche sich nach ihrer deutschen Vergangenheit ›Bacharach‹ ruft.

Im Augustmonat dieses Sommers feiert in Amsterdam Schabatajs Vetter – diesem nahezu gleichaltrig, den einundzwanzigsten Geburtstag: Imanuel van Kaan. Der frohe (und mit seinen Fünzig immer noch prächtig anzusehende) Vater, der Paul gibt anlässlich des Ereignisses ein kleines Fest, ein Empfang in der Galerie, bei dem – wie die alte Hendrickje nach guter, christlicher Redewendung in die Chronik aufnimmt – ›Gott und die Welt‹ erscheint: die Honoratioren des Jordaan (wie das Viertel doch genannt, da das Anwesen gelegen, wo sich mehr und mehr Künstler einhausen) junge Maler, die der Paul fördert, dazu Kunden, jüdische wie christliche Freunde; und zu später Stunde erscheint gar der große van der Mijn¹¹⁷, dem jungen Manje seine Glückwünsche auszusprechen für's fürdere Leben.

Mit jenen familiären Ereignissen setzt das letzte Drittel ein des 18. Centenniums für uns're Leute.

Schabataj – aus des Jünglings Alter heraus – hat des Vaters Beruf erlernt, ist diesem jedoch (obschon in der Werkstatt Mitarbeiter) fremd geblieben. Der Erzeuger ist weiterhin unansprechbar für Frau und Sohn – keiner vermag dem Manne Grund und Ursache zu entlocken der Abkehr von den Seinen; er steht in fatalem Verhältnis zu seiner jungen Frau, was die und den Sohn arg grämt.

»Solls nisch wejnen, Mammele« – – sucht ihr Kind die Mutter zu trösten, »– der Táte is be emmet asoj...«¹¹⁸. Chana Cohen aber sieht keinen Sinn mehr im Leben, das sich (was war sie doch ein fröhlich Mädchen gewesen!) so gewendet.

»Hör mach ús Sohn – – dü bist hejt nisch ka Jejlet mehr – – glojbst dü der mentsch... (sie schluchzt) hot an Ahavà for an anners Wáb??«¹¹⁹

Schabataj nimmt ihr diesen Verdacht, umso bohrender aber werden Chanas Zweifel, ob sie nicht selber die Schuld trüge an des Mannes Verhalten. Gut, klärt sie, war er eifersüchtig gewesen als sie ein junges Ding und die Bóchers hinter ihr her, doch jetzt, da sie längst Mutter eines großen Sohns – –? Allein alles Grübeln bringt die Gute nicht voran. Sichtlich verhärtet die brave Jüdin, denn solch schlimme Vorkommnisse hat sie bisher nur aus gojischen Kreisen vernommen – bei ihrem Volke ist das nicht Sitte, wenn auch schon in der Bibel...

»Vielleicht kann die Roschana weiterhelfen –« denkt die Frau »– als ältere Schwester müßte die doch Einfluß haben auf den Bruder!«, wie aber sollte sie der brieflich ihre Zóres unterbreiten und ihr die Umstände explicieren, wo jene doch allein, ohne Ehgespons muß das Gut verwalten, einen Besuch in Chludowo wieder und wieder vertagt.

So fließen traurige Jahre dahin im Hause am alten Markt, in welchen auch die neue Heimat, das von Ruth, Ezra und Schoschána angetroff'ne riesige Reich durch seine drei Nachbarmächte (Rußland, Preußen, Österreich) Territorien im Nordosten, dem schönen Galicien um Lwow (aus dem wird unter dem Kaiserhaus zu Wien ein Lemberg) und dem Gebiet südlich von Gdansk (nun Danzig wieder) einbüßt: 5 Millionen Polen unter Fremdherrschaft.

Da naht der Tag, an dem jene Marja aus der Familie Bacharach eintritt in die Sphäre unserer Mischpachà, indem sie sich in den, just zwanzig Jahre älteren, Gerbermeistersohn Schabataj Cohen verliebt. Bisher hatte der – aufgrund des Vaters Verhalten – immer wieder etwaige Beziehungen zu heiratswilligen *bachuròt*¹²⁰ gemieden, wollt' er doch kein weiblich Wesen ins elterliche Haus holen, da dem Zwiespalt aussetzen, in welchem er und seine arme Mutter müssen zusammen sein mit dem harten Manne; jetzt jedoch hat er aus einer kleinen Verlassenschaft, die seiner Ima von einem alten Warschauer Onkel zugeflossen (ihre Leute sind schon dahin), und welches sie dem Sohn ließ zukommen zur Finanzierung eines eig'nen Hausstands, so viel Capital gewonnen, daß er die Marja kann freien.

Der Braut Anhang ist klein: Mutter ist nicht mehr, Vater ein bedürftiger Schneidergeselle, der's nie zum Meister gebracht, da ihm die Mittel hierzu fehlten, der sich per Ausbesserungsarbeiten an Kleidern wohlhabenderer Mitglieder der Kille über Wasser hält. So hat der Cohensohn auch in dessen winziger Werkstatt, die zugleich Küche der Kellerwohnung hinter der Cohenschen Gerberstube am Bach (wo sonst keiner mag leben, weil es so unzutraglich riecht), seine Liebe gefunden.

Da aber, wie wir wissen, die Sprache der Herzen selbst die übelsten Düfte in Rosenwasser vermag zu verwandeln, überlegt er nicht lang, setzt sich mit dem Brautvater, dem immernähenden Nathan zusammen, bittet die Mutter um ihre Bróche¹²¹, und er gibt dem Vater, dem unerbittlichen dann am Ende seinen Entschluß bekannt.

Allein ihn quält die Frage, wie die Mamma wird ohne ihn bestehen gegen den Gatten, die jedoch beruhigt ihn mit dem Hinweis, daß der ohnedies kaum mehr Worte wechsele mit ihr, und der Zustand, in welchem sie mit ihm muß bleiben (an eine Scheidung denkt die Gute nicht, das widerspräche ihrer religiösen Erziehung, wär' auch in der kleinen Gemeinde untragbar)¹²², ein latenter doch weiteres nicht zu befürchten. Im Innersten jedoch fühlt Chana Cohen, daß sie ohne ihr einzig Glück, ohne ihr Kind nicht kann weiterleben.

Wie wehe wahr die Ahnung der Armen erweist sich kurz nach des Sohnes Hochzeit; da der fortgezogen von zu Hause, verfällt die Frau von einem Tag zum anderen, wird bettlägerig, ohne daß der Arzt (Ephrajm wollte noch nicht einmal senden nach ihm, Schabataj hat es getan) ein organisch Gebrechen vermag zu diagnosticieren; selbst in diesem bejammernswerten Zustand dauert sie den Ehemann nicht – und der tut obendrein ihr Leiden als Migraine ab.

Als nach sechs Wochen Siechtums die Chana von ihrer Schwiegertochter vernimmt, daß ein Enkel unterwegs, blüht die abgezehrte Schöne kurz auf, kann noch die schwangere Marja segnen und schließt dann ihre Augen in den Armen ihres weinenden Kindes.

Mit erstarrten Zügen nimmt Ephrajm die Nachricht entgegen, doch er sitzt nicht Schiwwe¹²³ wie es dem Witwer zukommt. Da übernimmt der Sohn die Totenwache allein.

In jener Nacht wird Schabataj Cohen klar, daß durch diesen Act er und sein Erzeuger zu Fremden geworden; zu Feinden gar.

In den ersten Tagen des Jahres 77 wird der kleine Zvi geboren, die junge Mutter ist wohlauf, der Vater überglücklich – Großvater Gerber aber (wiewohl hinter dem Sarg seiner Frau geschritten – andernfalls hätt' der Rabbi ihn öffentlich angeklagt) findet sich nicht in der kleinen Wohnung ein, die der Sohn für die neue Familie genommen, den Enkel zu segnen. Diese Aufgabe übernimmt der Bacharach, dem die Liebe seiner Tochter zum Cohensohn Glück beschert.

Damit sind die Bande zwischen Ephrajm und Schabataj endgültig gerissen. Nach Ablauf des Trauerjahrs¹²⁴ um Chana holt der einundsiebzigjährige Lederkaufmann sich die, um fünfzig(!) Jahre jüngere Gittl aus Gabin, Waisenkind und als Hausmagd in Stellung bei einem finsternen Onkel, einem Pfandleihmenschen, zahlt dem wahrlich hundert Zloty aus, daß der das Mädchen herausgibt, und kauft sich auf diese unschöne Art eine zweite Frau.

Im Monat, da der Großneffe des Jacov Cohen (der damals den holländischen Sippenzweig begründet), jener Ephrajm zum zweiten Male geheiratet, starb des Ahns exchristliche Schwiegertochter, die Hendrickje im hohen Alter, zu ihrem neunzigsten Lebensjahr. Sie –

das einfache Kind eines bedürftigen Flickschusters – hat den Vater, den Gatten, den Sohn, den Enkel, all ihre Lieben glücklich gemacht und die Chronik der Familie, der sie vor siebzig Sommern zugeheiratet, bis zum letzten Federstrich betreut. Hätt' die Gute sich noch eine kleine Weile geduldet mit ihrer Himmelfahrt, wär' sie (wie Nachmanwittib Ruth) in der Lage gewesen, von einem Urenkel zu berichten: Manje nämlich nimmt jene Veronique zur Frau, deren Leviné-Eltern aus Nancy zugewandert, und sie kriegt anno 1782 ihr erstes Kind – ein blondes *meisje*¹²⁵ (nach Großvater Paul geschlagen), das man (wiederum in Gedenken an den großen Maler) Saskia benennt.

Aber auch Paul van Kaan, Hendrickjes Sohn erlebt den Nachwuchs nicht mehr. Als die Schwiegertochter guter Hoffnung, legt sich der alte Kunsthändler, zufrieden mit seinem Leben wie über die Ankündigung eines neuen Generationszweigs seines Astes, zur letzten Ruhe nieder; nachdem er sich von der Leydensen Leja verabschiedet und Imanuel den »weisen Rabbi« hatte weitervererbt.

Zu Paris wird in diesen Tagen der dreißigjährige, der Portugiesensohn Ahab del Canho Rabbiner wie sein Vater und Großvater selig, in Schottland vermehrt der gleichalt'rige Sir Hugh Potter das Vermögen seiner Dynastie, und zu Chludowo erblickt doch wahrhaftig ein zweiter Sohn des Greises Ephraim Cohen das Licht: Esaja.

Wie ein Miracel wird das Neugebor'ne bestaunt (dazu die kindhafte Mutter, die den Alten hatte nehmen müssen) – doch für den Erstgeborenen stellt das Ereignis weniger ein Wunder vor denn der, zum Wahn erstarrte, Wille seines Vaters, eine zweite Familie zu gründen, nachdem er sich von der ersten zeit lebens abgewandt. Und wirklich: Ephraim verkündet den neuen Erdenbürger als Erbe und einzigen Nachfolger (ein doch recht ungewöhnlicher Act bei Juden), benennt die Firma nach dem Jüngeren um: »Cohen & Sohn«, zahlt den der älteren Rechte (knausrig) aus.

Der – Schabataj – zieht die Consequenz und verläßt mit Frau und Kind die Stadt, geht ins deutsche Stettin, wo er dann (stets hatte man gute Handelsverbindungen dahin) tatkräftig einen eigenen Lederhandel eröffnet, den er eben auch »Leder Cohen« benennt, der einschlägigen Clientel kundzutun, mit welch Namen sie habe zu

schaffen. Und so überlistet er den Vater, denn von Stund an übernimmt er (bald gut eingesessen am Platz) die alten Connexe und beliefert dann selbständig Abnehmer in vielen deutschen Ländern.

»*Mann* –« empfängt Frau Marja den Gatten zum Abendbrot, nachdem der viele Stunden in der Stadt unterwegs gewesen, für das junge Unternehmen, welches die Straßenläden bedient, die an den Laufkunden verkaufen, zu werben, »– *was würd' wohl der kleine Zvi sagen, so er Gesellschaft bekäme...?!*«

»*Masl ünd Bróche!*¹²⁶ *würd' er sagen...*« jauchzt der Jubelnde und küßt die Gattin, die – wie sie ihm gesteht – bereits im fünften Monat; was jedoch bei ihrer Statur (ist sie doch fest gewachsen und kräftig) gar nicht gemerkt.

Der Sippenzweig an der Cohenzeder, der nun im Deutschen lebt, spricht auch deutsch, wobei sich natürlich ab und an ein Wörtchen Jiddisch einschleicht (voran bei Gefühlsausbrüchen wie diesem). Sonst aber gibt man sich als jüdischer Deutscher – nicht als deutscher Jude, in welchen beiden Termini doch ein kleiner Unterschied: liegt beim ersten die Betonung eindeutig auf »*deutsch*«.

Seitdem jener Moses, des Mendel Sohn, der sich nicht scheut (wie And're es leider tun) seine Väter den ostjüdischen zuzurechnen (über die gern auch manche Westisraeliten die Nasen rümpfen), den Deutschen und der Welt beweist, mit welcher Einfühlsamkeit und Virtuosität ein Jude die deutsche Sprache wie ein edles Musikinstrument zu bespielen vermag (der große Johann Gottfried Herder sagt einmal über jenen: »Moses ist der philosophische Schriftsteller uns'rer Nation, der ihre Sprache mit der Schönheit des Stils vermählt; ja er ist's, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß, als hätt' es die Muse selbst gesagt!«) ist der Bann gebrochen.

Mendelssohn ist (ein Ereignis, welches in der Geschichte Europas wie Europas Juden nicht genug zu würdigen) 1771 von der »Academie der Wissenschaften« zu Berlin zum Mitglied gewählt worden, der Leibnitz-, Locke- und Wolffschüler ist – trotz seines nicht-christlichen Glaubens – aufgenommen in den Olymp deutscher Denker.

Und jetzt – ein Decennium danach – erscheint eine Schrift des, zu Moses Freundeskreis zählenden, Preußischen Archivars und Kriegsrats Christian Wilhelm von Dohm, die für den ›Erzfeind‹ streitet.

»Über die bürgerliche Verbesserung der Juden«

Dies Büchlein versteht es nicht nur, die Gedanken der deutschen Reformwilligen in die richtigen Bahnen zu lenken, es findet auch zu Herausgebern im Auslande (wie Imanuel van Kaan, der neue Buchführer der Familie registriert), welche die Übersetzung solch aufklärender Werke fördern. Gehören diese allerdings (leider) noch zu den raren Erscheinungen ihrer Gilde.

Der zweite Schabatajsohn, der in dieser glücklichen Stunde das Licht der Welt erblickt, Barnawe (erster deutschgeborener Cohen seit dem Dreißigjährigen Krieg) soll dereinst jener Mann uns'rer Acteure sein, der dem großen Moses an die grüne Spree nachfolgen und ins Benehmen wird treten zu dessen importanten Nachfahren.

Bei der Hollandlinie quält Großmutter Leja, die Paulwittib so lang ihren Sohn, bis der braunäugigen Saskia der dunkelhaarige Hendrick nachfolgt, dem man den Namen der Urgroßmutter zuge-dacht, der properen Proselitin. Beide Kinder werden natürlich aschkenasjüdisch erzogen und sollen den niederländischen Ast der Mischpachà wachsen und gar reifen lassen nach Österreich und Albion. Vater Imanuel steht in seinen schaffensfrohen Vierzig, Mutter Veronique ist eine fortschrittlich denkende Frau der Zwanzig. Sie zieht – kräftig unterstützt von der großmütterlich rüstigen Leydnerin – die *kleintjes* auf, während ihr Manje unten in der Galerie mit der weiten Welt zu tun kriegt und als Kenner der Künste wie Mann von Wissen zu einer Capazität heranwächst.



In der Zeit des auslaufenden 18. Jh. soll es am europäischen Festland in etwa 12 Millionen Juden geben (echte Zählungen erfolgen erst viel später und auch dann nicht exact) – ein großer Teil von ihnen immer noch im Ostexil, wohl dem weiteren Part Heimat auf Dauer geworden: Polen, Rußland, Rumänien, Balticum. Eine erkleckliche Anzahl sieht sich unter Habsburg-Lothringischer Verwaltung – ein Kaiserhaus, welches von Wien über Ungarn, die Slowakei und Galicien herrscht bis hinein ins Siebenbürgische, dazu die Nordküste der Adria regiert sowie Slowenien und Teile Croatiens, wo überall Hebräer hinfinden, sich händlerisch oder im Finanzwesen zu betätigen (von den sogenannten bürgerlichen Berufen noch ausgeschlossen, so zu mercantilen Professionen geradenwegs gepreßt). In Deutschland ist's eine Minderheit, die allerdings heftig nach vorne strebt (man redet von einer Drängelei der Juden nach oben, die doch ganz selbstverständlich), dazu nicht wenige in Frankreich und den Niederlanden (vorzüglich doch aus Spanien und Portugal dahin geflohen); etliche in England – mit seiner alten Demokratie anderen Staaten an Aufgeklärtheit weit voraus (wiewohl da jetzt das Hannoveranische Fürstenhaus herrscht und – was Repression und Volksverdummung anbetrifft – das Rad der Zeit arg zurückdreht).

So legt's Imanuel van Kaan, der allgemeingebildete in der Cohenchronik nieder.

Die Tage, da auf den Kirchenversammlungen zu Béziers (1255) und Wien (1267), auf den Synoden von Avignon (1362) und Bamberg (1491) – wie später auch von den Lutherischen Facultäten zu Wittenberg und Rostock beschlossen und verkündet, »... daß es für einen Christenmenschen besser ist zu sterben denn einem Juden das Leben zu verdanken...« sind verflossen.

Die überragende Bedeutung jüdischer Ärzte im späten Mittelalter, der beginnenden Neuzeit expliziert der Chronist damit, daß die Juden (von den abergläubischen und mystischen Vorstellungen ihrer Zeit relativ frei) über ausgezeichnete, wie durch ihre Wanderungen einzigartig gewachsene, profunde Sprachenkenntnisse verfügten, die ihnen ermöglichten medicinische Kenntnisse und Fähigkeiten zu erwerben und vor allem die alten arabischen Werke zu studieren und sie durch Übertragung in viele europäische Zungen dem Occident überhaupt erst zugänglich zu machen.

Neben jenem gewaltigen Maimonides, der (wie berichtet) im 12. Jh. in Kairo gewirkt und (seiner Aera um ein Halbjahrtausend voraus) Leibesübung, Körperpflege, frische Luft und Sonne (sogar Desinfection!) als Basis hatte bezeichnet für den gesunden Corpus, dazu als erster die Relation erkannt von leiblichem und seelischen Wohlbefinden, ja sexuelle Befriedigung bei Mann und Frau für unerlässlich erklärt, hört man unter solchen Glaubensgenossen, die nun der Aufklärung anhängen und nicht mehr wider Giganten wettern vom Schlage eines Spinoza, auch vom Sohn jenes Rodrigo de Castro (der hat damals dem Ezra am Rhein in die Welt geholfen), dem Benedict – Leibarzt gewesen der Königin Christine von Schweden, weiters vom Jacob de Castro-Sarmento aus derselben Sippe, der die Heilwirkung der Chinarinde bei Fieber entdeckte, so wie den (ebenfalls sefardischen) Juden Mussáfia und Rosalez – letzterer gar (*»Unerhört seit aller Erinnerung!«*) vom Kaiser ward zum Pfalzgrafen erhoben.

Im Deutschen (die Castros doch in Hamburg beheimatet) waren (wie Manje aushebt) mosaische Medici selbst in einigen Communen mit festem Jahresgehalt angestellt gewesen: Salomo Pletsch zum Ende des 14. Jh. als städtischer Wundarzt in Frankfurt (ihm folgt Isaac Friedrich nach), in Dresden ein gewisser Baruch, in Aschaffenburg der berühmte Moses – und auch Ärztinnen gehörten nicht zum Außergewöhnlichen.

Vater Kaan aber geht in seiner Judaistikforschung noch weiter zurück und stößt da auf jenen Jussef bar Mattatia¹²⁷, der – zuerst Feldherr seines Volks gegen die Römer – jenen Brüdern quasi in den Rücken fallend (flugs sich Josephus Flavius benannt) weltberühmt wurde mit seinem (lateinischen) Report *»Der Jüdische Krieg«*. Wie so viele Söhne Sems seither dermaßen persönlich ambitioniert, Ruhm-süchtig, daß er zur anderen Front convertierte, der römischen in diesem Falle, und den Freiheitskampf seines Volkes mehr von Besatzersicht verstand.

In der Gegenwart wirkt (neben Mendelssohn, dessen engstem Circel zuzurechnen) ein weiterer Ostjude, 1750 aus Königsberg nach Berlin gekommen (befreundet den Bildungskantianern Marcus Herz, Lazarus ben David wie dem Salomon Maimon) Mitbegründer der *»Jüdischen Freischule«*, einem Institut, in welchem mosaische Knaben die deutsche Sprache lernen wie Elemente weltlicher Wissenschaften: David Friedländer.

An eine essentielle Reform der Preußischen Judengesetzgebung war nicht zu denken gewesen, solange Friedrich noch lebte, den sie den »Großen« nennen – wenige Monate nach dem Thronwechsel jedoch wurde eine detaillierte Denkschrift aus Friedländers Feder einer Petition an Friedrich Wilhelm II. beigegeben, die den politischen wie rechtlichen Status der deutschen Judenschaft zu verbessern eingab.

Friedländer ist Eigner einer Seidenfabrik, was ihn finanziell unabhängig macht, spielt aber nicht den Vertreter der besitzenden Klassen sondern widmet seine Ausbildung und seine Studien der Gemeinschaft. Voran der jüdischen (wenn – auch zu sehr zum Deutschtum tendierend). Und er referiert:

»Aber man kann nicht von den Juden schlechthin sprechen. Ihr Zustand ist nicht überall elend und unglücklich, ihre Sitten sind nicht überall verderbt. Die Unterschiede zwischen französischen, englischen, österreichischen und polnischen Juden sind groß, von dem Allgemeinbegriff ›Juden‹ leitet sich das negative Collectivurteil her – ja schon das Wort ›Jude‹ ist eine Charakterbezeichnung geworden.«

All dies ist nachzulesen in der *geschichte*¹²⁸ uns'rer Cohen, die Manje verbreitert und veredelt, da er auch des Abends nach Schließung der Galerie eifrig in alten wie neuen Schriften blättert und niederschreibt, was ihm zugetragen und durch Unterlagen verifiziert.

In Rußland, dem riesigen Zarenreich ist die Situation in welcher die Mosaischen, eine recht unterschiedliche – je nach Stand wie Protection, nach Provinz und Stadt differenciert.

Hat ein Hebräer sich hinaufgedient oder (noch besser) durch geschickte Geldgeschäfte zum Gläubiger gemacht des Adels und der (alles kontrollierenden) Beamtenkaste, geht er in der großen Gesellschaft ein und aus wie ein christlicher Reuße – ist er aber arm und niederständig, gar aufmüpfig die, alles und jedes zersetzende Corruption kritisierend, die da zum höchsten Gesetz erhoben, die Armen arm sein zu lassen und die Reichen reicher und reicher, schießt er letztlich nach Frankreich, da die Revolution vor der Tür steht, ist ihm Sibirien sicher, die Verbannung, dazu Einzug seines Guts und Vermögens.

Auf Gestüt und Gehöft bei Koznica ist die alte Pjotrwittib gut dran: zu ihrer Clientel zählt die Oberschicht, die Bojarenschaft bis hinein ins Kurland und nach Minsk und Pinsk, ihre Zureiter und Stallknechte sind allesam orthodoxe Russen, brave Bedienstete, ehemalige Leibeigene, die fest zu ihr stehen, und sie mit ihren Krummsäbeln, ihren Zähnen noch würden verteidigen gegen jede Bedrohung. Wach die Erinnerung an den Herrn, der neben ihnen am Feuer saß und schwadronierte, wie kein And'rer mit ihnen um die Wette ritt und soff gleich einem echten Kosaken. Der Wodka floß in Strömen und auch die Roschana hat gelernt, wie man ein Gläschen schlürft, verträgt einiges wie ein Mann, macht den jungen Kerlen vor, was es heißt achtzehn Stunden am Tag auf den Beinen sein. In Bialystok besucht die Frau alle Jahre zu *Jòm Kippúr* die Synagoge, wie die seligen Eltern sie's gelehrt, spricht da ein paar gute Juden, die sie sonst nicht zu Gesichte kriegt, läßt sich berichten was in der weiten Welt gefällig – und alle Monde mal trifft ein Brief ein vom Bruder aus Polen, dem unnachgiebigen Ephrajm, vage wie wortkarg abfragend wie ihr Befinden, das importante zu rapportieren. So hat Roschana vom Tod der Chana vernommen (ohne Nebenumstände natürlich), vom Wegzug ihres Neffen Schabataj ins Deutsche und von des Bruders neuer Frau, der Gitte wie dem ›kleinen Wunder‹, dem Nachfolger im Geschäft.

Zehn Sommer vor Erreichung des neunzehnten Centenniums, im Jahr nach Beginn der großen Revolution in Frankreich, die nun langsam auch in anderen europäischen Staaten Auswirkung zeitigt, leben unsere Leute schon an vier verschiedenen Stätten: im Polnischen, Russischen, in Deutschland und Holland.

Ephrajm mit Gattin und jüngstem Cohen stellt die Linie in Polen, sein Sohn aus erster Ehe mit seiner Marja und den Kindern Zvi wie Barnawe die neue deutsche, Großtante Roschana (die Sippenälteste) repräsentiert Rußland, und in Amsterdam sind Imanuel samt *mevrouw* Veronique mit dem Nachwuchs Saskia und Hendrick wie der Großmutter Leja die besten Niederländer die zu beschreiben. Barnawe ist 10, gefolgt von Saskia mit 8, Brüderlein Hendrick ist 7 geworden – Esaja (10) nicht zu übergehen, der eigentlich Barnawes und Zvis Onkel (sein Vater, der greise Ephrajm ist doch deren Großvater).

In Stettin ist das älteste im Quintett 13 – Zvi Cohen, Bar Mizwe – reif, und auch sein beruflicher Wunsch steht bereits fest: Lederhändler will er sein wie der Vater, der ihm in allem Vorbild. Bruder Barny hingegen ist enorm wissensdurstig (das Schicksal von Mordechaj und Jacov wiederholt sich), in der Schule gilt er (wenn auch nicht als Streber) allgemein als der Intelligenteste, verfaßt geschliffene Aufsätze und Situationsbeschreibungen (dito spirituelles Erbe des Hanau-Ahn, des Thoraschreibers), daß die Lehrer staunen.

Mutter Marja ist stolz auf den Jüngeren, doch auch der Erstgeborene sonnt sich in ihrer Liebe; Vater Schabataj fühlt sich naturgemäß mehr zu diesem hingezogen – soll Zvi doch dereinst den Betrieb übernehmen, den er mit viel Mühe und Fleiß aufgebaut. Die Eltern versuchen verständlicherweise, ihren Söhnen umso näher zu sein, damit den Verlust an Zuneigung wettzumachen, den der Vater hat seitens seines Vater hinnehmen müssen.

»Leder Cohen« liefert nun in viele deutsche Länder – nach Sachsen und Anhalt, ins Brandenburg'sche, nach Thüringen und nach Mecklenburg bis Schwerin und Hamburg.

In Chludowo steht der unwürdige Vatersvater Zvis und Barnawes hoch in den Jahren, die Gitta zieht den Sohn, den Esaja groß. Der weiß noch wenig über die Vorkommnisse bei seinem Sippentrieb, dort und da aber schnappt er wohl ein Wort auf von der Geschichte, wie sein Vater damals hat die Mutter aus Gabin geholt, die seine Enkeltochter hätte sein können. Und wenn der Bub sich fort dreht von seinen Spielkameraden, tuscheln die auch über die erste Frau Cohen, die ihr Gatte soll in den Tod getrieben haben.

Mit solchen, ein vorpubertäres Kind aufwühlenden, in Zwiespalt geraten lassenden Eindrücken entwickelt Esaja sich zu einem verschlossenen Menschen. Schwankt zwischen Zuneigung zum greisen Vater und Haßgefühlen, sieht bald, wie seine Mutter leidet an der Verbreitung der Gerüchte (die doch keine Gerüchte, wie er herausfinden soll), erblickt sich als »Sohn« der Firma in diffusem Lichte – hat er gar dem Halbbruder dessen Vorrechte geraubt, mußte dieser nicht seinthalben fortziehen aus der Heimat, ist die erste Gattin des Vaters wirklich an dem zugrundegegangen, was mag er ihr angetan haben?

Fragen, Fragen auf die es keine Antwort gibt für den jungen Cohen, und findet er sie, will er sie nicht wahrhaben, verdrängt die Realität, sieht sich in der Rolle seines Erzeugers: streng gegen die Welt, die Strenge doch verdient – bald kommt ihm Mißtrauen zur eig'nen Mutter, merkt er doch, daß die nur mit Ehrfurcht dem Gatten begegnet nicht mit Liebe; hatte sie etwa die Hand im Spiel bei dessen Verhalten um die erste Familie...?

Schwere Gedanken, die Esaja da quälen.

Dazu sieht der Knabe in der Gerberei am Mühlenbach den Herrn gegen seine Arbeiter kämpfen, zu denen auch schon die Erhebung ihres Standes in Paris wider die Herren und Ausbeuter gedungen, und die (zumindest für ihre Kinder, die bereits im Alter von acht Jahren 10 Stunden am Tag mitwerken müssen, den kargen Lohn aufzubessern, daß man nicht Hungers leide) bessere Daseinsbedingungen wollen erzwingen. Wie taub stellt sich da der Meister bis er einen halben Zloty zulegt per Woche – erbringt ihm dazu die geübte Nachreichfertigung immer pralleren Profit.

Im Herbst 1790 sagte Leja, die aus Leyden Lebewohl, drei Jahre drauf schritt Barnawe zum Tempel, ein Mann zu werden, selben Septembers tat auch Esaja den Schritt, und fann folgte Hendrick seinen Vettern nach ins Reich der Erwachsenen.

Jetzt – anno 1796 – holt der Herrgott sein Kind Roschana – weiß wie ein weiblicher Methusalem – in ihrem Einundneunzigsten zu sich. Noch einmal rafft die hag're Greisin sich auf vom Lager, welches sie seit Wochen nicht mehr verlassen, tritt – auf den Arm des Großknechts gestützt, des Wowa¹²⁹, dem sie stets wie eine ältere Schwester gewesen – ans Fenster, läßt ein letztes Mal die Blicke schweifen über ihre geliebten Weiden und Wälder und schließt stehend die Augen für alle Zeit.

Unter den Klängen der Balalaikas ihrer Bauern, geleitet vom Rabbiner, den man aus Bialystok geholt, fährt die Frau aus dem Cohenstamm hinaus an den christlich-orthodoxen Acker des HERRN, da man ihr – der Jüdin – ein Beet vom Popen (mit dem sie mehr als ein mal in die Flasche gesehen) geweihter Erde neben ihrem Pjotr hat abgetreten, und wo am off'nen Grab die Russen um die Alte weinen.

Der Epilog auf Roschanas Rückkehr in den Schoß Gottes ist ein grotesque-schauriger.

Da directe Nachkommen nicht vorhanden, hatte sie in ihren letzten Tagen eine Nachricht an Bruder Ephrajm gesendet, daß ihre große Stunde gekommen und ihn, den einzigen Erben selben Bluts beauftragt, nach ihrem Dahinscheiden Zucht wie Anwesen zur Veräußerung zu bringen und den Erlös seinen Nachfolgern weiter zu leiten, so er ihr einst wolle nachreisen in überirdische Gefilde.

Und da trifft eines Tages der Achtundachtzigjährige doch wahrhaftig in eig'ner Person am Ort ein, hat sich nicht nehmen lassen, die Hinterlassenschaft autarc abzuwickeln (Ephrajms manisch geword'nem Mißtrauen stand es zuwider, einen Nachlaßverwalter einzusetzen), und er läßt listig unter der Kundschaft der Erblasserin verbreiten, er wolle Grund und Boden verpachten und die königlichen Creaturen von den Koppeln weg ins Preußische schaffen, wo Roßfleisch über die Maßen im Marktpreis angestiegen.

Der gefinkelte Jude hat gut calculiert: wie ein Aufschrei geht's durch die Reihen der Pferdliebhaber im weiten Umkreis, man setzt einen, eilig ausgewählten, Unterhändler in Marsch zum Bruder der verstorbenen Gestütherrin, Ephrajm beraumt – als dieser erscheint und auftrags seiner Mandantschaft die gesamte Zucht (samt Fohlen und Alttieren) zu erwerben offeriert – kurzerhand eine Auction an und erzielt auf dieser, ohne nur die geringste Sachkenntnis zu besitzen im Metier, doch immer wieder durchblicken lassend, die edlen Rosse – so die Erlöse nicht seinen Intentionen entsprächen – doch dem Abdecker in Allenstein zu liefern (der Bedenkenlose bedient sich bei diesem Spielchen eines, für eine Handvoll Rubel aus Suwalki geholten, israelitischen Agenten, der in seinem Namen bietet), dermaßen horrende Preise, daß selbst die Augen der gewief-testen weißrussischen Roßnarren feucht werden.

Als Draufgabe quasi bringt er endlich auch noch den Grundbesitz an den Mann, verabschiedet sich bis zum Sanct Nimmerleinstag, wie die Leute da zu sagen pflegen, und er reist zurück nach Chludowo.

Müßig nachzufügen, daß die erbosten Handelspartner dem kalten Cohen Verwünschungen wie judenfeindliche Flüche hinterher senden, was aber Ephraim nicht berührt. Hat er sich doch nie um das Gerede seiner Umwelt bekümmert.

Die – 1722 erstmalig geschrumpfte – Heimat wird in jenen Jahren abermals kriegerisch zur Ader gelassen: der Russe, der alte Feind erobert ein riesiges Gebiet, welches von Dünaburg bis hinab nach Czernowitz reicht, der Preuße, der zweite Gegner erkämpft sich das Posensche Land.

So kommen uns're Polen unter deutsche Verwaltung. Aus dem alten Chludowo wird eine Klodawa.

1795 ist das Reich vorerst von der Landkarte verschwunden.



97 zum Frühjahr, als am Haff wie anderswo die Natur zu keimen und zu knospen anhebt, befällt den sechzehnjährigen Barnawe vom Stamme der Cohanim eine unstillbare Sehnsucht nach der Ferne – das alte Nomadenfieber aus den Tagen, da seine Urahnen von Chaldea her an Euphrat und Tigris entlang gezogen.

Der Bursche will zwar nicht so hoch hinaus, nur bis an die Spree – doch er weiß, daß dies der Vater nicht würd' permittier'n; hält der doch mit Inbrunst die Seinen beisammen, stets an die eig'ne Jugend denkend. Barnawe aber träumt von ferneleg'nen Ländern und stolzen Städten, hat aus Erzählungen, die in der Chronik seiner Vorderen von Generation zu Generation gehen, vom Bruder des Urgroßvaters seines Vaters gehört, dem Jacov, der vor mehr als hundert Jahren (auch er war ja der jüngere von zwei Söhnen!) von Polen nach Holland gezogen, und er hat in der Jeschiwwe vom Mendelssohn vernommen, der als Vierzehnjähriger schon – und zu Fuß dazu – in die Hauptstadt gewandert, dahin will auch er, nach Berlin, da will er etwas lernen, das Denken studieren, mehr erfahren von dieser Welt, die doch in Stettin winzig wie ein in Pünktchen auf dem Globus, den er stets anstaunt, wenn er beim Böhmen Hilfsmittel besorgt zum Schreiben und Rechnen für das väterliche Geschäft.

Und als der Jüngling es nicht mehr zu ertragen meint vor Fernweh, setzt er sich hin und verfaßt eine Epistel an die Mutter, die ihn wird verstehen, ein Brief mit allem was seine Gefühle füllt, schnürt heimlich sein Ränzel – ein Bündel Bücher, Kleidungsstücke und sonstige ihm liebgeword'ne Habseligkeiten, steigt vor dem Morgen grauen, da der Bruder noch schnarcht, aus dem Hinterfenster, wendet sich an der Ecke, mit Blicken Abschied zu nehmen von den Eltern, von seinem Geburtsort – und er wählt die Straße über Gartz nach Schwedt Richtung Oderberg, da nimmt ein Fuhrknecht ihn mit nach Süden, der in Eberswalde hat zu bestellen, von wo aus unser junger Jude am dritten Morgen nach seinem Exodus über Bernau in Berlin einmarschiert.

Groß die Aufregung im Cohenhaus auf der alten Straße nach Pasewalck. Der Vater möcht' am liebsten gleich die Gendarmen auf des Weggelauf'nen Fährte setzen, Zvi aber (dem die Unrast des Bruders nicht verborgen geblieben) besänftigt den Grollenden, und den Ausschlag gibt Mutter Marjas Versprechen, so nicht baldigst Nachricht einträfe vom Sohn aus der großen Stadt an der Havel, selber die hundertzwanzig Meilen dahin reisen zu wollen, nach dem Rechten zu seh'n.

»*Da mög' ER ihn denn beschützen und behüten unsern Barny!*« stimmt Schabataj ein – und er ist nicht wenig stolz auf das Jüngl, das Mut bewiesen wie die alte israelitische Wißbegier an der Weltenmutter und ihren Wundern.

Wie oft hat der Mann sich schon gefragt, warum er nicht damals, als er in dem Alter gewesen, den Entschluß gefaßt und (dem Verhalten seines Vaters Rechnung tragend) davongelaufen, sein Glück zu schmieden wie er's später getan als Mann nach dem Tod der verehrten Mutter!

Da lebt er nun fort in seinem Zweitgebor'nen und ist in Gedanken bei ihm, den er liebt wie den Zvi. Nur anders eben.

In den Wochen, da sein Enkel das Vaterhaus verläßt, beginnt auch der Weggang des Ephrajm Cohen von dem seinen.

Kaum zurückgekehrt von der glorreichen Handelstat in Rußland, ist der Greis (vom Tode der einzigen Schwester im Herzen doch mitgenommen) durch die Anstrengung, welche die weite Reise seinem abgezehrten Körper bedeutete, bettläg'rig geworden, erholt sich auch nicht wieder und kann – abgemagert zum Skelett – weiter nichts tun als auf das Ende warten.

Die Frau pflegt den Alten so gut wie sie's vermag, doch alle Medicinen helfen nicht, so Einer sein Leben gelebt. Der HERR aber hat kein Erbarmen mit seinem Sohne, wie der auch keines hatte mit seinem. Lange Monate läßt ER ihn dahinsiechen, verkümmern – des Tags geplagt von Gewissensbissen, wo er bald vor IHM wird stehn, Rechenschaft abzulegen, nachts ohne Schlaf doch mit halben Wachträumen, in denen er die Chana sieht verfallen, wie er nun selbst zu modern scheint bei lebendigem Leibe.

Und da sitzt sein Zweiter, der siebzehnjährige Esaja an seinem Bett, hält seine knochige Hand, blickt ihm immer wieder in die, mit unendlicher Trägheit erlöschenden Augen, zu ersinnen, was des Vaters Dasein zerstört, was dessen Umwelt ließ leiden.

Als der Herbst dieses Jahres – 5557¹³⁰ der jüdischen Welt – dem Winter weicht, als die Stürme einsetzen aus der russischen Tiefebene, als die Bäume brechen und die Wasser zu erstarren beginnen, läßt der große GOTT – auch seines jammervollen Kinds Adon – sich erweichen. Ephraim Cohen darf sterben.

»*Ben scheli!*«¹³¹ ruft er mit erstickter Stimme den Esaja ans Lager und legt ihm mit vertrockneten Tränen eine Beichte ab, daß dem das Herz will zerreißen.

Von der Kindheit des Vaters vernimmt er, da der Knabe im Schatten gestanden der älteren Schwester, von seiner Jugend, da ihn die Mädchen gemieden, weil er stets nach der Lohlake roch, von den frühen Mannesjahren, da er dann den heiratslustigen Töchtern der Kille aus dem Wege gegangen, mit sich ins Reine zu kommen – und später, dreißigjährig schon, jene schicksalhafte Fahrt nach Warschau, wo er beim Geschäft die blutjunge Schöne hatte geseh'n, sich verliebt in sie und die gesamte Concurrenz ausgestochen. Endlich die Nacht der Chassene, nach der Feier in der Synagoge: unwissend der Dinge des Lebens, über die leiblichen Beziehungen zwischen Mann und Frau – vom Vater nie ein Wort davon, die Mutter wohl der Meinung, dem Sohne nichts sagen zu müssen, die blühende Braut neben sich, die Zeugung des Sohnes, des Schabataj. War sie unberührt, die zur Gattin er gewählt? Alles schien drauf hinzudeuten, doch die Stunden verflogen in seligem Siegesrausch, den Zustand der Seinen nicht wahrnehmend, später – als die Frau zu ehe gebar – die ersten Zweifel, die quälende Eifersucht, am Ende die Wahnidee, sein Sohn könne, müsse der eines Andern sein: das Ende seines Liebens, der Beginn des Leidens der Chana und des Kindes. Ein Leiden, das er allein verursacht, das ihn nie wieder sollte loslassen – über den Tod der Frau hinaus, der seine Tat, der ihn verfolgt bis zu dieser Stunde, da er sein Geheimes offenbart, hingehen zu können mit Reue im zerbroch'nen Herzen.

Die Rechte des Ephraim aus dem uralten Geschlechte der Cohanim gleitet aus der des Sohns. Es ist vollbracht.



III.

Paris.

Ein Decennium nach der 89er-Revolution, da ein kleiner korsischer Leutnant erstmalig von sich reden gemacht – ein Mann, der das Kriegshandwerk von der Pike auf gelernt, der kürzlich im Convent das Wort in den Raum gestellt: »*La Republique, c'est moi!*«¹, der nun anhebt, auf den Trümmern dieser *res publica*, in denen die ihm nahestehende mittlere wie höhere Kaste seiner La France zu tanzen, zu feiern anhebt (die tausende Opfer von Madame Guillotine fast schon wieder vergessen), diese *res*, die Sache zur seinen zu machen, der Bürger General an der Schwelle steht zum Kaiserrang (»*Verräter der großen Erhebung!*« adressieren ihn die Einen, »*Retter des Vaterlands, Retter Europas!*« die Andern), lebt die Pariser orthodoxe Gemeinde der Israeliten, als hätte sich in Politik und Gesellschaft Frankreichs nichts gewandelt.

Ahab del Canho, der nun schon fünfzigjährige Rabbiner – aus jener von Portugal zugewanderten Sippe, vermittelt den Gläubigen ein Weltbild, das dem biblischen entspricht. Für ihn gibt's keine Unterdrückung und Ausbeutung in der Gegenwart, auch keine Entrechteten, und wenn Einer in einem Kellerloch muß hausen mit fünf unmündigen Kindern und der, schon mit dreißig verwelkten Frau, die des *patron*² Treppen scheuert, ein paar Sous beizutragen, die Würmer füttern zu können, ist das seine Schuld, er ist arbeits-scheu, und sei's ein Hebräer gar. So vehement hat der Fromme sich der, nun wieder herrschenden, Bourgeoisie assimiliert, daß die »*ihre*« Juden lobt. Denn die andern, die mit den Arbeitern die Bastille erstürmten, sind kaum was besseres für sie und den Rabbi als Verirrte, die sich verhetzen haben lassen von Ketzern, wie der aus Espinosa, der Spanier einer gewesen.

In seiner Haltung ähnelt Ahab verteufelt den römischen Kirchenverwaltern, die – trotz der Leiden und des Todes ihres Messias, der doch für die Armen und Bedürftigen am Kreuze gestorben – ihren unheiligen Pakt einhalten mit den Begüterten und Unterdrückern. Mosaischen Hochadel, den man hätte unter's Schafott legen können, gibt es nicht, die Juden zu Paris als auch in den anderen französischen Communen haben den Sturm gut überstanden – auf der einen wie der anderen Seite. Heute haben die Einen das Blut der Enthaupteten schon wieder vergessen, auch worum es überhaupt ging bei diesen Wirren – man erwartet das neunzehnte Jahrhundert, das vierte der Neuzeit, man hat die letzten Jahrtausende durchstanden, man wird auch im kommenden Centennium reussieren.

Kaum anders steht's in der Sefardenkehilla zu Amsterdam; die niederdeutschen Cohen unserer Familie aber haben wenig zu schaffen mit dieser. Zwar ist man der Herkunft nach doch spanisch – vor 800 Jahren aus Iberien nach Deutschland gewandert, allein man fühlt sich aschkenás, europäisch, heutig: als aufgeklärter Jude. Und man kennt (wie sich's gezeigt in der Verbindung von Urgroßpapa Haman mit der Hendrickje) weder Religions- noch Standesunterschiede, man ist Niederländer wie die Christen auch.

So simpel aber scheinen die diversen Belange nicht überall in den 17 platten Provinzen.³ Hat es schon nach 1648, nach Republikgründung arge Attacken gegeben gegen die »*goddeloosen joden*«⁴, haben auch weiterhin Städte wie Deventer und Utrecht sich geweigert, Mosaische in ihren Mauern aufzunehmen.

Und heut' noch – zum vorletzten Centennium im zweiten Millennium post Christum natum – beliebten die hypocritischen Holländer ihre Hebräer zu zwacken.



Saskia ist ein außergewöhnlich reizvolles Kind mit ihren Siebzehn an Jahren – äußerlich apart, das helle Haar, die haselbraunen Augen, geistig unwahrscheinlich wach, in ihrem zarten Alter schon über die Maßen kunstverständlich. Weiß (ohne die Signatur eines Meisters ins Auge zu fassen) zwischen dem Pinselstrich der alten Niederländer als dem der Italiener und Spanier zu unterscheiden, auch den Wert schöner *lijsten*⁵ erkennt sie, gibt gute Expertisen ab, wenn ein noch unbekannter *schilder* ein Werk in die Galerie bringt, es anzubieten.

So gerät das Mädchen auch spirituell nach ihrem verstorbenen Großpapa, dem Paul, der doch dito bereits als Heranwachsender ein kompetenter Kunstkenner gewesen.

Und was tut Hendrick van Kaan für die Kost? Im Gegensatz zur älteren Schwester interessiert er sich nur wenig für den alten Handel im Hause in der Raadhuisstraat – *die jonge vent*⁶ sonnt sich im Ansehn des *vader*, des Imanuel. Die – zwar verständige doch allzu weichherzige – Mutter, die Veronique verzeiht ihrem Sohne alles, sieht seine Allüren allein als jugendliche Torheit, hat den Knaben verzärtelt wie sie's nun mit dem angehenden Manne tut. Da darf der Schwarzgelockte in Müßiggang fallen, der ihn (bald der öden, wichtigtuerischen Wortfechterein mit den andern jungen Söhnen der Wohlbestallten überdrüssig wie des gackernden Geschäkers der *meisjes*, die den Sprösslingen der Reichen schöne Augen machen) zum Pinsel läßt greifen. Ist sein Vater – so calculiert er kurzichtig – anerkannter Händler auf diesem Kunstgebiet, wird er seine Werke schon loswerden und glänzen auf noblem »*parket*« wie der Adrian de Lelie und der Wybrand Hendriks.

Ergo richtet der Jüngling in oberster Etage des elterlichen Anwesens, die eigentlich gedacht als *dakkamer*⁷ für Gerümpel, welches man nicht auf die Straße will werfen, ein Maleratelier ein – Mutter verschafft ihm das beste Handwerkszeug, das in Amsterdam aufzutreiben, und Hendrick stellt sich an die Staffelei, meint sich's verstatten zu können, seine Werke auf Leinwand zu bannen ohne zu einem guten Meister in die Lehre gehen zu müssen; hat er doch unten im Geschäft genügend Gemälde zur Hand, die er sich als Vorbilder kann wählen.

Sein Vetter Esaja in Chludowo hingegen hat einen schweren Stand nach seines Täte⁷ Tod. Mutter versteht vom Ledergeschäft so gut wie nichts, nie hat der Gatte sie eingeweiht, nie ihr auch nur die wichtigsten Belange genannt, die für den Betrieb notsächlich: für Ephrajm Cohen waren die Weiber was für Haus und Kochherd, wie's den andern Männern seiner Zeit auch nicht besser gefiel.

Nun ist der Erbsohn allein in der Leitung der Gerberstube und des Handels mit den Häuten und Lederwaren, der Vorarbeiter, der lange Ladislaus hat die Gesellen und Lehrbuben gut in der Hand – die aber spüren neuerdings keine Fuchtel mehr, die sie hetzt und schreckt, sie hören von Aufständen ihrer Klasse in England (dito die französische Revolution von den Agitatoren erläutert erhalten), sie wissen von den unhaltbaren Zuständen im Schlesischen bei den Webern, sie machen Anstalten, dem Nachfolger des toten Lehrherrn den Gehorsam zu weigern. Noch aber geht's dahin, dafür sorgt der Vormann – klug genug zu erkennen, daß sie allesam brotlos würden, so er dem Herrn nicht zur Seite stünde (zurückzuführen auf die Politik Ephrajms, der Concurrenzunternehmen am Orte harsch unterdrückte); und der neue Inhaber von »Cohen & Sohn« (noch ohne Sohn jetzt) vermag die Arbeiter sogar zu verstehn in ihrem Aufmucken wider jene, für deren Beutel sie um gering Geld müssen schufteten. Da bewilligt er denn – im Einvernehmen mit Ladislausen, der nun den Meister macht – eine Erhöhung der Löhne, was der Firma für eine Zeit Ruhe beschert. *Hat nicht auch der biblische Esaja von der »Bruderschaft der Menschen« gesprochen?*

Allein die Tage, da das Unternehmen am Mühlenbach weit über die Lande expandierte und reichen Gewinn abwarf, sind verronnen. Den deutschen Kundenstock hat doch Schabataj übernommen, mit dem Gelde, welches der Vater damals aus dem Erbe Tante Roschanas mitgebracht (Esaja hat dann dem Halbbruder sein Teil ordentlich angewiesen), wurde Rohware aufgekauft aus dem Russischen (Bären-, Biber-, Yakhäute, Edelmiesel- wie Fehfelle), liegt nun – unbearbeitet doch noch – in der Lagerhalle; und es mehren sich die Anzeichen, daß da ein Stück nach dem anderen verschwindet. Aber Ladislaus will nichts gesehen haben.

Dies der Status der polnischen Abteilung.

An der Ploen jedoch blüht der Lederwarenhandel. Wird der Erste des Ephraim auch nicht jünger (Fünfziger ist Schabataj längst), ist Zvi sein ebenbürtiger Sohn – geladen mit Energie und Schaffensdrang, geschäftstüchtig dazu. Macht sich noch keine Gedanken um einen eig'nen Hausstand, ist von frühmorgens bis spät in die Dämmerung in Comptoir und Lager zugange, parterre wie souterrain im Hause in der alten Pasewalckerstraße, da die Firmenbesitzer zugleich wohnen.

Mutter Marja ist munter mit ihren kaum Vierzig, hält alles zusammen, versorgt den Haushalt. Ihre beiden Kostgänger bringen auch einen lustigen Hunger mit, wenn sie abends heraufsteigen aus ihrem Reiche und ihr in die Töpfe kucken, in denen es schmort und brodelt, daß ihnen das Wasser im Munde zusammenläuft.

»*Is' der Hammel auch kosher??*« witzelt der Vater, als er in der Kasserolle krosse Koteletten vom Schwein erblickt; denn dieser Cohenzweig hält – wie viele andere deutsche Juden auch – die alten Gebräuche kaum ein, man schreitet lediglich zu den Jontöjwn⁸ zur Synagoge und feiert den Sabbat, wie man es von Kindheit gewohnt.

»*Was hier trejfe – –*« scherzt die Hausfrau zurück »– *sind allein die schmutzigen Finger, mit welchen mir meine Herren Männer an die Pfannen fassen . . .*«, und da trollen die sich unter Gelächter zum Spülstein, den Dreck des Leders von den Händen zu schrubben.

Dann tut ihre Köchin auf und die Beiden greifen zu, als hätten sie eine Woche gefastet. Man trinkt (wie's Brauch im Lande) einen Schluck Wein mit Wasser vermischt (Liebfrauenmilch ist's – der Rebensaft, den die deftigen Deutschen nach dem Kindstrank ihrer Herrgottsmutter benannt; was die Christenmenschen nicht alles ersinnen!) und freut sich des Lebens.

»*Und wenn Alles ausschnabuliert – –*« verkündet die Mutter der kauenden Runde »– *les ich Euch den Brief vor, den unser Barny aus Berlin gesendet!*«

Groß ist da die Freude des Vaters.

Zwar hat sein jüngerer Sohn bereits zwei Male geschrieben – zuerst als er an der Spree eingetroffen, dann nocheinmal, da er schon eine Lehrstelle gefunden bei einem Druckermeister in einem arbeitssamen Außenort, welcher Wedding benannt; doch Schabataj Cohen ist ein toleranter Mann, begrüßt jede Neuigkeit, blickt in die Zukunft, will erfahren wie die Welt sich in ihrem Geiste fortbewegt.

»... und da versteh ich bereits umzugehn mit den unterschiedlichsten Typen und Lettern –« declamiert die strahlende Frau – *Meister Kurt, den die Seinen nur ›Kutte‹ rufen, zeigt mir doch tagtäglich neue Fertigkeiten im Setzen von Zeilen und Absätzen, vergang'nen Freitags durft ich gar ganz selbstständig ein kurzes Essay, das eines jungen Börne (Jude wie wir) zusammenfügen, und – wo Not am Manne – gestattet mir wahrlich Herr Buchholtz, wes Namen der Leiter der Agentur in der Antwerpener Straße, welche sich mit Inseraten (das sind Anzeigen der Handels- wie Industrieunternehmen) befaßt, allein den Satzlaut derartiger Werbungen aufzusetzen und ist's zufrieden.*

Du, lieber Papa – –«

»Papa sagt er – das alte ›Táte‹ ist vergessen!!« freut der Cohen sich über die deutsche Art des Sohns, *»– darfst auch dran denken, wie sich in den Stettiner Gazetten und mit bedruckten Handzetteln, welche gewiß – gleich wie hier in Berlin – kleine Jungs gern für ein paar Pfennige verteilen, advertieren, Deinen ehrbaren Lederhandel dem Kundenkreise zu empfehlen!«*

Alles ist hocheufreut über den weisen Rat des in die Ferne gezogenen Barny, ist stolz auf den, und der Vater nimmt sich vor, in der weiteren Entwicklung des Lederhandels von dessen Hinweisen zu profitieren und die geschickte Art, in welcher die Preußen in der Metropole ihre Geschäfte voranpreisen, auch daheim an der Oder zu erproben.



Um 1800, da die Chronik der Familie jetzt angelangt, sehen die Juden von Deutschland sich, und sehen sie auch ihre Brüder und Schwestern in den weiten Ostgebieten Europas – Rußland, Polen (und voran, weil deutschsprachig verwaltet, in Galicien und der West-Ukraine – zu Österreich gehörig) in leuchten Farben bis schwarzweiß.

Diejenigen unter ihnen, die nun auf eine hunderte Jahre währende Tradition der Zugehörigkeit zum deutschen Volk zurückblicken können (nicht Alle sind seit den Kreuzzügen und dem Dreißigjährigen Krieg nach Osten geflohen oder gar christianisiert worden), wähen sich (mit Ausnahme der Denkenden) etwas besseres denn ihre, vorzüglich aus dem Polnischen, zurück in die vormalige Heimat gewanderten Vettern; diese hinwiederum – da sie hier bereits so weit assimiliert, daß sie die hohe deutsche Sprache beherrschen und das alte Jiddisch nur mehr im intimsten Kreise sprechen, die sich auch sonst in Kleidung wie Gehabe (und im Denken voran) ihren deutschen Mitbürgern angeglichen, fühlen sich richtig erhaben über jene, die – zwar auch schon im Lande jedoch an den orthodoxen Bräuchen und der neuzeitlichen Zunge der Juden hängend – »*auffallen*«, selbst ihrerseits wohl höherstehend sich dünken als die noch im Osten lebenden. Und über Allen schweben jene Getauften, die mit deutschen oder österreichischen Christen versippten, gar durch Heirat in den Adelsstand beförderten – oder selber aus diesem oder jenem Grunde zu Baronen, Freiherrn und Edlen gemacht.

Vice versa beliebten auch die nichtjüdischen Deutschen und Österreicher ihre Juden einzuteilen.

Daß es bei derlei Unterfangen zu abscheulichen Anschauungen kann kommen, beweist die Betrachtung des Kaiserlichen Feldmarschalls Carl Joseph Prince de Ligne⁹, welche er um ebenjene Centennienwende zu Papier bringt.

Vorauszuschicken, daß sein Tractat – »*De Judibus*«¹⁰ – mittels Briefes erfolgt, welchen er über Geheiß einer Dame (auf Grund einer der erwähnten Gegebenheiten seinem, dem adligen Stande zugehörig) verfaßt.

Diese – eine gewisse Sophie, verehelichte Grotthus, Baronin durch ihren Gatten und Schwester der (bekannter geword'nen) Marianne, welcher der klingende Name ›von Eybenberg‹ ward verliehen als sie (heimlich) den Fürsten Heinrich XIV. von Reuss geehelicht, den Kaiserlichen¹¹ Botschafter in Preußen (die Gute zeichnet sich auch dadurch aus, zeitweilig die Geliebte des Dichterzeus Johann Wolfgang v. Goethe gewesen zu sein) – ist nun nicht mehr und nicht minder als die Tochter des jüdischen Bankiers Meyer.

Sophie die geadelte also verspürt Ambitionen, sich gewisse Übersicht zu verschaffen, was die hunderttausende Angehörige ihrer (abgelegten) Religion und Rasse (die keiner abzulegen vermag) betrifft – der semitischen. Auch wenn sie (wie Viele ihrer Kaste) nur mehr wenig orientalisches an sich hat.

Ob die Dame nun derartigen, die Welt wohl aufklären sollenden Unternehmungen anhängt, um echte Einblicke zu nehmen in die (oft jammervollen) Umstände, in denen Ostjuden müssen sein und gar vorgibt helfen zu wollen, diese Zustände zu corrigieren, oder ob sie einen (in ihren Augen) Sachkundigen abcommandiert, sich durch dessen (vernichtendes) Urteil jenen unvergleichbar, quasi haushoch über ihnen stehend zu gerieren gedenkt, kann vielleicht selbst ihr fürstlicher Auftragnehmer nicht recht erkennen. Daß jedoch dessen – in galicischen, karpato-ukrainischen Ghettos (*par distance* gewiß) vorgenommene – pseudowissenschaftliche Analyse der dortigen Judenheit seine Befehlshaberin in diesem Feldzug als judenfeindliche Jüdin ausweist, geht aus etlichen hier zitierten, von ihr acceptierten, exemplarischen Sätzen hervor:

... sie triefen stets von Schweiß, weil sie die öffentlichen Plätze und Wirtshäuser ablaufen, um dort zu feilschen ... fast alle sind bucklig, zahnlos, haben eine lange, schiefe Nase, ein unsich'ren, ängstlichen Blick und wackeln mit dem Kopf ... ihre ungekämmten Haare sind geringelt, die entblößten Knie gerötet, ihre langen Füße einwärtsgedreht, die Augen sind hohl, das Kinn ist spitz ... die Söhne Sems, die viel mehr den Söhnen Judas gleichen, sehen sicherlich verworfen aus – ich bin überzeugt, daß es nicht anders sein kann ... es wäre aber nicht so, wenn sie außer der Ungnade Gottes nicht auch die Ungnade jener Länder ertragen müßten, da sie geduldet ... dies macht sie betrügerisch, feig, lügenhaft und niedrig gesinnt ...

Wären nun diese dilettantisch, bildreich-bösartigen Feststellungen nicht von einem einflußreichen Manne einer Dame von Stand weitergegeben, könnte man sie getrost mit den übrigen Pamphleten wider das biblische Volk zum Abfall werfen – »*Pour le Roi de Prusse*«¹² wie sie in der Sprache sagen, in welcher der *raconteur*¹³ beliebt sich mitzuteilen; das Factum jedoch, daß immer wieder die Zeilen des Herrn Ligne zitiert werden, macht sie untersuchenswert.

Vorab fällt auf, daß der Berichterstatter nur die Männer unter den, von ihm unter die Lupe Genomm'nen zeichnet (seine Epistel beginnt übrigens mit der Frage: »Soll ich ihr Bild malen?«) – die Beschreibung von Schweiß wie langen, schiefen Nasen der Frauen läßt er wohl unter den Tisch fallen, um jene Sophie Sarah Grotthus geb. Meyer nicht zu molestieren, die ja selber eine Jüdin.

Sodann wär' zu überlegen, wie denn der Betrachter jenen Schweiß zu konstatieren vermochte – trat er doch an die Objekte seines Reports mit Sicherheit nicht auf Hautnähe heran. Doch sei's drum. Kühner schon jene Behauptung von Zahnlosigkeit.

Mit Verlaub: hat der Prinz den Juden ins Maul geseh'n??

Dito seine Wahrnehmung von ungekämmten Haaren frei erdichtet. Dazu hat der Anatom wohl hunderte seiner Patienten untersucht um empirisch diagnostizieren zu können, daß ihre Füße lang wie einwärtsgedreht sind, ihre Augen hohl.

Am schlimmsten, infamsten allerdings des Lignes Ausspruch von »*Söhnen Judas*«: latinisiert aus dem altbiblischen Namen Jehuda oder Juda¹⁴ gilt »*Judas*« doch in der Christenheit als der Verräter schlechthin, Synonym des Übels im Menschen, sprich: »*der Jude*«. Über allem ist der unheilige Joseph sich seiner Sache mit GOTT völlig sicher, was dessen Gnade oder Ungnade angeht – und er gipfelt in der Expertise über das Volk, aus dem sich geistig jene Heilandsanbeter entwickelt haben, deren einer er doch ist:

»Betrügerisch, feig, lügenhaft, niedrig gesinnt«.

Egal ob der Schreiber in seiner Präambel der Freundin (Alibi wohl gegen eventuellen Vorwurf des Judenhasses) will gefallen:

Vielleicht erscheinen in meiner kleinen Schrift die armen Juden lächerlich . . . aber ich spotte nur Jener, die sie verspotten. Unsere Kapuziner tragen nicht minder lange Bärte.

Monsieur de Ligne richtet mit seinen Worten böses an.

»Seht –« sagen die europäischen Israeliten, die sich der Sophie ebenkasting wissen »– *weil uns're Vettern im Osten sich so geben, trifft die Judenverachtung der Deutschen und Österreicher auch uns!*«.

Und jene Deutschen und Österreicher rufen: »*Wenn selbst eine Jüdin solch Bericht gutheißt, muß ja wohl was dran sein . . .*«

Alle miteinander haben noch nie aus eigener Erfahrung und Anschauung Juden in östlichen Regionen kennengelernt oder wären in Wahrheit interessiert, sich eines besseren belehren zu lassen.

Dabei steht der Josefinismus in der Donaumonarchie der Emancipationsbewegung im Preußischen Königreich im Connex. Nicht nur reger Gedankenaustausch findet statt, auch die legislative Entwicklung weist Parallelen auf.

Vor allem in eroberten polnischen Gebieten, wo doch auch unsere Chludowo-Cohen leben, im ›deutschen‹ Posen, im ›österreichischen‹ Galicien findet man eine Unzahl der, ach so geschmähten, östlichen Juden als gute Handwerker, als Kleinhändler, viele sind Schankwirte und Hausierer und vegetieren oft, wie in jenem Tractat ausnahmsweise wahr erwähnt, in misererischen Verhältnissen, ghettoartiger Absonderung von ihrer christlichen Umwelt dahin. Dem soll nun entgegengewirkt werden – nach Dohm und Joseph II. auch von Mirabeau und später Napoleon als »*Aufgabe der Erziehung*« propagiert. Nicht nur Juden soll Education zuteil werden, auch den Christen, daß sie diese verstünden.

Der Habsburger Joseph ist den Hebräischen in seinem Lande weit freundlicher gesinnt denn seine Mutter, die Maria-Theresia, die noch 1744 den Versuch unternommen, diese (nach Vertreibung aus Wien) auch insgesamt aus Böhmen zu verjagen. Ein echter *Judenfreund* allerdings ist der Kaiser nicht. Doch immerhin hält er die *Mosesmenschen* für »*nicht unverbesserlich*« – so umfaßt sein Toleranzpatent von 1782 (außer einer Reihe von Erleichterungen) ein richtiges Erziehungsprogramm.

Lebten in der österreichischen Metropole nach jener Ausweisung im dritten Drittel des 17. Jh. nur eine Handvoll ›großer‹ jüdischer Familien (unmißbare Hoffactoren, Getaufte dazu), besaß Böhmen und Mähren (und besitzt noch) eine recht stattliche Judenbevölkerung.

Abgeschafft dort – Gottseidank – schon der Leibzoll und das gelbe Abzeichen, man ist zu jeder Art Handwerk zugelassen ebenso zum Großhandel wie der Fabrication (mit christlichen Lohnnehmern), auch zur Landpacht – bei eigener Bodenbestellung allerdings nur; wenn sich einer aber taufen läßt, darf er christliche Knechte einstellen und sein Grund wird erblicher Besitz.

Auch auf spiritueller Front stehen zu dieser Zeit (in ganz Europa) christliche Menschen mit ihren jüdischen Mitbürgern (diese wie jene natürlich der einsichtigen Schicht zuzuzählen, welche noch sehr dünn und auch in den folgenden Jahrhunderten nicht groß erstarken soll) in bestem Einverständnis; und die beweisen – wie Moses Mendelssohn – daß gerade die aus dem Osten, die von der westlichen Denkart noch nicht so verwässerten, die deutsche Kultur, die Wissenschaften und die Künste in einzigartiger Weise zu stimulieren berufen.

Zu jenen ›10 Millionen Hebräern‹, mit welcher kühner Schätzung Marschall Ligne die ›buckeligen und kopfwackelnden‹ Ostjuden beziffert, müßten sich also auch unsere Cohanim im Polnischen rechnen, dazu die in Stettin, in Amsterdam und der Barny in Berlin. Denn keiner von denen gehört auch nur im entferntesten den Schichten an, in denen die Grotthus oder gar die Edle von Eybenberg zu finden. Weder Esaja jedoch noch Schabataj und seine Söhne tragen einen schiefen Rücken und Manje samt Nachwuchsmann Hendrick wackeln auch nicht stereotyp mit dem Haupte, dessen Behaarung gar wirr und geringelt zu nennen wär’.

Sie Alle aber haben nicht die leiseste Ahnung von derartiger Discriminierung auf Ebenen, da sie nicht zuhause – hatte seinerzeit auch Großvater Ephraim mit diesem Oppenheimer zu schaffen, der sich wohl in solch Sphären bewegte, die ihm nur nicht gut bekamen...

Die Cohen und van Kaan wie die übrigen Brüder und Schwestern in Mose im Westen fühlen noch nicht einmal, wes Geist (oder Ungeist) sich da über ihnen zusammenbraut: sie wissen wenig, wie hetzerisch-abqualifizierende Pauschalurteile über sie von vielen Deutschen und Österreichern (und nicht wenigen andern europäischen Völkern) übernommen und insgeheim (mitunter auch recht offen) acclamiert werden. Wollen's vielleicht auch nicht wissen.

Allein Barnawe Cohen ist (von der Familie heute) erkoren, sein Leben zu widmen dem Kampf wider diese lebensbedrohliche Campaigne, in Wort und Schrift zu Felde zu ziehn gegen die diabolisch-dummen Spießer, die Heerschar der kleinen Christen (besser Unchristen) und hehren Heiden (gehören diese auch der römischen oder reformierten Religionsgemeinschaft an), wie Jene aus den eig'nen Reihen, die durch Dünkel, Indolenz wie maßlose Arroganz den Prozeß befördern gegen ihre Brüder und Schwestern.

In der kleinen Druckerwerkstatt in der Weddingschen alten Schulstraße bei Berlin, von Kurt Wagner, dem aus Neuruppin an die Havel gewanderten, aufrechten Setzermeister geleitet, kriegt der junge Jude aus Polen immer bessere Kenntniss von den Geschehnissen wie gesellschaftlichen Auseinandersetzungen der Zeit.

Sein Lehrherr, der aus der gutchristlichen Handwerker Gilde der Wagenbauer stammt (wie der Name besagt) und als junger Bursch »abgehauen« war in die Metropole, sich da zu bilden und im Metteursmetier zu landen, ist ein mutig in die Zukunft blickender Mann, hart wenn's um geistige Belange geht, warmherzig im Umgang mit jenen, die seines Denkens; und zu denen darf sein Stettiner Lehrling sich rechnen. Der beginnt wie sein Meister politisch zu fühlen, lernt von ihm aus den Errungenschaften wie Fehlern der französischen Umwälzung, erkennt das Stadium der wirtschaftlichen als mentalen Unterdrückung, aus dem sich's zu erheben gilt.

Ein Unternehmen, das in hohem Maße auch die deutschen Juden- und die im übrigen Europa - wird befassen.



So gar nicht im Aussehen zu jenen Hebräern passen wollend, die in diesem Jahre ein hoher Herr einer getauften Jüdin schildert, ist Saskia van Kaan zu Amsterdam zu bezeichnen.

Die kunstgebildete, und auch allgemein durch Vater Imanuel wie Mama Veronique unterrichtete (von der sie übrigens ein fließendes und sicher sinnreicheres Französisch erlernte als der lothring'sche Feldmarschall zu parlieren beliebt), junge Dame ist soeben achtzehn geworden: ein Alter, in welchem die Mädchen (ob christlich, jüdisch, mohammedanisch oder Brahmagläubig) sich wohl zum ersten Male verlieben.

Eines schönen Frühlingsmorgens also betritt ein junger Mann die Galerie an der Keizersgracht und beginnt mit Saskia, in der er eine Verkäuferin des *winkel*¹⁵ zu sehen meint, holländisch zu radebrechen, daß die hell auflachen muß und dem Redner, den sie als Briten nimmt, in gutem, wohlklingenden Englisch antwortet. Der schmucke Fremde nun entpuppt sich nicht nur als angehender *schildermeester*¹⁶, sondern dazu auf Monat und Tag fast gleichalt'rig wie seine amüsierte Gesprächspartnerin, stellt sich artig vor: John Cotman¹⁷ – und als er vernimmt, daß die hübsche Hellhaarige einen Rembrandtnamen trägt, ist Conservationsstoff genug gefunden. Und wie braves, freundliches Verstehen bei jungen Leuten nicht selten in Zuneigung mündet, und die oft in Liebe und (später) Verzweiflung endet, zündet der Funke: John entflammt, Saskia lodert.

»*What a beautiful mornin' this mornin' in Amsterdam!*«¹⁸ jubiliert der Jüngling, und »*Indeed...*«¹⁹ haucht kühn das Kind, das sich dabei ertappt, dem Burschen, den es doch kaum zehn Minuten kennt, innig in die blauen Augen zu blicken.

»*Hettu goeie klanten, schat?!*«²⁰ tönt's von der Treppe – und van Kaan steigt herab, den der Cotman wohl als Herrn der Galerie erkennt.

»*Myn vader!*« stellt Saskia stolz vor – und John muß seine Fehleinschätzung im Beruf des *meisje* einsehen. Ist darob verlegen – durft' doch schon so viel vom Kunsthändler und Mäzen hören (doch um dessen Bekanntschaft willen eben in die Raadhuisstraat geeilt), daß er nun verdattert vor dem und dessen Tochter steht, die er angeredet wie eine ordinäre Ladenmamsell.

»Well, Sir -- your daughter -- has already --«

»*Mynbeer zijn Engelsmann -- delighted! I do also speak your language a little!*«²¹ fängt der Geschäftsinhaber das Gestammel des vermeintlichen Kunden auf – hat er dazu noch nicht die geringste Ahnung, daß dessen Durcheinander durch sein Kind hervorgerufen.

Bald fühlt John sich frei als Fremder in der herzlichen Atmosphäre des israelitischen Bilderhändlers, berichtet eifrig was sich in England so tut bei den schönen Künsten und daß er eine Empfehlung habe zu überbringen vom berühmten George Morland²², von dem er auch gleich ein wichtiges Werk in der Galerie entdeckt, ein Motiv an einer Wirtshofmauer. Ein Maler, mit welchem van Kaan bereits manch Handel getan.

Mr. Cotman gibt sich sodann dem Hausherrn als *draughtsman*²³ zu erkennen, weist einige seiner Landschaftsskizzen vor, die Saskia begeistern (vielleicht mehr ihres Faibles wegen zu deren Schöpfer), aber ihr Vater bestätigt: an den Entwürfen des John ist was dran. Ein Wort gibt das andere, die Zeit verfließt beim Fachsimpeln über britische wie niederländische Malkunst wie im Fluge, der junge Mann brennt immer heftiger, als er hören kann, mit welcher tiefer Einfühlsamkeit das Mädchen von Details redet, und eh man sich's versieht ist es Mittag, John will sich verabschieden, die Blonde aber versteht's einzurichten, daß der Vater ihn zum Mahle bittet; und sie eilt hinauf zur Mutter (die auch sonst immer erst des Nachmittags in die Ausstellung kommt, nachdem Großmutter Leja ihr so fehlt und sie nun lediglich Hilfe hat an der guten, alten Dortje aus der Nachbarschaft), ihr den lieben Gast zu avisieren.



Selben Sommers wird Esaja Cohen einundzwanzig. Er darf den Tag mit seiner lieben Mutter feiern, und die Beiden gehen in ihren Gesprächen zum ersten Male ein auf die Umstände, die das Haus erschüttert. Es ist nicht leicht für ihn, der zweiten Frau seines verstorbenen Vaters, der Mamme beizubringen, was den dazu getrieben, sich der ersten gegenüber verhalten zu haben wie er's getan, sich nach Chanas Tod sie, das blutjunge Mädchen ins Haus zu holen. Dann aber ist's heraus und Mutter wie Sohn sind froh, daß es gesagt. Und mit der Eröffnung dessen, was Ehegemahl Ephraim am Sterbelager gebeichtet, findet Witwe Cohen Ruhe im Inneren. Denn nichts im Leben ist geeigneter, dem Menschen die seelische Ausgeglichenheit zu rauben denn die Ungewißheit und der Zweifel um Dinge, die seine Nächsten betreffen.

Am Mühlenbach quält das Lederunternehmen sich dahin. Ladislaus sieht nach dem rechten, Esaja wickelt den Verkehr ab in Chludowo, mit dem russischen Polen, hält jetzt eben ständig Contact zum Halbbruder an der Ploen, dem er anbietet, nun auch die Partner in Holland zu bedienen – das Haus van Dalen. Mit welcher alter Firma man doch stets gut gefahren.

So tritt die neue Handelsgesellschaft »Leder Cohen« von Stettin aus in Geschäftsverbindung zu den Amsterdamern, deren Unternehmen sich weiterhin an jener Gracht bei der alten Brücke befindet, und im März reist Juniorchef Zvi dahin, einen größeren Abschluß persönlich in die Wege zu leiten.

Diese Fahrt führt ihn über Berlin, den jüngeren Bruder, den Barny wiederzusehn, ihm die Küsse der Mutter, die Wünsche des Vaters zu übermitteln.

Das biblische ›Schalòm‹ mischt sich da mit dem deutschen ›Willkommen‹, die beiden jungen Juden sind längst keine Polen mehr und auch ihre Seele hat sich der deutschen assimiliert, der germanischen genähert. Doch voran Barnawe hält weise fest am überlieferten Geist wie der tiefen Tradition des hebräischen Volkes, dem anzugehören er stolz. So gefällt er auch seinem Meister, dem Christen, der – glühender Anhänger sozialen Fortschritts – gleich den Zvi in Discussionen verwickelt über die Bedeutung der aufkeimenden Arbeiterbewegung (wohl dem Umstande Rechnung tra-

gend, daß der Stettiner Unternehmersohn). Will erfahren, wie's in Pommern aussieht und was man da vernähme aus dem Posenschen, wo (wie Barny berichtet) die »Lohnsklaven« des Esaja gegen diesen aufbegehrten.

»So miss'n de Ejalität'n schon sind wie man bei die Polack'n beert!«²⁴ bekräftigt Meister Kutte in seinem waschechten Berlinisch den Rapport des Besuchs.

Andern Morgens (es ist Sonntag) unternehmen die Brüder zur Feier des Wochenendes wie des bevorstehenden Wiegenfests des Barnawe (der wird jetzt auch glücklich majorén) einen Streifzug durch die Stadt, und Zvi darf staunen, was der Ort hat zu bieten.

Zuerst fahren sie mit der Pferdebahn nobel durch Neukölln, dem ältesten Platze Berlins doch (das in grauer Vorzeit diesen Namen trug) nach Britz, wo just das Fest der Baumblüte gefeiert. Da sind die alten Häuschen und Gärten blumenbekränzt, die Bürgersleut aus Schöneberg und Tempelhof promenieren mit ihrem Anhang, unter dem die hübschen Töchter dem Zvi wohl ins Auge stechen, dann machen die Karawanen Rast in der Oase eines Wirtsgarten an dessen Eingang eine Tafel prangt.

Hier könn Familien kaffeekochen

Und wahrhaftig: haben doch die respectiven Mütter die Bohnen und die Zichorie von daheim mitgebracht und brühen sich für ein Heißwassergeld das braune Gesöff am Tische auf, wozu sie Berge von Stullen und Schnecken und Bienenstichen auspacken, die in den off'nen Mündern der Hungrigen verschwinden als würde man ein Fuder Heu in die Scheuer fahren. Nebenan gibt's Karussels für die Kleinen, wo die Steppkes und die Gören auf hölzernen Rossen reiten und hell aufjauchzen, so sie bei der nächsten Runde wieder vorbeidreh'n an Vater und Mutter – und auch eine Himmelsschaukel ist installiert, in der die mutigen Mariechens und Lentonines und Riekes Platz nehmen und hinaufschwingen ins Blaue, daß die waschweißen Unterröcke blitzen. An diesem Anblick kann der Zvi sich nicht sattseh'n.

Dann lädt der kleine Bruder ihn ein zu einer echt Berliner Spezialität, die jener am Haff sicherlich noch nie genossen: eine ›Weiße mit Schuß‹. Da ist kein Pulver und Schrot im Spiele, wie der Stettiner argwöhnt, nur eine Ladung Waldmeisters – appetitlich grün ins Gold des Weizenbier geschossen eine erquickende Erfrischung, welche an den Buden ausgeschrieben, da die Spreeathener sich laben.

Am späten Nachmittag, als der liebe Besuch gar noch stiekum mit einer blonden Borsigerin zu einem Worte gekommen und sich delectiert an den Verrücktheiten, die ihm die Einheimischen servieren, geht's zurück nach Stadtmitte zur alten Frankfurter Straße, die man hinausreisen kann, heim an die Oder, und da am großen Wollmarkt²⁵ das Vergnügen zuhause.

Ecke Prenzlauer- und Hirtengasse weiß Barny eine Kneipe, wo das Militär verkehrt und es eine kleine Bretterbühne gibt, auf der »echt französische Diseusen« sich producieren, mit unverkennbar Berliner Schnauze frivole Couplets vortragen und die Männer doch glatt ihre nackten Knie sehen lassen, wenn sie rittlings auf einem Stuhle platznehmen, ihre Pointen abzuschießen.

Nun kuckt man sich am Gens d'armes Markt²⁶ das alte Kasperle-Theater an, um das die Gaffer gedrängt in Scharen, weil der hölzerne Hanswurst bissige Bosheiten losläßt auf die hohe Politik und die mit ihr Befästen (die Menschen der Hauptstadt sind, wie Zvi festzustellen vermag, nicht auf den Mund gefallen wo es gilt, eine kesse Lippe zu riskieren!) – endlich dann, zum Abschluß der Excursion lauschen die Brüder unter den Linden, der Prachtallee mit ihren alten Bäumen, von denen die Avenue den Namen hat, einer zünftigen Tschinderassabumm, wie der Volksmund diese Blaskapellen getauft mit den riesigen Tschinellen, den rasselnden Tambourins und den bummenden Pauken.

Und als der Stettiner Cohen nachts in der Bettstatt am Wedding dem Barny zur Seite die Augen schließt, vermeint er noch den Duft der Blüten zu Brix zu schnuppern und das Lachen zu vernehmen der erdentrückten Mädchen und den Rhythmus der Musike am Brandenburger Thor, eh' er in sel'gen Schlummer sinkt.



In Amsterdam unterdes, da die van Dalenleut' den Cohen bereits erwarten und auch die van Kaanverwandten verständigt sind, daß der Stettiner im Anzuge, verbringt John Cotman bereits seine zweite Studienwoche.

Vater Imanuel, der strahlenden Saskia lieber Lehrherr hat dem jungen Engländer einige seiner Skizzen abgenommen und ihm dafür soviel Gulden gegeben, daß er die drei Tage, die er sich vorgenommen an der Amstel zu verweilen, ausdehnen konnte. Daß bei dieser Entscheidung seine Flamme mitgewirkt, ist offensichtlich. Sie führt John hinaus an die schönsten Plätze am Ijsselmeer und nach Zaandam, wo die alten *visserkutter* pittoresque am Strand liegen – und der Cotman wirft nicht wenige Motive auf den Zeichenblock, will sie später in Aquarell verewigen.

*Moeder*²⁷ Veronique, die der Tochter eine gute Partie aus Sammlercirceln wollte zukommen lassen, sieht: das Kind ist verliebt, da helfen keine frommen Sprüche und weisen Ratschläge – ein armer, ausländischer Maler muß es sein (und ein nichtjüdischer dazu...) – und besäßen die sonst in Frage kommenden Herren der Schöpfung diese selbst, und in Gold gerahmt.

John!

Eines Morgens, als der Jüngling seine Liebste wieder abholt (Papa gibt seiner Saskia gerne frei, so sie im Dienste der Musen unterwegs), ist's nicht zu vermeiden, daß Hendrick den jungen Meister nach oben bittet, ihm seine Werke vorzuführen.

Also begibt man sich ins Dachgeschoß (Manje und Tochter schließen sich an) und läßt sich die Arbeiten anbieten. Ein wenig beklommen steht der Engländer vor den Kleckserein, will verständlicher Weise ein critisch Wort nicht äußern, *vader* Galerist lenkt ein, die Schwester tut begeistert, Hendrick aber mißtraut dem allen. Sein Künstlerstolz ist verletzt ohne daß einer der Betrachter sich hätt' abfällig geäußert über die, wohl gut gemeint doch amateuristischen Motivblicke, die ungelenke Führung des Pinsels, die blasse bis grelle Farbgebung. Da kann auch Mama nicht helfen, die stets dem Sohne die Wünsche von den Lippen liest.

Dies ist die erste Schlappe, die Hendrick muß hinnehmen, nachdem er's verabsäumt, zu lernen und zu studieren die Dinge zu sehen, noch nicht eingesehn, sich nicht auf den Beutel des Vaters verlassen zu können und auf dessen Macht wie Einfluß auf die Umgebung. Doch es soll nicht die letzte Enttäuschung sein des jüngeren Herrn Hollandcohen.

Draußen an der idyllischen Gracht bei Schiphol sitzen Saskia und John Hand in Hand, die herrliche Hebebrücke zu betrachten, die einer *tekening*²⁸ wohl wert.

Gemeinsam werten die Liebesleut' die Sonneneinstrahlung und das Silber des Wassers am Steg, John greift zum Stift und komponiert mit dem Kohlegriffel, daß man das Blatt so wie es ist der Kundschaft könn't offerieren.

»*Darling, you're a genius!*« küßt ihn Saskia für sein Talent und John Cotman gibt bescheiden zurück:

»*A genius has been ol' Rembrandt with his heavenly Rabbi in the dining-room of your home!*«²⁹

Wochenends dann trifft Zvi ein.

Der Stettiner Lederkaufmann meldet sich umgehend beim Handelsunternehmen van Dalen – jetzt stattet er dem niederländischen Ast seiner Familie den Besuch ab.

Beflissen die Begrüßung, er darf gar die Base, die blonde umhalsen, und der (fünf Jahre jüngere) Hendrick schlägt ihm gönnerhaft auf die Schulter. Doch da bittet Tante Veronique schon zu Tische – es ist genug bereitet, auch den Neffen sattzukriegen; und der hat Glück: die französische Hausfrau tut ein veritables Choucroute³⁰ auf, das zu bereiten ihre selige Mutter sie gelehrt, die doch in Frankreich großgeworden. Zvi greift hungrig zu und erweist sich als geübt mit dem Eßbesteck, wo And're noch gern die Finger zuhelfe nehmen. Überhaupt: der junge Mann glänzt in seiner deutschen Art, die doch allerorten gelobt, antwortet ruhig und höflich so er gefragt, hält sich bescheiden im Hintergrund, wenn Ältere reden, wenn er auf einem Sachgebiet nicht firm.

So vernimmt er einiges über die hohe Kunst der Ölmalerei (voran Vetter Hendrick dociert – über seine Depression scheint's wieder weg), Onkel Manje aber hört auch interessiert vom Ledermetier, erfährt etwas über das gutbürgerliche Gerberhandwerk, das der Neffe intus hat, obschon er (anders als sein Vater, der Schabataj) dieses nie erlernte; weiß jedoch seine diesbezüglichen Erfahrungen plausibel zu vermitteln, drückt sich gewählt aus.

Man unterhält sich auf deutsch. Eine Sprache, welche die van Kaanschen (wie die meisten deutsch-jüdischen Menschen, die nun in andern europäischen Ländern leben) pflegen und üben, und wenn sich's trifft wählt man auch ein Wörtchen des Hebräischen, wie's in guten israelitischen Kreisen üblich.

Am freudigsten erzählt Zvi von Berlin, der Stadt von der man (wie er ausruft) nur träumen kann, so man nicht das Glück hat, da zu leben wie sein Bruder; von dessen Beruf (und beruflicher Berufung als politischer Publicist) er die Verwandten unterrichtet.

Da geht ein großes Gefrage los. Nach dem Stand der Mosaischen zuerst in Preußens prächtiger Metropole, dann über das Kunstverständnis der Menschen dort, über ihre Einstellung zur, von Paris vor einem Dutzend Jahren ausgegebenen, Devise »Egalité Fraternité, Liberté« – also was die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit angeht. Und wie die deutschen Lohngeber sich mit dem Arbeiterheer arrangieren, will man wissen, denn Imanuel ist (wie der Vater des Pommerer) doch ein weltoff'ner Geist, dem nichts ferner liegt denn die bisher geübte Unterdrückung des vierten Standes, welchen man jetzt als »Proletariat« kennt.

Zvi kann nicht so rasch antworten wie er ausgehört, und auch Saskia möcht' manches erfahren: wie die jungen Damen im Deutschen sich tragen, was sie tun und lassen, ob sie auch schon (wie hierzulande an der Universität der Stadt, aus der Großmutter Leja selig stammte) studieren können und ob sie sich ihre Ehemänner *in spe* selber aussuchen dürfen... Jäh errödet die Schöne, weil sie sich verplappert was ihren Schwarm anbetrifft, beschließt ihre Suada, und der Vetter mag bei einer heißen Schokolade ein wenig verschnaufen, wie die Holländer sie gern nach dem Mahle reichen.

Nachmittags dann taucht der liebe John auf, und seine Holde lädt ihn ein, mit ihr und Gast Cousin ein wenig die Stadt zu besichtigen und einmal den Block im Beutel zu lassen. Da ziehen drei lustige Leutchen los: Saskia dolmetscht zwischen Englisch, Hochdeutsch und dem Nederlands, und man versteht sich (wie alle jungen Menschen auf dieser Welt, wenn ihnen die Alten nicht besserwissend und vorurteilsbeladen dreinreden und die vorgefaßte Meinung wollen aufzwingen), als wär' man selben Orte geboren, mit denselben Sitten und Gebräuchen aufgezogen.

Zur nächsten Woche hebt ein Abschiednehmen an im Hause van Kaan.

Zvi hat seine Unterredungen mit den van Dalensen im Sinne des väterlichen Unternehmens gut hinter sich gebracht und macht sich auf, nach Stettin zurückzureisen, und John Cotman muß wieder hinüber auf seine Insel, nach *Engeland*³¹, wo man ihn schon arg mag missen.

Der Neffe wird von Onkel Manje persönlich zur Station geleitet, da die Überlandkutschen abgehen Richtung Ost, kriegt auch die herzlichen Grüße mit an Vater und Mutter und an den Barny in Berlin, und der solle doch (wenn sein Herr Druckermeister es gestatte) bald einmal zu Besuch kommen nach Amsterdam, die *kamer* in der Raadhuisstraat (in welcher auch Zvi bestens war untergebracht) stünde stets zur Verfügung, und Alle freuten sich auf ihn, den sein ält'rer Bruder als so gebildet und aufgeschlossen geschildert.

Zur selben Stunde bringt Saskia ihren John ans Pier, zum Schiff, das ihn hinüber nach Kings Lynn soll tragen, und sie will ihm immer ihre Gedanken und ihre Liebe nachsenden über's Wasser, und (so der Vater es dulde) ihn auch besuchen in seiner Heimat und – –

»*Kiss me good-bye!*«³² verlangt er.

»*Blijf me treu!*«³³ fordert sie dreisprachig.

Und John Cotman segelt geblähten Besans von dannen.



In den folgenden Jahren, den ersten zehn des neuen Centenniums, das der Menschheit so viel Veränderung wird bringen, ist auch bei unseren Cohen–van Kaan einiges zu registrieren.

In Chludowo sieht der zweite Ephraimsohn, vom Erbe des Vaters in Bezug auf die Arbeiter in der Gerberstube und der Lederwarenerzeugung belastet, sich unaufhaltsam in die Defensive gedrängt, die Gesellen murren immer vernehmlicher, die Lehrbuben tun's ihnen gleich, so die Situation: die Kluft zwischen Unternehmer und Lohnwerker klafft allerorten tiefer und tiefer, und wenn Esaja Rat sucht und Hilfe bei den Vorstehern der Israelitischen Gemeinde, lassen die ihn abfahren; hat doch der alte Meister stets deren Ersuchen, auch jüdische Lehrjungen einzustellen harsch zurückgewiesen (meinte wohl, die gojischen härter an die Kandare nehmen zu können, wollte sich doch auch potentielle Competiteure nicht züchten am Orte).

Mutter Gitte geht guten Fünzig zu, auch sie kann nicht helfen – vom Gatten doch in geschäftlichen Belangen unerfahren gelassen, das Haus verwaltend wie sie's getan seit ihrer Jugend.

In Stettin ist der Zvi bereits über fünfundzwanzig an Lenzen – jetzt wird's aber Zeit für ihn, sich umzutun unter der Schar heiratsfähiger Jüdinnen (noch wird an eine Verbindung eines uns'rer Cohenmänner mit einer Christin nicht gedacht – die Heirat des Haman damals in Holland mit der Hendrickje war die Ausnahme gewesen von der Regel); die stete Ausweitung jedoch des Lederwarenhandels (nun florieren auch, nach Zvis Geschäftsreise, die Lieferungen an die Amstel) läßt ihm wenig Zeit, sich mit Liebesdingen zu befassen.

Vater Schabataj lebt nun schon jenseits seiner Fünzig – stark aber wie ein Junger, und er teilt sich in die Leitung des Unternehmens mit dem Sohne. Frau Marja war zur Lewaje ihres Abba, des guten Nathan im letzten Herbst in Chludowo, hat auch die Schwägerin und den Esaja umarmt; sie überschritt kürzlich die Vierzig, putzt und kocht doch wie eine Zwanzigerin.

In Amsterdam verfaßt Saskia jeden Monat eine emphatische Eloge an ihren John auf der Insel, und wenn Antwort eintrifft, ist sie für die Ihren zwei Tage und zwei Nächte unansprechbar, weil sie das Opus auswendig lernt.

Die Galerie hat – durch des Cotman Connexe auf der Insel – weitere Werke von Morland wie den »Earl Grey« von George Romney erwerben können, plant gar eine *tentoonstelling* britischer *painter*³⁴, zu deren Vorbereitung Vater Manje eine Reise will unternehmen über den Kanal, und er eröffnet seiner Tochter, daß die dann mitdürfe, ihrem John an die Brust zu fliegen, wenn die Mutter einwillige und für die Zeit alleine wolle im *winkel* bleiben mit der guten *vrouw* Dortje.

In Berlin geht's mit Barnawen aufwärts.

Eines Tages taucht in der Setzerei am Wedding jener Schreiber auf, von dem unser junge Mann damals den Aufsatz als seine erste Alleinarbeit zusammentun durfte: Ludwig Börne³⁵. Der Zwanzigjährige hat mit Herrn Wagner viel zu bereden hinsichtlich eines politischen Pamphlets wider Feudalismus und Kapitalhyäentum, dessen Herausgabe beim Drucker in der Schulstraße in beste Hände gerät.

Dabei kommt Börne, der in seinen Kreisen hochgeachtete Criticus mit Gesellen Cohen in Berührung, erkennt dessen wachen Verstand und sein Gespür für Sprache und Diction, ermuntert ihn, selber kleine Articulen zu verfassen (was Meister Kutte nur begrüßen kann), und er führt ihn endlich ein im Salon der Henriette Herz, einer Arztfrau, die als Jüdin – zusammen mit der ihr ebenbürtigen Rahel Levin³⁶ wie der Veit'schen Dorothea (dito hebräisch) – sich rühmen darf, in ihrem Hause die ungekrönten doch thronwürdigen geistigen Fürsten Deutschlands zu empfangen: Humboldt, Schadow und Fichte, Jean Paul und den großen Dichter Adalbert Chamisso, Gentz, Heinrich v. Kleist und gar Prinz Louis Ferdinand, den Liebling der Berliner. Und sie nennt den gewaltigen Friedrich Schleiermacher ihren »zärtlichen Seelenfreund«.

Wie im Olymp auf Erden wähnt da unser Barny sich, kann es gleich nicht fassen und nicht genug hinhören, was hier gedacht und discutirt.

Mendelssohn der Große ist nun schon seit zwanzig Jahren nicht mehr, sein Wort jedoch schwebt über der Gesellschaft wie das eines biblischen Propheten; der junge Mann benötigt eine Zeit, eh' er die Zusammenhänge der Acteure dieser einzigartigen Scene entdeckt. Der Gastgeberin, der herrlichen Henriett's Ehgemahl zuerst: nicht nur Arzt sondern doch jener Philosoph Marcus Herz, die Seine in die Lage versetzt, ihren Salon zu eröffnen; die Mosestochter Dorothea, Mutter der Maler Philipp und Johannes Veit (sie wird gar zur Begründerin einer Malerschule, der »Nazarener«), hat – nach dem Tod des Gatten – grad zum zweiten Mal geheiratet, den Friedrich Schlegel (mit dem war sie auch durchgebrannt), unter seinem Namen gibt die, von ihrem Vater erblich begnadete Schriftstellerin Romane, Übersetzungen wie eine deutsche Liedersammlung heraus); und die Dritte im Bunde ist ebenjene Frau Levin: »*die Rahel*« ruft ganz Berlin sie und schreibt ihr einen »*Magnetismus des Geistes und des Herzens*« zu.

Das kleine, pockennarbige Judenmädchen, welches von sich sagt: »*Ich bin so einzig als die größte Erscheinung dieser Erde, der größte Künstler oder Philosoph oder Dichter ist nicht über mir!*«, ist so einzig, soll dann auch ihren eig'nen, einzigartigen Salon halten: das »Dachstübchen«, wird den (14 Jahre jüngeren) preußischen Diplomaten und Historiker Karl August Varnhagen, den von Ense zum Ehemann wählen und zurückblicken auf den größten Tag in ihrem Leben, da der Olympier selbst, Prinz aller Poeten Johann Wolfgang ihr seinen Besuch abstattet – eine Morgenvisite zum Dank für ihre Bemühungen um sein Werk, welches erst sie dem deutschen Volke recht zum Verständnis gebracht.



1804.

In Amsterdam ist's so weit.

Saskia die Liebende kann's kaum erwarten, den Schoner zu entern, welcher sie zum geliebten Cotman soll segeln. Väterchen durft' den Besuch gut vorbereiten, hat mit einem Londoner Kunsthändler (anlässlich dessen anstehender Eröffnung einer *gallery* am *Strand*³⁷), mit dem er in den letzten Jahren (auch mithilfe Johns und des George Morland) gute Abschlüsse geschrieben, seine Ankunft brieflich abgesprochen.

Mama Veronique hat zugesagt, Haus und Laden zu hüten, und ihr Herr Sohn, der von ihr verweichlichte Hendrick wird ihr dabei nicht im Wege sein. Der hockt immer noch oben in seiner Malerkammer und pinselt Berge von Leinwand voll, ohne daß bemerkens Wertes dabei herauskäme. Es findet sich aber auch keiner, der mit ihm ein ernstes Wort wollte reden; was ihn zwar erschüttern doch auch heilen könnte.

Die Überfahrt am Wasser ist so stürmisch wie die Seele der Sehnsüchtigen. In Yarmouth angelandet, besteigt man die Kutsche nach London, und da ist eine Überraschung vorbereitet für die junge Dame: John hat Nachricht hinterlassen, daß er wegmußte nach Hampshire, da ein Bildersammler hat ein Küstenmotiv bestellt bei ihm. Was wunder wenn Saskia schmollt. Das hätt' sie nicht erwartet nach jahrelangem Briefeschreiben und Liebesschwüren! Und wenn Johns Arbeit noch so wichtig und noch so viel Geld einbrächte – in ihren Augen hätt' er auf sie warten müssen und sie in die Arme nehmen.

Bei diesem Gefühlsausbruch (den läßt Imanuel verstehend über sich ergehn) bedenkt das gute Kind überhaupt nicht, daß man Cotman kein genaues Datum genannt des Eintreffens, ihn wollte überraschen, wonach er also gar nicht wissen konnte wann es so weit sei und vorausblickend sich hat gezeigt. Doch die Unlogik ist wohl was (liebenswert) feminines, was durch dies Exempel auch bestätigt.

In ihrem Hotelzimmer putzen Vater und Tochter sich für die kleine Soirée, die Stratege Straighter geschickt angesetzt nach Galerieöffnung. Saskia hat ein wunderlieblich-duftiges Costume mitgebracht, in dem sie vor John zu glänzen gedachte; jetzt ist die Freude vergällt. »*Dear Daddy*« jedoch, wie ihr Verehrer den Herrn Papa immer genannt, tröstet sie mit dem lapidaren Hinweis, daß auch and're Väter stolze Söhne besäßen, was zwar ein virtuoses Wortspiel, der Tochter aber kein Grund die Kränkung zu vergessen.

Pünktlich um 6 nach dem Mittag findet sich unser stattliches Paar denn in den neuen Ausstellungsräumen des Lionel ein (die Tugend der Könige scheint auch die der van Kaan), und trotz allem wird Saskias Robe allgemein angestaunt.

Der Geschäftsfreund eilt herbei, unsern Manje willkommen zu heißen, hält gar die charmante Schöne an dessen Seite für seine heimliche, britische Liaison (wie's in besseren Kreisen üblich); und die Kunstgäste machen sich einander bekannt. Da gibt's Kenner und Sammler aus dem ganzen Lande bis hinauf ins Irische, aus Paris ist ein branchenbekannter Händler angereist, den van Kaan begrüßen kann – und mit einiger Verspätung (kein gekröntes Haupt offensichtlich aber edel von Wuchs) taucht eine imposante Erscheinung von Mann auf: Sir Hugh Potter, backenbebärteter Bestfünziger, indes noch jugendlich wirkend (man erkennt auf den ersten Blick den passionierten Golfer), Herr des bekannten Potter Castle in Schottland mit seiner reichen Bildersammlung (wie der Galerist Imanuel zuflüstert).

Lionel verneigt sich vor dem großen Gast als trät' wahrhaftig ein König in seine bescheid'ne Hütte, und Sir Hugh erweist sich als überaus distinguirter wie *art*-verständiger Mensch, läßt sich freundlich den (ihm vom Hörensagen nicht unbekanntem) jüdischen Kunstkaufmann von der Amstel vorstellen und küßt der Saskia die weißhandschuhte Rechte. Da glänzen die Augen der also Geehrten, sie errötet leicht, weil ihr solch Eleganz und Noblesse zuvor noch nie begegnet – und sie antwortet dem Manne in seiner Sprache, was den in freudiges Staunen versetzt. Ist's doch selten, daß ein echtes Hollandmädchen so fließend das Englische parliert und (wie der Potter festzustellen vermag) auch nicht wenig von der Malerei versteht.

So weicht der einnehmende Edle nicht von der Seite der anmutigen Amsterdamerin, läßt sich von der einen neuen Niederländer explicieren, den der Straighter hat exhibiert, zeigt sich selber als besond'rer Kenner seiner heimatlichen Scene und erwähnt unter den jungen Talenten, die Britannien hätt' zur Zeit aufzubieten, auch den Namen ›Cotman‹, welcher der Blonden wiederum (diesmal jedoch aus Herzensgründen) die Farbe macht auf die Stirn schießen. Was dem Schotten aber (Gott sei Dank!) nicht auffällt.

»*Would you kindly look at these perfect shadows, Miss van Kaan!*«³⁸ weist Sir Hugh ihr die Schatten zweier Äste auf einer märchenhaften Turner-Landschaft³⁹, und die Angesprochene beeilt sich, ihren importanten Conversationspartner zu bitten, sie doch »*Saskia*« zu rufen, wo er doch Rembrandt so liebe.

Und dann eröffnet diese ihm bei einem Glase Champagners (zur Erfrischung gereicht vom Hausherrn) Grund und Ursache ihrer Namensgebung durch die Eltern, erzählt vom himmlischen »*weisen Rabbi*«, der zu Hause seinen gebührenden Platz habe in der großen Speisestube, und von Jacov, ihrem Urugroßvater und dessen Freundschaft zum unsterblichen Meister.

Der Art geht die Stunde dahin, die vom Gastgeber vorgesehen zur Einweihung seiner neuen Galerie, Papa Cohen kann an Ort und Stelle die Unterredungen führen betreffend die beabsichtigte Ausstellung englischer Maler in Holland sowie auch Handel tun mit einem Birminghamer Collector, dem Pariser Agenten wie Lionel selbst. Dann will er die tüllros'ne Tochter, als zum Mahle gebeten, zu dessen Souper führen, das nebenan in einem hochherrschaftlichen Restaurant gedeckt – doch Sir Hugh erbittet seine väterliche Dispens, diese Aufgabe übernehmen zu dürfen.

Das ist der Jude nicht wenig stolz.

Nach einer Woche London, da jener Potter uns'rer van Kaantochter nicht nur jeden Wunsch von den braunen Augen liest sondern auch als *guide* fungiert, ihr die Stadt von einer Seite zu zeigen, die Touristen kaum zu sehen bekommen (die besten Künstlerkneipen, die vielen, versteckten Höfe und Gärten und die exklusivsten Pubs und Speiselokalitäten, wo man nur einen Tisch bekommt, wenn man »dazu« gehört und der Sterbliche drei Wochen im Voraus muß bestellen), und nachdem Sir Hugh Vater Imanuel um Erlaubnis fragte, ob er Saskia – in allen Ehren – eine brillantene Anstecknadel mit einem »S« (Initial doch ihres Namens) dürfe überreichen, die sie per Zufall in der Auslagenvitrine eines (sündhaft teuren) Juweliershops in der alten Regentstreet entdeckt und angestaunt hat wie die Kronjuwelen, ist John vergessen.

Der überragende Charme des, im guten Sinne britischen Edelmanns, sein umfassendes Allgemeinwissen, sein tiefes Gefühl für die Kunst und die Künstler wie seine (unverhohlen an den Tag gebrachte) Zuneigung zur hellhaarigen Holden der Niederlande (dazu der immense Reichtum seiner Dynastie) wirft diese – Saskia – *peu à peu* um. Das ist die große Chance, die jedem hunderttausendsten Mädchen nur geboten, das wird ihr Leben: Schloß in Schottland mit Gemäldegalerie, Reisen, Kunstmäzenatentum, und als Höhepunkt des Märchens Liebe und Verehrung für Hugh, wie sie »ihn« nun schon nennt.

Papa Manje kann nicht anders als überwältigt sein. Nicht daß er die Gefahren eines so hohen Altersunterschieds, wie er zwischen seiner geliebten Tochter und dem Manne herrscht, übersähe – nicht daß er sich gar sorglos zeigte, das Kind bald dem Elternhaus ferne zu wissen: das einzigartige Zusammentreffen jedoch des Vergessens eines jungen Burschen und des Aufkommens der Hinneigung zum (fast väterlichen) Bewerber, dessen Wohlstand, Würde, das erhebende Gefühl, daß ein nobler *Scotsman* ein kleines jüdisches Mädchen, dessen Vorfahr einst aus Polen kam, zur Gattin will küren und auf seine Burg führen, läßt Cohen kaum zu Atem kommen.

Da reichen denn er und Hugh sich die Hände – der verspricht, sofort wenn er daheim die frohe Botschaft werde überbracht haben, nach Amsterdam zu segeln, Frau Veronique die Aufwartung zu machen und ihre Einwilligung zu erflehn zur Verbindung der Häuser van Kaan und Potter.

Die Fortsetzung der Romanze verlief programmgemäß: zwei Wochen nach Rückeintreffen von *vader* und Saskia, da sie alsogleich der *moeder* und dem *broer*⁴⁰ die Eröffnung machten, daß die Tochter des Hauses ein Lady Potter wolle werden, lief der hehre Werber selber mit der Yacht eines befreundeten Skippers in Holland ein, eilte attacca an die Amstel, eroberte im Sturm das Herz der zukünftigen Schwiegermama, die Hochzeit wurde auf Potter Castle angesetzt (Hugh hat in weiser Voraussicht die Zusage des anglicanischen Priesters eingeholt, auch ein jüdisches Mädchen mit ihm trauen zu wollen – ohne Forderung von Versprechen, zukünftige Kinder im »rechten« Glauben zu erziehen, wie's die Katholiken zu tun pflegen) – und der Zeitpunkt des hohen Tags wurde einvernehmlich in den Herbst versetzt; Potter der britische *bridegroom*⁴¹ entschwand wieder, nicht ohne Mutter Veronique ein funkelndes *cadeau* zu überreichen (ein altes, rubinbesetztes Medaillon, in welches sie sofort eine Miniature ihres Kindes tat), der Sommer verging den van Kaanmenschen wie im Fluge, die Braut wirbelte Familie wie Freunde durcheinander – *Maman* wählte für sie mit französischem Chic ein Blütenwunder von Brautkleid (von einer kleinen Schneidermamsell wie ein Pariser Modell créiert), Papa ließ sich für die Ceremonie einen modischen Gehrock anmessen (desgleichen Bruder Hendrick). Mutter entschied sich für ein elegantes Complet, das ihrer zarten Schönheit den Vorzug zu geben geeignet.

In der dritten Septemberwoche geht die Reise los. Hugh hat ein Schiffchen gechartert, das seine Auserwählte und die Ihren von Zaandfort zum Firth of Fourth trägt, in Methil wartet eine hochherrschaftliche Calesche, mit der unsere Vier (Haus wie Galerie in Amsterdam für drei Wochen geschlossen, der Obhut der guten Dortje überlassen, die wertvollsten Gemälde – voran der »*kleine Rembrandt*« – im einbruchssicheren Kellergewölbe gelagert) über die traumsanften Ochil Hills ans Ziel gelangen.

Und dann liegt das Schloß derer von Comrie vor ihnen im Abendsonnenschein und die Cohenmenschen wännen sich wahrlich im Märchen. Die Kutsche biegt ein in den breiten Kiesweg des Parks, passiert das gewaltige, schmiedeisengefertigte Tor, dann glitzert und glimmert es vor ihren Augen von hundert Türmchen und Fenstern, Söllern und Altanen, daß den Juden die Augen übergeh.

Da hält die Carosse auch schon an der Auffahrt, an der das gesamte Dienstpersonal unter Anführung des guten Cedric, des Stallmeisters und der gaelischen, greisen Amme Hughs, der Yardeena (die Eltern Potter sind nicht mehr, er der einzige Sohn) in Reih und Glied angetreten zum Empfang seiner zukünftigen Herrin. Und just in dem Augenblick, da der Kutscher den Schlag öffnet, der glücksbebenden Braut auf den Boden ihres neuen Zuhauses zu helfen, tritt der beseelte Bräutigam aus dem Portal, küßt seine Erwählte und fällt der neuen Verwandtschaft in die Arme.

Das Märchen nimmt seinen Fortgang: das Schloßinnere, die reiche Gemäldesammlung, die Gemächer, in denen Manje, Veronique und Hendrick untergebracht – und endlich der Tochter Brautsalon, eine Pracht, die hinter kaiserlicher nicht zurücksteht.

Und die Apotheose: die Hochzeit in der kleinen Kapelle von Comrie, das »Ja«.

Noch vierzehn Tage sind die Holländer bei ihrer Lady Saskia, dann geht's unter Abschiedsküssen wieder an die Heimreise. Zurück bleibt ein Paar, das zwar die Gemüter der, arg versnobten, albionischen Hocharistocratie erregt (nicht so sehr des Judentums der jungen Gattin Sir Hughs wegen, sondern um deren bürgerlichen Standes willen), doch ein seltenes Glück verkörpert: das der Liebe und Achtung, vom Golde nicht gestört.

Und damit hat unsere Familie sich auch nach Britannien zerstreut und hält doch weiter zusammen, wie bisher die Aeren zu meistern.



Die weiteren Jahre der ersten Decennien im 19. Jh. post Christum natum: als – 1806 – des welschen Usurpators Truppen seine Heimat, Holland nehmen, erleidet Vater Imanuel (Niederländer doch mit Leib und – jüdischer – Seele) einen Herzanfall (der ohnmächt'ge Grimm...), und er verstirbt, eh' seiner Saskia ein Nachkomme geboren – der kommt erst 1809 auf Potter Castle an, wird auf Wunsch des stolzen, edlen Erzeugers auf den Namen Eric getauft (die Mutter hat nichts gegen diesen Schritt, wird der Knabe nur niemals seine jüdischen Vorfahren vergessen), und 1811 (Esaja Cohen hat sich die junge Jelena aus Lemberg ins Haus hinter'm alten Markt zu Chludowo geholt) wird dieser, der polnische Ast des Cohenbaums gar mit Zwillingen gesegnet: Moses und Aaron.

Im napoléon'schen Paris wird der, mit patriarchalischer Strenge über seine Portugiesengemeinde herrschende Rabbi Ahab (an seine Sechzig schon) bedrängt, nicht ohne Nachkommen zu bleiben, und er wählt die (halb so alte) Renée (fromme Sefardin auch) und zeugt mit ihr ein Kind – Doveña, deren Geburt die Mutter jedoch nicht überlebt.

Und als des Rabbiner Empereur, jener kleine-große Bonaparte als Sieger einreitet in Berlin durch das Brandenburger Thor, ist Barnawe Cohen (zukünftiger Schwiegersohn des del Canho) samt seinem Chef, dem wack'ren Wagner im Widerstand zu finden: flammendpatriotische Pamphlete werden in der Weddinger Werkstatt gedruckt.

Volk steh auf und Sturm brich los

Doch das Nest wird von den Soldaten der Franzosenarmee und den deutsch-volksverräterischen Geheimen nicht entdeckt.



In ebenjeden Jahren – um die Centennienwende – sollen sich der europäischen Scene Menschen ankündigen, die auserkoren, dem Ansehn des altbiblischen Volks hohe Achtung wie Würde zu verschaffen.

Um 1800 zieht im Kölschen ein Musikant (gelernter Buchbinder) mit seiner Violine (ein »*Jídl mit'm Fídl*«⁴²) von Synagoge zu Synagoge, von Kneipe zu Kneipe, verdingt sich in Wirtshauskapellen, so produciert er sich auch auf dem Rummel zu Deutz, allwo er die (nicht minder mosaische) Lotterieunternehmerstochter Mariann Rindskopf kennen und lieben lernt, die Beste wird Frau Eberst, wie ihr Isaac Sohn des Jehuda (eines Kantors) heißt, die Beiden setzen nach und nach 10(!) Kinder in die Welt, die der Vater durch fleißiges Verabreichen von Gesangs-, Gitarren-, Flöten- und Geigenunterricht ernährt, daneben komponiert er ein wenig und dilettiert in Poesie, ohne sein naiv-religiöses Engagement im Tempel zu vernachlässigen, da er – wie Großpapa der Gute – den Vorsänger macht. Etliche Jährchen nach Verbindung mit der Rindskopfin wird dem immermuntern Isaac sein Siebentes (die alte jüdische Glückszahl) geschenkt – ein Junge, den man Jakob benennt und (nach seines Großabba Geburtsort) den Namen ›Offenbach‹ läßt eintragen in das Geburtenregister der Israelitischen Kultusgemeinde zu Köln am Rheine.

Diesem Knäblein, dem Gott die hohe Gnade magischer Musikalität in die Wiege mitgegeben, wird ein zweiter ebenbürtiger Mensch hebräischer (da doch christianisierter) Sippe zur Seite stehn, der die Welt dereinst nicht vehementer melodisch soll verzaubern.

Zu Ofen im Ungarischen nämlich war ein männliches Kind geboren worden, dem die Eltern den Rufnamen Johann verliehen und (weil man so gut katholisch) den Namen des Heiligen seines Tauftags hinzufügten, den des Erzengel Michael.⁴³

Die Familie nennt sich Strauß, der liegend getaufte Jude Johann Michael⁴³ wird anno 4 mit einem Sohne gesegnet – der (dito Johann getauft) reift (die Straußen nach Wien verzogen) zum Fürsten österreichischer Märsche und des überirdischen Dreivierteltakts, zeugt seinerseits einen Buben: Johann Strauß Sohn, der als Walzer- und Operettenkönig Unsterblichkeit erlangt.

Den Beiden gesellt sich ein Enkel zu des großen Moses. Felix Mendelssohn-Bartholdy, nicht nur beliebter Wiedererwecker deutscher Hausmusik, wie er einmal scherzen soll: »...daß es ein Judenjunge hat sein müssen, der den Leuten die größte christliche Musik hat wiedergebracht!«

Gemeint ist natürlich Bachs gewaltige »Matthäus Passion«.

Auch weitere Titanen der Töne, Titanen israelitischen Stammes erblicken zu jenen Zeiten das Licht ihrer Diaspora.

Item ein Mädchen wird in den Sphären der Jahre geboren, das sich im Deutschen an hervorragender Stelle wird bewähren: Fanny Lewald (in Königsberg)⁴⁴ – ausersehen zur Vorkämpferin der weiblichen Emancipation; und Fannys Familie gehören dazu zwei Herren der Schöpfung an, die sich gleichfalls auf politischem Parkett hervortun sollen. Vetter Heinrich Simon (feuriger Redner der Liberalen und späteres Mitglied des ersten deutschen Parlaments), wie Eduard von Simson, Präsident gar dieser Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt am Main.

Doch der hehrste unter Allen ist der Rabbinersproß Karl Marx, der wie kein Anderer die Geschichte der Menschheit seiner (wie folgender) Tage zu beeinflussen bestimmt.

Die Liste der Noahenkel und -enkeltöchter, die weiters um den Beginn des, in der Chronik der Cohen nun angeschnittenen, neunzehnten Centenniums in diese Welt treten und ihre (wie die nächste) Epoche (in Deutschland wie anderswo) geistig, wissenschaftlich, künstlerisch – menschlich zu befruchten berufen, wäre so umfangreich, daß sie hier nicht folgen kann.



Nach Imanuel van Kaans Tod bleiben die Annalen für's erste einmal fünfzehn Jahre unbetreut. Sohn Hendrick ist mit sich und der Welt noch nicht im reinen, hat in diesem Stadium keinen Sinn für die Historie seiner Vorfahren, Mama Veronique vollauf damit beschäftigt, Haus und Geschäft zu regieren – bewegt die Witwe sich auch schon an ihre Fünfziger.

1812 beginnt der Sohn endlich, sich nützlich zu machen:

Schwesterchen Saskia hat den Verkauf eines herrlichen Hals an die Gallery Straighter vermittelt, Grund für den Bruder London zu besuchen, das Gemälde an Ort und Stelle gut abzuliefern, wonach ein Abstecher nach Comrie geplant, Neffen Eric (der wird jetzt vier) zu bewundern. An der Themse hält der Amsterdamer Junghändler sich nicht lang auf, läßt sich von Partner Lionel einführen in dessen Club, absolviert da mit jenem eine Partie Whist, schlürft Sherry, pafft eine dicke Zigarre und verabschiedet sich Richtung Schottland.

»*Look Ricky – this is your big uncle Henry!*«⁴⁵ nimmt Lady Saskia den Sohn stolz auf den Arm, daß der ihn küssen kann, und Schwager Hugh umarmt den Besuch.

»*My castle is your home!*«⁴⁶ variiert Potter den alten Spruch und verleiht dem Wunsche Ausdruck, daß Hendrick möge schöne Tage am Schloß verleben – und dann tritt auch die achtzigjährige Yardeena heran, die immer noch das Haus hält, in welches aufgenommen der van Kaan sich mit ihrem Händedruck endgültig sieht.

Am folgenden Weekend ist Kirmes in Comrie.

Ohne irgendwelch Getue wie's andernorts geübt so der Adel derartige Vergnügungen besucht, mischt der Potterclan sich unter's Volk. Sir Hugh erweist sich am Schießbudenstand als excellenter Jäger und trifft den Holztambour ins Herz, daß der tüchtig die Trommel rührt, Lady Saskia steigt mit den jungen Frauen und Mädchen auf die große Wippe, mit der es auf und niedergeht, daß die Schürzen schwingen, und Bruder Hendrick (obschon der einzig Bürgerliche in der kleinen Gesellschaft sich affectiert gebend) entdeckt auf dem Schaukelbaum neben seiner Schwester einen wunderbarlich anmutenden Rotschopf, der's ihm angetan.

Als die Tour zu Ende (Hugh hat mittlerweile Knirps Eric zu den kleinen Shetlandponies geführt, wo der aufsitzen und vorführen darf, was der Cedric ihn gelehrt – die Einheimischen hocken nicht selten schon diesem Alter im Sattel), macht Saskia den Bruder mit der Schönen bekannt: Gwenda ist die neunzehnjährige Tochter des reichen Holzhändlers, des Angus McMahon aus Perth bei den Sidlaw Hills, dem gehört der ganze Forst bis hinunter nach Kirriemuis mit der Sägerei am Tay of Dundee, von da aus die Stämme mit Booten nach Süden, an die Themsemündung bei Tilbury gelangen, um in London einen guten Preis zu erzielen, wo Bauholz gefragt. Jene rote Gwendolyn nun ist nicht minder stolzmutig denn der verliebte Hendrick – just drum entzündet ihn ihre kecke Art mit ihm umzuspringen: da schickt sie ihn um einen Becher Bier ins Pub vom alten Crawry, dort muß der heißblütige Holländer um ihr Haarband Sackhüpfen, um sich am Ende gar beim Stammwerfen zu versuchen, da er unter Gelächter der anderen Burschen, die wohl capitalere Kräfte besitzen, den Baum nochnichteinmal vom Erdboden hochbekommt. Und als die Grünäugige den Anbeter gar dahin kriegt, sich im Hinterzimmer der Wirtschaft seiner Beinkleider zu entledigen, um – angetan mit einem echt schottischen Kilt – sich Schwager Hugh und der Schwester zu präsentieren, ist ihre Genugtuung perfect, die darin gipfelt, Männer nach ihrer Pfeife tanzen zu sehn.

»*Look at those heavenly calves, Saskia!*«⁴⁷ jauchzt die Coquette, doch immer noch nicht merkt der Genasführte mit seinen leicht gebog'nen Knien, daß sein Schwarm sich amüsiert über ihn. Zu heftig seine, lang unterdrückte, Leidenschaft, die verblendete Überheblichkeit, sich den Weibern überlegen zu wissen, die seiner Meinung nach weit hinter dem Wert der Männer zurückstehen.

Diesmal aber hat Hendrick seinen Meister gefunden: als er abends beim Ale im Garten der Wirtschaft den Skizzenblock zur Hand nimmt, das Patricierprofil der scharfnäsigen Schottin in Kohle zu verewigen, sieht er sich dem ersten Menschen gegenüber, der seine Kunst als Gekritzelt abtut. Geschieht's auch nur aus Lust, den Kopfverdrehten zu foppen. Das sitzt. Der Dreißigjährige zieht sich zurück, wandert einsam heim auf's Schloß – in dieser Nacht die Kränkung zu erkennen, die ihm das Leben (in seinen Augen) stets angetan. Hendrick aus der Sippe Cohen soll noch etliche Jährchen trotzen, eh ein weiblich Wesen sich kann seiner Seele nähern, ihn mag zurückführen auf den Weg des Herzens, der doch nur zu zwein zu meistern.



Fünf Jahre nach der niederschmetternden Britannientour des Niederlandvetters wird Barnawe-Barny von seinem Druckerchef in Geschäften nach Hamburg geschickt, zum Campe-Verlag. Von Bruder Zvi ist er brieflich beauftragt Verbindung aufzunehmen zur lederverarbeitenden Stoffbranche – und da lernt er einen zwanzigjährigen, jüdischen Poeten kennen, den sein Vater so gern zum Kaufmann möcht' machen.

Der Jüngling kommt aus der Klein- (doch immerhin Haupt-)stadt des Herzogtum Berg: Düsseldorf (Mutter aus niederdeutschem Geschlecht, ein van Geldern⁴⁸), heißt Harry und nennt sich Heine dazu. Hochtalentierte Verseschmied, politisch engagierter Kopf, scharfzüngiger Criticus – will (wie der Cohen) Schreiber, Journalist werden, soll dessen Lebensweg mitbestimmen.

Drei Jahre danach (wir zählen 1821) taucht ihm dieser Heine an der Havel auf (Papa Bürgerwehroffizier wie hauptberuflich Inhaber eines kleinen Tucheladens hat inzwischen banquerott gemacht, die Familie zieht von einer norddeutschen Stadt zur anderen), und er schwärmt Barny von Paris: er sieht des Napoléon Einfluß auf die europäische Gesellschaft virulent, erzählt dem Freund von dessen Judenpolitik, in welcher er – der gemeinen Auffassung die Stirn bietend – 1806 im Staatsrat erklärt hatte, daß die Israeliten nach wie vor eine Nation darstellten, auf die eigentlich das Fremdenrecht müßte angewandt werden, doch schon ein Jahr drauf eine Notablenversammlung einberief, ein Jüdisches Parlament, dem die schicksalhafte Frage vorgelegt:

»Gilt den in Frankreich geborenen Juden dieses Land als ihr Vaterland, fühlen sie sich verpflichtet es zu verteidigen?»

Die Antwort spontan *»Ja!«*

So ließ der Bonaparte – an die althebräische Tradition anknüpfend – das ›Große Synhedrion‹ tagen – bestehend aus 45 Rabbinern (unter ihnen auch der del Canho) so wie 25 Laien – 71 Mitglieder ergo wie einst zu Jerusalem.

Jenes Conclave machte zwar, die Harry reportiert, weitgehendst Zugeständnisse an den Staat – z.B. was die Anerkennung der Civilehe, der Mischehe als auch der Entbindung von religiösen Pflichten betraf während der Militärzeit, es erweckte aber auch in Allzuvielen die Hoffnung, es habe eine neue Zeit begonnen, die »letzten Spuren der abgestreiften Fesseln« seien getilgt.

Heine (mittlerweile zum Studiosus der Jurisprudenz avanciert seine schriftstellerischen Ambitionen aber keinesfalls ad acta gelegt) beharrt nun auf der Meinung, daß es in einem napoléonschen Europa keine Judenfrage gegeben hätte, obwohl doch der Korse ein Jahr nach jenem Sanhedrin eine Verordnung hatte erlassen, die den ehemaligen Ausnahmezustand restauriert. Berichte über zweifelhafte Grundstücksspeculationen mosaischer Geldhändler im Elsaß, dem Herrscher bei seinem Aufenthalt in Strasbourg denunciert, weckten dessen altes Mißtrauen in der Sache, und er erließ – ohne Untersuchung oder Fahndung nach den wahren Schuldigen – jenes Edict von 1808, welches unter der Bezeichnung »**Decret Infâme**« in die Geschichte eingegangen.

Dieses hob nicht nur die Freizügigkeit für Juden im französischen Herrschaftsbereich auf, es bestimmte darüber hinaus, daß sie Handel wie Gewerbe nur gegen Einlösung eines Patents (zu erwerben bei der zuständigen Préfecture) ausüben dürften. Jene Licence wiederum abhängig von einem Leumundszeugnis – so der Bestechlichkeit der Beamtschaft Vorschub leistend.

Stark jedoch in Harrys Seele gegraben das glorreiche Bild Kaiserlichen Besuchs in Düsseldorf, da der Knabe just zur Bar-Mizwe schritt. Nun zeichnet er Barny das Paris seiner Sehnsucht, der Geistesfreiheit, welche ein Jude und Schreiberling dort anzutreffen imstande, so facettenreich, daß unser Schabatajsohn sich entschließt, noch vor jenem nach Frankreich zu ziehen.

Wie aber sieht's in Berlin aus, da Heine und Cohen sich über diese Gesellschaft moquieren?

Harry haßt schlicht »die langgestreckten, uniformirten Häuser, die langen, breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut, keine Kunde geben von der Denkweise der Menge« – dem romantischen Rheinländer stechen diese Gebäude, die ihm »so prosaisch entgegengähnen« härter ins Auge denn dem nordostpreußischen Barnawe. Beide aber sind sich einig über den Geist, der nun an der Spree herrscht – wahrlich »herrscht«: obschon der Berliner der Zeit weit weniger friederizianisch als seine Stadt, wird er noch mehr als fünfzehn Jahre hinnehmen, was ihm da vorgesetzt. Politisch vorgesetzt.

Zehn Sommer zuvor bereits waren siebzig polnische Studenten der Berliner Universität verhaftet und ins Gefängnis geworfen worden, bloß weil ein (recht vager) Verdacht bestand, sie unternähmen demagogische Umtriebe contra die russische Regierung, nun hat sich das alles fast schon constituirt, verhärtet. Die Zeitungen, die »literarischen Droschken«, wie der Volksmund jene Druckerzeugnisse apostrophirt (gegen die Wagner voran polemisiert), karren commentarlos (und ohne Hast) die seitens der Behörde nettgemachten Nachrichten unters Volk, statt der Ereignisse jener Politik gibt's transusne Theater-, Concert- wie Kunstberichte – »still lächelt der See der öffentlichen Meinung.«

Schleiermachers Hochschul-Vorlesungen und Predigten werden kraß controllirt – selbst eine Erholungsreise anzutreten wird dem großen Geist obrigkeitlicherseits verweigert aufgrund einer Verfügung, nach welcher er die Stadt nicht zu verlassen habe (erst nach einem Gesuch an den König selber bewilligt), die Landsmannschaften sind aufgehoben, Presse und Buchhandel per Polizeimaßnahmen schwer chicaniert, »Tell« und »Egmont« dürfen aus »erheblichen Gründen« nicht gegeben werden, in seinem ›FRANKFURTER BLATT‹ füllt Börne bald eine Columne mit sinnlosen Sätzen, dem Censor einfallsreich die Stirn zu bieten.

»Aber dafür haben wir –« sagt Heine »– in Berlin oft einen ergötzlichen Parteikampf, den in der Musik«.

Am Jahrestag nämlich der Schlacht bei Belle-Alliance wird Webers »Freischütz« zum ersten Male gegeben – Sieg der Romantik, genau so wie neun Jahre später in Paris mit Victor Hugos »Hernani«.

Unser Barny ist seinem Harry in dieser Zeit soetwas wie der ostjüdische Geist, der sich dem west-europäischen amalgamisiert.

Heine – hin- und hergerissen zwischen der hebräisch-spirituellen Vergangenheit seiner Ahnen (mütterlicherseits, des Vaters Väter wohl mehr auf weltlich-profane Gedanken ausgerichtet) und der heftigen Ablehnung der »sterilen Mischlinge aus Deutschtum und Judentum«, deren einige (»Friedländer & Co.«) er schlicht als »Hühneraugenoperateure« charakterisiert, zwischen dem »persönlichen Judengott« wie jenem, den »die Christen sich aus diesem gezimmert« – fühlt sich in diesen Tagen hingezogen zum polnischen Juden (»trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen«). Er predigt zwar die Kraft des Glaubens, doch mit seinem treibt er soetwas wie Schindluder (»... auch hab' ich nicht die Kraft einen Bart zu tragen und mir ›Judenmauschel‹ nachrufen zu lassen ... ich hab' nicht einmal die Kraft ordentlich Mazzes zu essen«). Der junge Mensch erlebt in den geistig Großen dieses jüdischen Berliner Assimiliertentums ebenfalls directe Distance zum Glauben der Väter, grad deshalb vielleicht reift in ihm Widerspruch auch zu jenem Denken, wobei der ältere Barnawe ihn eben unterstützt.

1822 wird die »Gesellschaft zur Förderung des Christentums unter den Juden« gegründet, 25 Jahre zuvor hatte jener Friedländer den Probst Teller gefragt: »Wie kann man ohne heuchlerisches Bekenntnis in die Gemeinschaft der Christen?« – nun schreibt Harry: »Ich nenne das Christenum ein faule Idee, aber welche!«, um dann zu dieser faulen Idee überzutreten.

Da ist Cohen besser dran. Für ihn gibt's kein Wanken und Weichen – so sehr er auch gewissen Verkrustungen der Jüdischen Welt entgegentritt, er hält's mit Heines Worten, nicht mit dessen Taten: »Man kann Dogmen abschwören, nicht jedoch Erinnerungen.«

Der Stettiner hat zuvor noch einmal seine Geburtsstadt heimgesucht, als nämlich der ältere Bruder eine Frau genommen (es war schon Zeit, Zvi Anfang der Vierzig), die Smolensker Salcia – hat den alten Vater umarmt, die Mutter geküßt, tage- und nächtelang berichten müssen von seinem Tun in Berlin, hat sich noch erinnern lassen, daß er bereits seit geraumer Zeit von den van Kaanverwandten invitiert ist, Amsterdam eine Visite abzustatten. Nun naht die Gelegenheit.

Bewegend verabschiedet von Meister Kutte, dem (über zwanzig Jahre!) Weggefährten, Lehrherrn, väterlichen Genossen – versehen mit Wünschen wie Reccomandationen der Großen bei Frau Herz und nach Abfassung einer Grußadresse nach Hause, besteigt Barnawe Cohen die Postkutsche westwärts.

Während der auf der Reise, können wir uns rasch bei seinen Leuten in der alten, östlichen Heimat umsehen.

Im selben Jahre (1818), da Zvi in Stettin heiratete, wurde zu Klodawa der Jelena (Frau Esajas) der dritte Sohn geboren – Artur, welcher dereinst das goldene Handwerk, das zurückgeht auf Urohm Isaac aus Landau, soll fortführen. Der zweite der Familie, dem ein deutscher Rufname gegeben.

Die Zwillinge Aaron und Moses sind da schon fleißig in der Schule, noch lebt der zweite Polenzweig recht gut von der Gerberei mit der Firma »Cohen & Sohn«, aber die mannigfaltigen Schwierigkeiten mit den Arbeitern und – damit verbunden – immer wieder verärgerte Verzögerung von Auftragslieferungen werden größer und größer; seit dazu Zvi mit dem neuen Handel »Leder Cohen« den deutschen Kundenstamm übernommen, stagniert auch das Auslandsgeschäft weitgehend.

All dies doch das unselige Erbe des harten Ephraim – Esaja aber gerät nun stärker nach diesem, dem Vater, nachdem Mutter Gitte, deren Einfluß auf ihn ein guter gewesen, doch schon vor zehn Jahren verstorben.



»Ben jij die kleine Barney?!«⁴⁹ umarmt Amsterdams Stammeshäuptling Veronique den großen Neffen aus dem Preußenland, von dem doch sein Bruder vor nunmehr nahezu zwei Jahrzehnten hat erzählt. Der Niederlandast ist jetzt allein durch sie und Hendrick vertreten, nachdem der Mann Manje nicht mehr ist und Tochter Saskia eine schottische Edeldame.

Barnawe findet bald ein gutes Verhältnis zum Cousin (die Beiden stehn doch in etwa gleichem Alter) – und wenn man einmal an die Vierzig schreitet, weist sich manch Thorheit der Jugend in and'rem Lichte. Gelernt die Menschen zu studieren, so über sie berichten zu können, durchblickt Barney, daß Hendrick im Grund Hochmut wie eine gewisse Arroganz allein zur Schau trägt, da er seine Erfahrung als Knabe, seine Niederlagen als Mann unterdrückt statt sie zu durchdenken.

In weiten Spaziergängen – die Vettern wandeln die alten Grachten lang und hinaus ans Meer, wo jedermans Gemüt sich verklärt im Augenschein der endlosen Wasser, die von einem Pol dieser Erde zum andern fließen, und in deren Ausmaßen der Mensch, der Sterbliche erscheint als Tröpfchen in der Woge – kann der Schriftsteller dem Kunsthändler helfen, sich zu erkennen.

Er tut dies derart einfühlsam, daß jener – trotz Hemmungen, die er den Mitmenschen gegenüber angesammelt (insbesondere den weiblichen, seit ihm die rote Hexe aus den schottischen Wäldern den Tort damals zugefügt, der nicht vergessen) – frei wird in seinen Gedanken und Gefühlen um das Leben und den Sinn der Liebe.

Doch es soll noch seine Zeit brauchen, ehe Hendrick ganz hinweg ist über alles, was ihn belastet.

Als – zuhause an der Keizersgracht – seine Mutter beim Abendessen dann dem Besuch vom Buch der Cohen spricht (bedauernd daß sie, nachdem ihr seliger Gatte so fleißig Eintragungen gemacht, keine Muße fände, es ihm gleichzutun), ist der Neffe sofort Feuer und Flamme.

Schon hockt er über der Chronik – liest vom maurischen Spanien, von der Flucht vor den Kreuzfahrern, von Danzig, der Rückkehr ins Deutsche Land, vom Massaker der Böhmen, da er auf seine Linie stößt, die nach dem Osten Europas führt, und er am Ende des Bruders Worte vor sich sieht, mit welchen der ihn, in Amsterdam damals, überschwenglich gelobt.

Barny kann sich nicht losreißen von der Lecture, Hendrick hat doch nie Interesse gezeigt, die Schreibearbeit zu continuieren – also fragt Tante Veronique an, warum denn der Parisreisende die alte Schrift nicht wolle ansich nehmen und sie mit seinen literarischen Kenntnisse fortführen.

So gelangen die Annalen unserer Mischpachà schließlich nach Frankreich.

Paris, 1823

Was Cohen im Welschland antrifft, ist (statt der ersehnten Freiheit) ein absolutistisches System.

Charles X. und mit ihm der alte Feudaladel (insoweit das Fallbeil mit dem Kopf auf den Schultern überstanden) regiert – parallel drängt doch der bürgerliche Block nach oben, die Bourgeoisie, die Financearistocratie: sich von der noblen lediglich dadurch unterscheidend, daß in ihrer Phalanx Geld und Gut sich vererbt und im *Ancien Régime* der Name mitunter sonder irdische Reichtümer. Doch wo bleibt die Egalité, wo die Democratie, die Regierung des Volkes durch das Volk, wo das Proletariat?

Unser Neuankömmling soll Jahre benötigen, hinter die Dinge zu sehen (wobei ihm die Saint-Simonisten helfen), die Fragen beantwortet zu erhalten, die sich Allen doch aufdrängen.

In diesem Jahrsiebt (bis zum Juli 30)⁵⁰ wird Barnawe (nach Harry schielend, der sich anlässlich der Christianisierung in ›Heinrich‹ umtauft) den französisiert-deutschen Namen ›Bernard⁵¹ annehmen, er wird die Landessprache bis in die noch so nichtig erscheinende Nuance erlernen, dazu (via die ihm auf die Emigrationsreise aus Berlin gegebenen Empfehlungen) Betätigung finden in einem fortschrittlichen Verlag in der rue du Temple, wo – in Synagogennähe – viele jüdische Branchen gefestigt, wird sich (in Gedanken bei Kurt Wagner) zu einem brillanten, scharfsinnigen Dialectiker und endlich zum Herausgeber evoltieren.

Müßig anzumerken, daß das Cohensche Historienbuch bei dem Manne in besten Händen: das Document – vor nun mehr als 700 Jahren begonnen – fasciniert den Gerbersohn, er ergänzt es was die Vorkommnisse der letzten Zeit anbetrifft (Berichte der Holländer, Briefe von Vater und Mutter und dem Bruder aus Stettin wie Erzählungen über Aufstieg und Niedergang der Chludowoer Lederindustrie), er fügt eig'ne Eindrücke ein aus Berlin und Paris, kurz: die Handschrift wächst.

Zu seinem Bedauern darf der Emigrant (nun im Begriff ein guter Franzose zu werden, obschon er damals doch – im Deutschen – machts des gedruckten Worts gegen die jetzigen Compatrioten gestritten) auch gleich die Ereignisse in der verlass'nen Heimat vom verflrossenen Sommer in diese aufnehmen.

Im ›tiefschwarzen‹ Würzburg – im klassischen Sinne aus der Mücke den Elefanten gemacht – krawallierten stramme Studenten gegen die Israeliten. Äußerungen eines ihrer Professoren, mit welchen der sich mutig und ehrlich als aufrechter Judenfreund gerierte (und prompt beschuldigt wurde, von wohlhabenden Hebräern »Bestechungsgelder genommen« zu haben), wurden zum Anlaß gewählt, einen Umzug durch die Straßen zu veranstalten, auf dem – zum Gaudium der, streng katholischen, Bürgerschaft der Bischofsstadt – ein altbekannter, ›gut‹-deutscher Ruf ertönte.

»Hepp, hepp –
Jud verreck!«

An den ausbrechenden Tumulten beteiligte sich auch die nichtacademische Bevölkerung, man plünderte jüdische Läden (was die Begeisterung des Pöbels anspornte), man wurde handgemein, verwundete nicht wenige der Gejagten. Nachdem das Militär – von den überrumpelten Executivorganen herbeigerufen – die Ruhe wiederhergestellt, begehrte ›das Volk‹ die Austreibung der städtischen Judenschaft, die Vorgänge fanden einige Tage später ihre Fortsetzung in Frankfurt: da Attacke auf israelitische Promenierende auf dem Glacis, in Hamburg hat's der Mob abgesehn auf die Caféhäuser, Flugschriften, verbale Schmähungen aller Orten. Allein die Nachricht von der »Heilandsmörderhatz« genügte, auch in anderen deutschen Städten nachzuziehen.

In Heidelberg griffen (zum Ruhme dieser althehrwürdigen Hochschule, auf der schon Baruch Cohen im 11. Jahrhundert gelernt) zwei Professoren mit ihren Schülern zum Schutz der Juden ein, am Main drohte die Familie Rothschild, die Stadt zu verlassen.

»Wie kam's überhaupt zu den scandalösen Vorkommnissen?« will Bernard wissen, erfährt bald, daß sein Mentor Börne als Erster hingewiesen auf die, in seinen Augen merkwürdige, Verbindung von Nationalismus, Haß auf die Aristocratie und auf die Juden – noch aber nicht die öconomische Wurzel des Aufstands registriert.

Zweifelsohne haben die Schriften des Historikers Friedrich Rühls und des Jakob Friedrich Fries (Philosoph nennt dieser Hetzer sich!) beigetragen zur Stimmung unter den belesenen Randalierern, demagogische Tractate niederer Art erreichten auch breitere Schichten, der ›Mann von der Straße‹, der deutschen Straße hat sich sein Bild gemacht von den Übeln, die ihn bedrängen: Enttäuschung, Mißmut, Hoffnungslosigkeit wie Erbitterung (gegen jene, die er als Verantwortliche sieht) haben sich seiner bemächtigt am Ende der Befreiungskriege, das (allzudürftige) Ergebnis des Wiener Congresses, die Wirtschaftskrise (nach Aufhebung der Continentalsperre können doch Handel und Gewerbe kaum mehr concurriren mit England) und die steigenden Brotpreise nach den furchtbaren Mißernten von 1816 und 1817.

»Die Schuld der Juden...«



In dieser, in germanischen Gauen unsicheren Zeit für die Kinder Israels beginnt im Ostösterreichischen eine Linie der Landauer (mit Cohenleuten von Danzig einst nach Polen gewandert) sich zu einem Stamme zu vermehren, der die Ehre haben wird mit unserer alten Familie in fruchtbaren Contact zu treten.

Anno 1792 war im Städtchen Tarnow, Kreis Krakau (Galicien) ein Knabe geboren worden, der – nach seiner Mannbarwerdung wie den örtlichen und sonstigen Gegebenheiten Rechnung tragend – einen Beruf sich erwählt, welcher (wie wir hören werden) seinen Mann und die (vielköpfige) Mischpöche ernährt: Schnorrer.

Was ist ein Schnorrer? Weit gefehlt, wollte man solchen als Bettler bezeichnen, als Almosenheischer, oder ihn gar der Heerschar der (getürkten) Einbeinigen, Einarmigen und mit was sonst für Gebresten behafteten Jammerer zuordnen, die die Gassen und Straßen der Gemeinden bevölkern. Ein Schnorrer ist ein Künstler. Hält er etwas auf seinen Stand, beherrscht er die hehre Artistique seines Metiers, ist er nur zu vergleichen mit Coryphäen in hohen und höchsten Kreisen, die seit altersher – einer geregelten Arbeit nicht nachgehend – es verstehen, ihrer Clientel das Geld aus der Tasche zu ziehn ohne hierfür ein and'res Aequivalent zu bieten denn das der Gunst des persönlichen Charmes, mit welchem dem Beutel des Opfers ein angemessener Obolus zu entlocken ihr Geschäft.

Jener Jochanaan Landau nun heiratete jung (wie in seinen östlich-israelitischen Lebensräumen üblich) die noch jüngere Debora (zärtlich »Dvojrele« genannt) aus der Sippe Sperling zu Rzeszow, wo auch eine emsige Kille ansässig. Und der Verbindung entsprossen bis dato ein Knabe, Leib, und das Mädchen Luise, fünf Jahre jünger. Und weil die Dvojre von einer alten, schrulligen Tante deren Kundenstamm erbte, welcher aus einer ellenlangen Liste heiratsfähiger Söhne wie Töchter aus der näheren wie weiteren Umgebung (Söhne und Töchter Sems, versteht sich) bestand, die eine gute Partie machen respective unter die Haube gebracht werden wollten (um es kurz zu sagen: die Muhme war eine Schachchente⁵², wie die Jídn jene dienstefrigen Damen nennen, die den Schiddach redd'n)⁵³, blieb der Frau am Ende ganz einfach nichts übrig, als ebenfalls dieser (mitunter recht lohnenden) Tätigkeit nachzugehen – möchte man nicht auf eine lucrative Einnahmequelle verzichten.

Erstaunlich an dem Unternehmen ist allein, daß seine neue Chefin eben erst achtzehn geworden, als sie es übernahm – und eine richtige, eine proste⁵⁴ Heiratsvermittlerin ja wohl matronenhaft auftritt und durch Erfahrung wie Seriosität des Alters gegenüber den potentiellen Ehepartnern Wirkung wirbt. Wie's auch sei: nach Geburt des kleinen Leibele, die 1815 stattfand, stiftete die junge Mutter zuerst einmal einige gute Verbindungen, ehe sie an das nächste eigene Kind mochte denken, die Luise, die dann anno 20 zur Welt kam; und so geht's denn auch in Zukunft dahin: bei den Landaus klaffen zwischen dem einen und dem anderen Nachwuchs stets mehrere Jahre.

Also erhält Vater Schnorrer die sprießende Schar durch sein Geschäft und Mamme Debora kann die Vermittlungsgebühren für erfolgreich abgeschlossene (wie auch in die Wege geleitete) Heirats-transactionen zurücklegen für die Mitgift der kleinen Luis, der dann – nach der obligaten Frist (diesmal gar sieben Sommer) die Reisel soll nachfolgen.

In der alten, polnischen Chludowoheimat herrscht – seit die Preußen draus gewaltsam ein ›Klodawa‹ gemacht – das Zugehörigkeitsgefühl der Juden zum deutschen Volk nicht mehr so vor; umso mehr als dessen Behörden sich den, neu sich einverleibten, mosaischen Untertanen illoyal zeigen.

Deren Brüder und Schwestern, die sogenannten Ostjuden teilen sich zu dieser Zeit in 4 Hauptgruppen: die »*alt'n Dejtschers*«, die es trotz allem zurückzieht in die Lande ihrer Vorderen und die nach und nach in die großen Städte Berlin, Frankfurt (Oder wie Main), Leipzig, Dresden bis hinein ins Bayerische nach Nürnberg und München ziehen; dann die Österreicher in den Provinzen des annectierten Südwestpolen, in Galicien, der Bukowina, den ruthenischen Gebieten⁵⁵, die (auch deutsch doch anders denkend) dem Kaiserhaus zu Wien die Treue zu schwören beginnen (man paßt sich in Ghetto-tradition an, wiewohl die Kaiserlichen Magistrate einen nicht wenig diffamieren) und auch an die Donau wandern; die Russen, die *Litwaks*⁵⁶, welche eher die ostslawische Seele annehmen – und endlich die *Polischen*⁵⁷, in ihrer Erde verwurzelt.



Bei »Leder Cohen« geht in jenen Jahren alles gut voran.

Seniorchef Schabataj ist zwar hochbejahrt schon doch körperlich wie geistig (»*Unberufen!*«⁵⁸) rege, Frau Marja genießt die Ruhe des Alters, der Junior steht in strotzenden Mannesvierzig, besitzt eigentlich alles, was man sich nur wünschen kann im Leben, inclusive ein treues Weib in der Salcia; nur Nachwuchs will sich nicht einstellen. Grad wie bei Großtante Roschana damals attestieren die Ärzte dem Paar die Gebärunfähigkeit der Frau – keiner von ihnen kommt (trotz uralter Erfahrung auf medicinischem Gebiet) auf die Idee, daß am Ende der Mann könnte zeugungsunfähig sein. Denn: seine (illegitime) Potenz⁵⁹ unter Beweis zu stellen, ist einem verheirateten Juden in dieser Zeit (und in bürgerlichen Kreisen) schier unmöglich. Eine Schickse⁶⁰ schwängern (außerehelich, versteht sich) hieße arge Weiterungen heraufbeschwören – und für jüdische junge Damen ist es unüblich, ein Verhältnis einzugehen zu einem Ehemann⁶¹.

Zu Amsterdam wird Hendrick van Kaan (spät aber doch) ein Mann. Die Gespräche mit Vetter Barny haben ihm viel bedeutet, die Mutter sieht nun auch nicht mehr den hübschen, kleinen *jöchie*⁶² vor sich, den zu hätscheln es gilt, die Malerei ist vergessen. *Enfin*⁶³: in aller Stille hat der Cohensohn seine Ölwerkstatt in oberster Etage des Rathausstraßenanwesens geschlossen, widmet sich neuerdings mit mercantilem Engagement wie wachsendem Kunstverständnis dem Gemäldehandel; mit dem Straighter in London steht er in gutem geschäftlichen Verkehr, und mit den Verwandten in Schottland erfolgt ein ständiger Austausch von Werken – man importiert laufend Briten und liefert im Gegenzug Holländer, Flamen, Franzosen, Deutsche – aber auch Italiener und Spanier, bestückt die eig'ne Ausstellung immer reicher, dem Trend der Zeit Rechnung zu tragen.

Im Perth dort lebt Saskia Lady Potter aus der Familie unserer Cohanim das Leben, das sich ihr wie eben keiner zweiten geboten: das Schloß mit seinen nahezu hundert Räumlichkeiten wartet immer wieder auf mit Überraschungen – Stilmöbel, wertvolle Teppiche und Gobelins, kleine Kunstgegenstände in Vitrinen, alte Bücher wie Schriften, ja selbst einen Geheimgang im Südflügel von der Ahnengalerie hinauf zum Turm und hinunter in die Keller hat der abenteuerlustige, junge Schloßherr Eric entdeckt, durch welchen in verflossenen Tagen, da der Vater grad geplant und sein Prinz Charles hatte nach Frankreich müssen flieh'n, wohl Kundschafter und Parolengänger nach draußen und Lebensmittel wie Munition in die Burg gelangten (nur die Geister bleiben aus, die sonst in den Gemäuern des Landes doch hausen). Die Philanthropie von Sir Hugh, der rüstig und aufrecht den Achtzig zuschreitet – von seiner guten Gattin geliebt wie am ersten Tage, ermöglicht dieser, begabte junge Künstler zu fördern und manch schönes Stück vom Schaffenden zu erwerben, das – kaum zehn Jahre später – den zwanzigfachen Preis erzielt; ist aber mit diesem Verfahren auch den angehenden Berühmtheiten geholfen: können sie sich in ihren frühen Perioden kaum allein von Ölfarbe nähren.

Saskia unternimmt Reisen, die sie eines Tages auch hinüber auf den Neuen Continent führen, wo dito das Interesse für wertvolle Gemälde wächst, und ihr Sohn besucht die besten Schulen des Landes, bildet sich.



Just zu jener Zeit erblickt ein Mädchen das Licht der, von Musik und Wort überquellenden, österreichischen Metropole, das dereinst Saskias Schwägerin werden soll: Wilhelma von Kurz.

Großpapa Felix⁶⁴ war der Bühnenliebling der Stadt gewesen, er brachte einen Hauch von Molière ins Volkstheater, mit ihm wich Improvisation und Extemporewirtschaft dem Rollenbuch, Große wie Haydn begannen, die (bislang recht einfallsarmen) Musikmacher an den Bühnen abzulösen – und daß alles trotz (oder wegen) des neuen Professionalismus auf dem Gebiet, welches wie kein and'res das Leben und die Lebenslust der Donauländer bestimmt, explosiv blieb, wurde Kurz als Verdienst angerechnet. Er – der würdige Nachfolger des Gottfried Prehauser (Schwinger des Hanswurstischen Scepters und seinerseits Erbe des einmaligen Stranitzky) – lebte frischfröhlich als »Bernardon«⁶⁵ bis 1786, wiewohl der Literaturpapst der Kaiserstadt, Joseph v. Sonnenfels beim Ableben seines Vorgängers spitzfedrig vermerkt hatte: »*Er ist gestorben der große Pan...*«, womit der getaufte Essayist nicht des Prehausers irdische Figur apostrophierte sondern die des Kasperls, Possenreißers, als der dieser die »*Lazzi und Fopperein*«⁶⁶ zu literarischen Höhen hob. Felix aber war auch als der erste Große seiner Gilde im Lande bekannt, was die Höhe der Gagen anbetraf. Das monatliche Salair des Barden betrug zwar lediglich 40 Gulden »plus Accidentien«, doch ebendiese Nebenverdienste auf den Brettern, die ihm wahrlich die Welt bedeuteten, übertrafen sein Gehalt um ein weites: »Eine Ohrfeige einstecken: 1 fl⁶⁷, Wasser über den Kopf gegossen bekommen: 30 Kreuzer, eine Arie mit Worten versehen: 1 fl – dazu noch gar »ein neues Stück verfassen: 12 fl«.

Kurz hatte einen Sohn, der nicht in seine artistischen Fußstapfen trat (couragierter Cafésieder), der ehelichte anno 16 (da bereits wamperter, Uhrkettenbehängener Fünfziger) ein schönes mosaisches Mädchen aus hungarischem Industriellenhaus, der Verbindung entsproß eine Tochter, jene Wilhelma (katholisch) – und als der Vater (Franz) dreizehn Jahre nach deren Geburt verstarb, verkaufte die Wittib, die schwarze Seraphina (»*Fini*« gerufen) die Mokkaauschank, und sie verzog mit dem Kind nach Holland, nach Breda, allwo der wohlhabende Bruder als Großkaufmann tätig. Im platten Lande benennt man sich um in »de Kort« und wird sich, Jahre später, mit den van Kaanschen zusammentun.



IV.

Revolution in Paris.

Frankreichwanderer Cohen hat (mit Börnes Hilfe, der auch schon da) tieferen Einblick genommen in die differenzierten Details der gesellschaftlichen Entwicklung seit 1789, die Macht der Mächte erkannt, die – 25 Jahre danach, 1815 – die vorherigen Zustände restauriert hatten, welche doch zu jener ersten großen Erhebung geführt des französischen Volks. Er steigt mit seinen (nun) Landsleuten geistig wie *in personam* auf die Barricaden, zumindest den Absolutismus, die dirigistische Unterdrückung endgültig hinweggefegt zu wissen. Was dabei herauskommt ist jedoch eine Klassenwirtschaft unter Federführung der Bürger (der finanzkräftigen) – wie Lafitte, der Fachmann versichert.

»Von jetzt an werden die Banquiers herrschen!«

Hastig wird (dem Proletariat die Chance zu nehmen, abermals die Regierungsgewalt an sich zu reißen) Louis-Philippe, Duc d'Orléans von der Kammer zum König gemacht – ein Landesvater, der allein durch sein Vorhandensein beruhigend wirkt, es regiert das Parlament, liberale Leute, denen sowas vorschwebt wie eine (nach britischem Muster errichtete) Constitutionsmonarchie, in der sie die Hauptrollen zu spielen gedenken. Dieser Weg (meinen sie) sei der gangbarste hin zum großen Glück der Menschen (auf ihm würde denn auch das Ansteigen der Börsenkurse gesichert sein...), den beschworenen Menschenrechten, jenen »Droits de l'homme et du Citoyen« (sagen die Acteure) sei Genüge getan (hauptsächlich denen der Menschen, die öffentliche Abgaben entrichten, so Abgeordnete ernennen dürfen, zu denen man womöglich gehören möchte); daß diese biedereren Steuerzahler nur einen Bruchteil darstellen der Bevölkerung *in toto*¹, fällt vorerst nicht so sehr auf.

Die Tage des eminenten Empereur, des Napoléon Bonaparte, Kaisers von eig'nen Gnaden sind Geschichte, auch sterben nun nicht mehr französische Soldaten wie in der, mit der Fünfhunderreaction Hand in Hand geschrittenen, den imperialistischen Intentionen des Usurpators contrapunctisch auf dem Fuße gefolgt gegnerischen Heiligen Allianz, die kaum etwas sanctisches an sich hatte.

Louis-Philippe (wie Redacteur Cohen ihn sieht) ist ein älterer, leicht corpulenter Herr, emsig bemüht um die Erhaltung seiner Popularität, die er in gewissem Sinne dem Umstande hat zu danken, daß er eifrig die Marseillaise gesungen, er nimmt aus den Händen des, schon zu Lebzeiten legendären, General Lafayette die Tricolore entgegen, der dabei in den Ruf ausbricht: »*Vous êtes la meilleure République!*«² (die ›Sache des Volkes‹ denn von kaiserliche in königliche Hände gegliedert) – und um dies Statement zu untermauern, wärmt fortan der Monarch (der keiner ist: nicht er herrscht sondern die Herren Bourgeois im Parlament) permanent die Tatsache auf, daß er als Krieger seinen Mann gestanden (in zwei Schlachten der Revolution gegen die Preußen und Österreicher – Valmy und Jemappes), und darüber hinaus zeigt der Gute sich nicht selten auf dem Pariser Boulevard – nicht als Mann von Gottes Gnaden, als Bürger unter Bürgern, der nach Geschäftsschluß ein wenig an der frischen Luft lustwandelt. Statt Krone und Scepter trägt dieser Volksfreund sich mit Filzhut und Parapluie, was ihm den Spitznamen »*Der König mit dem Regenschirm*« einbringt – er lächelt, jovial nach links und rechts grüßend, die Mitpromenierenden an, jenen Angestrahnten durch den ihrigen Stand zu schmeicheln, und mitunter läßt er auch seine edle Gattin, Marie-Amélie diese, seine Promenaden durch deren gloriose Gestalt apotheosieren.

Monsieur und Madame Spießbürger wissen zu wirken.



In der Heimat der, auf der anderen Seite der polnischen Grenze siedelnden, vom Stammreich unfreiwillig separierten Cohenlinie zu Chludowo (weiter Klodawa) hat es in diesem Revolutionsjahr endlich den, lange schon schwelenden, Aufstand gegeben gegen den russisch-despotischen Unterdrücker.

Im November war's so weit.

Ein electrischer Funke
durchzuckte in einem Augenblick
das ganze Land!

So verkündet ein Manifest der Freiheitshelden.

Der Volksaufstand wider die »*Colonialherren aus Moskau*« löst ein – durch Europa schallendes – Echo aus. Im nationalen Streit der Polen sieht die Bewegung der Democraten sinnbildlich die Erhebung gegen jene, so »*heilige*« Alliance der Preußen, Russen und Österreicher: das Machtdreigestirn.

Voran in liberal-deutschen Köpfen wogt spontane Sympathie für den mutigen, östlichen Nachbarn. Als führte der einen Stellvertreterkrieg wider das verhaßte Polizeiregime der finsternen Aera, und Ludwig Uhland dichtet:

»An der Weichsel fernem Strand
tobt ein Kampf mit Donnerschall –
weithin über deutsche Lande
rollt er seinen Widerhall.

Schwert und Sense scharfen Klanges
dringen her zu uns're Ohren –
und der Ruf des Schlachtgesanges:
NOCH IST POLEN
NICHT VERLOREN!«



Als Heine im drauffolgenden Jahr (1831) seinem Freund Cohen in die Emigration nachfolgt, kann er in Paris ein Gemälde bewundern, vor dem sich tagtäglich die Menge versammelt: »*La Liberté guidant le Peuple*«³. Es stellt (allegorisch) eine Scene dar aus der Julirevolution (jüngstes Perfect also): eine junge Frau, barbrüstig, die bekannte phrygische Kappe auf dem Haupt einer Kämpferschar voranstürmend, die blauweißrote Fahne in der Linken – an einer Ecke verziehen sich die Schwaden des Pulverrauchs, geben den Blick frei auf die Türme der Kathedrale von Notre Dame, von hellem Sommersonnenschein erleuchtet, am Boden neben der neuen Jungfrau Jeanne von Kugeln getroff'ne Revoluzzer, zu ihrer Linken ein Pistolettenbewaffneter Halbwüchsiger (an Kleidung wie Gehabe als echt Pariser Vorstädter auszumachen), zu ihrer Rechten Studenten mit Musqueten und Zylinderhüten wie Fabrikssklaven in Bluse und Mütze.

Heinrich nun sieht den Effekt des Aufstands naturgemäß mit anderen Augen als Bernard – er kommt direkt aus Deutschland, wo noch wenig Rede von einer gemeinsamen Revolte der Studenten und Arbeiter, gar der jüdischen Arbeiter. *Au contraire*⁴: die Perversion nationalacademischer Gedanken findet da Nahrung in der Deutschtümelei von Turnern und Schützen, in schlagenden Verbindungen hinterwäldlerischen Landtagsdebatten. Haben die Herren Studiker auch aufbegehrt wider das Metternichsche System, fanden die Ideen, die über den Rhein gedrungen, demokratischen Widerhall an den Universitäten der Länder, wurde auch anno 15, im Jahre der Pariser Restauration ebenjene ›*Deutsche Burschenschaft*‹ ins Leben gerufen und zum 18. Oktober 17, am Fest an der Wartburg die Symbole der Reaction: der bekannte Schnürleib absolutistischer Macht, der Corporalstock des Militarismus, der Zopf der Burocratie – den Flammen übergeben und die schwarzrotgoldene Fahne der Freiheit enthüllt – der Dualismus der Deutschen blüht. Ablehnung (schlecht-hin) der Revolutionsepoche, deren Ideen, Institutionen, juridischen Satzungen – Stein, Gneisenau, Arndt (der und Jahn, der »*Turnvater*«, predigen die »*Lehre vom Volksgeist*« und verbinden sie mit dem christlich-germanischen Mittelalter) sahen 1813 Europa geteilt in eine Sphäre der Freiheit und eine der Unfreiheit. Die Umkehrung der Tatsachen.

Stein, der Freiherr hat die Denkschrift »Über die Herrenbank« unters Volk gebracht, referiert da, die Verschiedenheit der Stände sei alt und ehrwürdig, das Ungleichartige dürfe nicht zusammenschmolzen werden ohne Rücksicht auf Stand, Erziehung, Beruf, Vermögen und voran Vergangenheit: »... sie wollen alles verwirren, alles demokratisieren... sie vergessen, daß das Land, das sie constituieren wollen, die Geschlechter, die sie unterdrücken, die Stände, die sie durcheinandermischen wollen, eine Geschichte haben, ein Gedächtnis besitzen.«

Im Fahrwasser solch deutscher Gelehrter wie Rühs und Fries trieb eine ganze Reihe Pamphlete der Hebräerhetze, dickleibige Bände mit dem Gesamtaufgebot an Uraltansichten, denen – wie Börne in einer geschliffenen Recension befindet – »all der Schmutz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesetzt.«

1816 erließ der protestantische Theologe und Publizist H. E. G. Paulus einen »Patriotischen Aufruf an die Fürsten Deutschlands« – mit der Forderung, die äußere, das heißt die gesetzliche, institutionelle Verbesserung ihrer (der Juden) von der inneren, der moralischen Besserung abhängig zu machen und dem Einzelnen, welcher sich durch Erziehung und Betragen selber den guten Bürgern gleichgestellt habe, auch die gleichen politischen Rechte zu gewähren. Obschon der Verfasser eher als *judenfreundlich* zu betrachten, baut doch gerade er auf ein Collectivurteil, wo schon Wilhelm v. Humboldt ironisch hingewiesen auf die »recht bedenklichen Konsequenzen« solch staatlichen Ausleseverfahrens.

All diese Eindrücke hat Heine mitgebracht nach Frankreich, vermeidet's aber auch nicht, sein neues Zuhause satirisch zu sehen. Er soll sich über die Seinemetropole als »schöne Zauberstadt« auslassen und den jungen Maximilian in seinen »Florentinischen Nächten« über die, den Julitagen folgende Epoche sagen lassen:

»Sonderbar! Paris ist der Schauplatz, wo die größten Tragödien der Weltgeschichte aufgeführt werden ... aber dem Zuschauer dieser großen Tragödien ergeht es ... wie es mir einst an der Porte Saint-Martin erging, als ich die ›Tour-de-Nesle⁵ aufführen sah. Ich kam nämlich hinter einer Dame zu sitzen, die einen Hut von rosaroter Gaze trug, und dieser Hut war so breit, daß er mir die ganze Aussicht auf die Bühne versperrte, daß ich alles, was dort tragierte wurde, nur durch die rote Gaze dieses Hutes sah, und daß mir also alle Greuel der ›Tour-de-Nesle‹ im heitersten Rosenlicht erschienen.«

Item unserm Cohen werden ähnliche Impressionen in seiner Wahlheimat die Sinne ein wenig verklären, doch aber bleibt er der Streiter für Recht und Gleichheit, für die Freiheit der Menschen wie Heine auch, das Recht und die Gleichheit und die Freiheit – voran für die Juden – zu erkämpfen gewillt, deren Rechte und Freiheiten und Gleichheit mit den Christen zu dieser Zeit in Europa (mit Ausnahme Englands – doch auch hier stark einzuschränken) keineswegs noch selbstverständlich.

In diesen tendenciösen Tagen wird Eric Potter, Saskias und Hughs Sohn einundzwanzig – ein Ereignis, das nicht nur in Comrie tüchtig gefeiert (daß dazu das ganze Dorf, das Schloßgesinde und alle Freunde geladen, muß nicht erwähnt werden). Es bietet auch Anlaß zu einer Reise ans Festland, nach Paris und Amsterdam. Sir Hugh bleibt in seinem Alter da lieber zuhause, auszuruhen von seiner jungen Familie, die ihn sonst ordentlich in Atem hält – Lady Potter und der Stammhalter setzen über nach Frankreich, zuersteinmal den lieben Cousin und Onkel Barnawe zu besuchen, der sich jetzt nicht nur schon ›Bernard‹ schreibt sondern ›Cohèn‹ dazu.

Der – wie sein Vater hochgewachsene – Eric (dem wie aus dem Gesicht geschnitten) mit den braunen, semitischen Augen der Mutter macht Eindruck auf seine Umwelt, auch in Paris verfehlt seine Erscheinung nicht ihre Wirkung: die märchenhaften Midinetten auf der Champs Elysées, der napoléonschen Prachtallee wenden sich um nach ihm und fragen keck, wer wohl die elegante, blonde Dame an seinem Arm möge sein, die doch seine Tante könnt' vorstellen – und Mama Saskia genießt dies, mit dem schönen Sohne zu den Stätten zu flanieren, die Bernard ihnen benannt, da Touristen nicht hinfinden.

Die Frau denkt zurück an London, an ihren seligen Papa, an ihren Grimm über Johns »Untreue«, an die Gallery am Strand, an ihr Traumkleid und wie die Tür zur Ausstellung sich öffnete und »er«, Hugh vor ihr stand.

Wie rätselhaft diese Welt doch sein kann, geht's Saskia durch den Kopf – welch Schicksal hat sie und ihren jüngeren Bruder, den Hendrick so verschieden werden lassen? Er (mit demselben Vater und derselben Mutter) hat bis heut' nicht Contact gefunden zum andern Geschlecht, sie – mit achtzehn bereits – die Liebe des Cotman, dann die (fast überirdische) Verehrung des Potter, der aus ihr, dem holländischen Bürgersmädchen eine britische Edeldame geformt, dem sie so viel zu danken hat, vor allem den, über alles geliebten Eric, welcher (wie sie's doch ersehnt, als er – trotz ihrer Abstammung – getauft worden war) nie sein Judentum verhehlt.

Denn das Blut der Mutter, der »jiddischen Mamma« wie sie sagen im alten Polen, ist so rot, daß es noch das blaueste des Vaters – und sei der ein König – zu färben imstande.

Als Mutter und Sohn dann nordwärts Richtung Amstel reisen, hat Lady Saskia einen Watteau – das »Venetianische Fest« im Gepäck. Das Gemälde will sie der »Galerie van Kaan« zu Ausstellungszwecken stiften, so wie sie hofft, daß eines Tages auch der »alte Rabbi« – jener »kleine Rembrandt«, das Erbstück ihres Ahn Jacov, des ersten unserer Cohen in Holland auf Comrie Castle werde zu besichtigen sein.

»Wat heb ick toch een mooie kleinzoon!!«⁶ ruft Veronique van Kaan, da ihr der schmucke Enkel gegenübersteht, sie ihn die großmütterlichen Arme darf schließen und Saskia ans Herz drücken. Als sie vor Jahren in Schottland gewesen, hat sie einen Knaben geseh'n, jetzt überragt der Jüngling sie um Haupteslänge; und auch Onkel Hendrick umarmt den Neffen und kann sich bei der Schwester nicht genug bedanken für die Leihgabe aus Frankreich.

Saskia muß die halbe Nacht berichten vom Leben auf Comrie Castle, vom Gatten, vom britischen Adel und ihren Reisen, Eric spricht vom Internat in Huntly bei Aberdeen, da er jahrelang doch lernte, Hendrick schwärmt von Vetter Barny und dessen Plänen, und Mama weist einen Brief vor von jenem, mit welchem er alles expliciert, was er auch in Paris den Comriern auseinandergesetzt.

*Opoe*⁷ ist Siebzig geworden (dies der Anlaß, dazu grad der Geburtstag Saskias Sohn, für die Visite), aber sie ist gesund und wohlauf, in Gedanken allerdings immer noch bei ihrem Manje, der schon fünfundzwanzig Jahr' unter der Erde. Eine lange Zeit für die Witwe, die erst jetzt das Glück erlebt, daß auch der Sohn in Vaters Sinne werkt und sein Interesse hat entdeckt für das Geschäft aus Rembrandts Tagen. Zu einer Verbindung vor dem Rabbiner will sie ihn zwar nicht drängen (obschon der Mann bereits hoch in seinen Vierzigern), doch sie hofft eben auch von seiner Seite einst einen Nachkommen zu erhalten.

Lady Saskia ist übergücklich, eine Woche an den Stätten ihrer Mädchenzeit verweilen zu dürfen, sie trifft alte Freundinnen und muß erzählen, erzählen, erzählen – und ihr Herr Sohn läßt sich derweilen vom Onkel in die verrufenen Viertel Amsterdams verführen (immerhin ist er ja nun ein Mann und muß wissen wie's zugeht in der Welt...) – mit den schönsten Weibern getöner Hautfarbe, die man (oft nicht so ganz nach eig'nem Wunsche) um der, die Civilisation wohl belebenden Prostitution willen aus allen niederländischen Colonien an die Amstel verschifft. Großmütterchen jedoch weiß nichts von derartigen Excursionen, sonnt sich darin, einmal ihren Cohenzweig zusammenzuwissen.

Dann müssen Tochter und Enkel wieder heim nach Potterland, man liegt sich an der Brust, weint ein wenig, Saskia nimmt ein duftiges Blumenbild von Seghers⁸ mit nach Comrie und erhält das Versprechen, daß man – wenn der Zeitpunkt gekommen – auch den »alten Rabbi« wolle in England exposieren.



Am anderen Ende Europas erlebt der Stammast der Familie kaum so wonnige Wochen wie die Holländer.

Im vergangenen Jahr, dem der Pariser Revolution hatten sich eben auch die Polen ermannt und standen auf wider die, in diesem Falle fremdländische, Tyrannei. Unter dem Commando des Lieutenant Wysocki erstürmten am 29. November des Abends Fähnriche das Königliche Schloß zu Warschau, die – als zarentreu verrufenen – jungen Herren der Officiersschule der Armee überrumpelten die zarentreuen Palastwachen, machten den zaristischen Platzkommandanten, den baltendeutschen General Hauke nieder auf ihrem Marsch zu den großfürstlichen Gemächern, der (arg verhaßte) Warschauer Polizeichef, der Lubowicki (durch Zufall im Schloß ange-troffen) fiel von Bajonettstichen durchbohrt, General Gendre, Konstantins Adjutant durch eine Pistolenkugel; der Großfürst selbst, für den nicht Wenige vor den Türen seines Allerheiligsten ihr Leben ließen, floh samt geschreckter Gattin (aus dem volledlen Geschlechte derer von Lowicz) in letzter Minute durch einen geheimen Gang.

Nur Stunden dauerte es, bis die Insurgenten die gesamte Metro-pole in Händen hatten, das Zeughaus erobert gaben sie Waffen aus an das Volk, sich der russischen Unterdrücker zu entledigen: im Morgengrauen war deren Herrschaft gebrochen; die sechsunddrei-ßigjährige Herrschaft über das Land.

Das Manifest des Sejm, des Parlaments endet in hohem Pathos.

Wir werden die Waffen nicht eher niederlegen,
als wir die Unabhängigkeit und die Macht –
die einzigen Garantien uns'rer Freiheit –
wiedererringen!

Ein Eid, dessen Einlösung Generationen Polen soll befassen.

Doch das Gnesnergebiet, allwo Esaja und die Seinen die erregen-den Ereignisse – vom Stammstaate weiterhin abgetrennt – verfolgten, bleibt vorderhand deutsch.

Die Zwillingsbrüder da – Moses und Aaron – sind 20 geworden, intelligente Burschen, vom väterlichen Geschäft aber wollen sie wenig wissen. Zwar ist Aaron an modischen Dingen interessiert, weist den Vater und Meister auch immer wieder drauf hin, daß gerade Lederwaren dem Zeitgeschmack unterlägen (Esaja hingegen will Ejzes⁹ nicht annehmen, vom Sohne schon gar nicht) – so entschließt der junge Mensch sich, eine gute Schule zu besuchen, da einiges zu lernen über den Tám¹⁰ der Völker, wobei ihn die Mutter (kränkelnd leider, die Arme hat es auf der Brust) unterstützt. Jelena schlichtet auch stets den Streit, der aufkommt zwischen dem Vater und seinen älteren Söhnen, denn auch Mojsche ist widerspenstig; calculiert gar dem Táte vor, daß der Betrieb unrentabel arbeite (zum begabten Rechner hat er sich entwickelt). Da wendet der Mann sich ganz dem Jüngsten zu, der nun (nach seiner Bar-Mizwe) sich das traditionelle Cohenhandwerk erwirbt. Artur.

Und im weiter österreichischen, südlichen Teil Polens (von Maria Theresia occupiert, die allerdings die Annexion – paradoxer Weise doch prophetisch – beweinte: *»Wann ich längst tot bin, wird man seh'n, was aus dieser Verletzung all dessen, was als heilig und gerecht galt, hervorgehen wird. Treu und Glaub' sein für alle Zeiten verloren...«*), im galicischen Tarnow blüht und gedeiht die Sippe der Landauer. Nesthäkchen Reisele ist vier und lieblich anzusehn, Schwesterchen Luise (11 bereits) weniger, was der Mutter Kummer bereitet, denkt die doch bereits daran, auch ihrer Tochter eine gute Partie zu vermitteln (in jenen Regionen heiraten die jungen, jüdischen Damen nicht selten schon mit fünfzehn); Leib, der grojsse Jing, war zu Simches Tojre¹¹ sechzehn – singt seit Jahren den Contralt in der Synagoge von Krúkew¹², wofür der Vater gutes Geld cassiert (ist sein Sohn auch bald in der Mutation) – und jener selbst, Junker Jochanaan, Stifter der Schar schnorrt munter wie gehabt, wo die Gattin, die Dvojre fleißig ihrem Eherührigen Gewerbe nachgeht.



Nach der Neige der verfloss'nen Jahre Zwanzig scheint bei unseren Leuten der diversen Namen und Stammbaumäste Alles auf 1836 hinzuarbeiten, da sich hier wie dort etliches soll ereignen.

Den ersten Schritt in diese Direction tut der Stammhalter der van Kaan-Linie, indem er sich endlich im Alter von exact fünfzig in die blutjunge Wilhelma de Kort recte Kurz verliebt, und das geht so:

in Bredà soll (wie Hendrick hört von einem Sammler aus dem Tuchemetier) ein Breughel bei einem gewissen Polak van Deventer, Großhändler in Leinen im *winkel* hängen, den zu erwerben der Galerist gedenkt; ergo reist er nach dem Süden, mit dem Plane beim Deventner als simpler Kunde aufzutreten, ganz nebenbei das Gemälde ins Auge zu fassen und (*dito en passant*) anzufragen, ob es verkäuflich – so den Preis nieder zu halten.

Dem ersten Menschen, den van Kaan da zu Gesichte kriegt, muß er nicht lang Theater vorspielen, denn es ist Mama Fini geborene Polak verwitwete von Kurz, die den – seriös auftretenden und als auch-Israeliten erkennbaren – Amsterdamer mit dem nordischen Rufnamen unvermittelt in charmantcoquetter Art in gebildete Gespräche verwickelt über den Stand der Dinge in Nederlands als im Oostenrijk. Da erfährt Hendrick einiges von der zwiespältigen Situation, in welcher die Juden der weiten Donaumonarchie sich sehen, kann auch über die Lage seiner Sippe im Polnischen berichten.

Dann tritt der Bruder seiner Conversationspartnerin heran, ebenjener Polak aus dem Stamme Askenazy¹³ – ehemals kaiserlicher Untertan, aus Budapest nach Wien verzogen und später im Holländischen – zuerst in Deventer (daher der jetzige Zuname des Herrn) Heimat genommen, bald jedoch weitergewandert, weil diese Stadt immer harscher Juden abwies. Und er fragt nach dem geschäftlichen Begehr des, mit seiner schwesterlichen Haushälterin (Isbar ist Junggeselle geblieben) privatparlierenden Hebräers aus der Amstelstadt.

»Ja nu – – ik heb vernomen dat U – – Reb Polak verkoopt de beste linnen in ons land – –¹⁴«

Hendrick stockt im Satze. Nicht aus Unsicherheit hinsichtlich des Handelsguts, das ankaufen zu wollen er vorgibt (sich vorsorglich mit einigen Kenntnissen dieser Branche durch jenen kunstverständigen Amsterdamer Fachhändler eingedeckt), sondern weil – die Wendeltreppe von der ersten Hausetage herab – unter gerafften Röcken filigrane Füßchen in modischen Schühchen auftauchen, folgend passende Mädchenbeine (edel geformt), und zuletzt das weibliche Wesen in voller Gestalt erscheint, dessen blitzblaue Augen (von verstorb'nen Vater) wie das blauschwarze Haar (von der Mutter) den Cohen blenden. Daneben die, durch nichts zu überbietende, Jugend der Jungfer: sechzehn Lenze. Wilhelma.

»– *beste linen in ons land* –« stottert der Durcheinandergebrachte repetierend, und *moeder* de Kort beeilt sich, dem sympathischen Fremden ihr lieb Töchterlein aufzuführen.

»*Küß' die Hand, mynheer!*« knickst das Kind wie als Kleines in Wien gelernt, dienert (vollends zur Erde herabgeschwebt) in austriacianisch-untertäniger Manier vor dem vermeintlichen Kunden, und der nennt (gebannt von der unbefangenen lächelnden Schönheit, die nahezu in der Lage seine Enkeltochter abzugeben) auch seinen Namen.

Das weitere verläuft, ohne daß der hoffnungslos Herzerregte wahrnimmt wie: der reife Mann (seit allzulangen Jahren doch zurückgezogen lebend vom anderen Geschlecht) ist hypnotisiert von der virginalen Frische der Feenhaften, ihm ergeht's wie einem alten Aesop'schen Isegrim, recht grau schon um die Lauscher, dessen feuchte Fährte unversehens eine jähheiße Jungwölfin kreuzt, worauf er – aller Gepflogenheit des Alleinjagens müde – deren Spur aufnimmt.

Hendrick hört sich drauflosreden wie im Traum, er ordert breite Bahnen vom besten, irischen Leinen, dazu etliche Ellen Band – wohin er soll mit dem Zeug ist ihm einerlei, vielleicht wird er alles seinem Tuchefreund zuhause ablassen: Hauptsache er genießt weiter die Gesellschaft des taufrischen Töchterls, dessen muntere Mama (wiewohl eingangs selber ein Aug geworfen auf den stattlichen und im Alter recht zu ihr passenden Mann) nun merkt, daß dessen Blicke allein an dem Kinde hängen, und die – vom Bruder vorgelegte – Ware jenes Gedanken nicht abzulenken imstande von ihrer Helmi.

Vergessen ist der »Zug der Blinden« – Grund Hendricks Reise, vergessen die gesamte Bilderhändlerei, jetzt ist er's der schwebt und zwar drei Fuß über'm Erdboden, all sein Sinnen ist drauf gerichtet, wie der Seele des, in seinen Augen unirdischen, Wesens nähertreten.

Damit setzt des niederländischen Stammhalters Herzensabenteuer ein, das – bis zur Vermählung mit Helmje – drei Sommer soll währen. Im ersten Jahre reist er (unter Vorgabe weiterer Leinenankäufe) jeden Monat nach Breda (die Ballen gibt er tatsächlich – und mit Verlust – weiter an seinen diesbezüglichen Handelspartner), sieht jeweils die Angebetete (noch wissen Onkel und Mutter nicht, daß sie eigentlich dem bekanntesten Amsterdamer Galeristen gegenüberstehn), im zweiten Sommer wagt der Freier endlich sein Inognito zu lüpfen, sich zu offenbaren, was nicht geringes Erstaunen der Holden (ihm nun schon gewogener) und noch mehr Interesse seitens Frau Fini und Onkel Isbar hervorruft – und vergessen ist auch die »ew'ge Schmach«, die ihm zwanzig Jahr' zuvor die Zauberin Gwendolyn angetan, als Hendrick van Kaan sodann officiell um die Hand der Wilhelma de Kort anhält.



Zur selben Frist wandelt auch Cousin Bernard zu Paris auf Minnepfaden – Freund Heinrich wird später treffend befinden: »Die Herren Künstler tänzeln einher auf Freiersfüßen und trällern Hymenäen . . .«, womit er dann wohl Offenbach apostrophiert, was jedoch auch auf unsern Cohen paßt. Denn: ist ein Redacteur, ein Pamphletist, ein Pressemensch kein Künstler, so er's versteht mit Worten gegen die Übermacht an Feudalkraft, Vorurteilspest wie den, alles und jedes paralysierenden, Protectionismus anzukämpfen? Ein Unterfangen, welches dem scharfzüngigen Schreiber, dem Essayisten höchste schriftstellerische Artistique abverlangt.

Tatendrangs heimgekehrt nach Paris vom Hambacher Fest, dahin mit Börne gereist (mit Begeisterung notiert, daß dort wahrhaft der Bauer den Studenten, der Bürger den properen Proletariat umarmt, garstig Lieder aus voller Kehle geschmettert – Ludwig ein wenig sceptisch deutsches Egalitébestreben beobachtet, bei der Demonstration einen auch-Juden kennengelernt, einen gewissen Engelsohn aus dem Ruhrgebiet, heftigst discutiert mit dem), ist der französische Cohen (im reifsten Mannesalter, wie Vetter Hendrick seine Jahrhundertmitte genommen) dem Vorsatze den Weibern aus dem Wege zu gehn, Keine an sich, den steten Wortefechter und Geistesaufwiegler zu ketten, untreu geworden: als nämlich eine Dame seine Straße kreuzt, die solches wert.

Doveña del Canho.

Ahab der Rabbiner (Vater der marcantprofiligen Portuguesjüdin) ist da bereits jenseits der Achtzig, immer aber noch der unumschränkte Patriarch der spanisch-frommgläubigen *Kehilla* der Seine-metropole, er führt – anlässlich einer Soirée, zu welcher der allmächtige Véron (neureicher Alchimist der Musen, ursprünglich *dr. med.* und mit einem in Mode gekomm'nen Pharmaproduct zu Wohlstand gelangt) *tout Paris*¹⁵ geladen – seine Tochter (Zwanzig, und noch unversprochen) aus: und diese glänzt denn auch an der Tafel des Gastgebers in dessen Auteuilscher Villa wie ein orientalischer Stern.

Heine und Cohen nun besuchen jene Festivität aus professionellen Motiven – da trifft sich die *Crème de la Crème* der (immer noch reactionären) Scene, dies gilt's journalistisch auszuwerten. Dazu ist Véron eine der schillerndsten Persönlichkeiten der Epoche: eiskalter Scrupelverächter (denen ja die *fortune*¹⁶ auf halbem Wege entgegen-eilt) hat er sich in die Direction der Opéra gesetzt, die (von ihm aus Wien geholte) Tänzerin Fanny Elssler, die Jüdin gegen die Italienerin, die große Taglioni ausgespielt, die Zeitschrift LA REVUE DE PARIS gegründet, mit der er die öffentliche Meinung hemmungslos corrumpt – der Doctor scheut auch nicht davor zurück, potentielle Partner seiner particulären Pläne sich durch ein Mittel (ein kaum curatives) gefügig zu machen, welches (ohne Zweifel) zwar schon stets *en vogue* bei Thalienschen Transactionen, zuvor jedoch noch nie so offen und kühl berechnend war in Anwendung gebracht worden: die Gunst der Kunstdamen.

Bei diesem »*Magier des Metiers*«, als den Heine ihn zynisch zeichnet, finden sich die Seelen des, die »*liberté de penser*«¹⁷ auf sein Banner geschriebenen Bernard und des Kindes des kraßconservativen Greises Ahab und versenken sich ineinander in einer Manier, die seit altersher zum Lodern der Liebe führt.

Während die Portugiesin per berücksenden Busen brilliert, vermag der deutsche Jude den Geist in die Waagschale zu werfen, bei welcher Scharmützel ihm sein Heinrich wacker zur Seite springt. Ja, dieser ist's, der quasi die Verbindung stiftet. Er reizt die Schöne durch spitzzüngige Critique an jenen Circeln, denen ihr probater Papa angehört, worauf Bernard, kühn ihre Partei ergreifend (amouröse Erwägungen, wie ihm concediert werden muß) den Disput so recht zu entflammen vermag.

All diese Bemühungen wie Escapaden jedoch (obschon der Cohen mit Talent den *advocatus diaboli* mimt, seiner Mandeläugigen zu imponieren) täuschen den Rabbi nicht darüber hinweg, daß der Mensch, der sich da so eifrig um seine Dovy'a bemüht, ein Radicaler, ein dem Judentum, dem »*wahren*« abtrünniger, den zu befehlen es gilt. Ein Tournier mit dem Eidam in spe, das sich über zwei Winter soll ziehen.

Wo sie Alle herkommen (nachdem die Familie zwei Male aus Deutschland geflohen, dahin um 1000 gezogen), Hendrick und die geedelte Saskia wie Mama Veronique, Aaron und Zwilling Moses, Artur, Vater Esaja, Mutter Jelena, die Verwandten in Stettin – Schabataj mit seiner Marja, Sohn Zvi, dessen Salcia als auch der Neupariser Bernard: Polen, hat die Freiheit von 1830 nicht lang gewährt.

Bereits im folgenden Frühling marschierte Zar Nikolaus von Rußland mit einer riesigen, 115000 Mann starken Armee beim rebellischen Nachbarn wieder ein.

Die abermals Überfallenen (auf sich allein gestellt) hatten wenig Chancen gegen die Übermacht des Aggressors. Ihre Truppen kaum gut organisiert (mehrmals im Lauf des Kampfes wechselte die Heerführung und mit ihr die Strategie), im Winter ist's zu Ende. Was übrig von der geschlag'nen Streitmacht tritt über auf preußisches Gebiet, läßt sich da entwaffnen.

In endlosen Colonnen – zu Tausenden, Zehntausenden ziehen die Flüchtlingstrecks gen Westen, durch Deutschland und Frankreich, sie werden emphatisch empfangen, Bürger-Comités sammeln Geld und Bekleidung für die Emigranten, Wohltätigkeitsbälle und -basare werden organisiert, schwärmerisch versteigern junge Mädchen ihre Locken für die Helden.

Und noch ein deutscher Dichter, der August Graf von Platen widmet den Freiheitsstreitern ein Poem:

»Vermächtnis der sterbenden Polen an die Deutschen«.

»Wir gehen zu Grabe
erschöpft und blaß
nach manchem kühnen Straus
und atmen unsern Russenhaß
in Eure Seelen aus.«



Die Eheleute Zvi und Salcia fassen – nach langem Zögern wie nochmaliger Consultation eines Gynäcologen – den schweren Entschluß, einen Sohn zu adoptieren, da ihnen weiterhin Nachwuchs versagt geblieben. Die Beiden denken naturgemäß an ein jüdisch Wesen – einen Knaben, dem den alten Lederhandel, den Vater Schabataj (jetzt schon im alttestamentarischen Alter der Neunzig) so mühevoll und fleißig aufgebaut, zu vererben. So sieht das Paar sich um nach einem entsprechenden Kleinkind (ein älteres an Sohnes statt anzunehmen fürchten sie – wie sollte man ein solches an sich gewöhnen?), was gar nicht so leicht vor sich geht wie sie denken. Kommt's doch so gut wie nie vor, daß eine mosaische Mutter das ihre fortgibt, wie's leider in christlichen Kreisen nicht selten.

Bruder und Schwager in Paris ist der erste der Sippe, der die anstehenden amourösen Modalitäten unter Dach und Fach zu bringen versteht. Um Brautvater Ahab, den frommen nicht allzusehr in Harnisch zu wissen, benennt er sich wieder ›Barnawe‹ (dieser Sinneswandel soll nicht von Dauer sein), und jener selbst nimmt als Rabbiner die *chatunà* seiner einzigen Tochter mit dem Cohen vor.

Feierlich geht's her in der sefardischen Synagoge in der rue Richer, dem Paar unter der Chùpa¹⁸ tönt wie eines uraramäischen Maggids¹⁹ Worte des Brautvaters del Canho »*Barúch atà Adonái Elohénu Melèch haolàm*«²⁰ entgegen, der castilianische Cantor singt (allein bei Hochzeiten Ritus im orthodoxen Tempel, da Musik sonst nicht erklingt seit der Zerstörung des Jerusalemers) sein »*Kòl sassòn we kòl simchà – kòl chatàn we kòl kalà*«²¹.

Rabbi Ahab breitet den *tallid*²² über die, die er zusammenfügt, der Bräutigam zerbricht ein Glas im Angedenken an jene Synagogen-schändung, dann liest der Geistliche den Beiden den Heiratscontract – die *ktowà*²³.

Die Braut: strahlend schön unter ihrem Schleier – der Bräutigam: zärtlich diesen hebend, die Seine zu küssen.

Musje²⁴ Heine – christlich, die *jarmulka*²⁵ auf dem Haupt ein Harry wieder – ist in Gedanken bei seinen frommen Vorfahren, die zurückgehn auf die Jente²⁶, Schwägerin jener Glückel von Hameln, und auch die übrigen Feiernden sind gerührt, daß die del Canho, *Paragòn*²⁷ aus Portugal, doch eben hat den Streiter für eine bess're Welt genommen. So stark man auch die Vergangenheit hochhält – Juden leben in der Gegenwart, die ist für sie alles, der Tod von GOTT bestimmt hinzunehmen, sie blicken stets in die Zukunft, da sie ihren Messias erwarten.

Allein Bernard trauert trotz aller Wonnen doch ein wenig, weil seine geliebten Eltern nicht dabei sein können an seinem glücklichsten Tage – aber er will mit Madame Dovyva eine Hochzeitsreise unternehmen, die soll sie nach Stettin führen, den Teuren in die Arme zu sinken.

Im Sommer (1834) – nach einem Besuch bei Kurt Wagner in Berlin (der Achtzigjährige ist nicht wenig stolz auf seinen ehemaligen Lehrjungen) – treffen uns're Eheleute ein am Haff.

Und wie der Lauf des Lebens immer neues zutage bringt so altes dahingeht, kann Doveña dem Schwiegervater gestehen, daß sein Enkel unterwegs, ehe der Steinalte – fröhlich fast – das Zeitliche segnet. So hat's Ephrajms Erstgeborener noch erlebt, daß sein Zweig der, von jenem verstoßenen, Sippe sich fortpflanzt durch seinen jüngeren Sohn, da Zvi und Salcia ihm hatten den ersehnten Nachwuchs nicht geben können.

Das Pariser Paar ist dann in Stettin geblieben, da man sah, daß der Greis nur auf die Erfüllung seiner Gebete hat gewartet, in Frieden hinschreiten zu können; und zum Leichenbegängnis am schönen jüdischen Friedhof kommt auch Neffe Aaron, der jetzt in Posen eine Fachakademie besucht.

So schreitet denn die Wittfrau des Verstorbenen hinter dem Sarg: Marja am Arm der Söhne, die Schwiegertöchter mit dem jungen Chludowomann hinterdrein.

Jener – der schlanke Aaron – findet in Vetter Zvi einen warmherzigen, väterlichen Freund (ist der doch mehr als drei Jahrzehnte älter), und auch Salcia schließt ihn in ihr Herz, sodaß er gar nicht mehr zurück will auf seine Schneiderschule; aber er soll etwas lernen von der Mode in aller Welt. Da scheidet er wehmütig von den Verwandten, die ihm innig an die Seele gewachsen.

Mutter Cohen hat nun keine Aufgabe mehr seit ihr Schabataj sie verlassen – so nehmen Barnawe und Dovyja sie mit sich nach Frankreich, und sie wird auf ihre alten Tage noch etwas seh'n von der Schönheit der Seinestadt und bei ihnen bleiben, des Enkels zu harren.

Zur folgenden Jahresmitte (1835) findet endlich auch die Verlobung statt von Barnys Cousin Hendrick mit seiner Helmje

Lang hat das Mädchen gezögert, einen über dreißig Jahr' älteren Mann zu nehmen, nicht nur aber Mama Fini hat da zugeredet (an die glückliche Verbindung damals mit dem väterlichen Franz gedacht, erkannt daß sich hinter dem Tochterbewerber der reiche Amsterdamer Kunsthändler und Mäzen verbarg), auch Onkel Isbar stimmte zu und stellte doch wahrhaftig den schönen Breughel, den anzukaufen der Freier eben einst nach Breda fand, als Morgengabe in Aussicht; und zu guter letzt hat die Schöne dann selber Vertrauen gefaßt zum, mit seinen Zweiundfünfzig seriösen doch männlich strotzenden (wie im Herzen junggeblieb'nen) Hendrick, den nach und nach richtig lieben gelernt.

Die Braut nimmt vor der Eheschließung den mosaischen Glauben ihres Zukünftigen (wie ihrer mütterlichen Linie) an – jetzt ist sie die Jüdin, die sie (aus dem Schoße einer hebräischen Frau geboren) stets gewesen.

Veronique van Kaan zu Amsterdam bereitet alles vor für die schönste Stunde ihres Sohns – die soll ihm (man will nichts übereilen, Wilhelma Zeit lassen, sich im Innersten einzurichten auf den heiligen Stand der Ehe) nach dem christlichen Neujahr schlagen.

Bräutigams Geschwister, Saskia Lady Potter sagt zu der Ceremonie beiwohnen zu wollen, und ihr Bruder lädt denn all seine Geschäftspartner, gar den alten Lionel aus London ein, die jungen Maler, die er fördert – dazu Persönlichkeiten aus dem Jordaan wie der restlichen Amstelstadt: das wird ein Ereignis bedeuten wie damals, als Großvater Paul hat Großmutter Leja genommen und Urgroßvater Haman zu dieser Stunde die Galerie eröffnet, die heute aus dem Kunstleben des Landes nicht mehr fortzudenken.

Dovya Cohen erleidet eine Fehlgeburt.

Groß die Bestürzung beim Gatten, Schwiegermutter Marja und dem Greis Ahab. Ist doch auch der Frau Mutter einst mit dem Kinde im Leib nicht glücklich geworden, gar zugrunde gegangen an dessen Geburt.

Doveñas Abba warnt, GOTT zu versuchen und seine Tochter abermals einer Schwangerschaft auszusetzen – Cohens Mamme jedoch will einen Enkel seh'n, wenn ihr schon der ältere Sohn keinen geschenkt; das ist sie auch dem letzten Wunsche ihres Verblichenen schuldig. Sie läßt Rabbi Ahab in den Wind predigen.

Sie, die in Stettin mit Schabataj das aufgeklärte, aschkenasische Leben geführt, kann sich auch sonst nicht vertragen mit dem strenggläubigen (wie auch schon altersstarren) Sefarden – so spricht Marja ihrem Sohn aus der Seele, wenn sie jenen einen Mensch nennt aus einer vergang'nen Zeit, der die Welt von heute nicht verstehen will.

Im August ist Frau Dovya wieder guter Hoffnung.



Da zieht das, für uns're Leute so ereignisgelad'ne sechsunddreissigste Jahr seit 1800 in die Lande.

Wintersende findet in Amsterdam – zur übergroßen Freude der Mütter Veronique und Seraphine – die Trauung statt von Hendrick und Wilhelma, und neben allen prächtigen Präsenten, die das junge Paar erhält (darunter auch das Gemälde von Onkel Isbar), ist das Geschenk Saskias das schönste: sie bleibt drei Wochen, die Galerie zu betreuen, daß die Frischvermählten können eine Hochzeitsreise antreten nach Wien, wie Helmi sich's gewünscht. Die Stadt wiedersehen, da sie ihre glückliche Kindheit verbracht.

Nun steigen Mynheer und Mevrouw Galeriebesitzer aus Holland nobel ab im honorablen Hotel »Ambassador« am Neuen Markt – unweit dem Dom zu St. Stephan, in den Wilhelma (in der Atmosphäre, da ihr Großpapa selig, jener Mime Felix gewirkt, wieder das süße, kleine Mäderl) den Amsterdamer Gatten führt, daß der stauen mag über die hohe Kunst österreichischer Baumeister (unter denen nicht wenig Niederländer).

»Treten Sie näher, meine Herrschaften – treten Sie näher! In wenigen Minuten beginnt die nächste Vorstellung!!« wirbt der Ausrufer vor dem »Kleinen Welttheater« im Wurstelprater mit näselndsonorem Discant.

»Vergönnen der Herr Baron – –« wendet der Stimmgewaltige sich dann an Hendrick in einem Wienerisch, von dem der Angesprochene lediglich jedes zehnte Wort versteht *»– der Gnädigsten* (jetzt Helmi ins Visier nehmend) *– einen Blick auf die außergewöhnlichen Attraktionen, die unser Etablissemänt* (er spricht das Wort in der Tat *»Etablissemennt«* aus) *zu bieten hat.*

In der ersten Abteilung: die Dame ohne Unterleib und der große Riese, waswelcher Eisenstangen biegt als wärn's Strohröhrln – und in der zweiten Abteilung genießen Sie den Clou der Darbietungen! Die einzigen und echten siamesischen Zwillinge, z'sammg'wachs'n wie sich's gehört für ihnen: ein Herz und eine Seele!«

Und jetzt hockt Hendrick neben der Seinen drin im Zuschauer-
raum der armseligen Bretterbude und staunt über die Unverfroren-
heit, mit welcher der Herr Director (ebenjener Anpreiser des Pro-
gramms, der sie zum Entrée gelockt) die »*ananand geborenen*«
Kinder introduciert (jedermann kann unschwer erkennen, daß ledig-
lich deren Kostüme an der Seite zusammengenäht), den »*Herrkules*
vom *Bosspurrus*« (einen abgetakelten Hufschmied aus Stadlau, wie
Wilhelm ihrem atemlosen Gatten zuflüstert) präparierte, ferrumfar-
bene Rohre knicken und den Oberkörper (züchtig verhüllt, versteht
sich) eine »*Dame*« vor das »*p. t. Publikum*« rollen läßt auf einem
Podest, in welchem der fehlende Teil der Schaustellerin hüftabwärts
wohl verborgen.

Dann schleppt die Wiener Ehefrau ihren (schon arg ramponierten)
Touristengatten in die berühmte »Geisterbahn«, allwo Papiermaché-
tote sich aus schummrigschimmernden Särgen erheben und klap-
pernde Gerippe in die kleinen Wägelchen greifen, die mit den
Besuchern durch das Labyrinth schaurigschöner Kulissen kurven,
wobei der dralle Dienstbolzen (der mit seinem Liebsten, einem
geschniegelten Dragonerfeldwebel vor dem Cohenschen Gefährt
dahinrollt) aufkreischt, daß man es bis nach Haus in Hernals kann
hören.

Und als danach ein echter Hutschenschleuderer vom Grund²⁸ die
Schaukel, in welcher Frau van Kaan Platz genommen, himmelwärts
drückt, ist Hendrick strahlend stolz, die Herrlichste weit und breit
(und die Weana Maderln sind weltweit bekannt für ihren Charme!)
zum Weibe zu haben.

Später – nach einer echten Wiener Melange²⁹ im lauschigen
»Zweiten Caféhaus« – sieht sich das Paar vor dem »Kalafatti«
nebenan, dem Dreimeterchinesen, um den in Spielzeugkaleschen
und auf bunten Holzpferdchen der Nachwuchs der Rummelplatz-
besucher fröhlich kreist: da wird's ihnen warm um's Herz. Und der
milde Mittmärzentag, den Hendrick und Helmi genießen, tut das
seine...

Zwei Monat nach *Ròsch ha Schanà*, dem jüdischen Fest des Jahreswechsels, im *Kislev-Tevet*³⁰ kommt Dovyva Cohen mit ihrem zweiten Kinde nieder. Eine Nacht ringt der weise Abel Cartaxo³¹, Arzt aus uralter Ribatejofamilie wie die der Gebärenden, mit höheren Mächten – dann erblickt (nach außergewöhnlich schwerer Geburt) ein Knabe das Licht der Welt. Die Frau aber kann Abel nicht durchbringen. Doveña stirbt, nachdem sie ihren Sohn geküßt.

An ihrem Lager stehen Gatte Barnawe und Ssaba Ahab, erleben den letzten Atemzug des geliebten Menschen. Kein Blick fällt zwischen den beiden Männern. Als das Leben aus der Tochter gewichen, wendet der Portugiese sich der Marja Cohen zu, die am Fußende des Totenbetts die Scene schaurig beschließt.

»*Damèch beroschéach aél Jeschelèmlach al avonèch!*«³²

Also verflucht der Greis die Greisin, die in seinen Augen mit ihrem Drängen um einen Nachkommen den Tod hat verursacht seines schönen Kindes. Und der Sefarde verflucht damit auch gleich die »*ungläubigen Aschkenasen*«, durch deren Abesie die Jüdische Welt ist gespalten.

Ahabs Worte wirken.

Am Tage nach der *Brit Milà*, bei welcher der kleine Jude den Namen Achtaar erhält, erliegt Barnawes Mutter einem Herzversagen. Die alte Jüdin, deren Ahnen nach Bacharach am Rheine zurück zu verfolgen, wo man noch ein frommes Leben gelebt, konnte die durch den Rabbiner wachgerufenen Zweifel an Schuld oder Unschuld am Dahinscheiden der Schwiegertochter nicht ertragen.

In Wochenfrist geht auch del Canho dahin, der untröstliche. Das Drama ist beendet.

Sommer selben Jahrs verlassen den Esaja Cohen seine beiden Erstgeborenen, die nach den biblischen Brüdern Moses und Aaron benannt. Welcher Akt zu Chludowo gleichfalls mit Tod und Trauer zu tun hat. Mutter Jelena stirbt, jung noch, Mittvierzig – schon lange aber quälte sie doch ein nie versiegen wollender Husten, dem bald Lungenblut folgte (gegen diese Sieche weiß man noch kein Heilmittel, ihr fallen Hunderttausende in jenen Zeiten zum Opfer). Und nach der Lewáje³³, zu der Aaron aus Poznan herbeigeeilt,

gemeinsam mit den Brüdern um die geliebte Mamma zu weinen, geht Moses – als ein vacierender Wandergeselle, obschon Mathematicus und Denker – auf die Walz, ein Fußmarsch, der ihn endlich ins Galicische führt, allwo er in Tarnow eine aufgeschlossene, aschkenasische Kille antrifft, die ihn, den aufstrebenden, jungen Rechenmeister mit off'nen Armen aufnimmt. Und Bruder Aaron festigt sich in Stettin bei Zvi und Salcia, erobert (doch disponibel) einen guten Posten bei einem Herrn Rosenkranz (erfolgreicher Fabricant in modischer Damenbekleidung), der seine Modelle, die jetzt der junge Chludowoer entwerfen darf, weit ins Deutsche verkauft.

Zurück in der alten Heimat verbleibt der Cohenvater mit seinem Dritten, dem Artur, der denn Gerbermeister wird wie's der Tradition entspricht seiner polnischen Ahnen.

In Stettin finden die Guten der ersten Linie des Großvaters Ephrajm nun doch ein Kind ihrer Wahl: seit dem Winter schon beobachtete das Paar den kleinen Reuben³⁴, der im Waisenhaus der Israelitischen Stadtgemeinde die ersten Monate seines Lebens muß verbringen, weil seine Mutter bei der Entbindung gestorben und der Vater – ein umherkarrender Kramhandler – durch Reisetätigkeit bedingt nicht in der Lage, den Knaben aufzuziehn. Jetzt (Reubenju ist anderthalb Jahre alt – die Beiden haben sich richtig verliebt in das Bübchen mit den verschmitzten Äugelchen und den braunen Locken) sind alle gesetzlichen Formalitäten zur Adoption abgeschlossen, der leibliche Erzeuger hat seine Einwilligung zum notariellen Act schriftlich erklärt, will auch nicht dabei sein, sich besser losreißen zu können von seinem Blute.

Und der würdige Abschluß des, für uns're Familie so einschneidenden Jahres findet in den Niederlanden statt. Zu Amsterdam wird – in der Nacht von Sylvester auf den 1. Januar 1837 – der Sohn von Wilhelma und Hendrick, das Lenzkind, die »Wiener Melange« geboren. Die Neujahrglocken der Kirchen im Jordaan setzten – wie auf himmlisches Commando – ihr Geläut just mit dem ersten Schrei ein des neuen Cohen.

Amos van Kaan soll ein ehrlicher und tüchtiger Nachfolger werden in der Kunsthändlerdynastie der alten Sippe, deren Zweig am Stammbaum aus Sfarad im 17. Jh., von Polen kommend, in Holland Heimat gewonnen.



Das folgende Jahrzehnt bis zur Achtundvierzigerrevolution sieht (wie Scribent Bernard befindet) die europäische Judenheit weiter in recht schizophrener Situation.

Während auf der einen Front die Leuchten der diversen Nationen (seit Moses Mendelssohn) sich mehr und mehr aus mosaischen Kreisen recrutieren (in Deutschland wie in Frankreich, in Österreich, Rußland, Polen und weiteren – im Princip noch religiös-judenfeindlich eingestellten – Gesellschaften), wird andernorts (eben mitten in jenen Landen) die jüdische Minderheit eben auf übelste Weise discriminiert, verfolgt. Bis hin zu Hexenprozessen im finsternen Bayerischen Wald mit (wir schreiben das neunzehnte Jahrhundert!) Anklagen der rituellen Tötung christlicher Kinder, »um ihr Blut zu Opferzwecken zu benutzen«, wie der »einfachen Hostienschändung«.³⁵

Und daß sich an derartigen mittelalterlichen Actionen nicht nur unaufgeklärte, verhetzte (von der Pfaffengilde wie bisher, und nun auch von der jeweiligen Verwaltung) Schichten des Volkes beteiligen sondern auch studierte Männer (und ihre Frauen), macht die Vorkommnisse zum Scandal.

Vorkommnisse, die nicht Einzelfälle darstellen.

Wirre die unterschiedlichen Judengesetzgebungen – voran im Norddeutschen, im Rheinland, in österreichisch-östlichen Gefilden. In Preußens Städten hatte es zwar nicht Volksaufstände gegeben wie anderswo anno 19, die reactionäre Tendenz aber fühlt sich da nun bestätigt in den Augen der Bevölkerung. Auf der einen Seite besitzt das Land, in den engen Grenzen des Friedens von Tilsit, seit 1812 die modernsten, ja großzügigsten Paragraphen »betreffs den Status der Israelitenschaft« (man war auf dem Wiener Congreß für das Problem eingetreten) – allein bereits seit 1815 (just dem Jahr, da die deutschen Hochschüler rebellierten) wird das Gesetz verwässert. Durch Verwaltungsmaßnahmen, durch Eingriff königlicher Cabinetsbefehle.

Die Trennungswand zwischen Christen und Juden (von Humboldt und Hardenberg doch niederzureißen anempfohlen) ragt höher denn zuvor. Hatte Friedrich Wilhelm III. Reformen in der

Sache acceptiert, als der Befreiungskrieg gegen Napoleon bevorstand, offenbarte er sofort nach dem Sieg unverhüllt Aversionen gegen diese. Parallel in seinen Ministerien ward ein Gesinnungsrückfall acut, wie der Chronist noch aus seiner Berliner Lehrzeit weiß. Gipfel dieser schlimmen Geisteshaltung war die **Revocation**³⁶ der Civilversorgung Kriegsfreiwilliger mosaischen Glaubens. Selbst Träger des Eisernen Kreuzes machten da keine Ausnahme – sie blieben wie die Übrigen ausgeschlossen vom öffentlichen Dienst. Ein Jahr drauf regte gar der Preußische Innenminister Schuckmann (gestrenger Bürocrat in der hohen Gunst des Königs) eine Revision an des Edicts von 1812: Ausdehnung des Terminus »Staatsamt« auf communale wie ständische Posten, auf die Ausübung jeglicher Gerichtsbarkeit wie die Executive. Schielend wohl auf den, mit diesen verbundenen Erwerb von Grundbesitz, Dorn in Junkers Aug' mit seiner Klitsche im Osten.

Das Votum des Finanzministeriums vom 28. November 1818 schoß endlich den Vogel ab, indem es die Emancipation schlechterdings als Übereilung bezeichnete und eine Classifizierung forderte der Israeliten »nach ihrer Nützlichkeit«. In die unterste Classe gehörten die »Schacherjuden« wie die Schriftgelehrten mit Ghetto- und Kopfsteuer, Großhändler, Capitalisten sollten der mittleren zugeordnet werden, Wissenschaftler, Künstler und Ausübende eines bürgerlichen Gewerbes zuoberst gesetzt.

Im übrigen wollte man das Judenabzeichen wiedereinführen als auch eine »Normalzahl« festgesetzt wissen für die mosaische Bevölkerung in toto – doch aber z. B. die Militärpflicht weiter bestehen lassen.

Sterben für das Vaterland: ja. Menschwürdig leben in diesem: nein.

Trotz des Principis der Rechts- und Verwaltungsgleichheit, welches doch nur in Preußen Gültigkeit besitzt, heischt das Hardenbergsche Edict die Anwendung auch auf die wieder- oder neueroberten Gebiete – ergo auch im Polnischen bei den Cohen zu Klodawa. Anfangs denn auch beabsichtigt, wurde später stillschweigend beschlossen, alles beim alten zu belassen. Im Posnerland wie anderswo.

In der Province zum Beispiel Sachsen, in der Lausitz wie im ehemals Schwedisch-Pommern blieb ein Judenrecht gültig, das dem preußischen von 1705 nicht unähnlich: da lebt man weiterhin ohne bürgerliche Rechte unter der Beschränkung von Freizügigkeit, Handel und Gewerbe. War 1818 das – auf zehn Jahre befristete – Decret Napoleons, das die rechtsrheinische (sonst mit allen bürgerlichen und politischen Rechten ausgestattete) Judenschaft unter Ausnahmebedingungen gestellt, erloschen, verfügte eine Preußische Cabinetsorder seine Verlängerung auf unbestimmte Zeit.

Scandal dito: jüdische Kaufleute haben zur Ausübung ihrer Tätigkeit jenes ›Moralitätspatent‹ beizubringen. Das Gesetz gilt der Bekämpfung des Wuchers, trifft jedoch Alle. Alle Juden.

Als noch scandalöser als die diversen antiisraelitischen Machenschaften der Deutschen, so legt's Barney Cohen nieder, ist die (mitunter wahrlich lebensbedrohliche) Namensgebung mosaischer Bürger durch kaiserliche Hof- wie Amtsräte der österreichischen Ostprovinzen zu bezeichnen, wo jene Landauer Mischpóche zuhause: Galicien, Karpatho-Ukrainien usw. Als nämlich eines Tages obrigkeitlicherseits von jedermann, der nicht neben seinem Ruf- oder Taufnamen einen des Berufs aufzuweisen hatte wie Meier oder Schulze (der Adel natürlich ausgenommen, dessen Geschlechter stets alt wo nicht frisch aufgenommen in diesen Stand), ein Beinamen verlangt wurde, Volk und Bürger besser registrieren zu können, durfte der Schmied sich Schmied (Schmidt, Schmitt) benennen, der Schneider Schneider und der aus Kronach Cranach³⁷. Die jüdischen Untertanen aber des Kaiserhauses zu Wien erhielten ihre Namen hinter dem Samuel, Israel und Abraham einfach zugeteilt.

Wer Glück hatte und auf einen liberalen Magistrat stieß, konnte sich – wie bisher gerufen – nach dem Orte seiner jetzigen oder ehemaligen Heimatstadt eintragen lassen: *Frankfurter, Wormser, Neuss, Köllner, Kissinger, Lubliner, Landau(er)* – auch wurde ihm gestattet, sich nach seiner biblischen Kaste, also *Levi, Cohen* etc. zu schreiben: hatte Einer keine derartige Bezeichnung (auch *Manasse, Aschkenase*) aufzubieten, ward ihm – so er zu schmieren vermochte – ein klingender Familienname zuteil: voran Gold und Silber mit Veredelungen wie *Goldner, Goldberg, Goldblatt, Silbermann, Silberschein, Silberzweig*, dazu der von edlen Steinen wie *Diamant, Saphir, Rubin* (auch *Rubinstein*) und *Bernstein*, nicht

wenige erkaufte sich den *Graf*, *Fürst*, gar *König* und *Kaiser*, Finanzschwäch're mußten sich begnügen mit allerlei Tier- und Vogelnamen als da sind *Wolf*, *Fuchs*, *Geier*, *Adler* – bis zum zwitschernden *Stieglitz*, zum haarigen *Hermelin*. Auch Garten und Gehölz ward bemüht: vom *Apfel*- über den *Birnbaum* zur nad'ligen *Tanne*.

Die zehntausende Zahlungsunfähigen (oder -unwilligen) erhielten kurzerhand Farbnamen des Regenbogens übertragen. *Weiss*, *Schwarz*, *Blau*, *Gelb(er)*, *Braun*, *Rot(h)* und gar *Scharlach* – dann folgten die Witznamen: *Wasserstrahl*, *Tintenfaß* und *Streusand*³⁸, und ganz unten rangierten die ganz Armen – von den allmächtig-judenverachtend Gewaltigen der Matriculärämter wahrhaftig wie folgt ›getauft‹: *Quecksilber*, *Treppengeländer*, *Afterduft*. Selbst *Kanalgitterbestandteil*³⁹.

Was es bedeutet, dermaßen stigmatisiert sein Leben leben zu müssen, kann nur ein Jude ermessen.

Die Vierzigerjahre (bis hin zur neuerlichen Erhebung der Massen) weisen in Barnawes Buch (der ist wieder ein Bernard) als erstes einen Trauerfall aus an der Amstel: im Winter, nach dem Jahreswechsel zu 1840 verließ Tante Veronique, die geborene Levitochter aus Nancy mit Achtzig diese Welt. Wenn die Gute an einer Krankheit gelitten, dann der durch keine ärztliche Kunst und kein, noch so wirksames Medicament zu heilende des Alters, der höheren Ordnung ewiger Evolution.

Hendrick und Helmje haben am letzten irdischen Lager der Mutter und Großmutter ausgeharrt, Saskia hat zur Beerdigung mit Enkelsohn Eric übersetzt, und Klein Amos ist noch zu jung, den Tod zu begreifen. Für den Vierjährigen ist die *Opoe* nun als Englein im Himmel – und dort weilt sie wohl auch, so treu und ehrlich wie sie ihr Dasein verbracht.

Der gleichalt'rige Sohn Bernards – Achtaar (vom Vater als guter Franzose nur »Hector« gerufen), der Halbweise wächst ohne Mutter auf, doch von aller Liebe seines Erzeugers (bereits die 60 genommen) bedacht und obendrein betreut von der aufopfernden Ambroise, veritable Pariser *concierge*⁴⁰ des alten Hauses in der rue St. Honoré, da die Cohenwohnung gelegen. Die dickbusige, warmherzige (wo's Not tut aber auch energische, mit marcantem Mundwerk ausgestattete) Christenfrau ist dem Kleinen Großmutter, Mutter, Spielgefährte in einer Person, sie die glühende Socialistin (so Mieter Cohen geistig nahekommen) lehrt den ihr anvertrauten Winzling, zwischen den satten, selbstsüchtigen Spießern der Gegend, im Hause, und den einfachen, braven Arbeitern und kleinen Leuten zu unterscheiden. Madame Ambroise versorgt auch den Cohenschen Haushalt, kauft in den Hallen, dem »*Bauch von Paris*« ein für Vater und Sohn. Ab und an bringt auch Papa etwas leckeres mit aus der *Charcuterie*⁴¹ an der Ecke oder frische *gefüllte Fisch* vom »*frommen*« Laden des dünnen Reb Isidore in der rue Saint Martin. Dann setzt man sich – gemeinsam mit *grandmère*⁴² Hausmeisterin natürlich – in der kleinen Küche nieder zu einem Festmahl, bei welchen Anlässen die Mutige immer neue koschere Köstlichkeiten schätzen lernt.

Redacteur Cohèn ist längst sein eig'ner Herr. Hat den Verlag in der rue du Temple übernommen, arbeitet auf literarischem Sector eng zusammen mit Fritz Campe, jenem aus der Familie Campe, Hamburg – da Heine verlegt. So konnte Heinrich seinen Bernard auch mit der Edition – und voran der Übersetzung – von Lyrik beauftragen, ein differenziertes Unterfangen hinsichtlich des Dichters herrlichem Deutsch, so *difficile* ins Französische zu übertragen. Durch Heine kommt unser Cohen auch ins Benehmen mit einem dritten Verleger deutscher Herkunft (zu dieser Jahrhundertmitte leben bereits an die 85000 »*Sauerkrauts*« an der Seine). Arnold Ruge. Was jedoch das interessanteste an dieser Metierbekanntschaft (neben Erörterung der deutschen Sache): Colleague Ruge nimmt einen feurigen Fünfundzwanziger in seiner Wohnung auf, der kürzlich ebenfalls seine deutsche Heimat hatte verlassen. Karl Marx.

Marx, 18 geboren, im Zuge der Christianisierung des Vaters (Zwecktaufe, da dieser als Rechtsanwalt jüdischer Religion in Trier nicht die geringsten Chancen hatte) sein alttestamentarisches Bekenntnis doch abgelegt, auf dem Friedrich Wilhelm-Gymnasium

seiner beißenden Spottlust wegen gefürchtet, Student der Philosophie in Berlin, Graduation in Jena (da konnte man schriftlich – aus der Ferne quasi – seinen Doctor machen, Karl hätte die Hürde in der Hauptstadt infolge seinem, wirklich vor nichts haltmachenden Sarcasmus kaum genommen), danach per Reccomandation seines (ebenfalls semitischen) Freundes Moses Hess (der wird später als erster den Begriff »Zionismus« verwenden) Reporter und sogar Chefredacteur der liberalen RHEINISCHEN ZEITUNG in Köln. Das gravierende Ereignis seiner Laufbahn: vordem kaum involviert in das klägliche Dasein der kleinen Leute, jetzt confrontiert mit dieser Realität griff Marx in einem Pressebericht über eine Debatte im Rheinischen Landtag heftig den Staat an und schob diesem die Schuld zu am tiefen Elend des niederen Volkes; bis dato forsch den Armen als selbstverursacht angelastet. Genau dies war der Leitsatz gewesen von Bernards Schwiegervater, dem weisen und doch so kurz sightigen Rabbiner – da ist's kaum verwunderlich, wenn der alte Cohen und der junge Marx einander geistig entzündeten. Und eines strahlenden Sommertags des Jahres 44 bringt Barnawe seinen jungen Genossen (Partner schier nicht endenwollender Discussionen – voran solche um Karls »Zur Judenfrage«, Jahrs zuvor von Ruge verlegt) auf der Terrasse eines Caféhauses mit jenem, ihm vom Hambacher Spectakel bekannten, Jüngling zusammen – und er ahnt nicht, welch epochemachendes Team da ansteht. Friedrich Engels⁴³. Von Stund an geht's aufwärts mit Marxen, dem bettelarmen. Friedrich unterstützt den Mitstreiter wider den krakenhaften Capitalismus, und auch Cohen greift »Mohr« (so wird Karl genannt seines krausen Haars wie dunklen Teints wegen) unter die Arme. Als dann der genialische Geist aber in deutschen Emigrantenblättern Frankreichs das »System« (das der Preußischen Regierung voran) attackiert, polemisch bloßstellt, will die Heimat ihn als Hochverräter vor Gericht zerren, Marx gibt seinen deutschen Paß zurück, wird staatenlos (1845), geht nach Brüssel, wo seine (später so genannten) »Frühschriften« entstehen, in denen er die These aufstellt, die Revolution des Proletariats sei nichts weiter als die logische Folge der Geschichte, des politischen Processes, dem die Menschheit in den letzten 5000 Jahren unterworfen; der nichtjüdische Jude beginnt beim »Staatsbegriff«, kehrt Hegels Religion der »Göttlichen Vernunft« des Staates und seiner Gesetze um: »Der Staat ist ein Abstractum, das Volk allein das Concretum.«

Ergo solle nicht das Volk im Staate aufgehen, sondern der Staat im Volk.⁴⁴

»Das Guizot'sche Frankreich ist ein schlummerndes, gähnendes, erschöpftes Frankreich!«⁴⁵ – das Frankreich also des Mannes, den Louis-Philippe als sein Sprachrohr bezeichnet.

Guizot ist ein (fast schon krankhafter) Conservativer, der jedes Fortschreiten in der Politik, damit der menschlichen Gesellschaft mehr fürchtet als die Cholera. Die Bancocratie macht den biederen Bürger süchtig durch eine andauernde (Schein-)Prosperität – gestützt auf ein, acribisch aufgerichtetes, Gebäude von Corruption und Vetterleswirtschaft. Auch die Literatur und das französische Pressewesen (und leider auch das Theater, die Künste dazu) fühlen sich – anders als Bernard Cohèn und sein *circle* – hingezogen zum Boulevard, dieser seifenblasenschillernden *mixture* von *esprit* und Ungeist, mondäner Bohème, dem Dandyunwesen wie dem *Savoir Vivre* der *Jeunesse d'Orée*⁴⁶, das Gold ihrer Dynastien verplempernd: Allesam abhängig von der Gesellschaft, die sie (*outsider*⁴⁷ sich dünkend) verpönen, zur offenen Rebellion zu feige – ginge man da doch sogleich seiner Revenuen verlustig; dann schon eher die *résistance*⁴⁸ durch Nichtstun manifestiert.

Man rafft sich erst zu *midi* auf von den diversen Lagern, taucht *après-midi*⁴⁹ auf an ebenjenem Boulevard, zu plaudern, bei einem *petit rouge*⁵⁰ zu protestieren gegen »*Dieu et la Monde*«⁵¹, dann macht man sich zurecht für die *Soirée*: ein Besuch der Operà, eines Concerts, eines Salons, wechselt und tauscht die Maitresses wie die Chemisen, bei welch Amusement der Außenstehende oft nicht mehr durchblickt, von welch *Blasés's*⁵² Apanage solch Schöne ihr verschwenderisches Leben fristet.

Das ist das »*Pariser Leben*«, wie Offenbach, der flugs aus Jacob »*Jacques*« gezaubert, es zeichnen wird, jener Gottbegnadete Musicus aus Köln, mit dem dereinst einer unserer Cohanìm zu tun haben wird – der heute erst zehnjährige Hector.

Offenbach nun lebt mit (und von) den großen Jongleuren der *vox populi* vom Schlage eines Véron und Houssay⁵³, hat – nachdem er als Vierzehnjähriger zusammen mit Bruder Julius vom Vater zum

Musikstudium nach Paris gebracht worden war, wo ihn der gefürchtete Conservatoriumsdirektor Cherubini⁵⁴, welcher nicht lang zuvor den jungen Franz Liszt als Schüler (weil nicht devot genug und Ausländer) refusierte hatte, in Huld aufnahm (die Ebersts haben im Ghetto die Kunst der Anpassung wie einer gewissen, gut gespielten, Unterwürfigkeit gelernt!) – mit Hilfe seines Landsmanns Friedrich von Flotow (längst arriviert und adelig dazu) die Salons erobert, wo er zwar kaum Gagen doch sein Publikum (ein einflußreiches oft) fand, sein Genie an den Mann zu bringen, avancierte via Streicherpult, da er als Cellist brillierte, zum Theaterdirigenten, läßt sich jetzt (1844) taufen, als die junge Herminie, Tochter des Duc d'Alcain, Stiefkind des Londoner Concertimpresario John Mitchell seinen Heiratsantrag annimmt, komponiert überdem eine (nahezu unübersehbare) Zahl von Bühnenmusiken, erfindet als er seine »*Opéres*« unter Volk wirft die Bezeichnung »*Operette*«, wird endlich zum typischsten Vertreter landesüblicher Töne, sodaß Heine (nachdem dieser arg hergezogen über die »*Salonkünstler*«, aus deren Reihen Jacques ja kam: »*Eine Schar junger Dilettanten, die zu den fürchterlichsten Hoffnungen berechtigten...*«) über ihn urteilt:

»Hier ist echt französische Musik, die heiterste Grazie, eine harmlose Süße, Frische wie der Duft von Waldblumen, Naturwahrheit, Poesie gar.«



Der Großonkel uns'res kleinen Monsieur Hector, Esaja Cohen, der mit seinem Dritten, dem Artur die letzten Klodawamänner der Familie stellt, legt sich zum Februar des Jahres 1845 hin zum Sterben.

Aaron und Moses eilen aus Stettin bzw. Tarnow nach Hause, mit dem Bruder am letzten Lager des Vaters zu stehen, und als es aus ist, wäscht der Benjamin nach uralten Ritualgesetzen den Körper des Verblichenen, alle Drei halten die Totenwache, die Nachbarschaft erweist dem Verstorbenen die Ehre, bringt Nahrung an für die Trauernden, und in der Synagoge wird das Kaddischgebet gesagt.

Nach dem Begräbnis setzen die Cohensöhne sich zusammen, Erbe wie Nachlaß zu bereden. Aaron und Moses lassen dem Artur alles, was eigentlich ihnen als Erstgeborenen zusteht – Haus und Gerbergeschäft, der jüngste Bruder wird die Firma weiterführen so gut wie er kann und ihnen, so Gewinn gemacht, ihr Teil zuweisen.

Als das Trauerjahr abgelaufen, nimmt dieser die junge Rosa Specht zur Frau und zeugt mit ihr die Rahel, und Mosche (in seiner neuen, der galicischen Heimat zum Börsebesucher sich emporgerechnet des Baron Reizes⁵⁵ – vom Kaiser um seine Getreidelieferungen nach Wien geadelter Herr Raphael Reitsicer) heiratet schließlich jene liebliche Reisel aus der Mischpachà Landau, die von Mamme Dvoire (persönlich den Schiddach gerèdt ihrer Tochter) eine schöne Ausstattung mit in die Ehe bekommt (ihre Schwester Luise, die miese blieb nebbich sitzen und geht leer aus); und Táte Jochanaan steuert ein reichgeschnitztes Brautbett bei, das er in Brzesko hat erschnorrt bei einem Schlemasl⁵⁶, dem in der Hochzeitsnacht die Kalle fortgelaufen.

Im Herbst kommt Reuben (von seinen Adoptiveltern dem Trend der Zeit gemäß »Robert« gerufen) ins Gymnasium (das deutsche, versteht sich) von Stettin, und anläßlich dieses Ereignisses verdeutschte denn auch der alte Vater Zvi den ehrwürdigen Namen

Cohen in ›Kohn‹, sodaß die Firma nun »Leder Kohn« heißt, unter welchem Titel sie das Hoch jüdischer Unternehmen in Deutschland soll erleben. Mama Salcia (perfect assimiliert wie der Gatte, der mit seinen Siebzig nicht mehr so gut zu Fuße) regelt nun (fünzig und gesund) den Betrieb unten im Hause Pasewalckerstraße 87 selbstständig, man liefert in alle Provinzen des Reiches, exportiert auch die guten »Stettiner Lederwaren« ins Russische wie Litauische.

Am Prenzlauer Platz ist bei »Damenmoden Rosenkranz« der alte Principal, Herr Leon grau geworden, hat nicht Weib noch Kind, haust seit Jahrzehnten hinten im Kämmerchen neben seinem Contor, und er ist nun heilfroh, in unser'm Aaron (Dreißiger, seriös, weiter unverheiratet und arbeitsam) einen tüchtigen Helfer – mit Sinn für Linie und Chic – zu haben; wenn auch der gestrenge Fabriquant mit diesem bisweilen leicht grollt, wohl um die wahren Gefühle nicht zu zeigen, mit denen er am adretten Adlatus hängt wie an einem Sohne.

An Interesse seitens der Damenwelt am gut aussehenden, erfolgreichen *Créateur* Cohen (auch in der Fabrik gibt's ein paar hübsche Mädchen, jüdische Näherinnen obendrein) mangelt's nicht – der Junggeselle jedoch hat so viel zu schaffen mit dem Entwurf der Collectionen und damit, Rosenkranzen in der Geschäftsführung unter die Arme zu greifen, daß er – außer einem gelegentlichen Rendezvous und einem Theaterbesuch zu Zwein – an eine Dauerverbindung noch nicht mag herantreten.

In Schottland umsorgt Lady Saskia den greisen Gatten (Sir Hugh, der hohe, geht aufrecht ins Siebenundneunzigste!), Eric ist sein würdiger Sohn, Schloßregent, Kunstmäzen, er hat »erst« die Vierzig genommen – da denkt ein Potter noch nicht ans Heiraten. Haben diesen Schritt doch alle männlichen Ahnen auf Comrie Castle nicht vor den späten Fünfzigern getan. Tradition wohl des Adelsgeschlechts an den Ochilhügeln.

In Amsterdam kommt Amos, Saskias Neffe, das Neujahrskind auf's Lyceum, Mama Wilhelma ist schön wie eh und je – mit ihren delikaten Dreißig von aufgeblühter Weiblichkeit, zeigt sich gern in geselliger Gastfreundschaft, geht mit dem soignierten Gatten groß aus, ist doch auch eine handanlegende Hausfrau und Mutter. Ihre Mama, die souveräne Seraphine (immer noch ansehnlich) kommt von Breda, wo sie weiterhin Bruder Isbar die Wirtschaft führt, wann immer sie abkömmlich, den Enkelsohn zu verwöhnen.

Dann – am 24. Dezember des Jahres, in derselben sternklaren Nacht wie sein neutestamentarischer Glaubensgenosse seinerzeit zu Bethlehem, wird ein Jude geboren (Vater zwar nicht Zimmermann, aber »*der Tischler*« genannt, weil er die Transactions-»*Kisten*« seines baronisierten Auftraggebers so gut »*nagelt*«) – der Sohn des Moses Cohen aus Chludowo und der Reisel aus dem Stamme Landau, dritte Generation des Jochanaan und der Debora.

Und ebenfalls am ersten Januartag – eine Woche nach jener ›stillen‹ Nacht – wird (geräuschvoller) die Beschneidung gefeiert des Knäblein durch den Mojl⁵⁷ der Tarnowkille, den Pinkas, Rabbi Rosen spricht die *Bróche* über das Kind und überträgt ihm den schönen, alten Namen Nahum⁵⁸, Onkel Leib (seit Jahren schon Cantor der Gemeinde) bringt dem neuen Cohen ein Ständchen, und Tante Luise strahlt neidlos den Nachwuchs ihrer jüngeren Schwester an.

Dieser Sproß am südöstlichen Ast uns'rer Sippenzeder ist ausersehen, ein Mann der Wissenschaften zu werden und einzutreten in die Reihen jener Juden, die im zweiten Abschnitt des neunzehnten Jahrhunderts der Welt mächtigste Schar gelehrter Köpfe sollen stellen.



1848.

Die Zeit ist reif. Die jahrhunderte-, jahrtausendelange Unterdrückung des Menschen durch Menschen, die sich aufgrund Herkunft, Kaste, Reichtum, Rasse, Religion etwas besseres dünken denn die Masse der Völker, welche weitgehend in Dumpfheit gehalten, gehindert sich zu bilden, sich ein Bild zu machen vom Sinn des Lebens und der gleichen Rechte und Pflichten Aller auf Erden, dazu von den diversen Glaubenslehrern (trotz aller Predigten des Nazareners) hingewiesen auf die ›Göttliche Ordnung‹ – die Wohlständigen über die Armen zu setzen und diese auszubeuten, macht sich Luft: Revolution in Europa.

In Deutschland war einst Thomas Münzer der Vorkämpfer für ein besseres Dasein seiner Landsleute, in Frankreich ist das Faß 1789 übergelaufen, 1830 hat einiges bewirkt doch kaum das Heil aller Menschen – und dieses soll auch noch lange, allzulange auf sich warten lassen, vielleicht nie errungen werden.

Paris erlebt den (7 mal 10 nun bald) alten Bernard Cohèn abermals in vorderster Front der Streiter für die *Egalité* der Entrechteten und Nonprivilegierten, des Proletariats mit den Hochgeborenen und sich Emporintriigierten: der tapfere Jude führt eine flammende Feder in die Schlacht, die zu schlagen es gilt, er ficht (längst schon zum Pacifisten geworden und doch die Überwindung der Gewalt durch Gewalt verstanden, gar für unablässig befunden) mit dem Geiste, wo Jüngere die blanke Brust müssen hinhalten – aber er steht im Grunde gegen die Intentionen der Mehrheit seines alten Volkes, die sich (da wie dort) weiterhin hinter der Macht und dem Mammon der (wie von ihr erwartet und prophezeit) auch weiterhin herrschenden Oberschicht verschanzt.

Zwar sieht die continentale Rebellion (geistig wie auf den Barricaden) Juden, nicht wenige Juden in erster Linie – in Frankreich wie in Deutschland und Österreich, zwar hat der eternale Emigrant Marx (in Cooperation mit Engels) just sein Manifest geliefert zum Socialismus: »Proletarier aller Länder vereinigt Euch!« – jene Communreligion, die später mit seinem Namen umschrieben werden soll, zwar stehen an den Wiegen der verschiedenen (nicht geeinten) socialistischen oder socialdemokratischen (wie dann der communi-

stischen) Parteien der diversen Länder Juden an maßgeblicher Stelle doch der (noch wie weiter) mächtigere Part der Abrahamenkel findet sich (neben den sogenannten ›Liberalen‹, welche vorsichtig die ›Mitte‹ gewählt) weltweit eben in den Bataillonen des Conservatismus bis hin zur finstersten Reaction; am entscheidendsten wohl in Deutschland. Allein die Idee schon eines straff gegängelten (christlich-autoritären) Staates (preußischer Prägung) stammt vom Sohne eines mosaisch Gebürtigen, Julius Stahl – von Friedrich Wilhelm (dessen Taufnamen angenommen) zum Kronsyndicus auf Lebzeiten gemacht: Führer der – durch ihn erst uniierten – Conservativen und der so entstandenen politischen Kraft im Lande.

Mit Stahl sieht sich eine erkleckliche Anzahl zu Ehren gekommener (oder zu solchen erst kommenwollender) jüdischer Deutscher (getauft, ungetauft) die Politik der Rechten – dieser wie fürderer Aeren – mitbestimmen; desgleichen der Mann des Mittelstands der Kinder Israels (exact auch in Frankreich, Rußland, in Österreich am besten zu beobachten) hängt am Credo der, ach so christlichen, Capitalisten – obschon der, von denen vertretene Dualismus ihm stets das Leben schwergemacht.

Hatten gewisse Kreise am Hofe Friedrich Wilhelms III. gar durchgedrückt, daß Mosaischen das Tragen des christlichen Vornamens untersagt wurde (nach Erscheinen des Büchleins »Die Namen der Juden«, verfaßt vom gelehrten Leopold Zunz, wurde rasch abgelaßen von dem Unsinn, da zwei von drei deutschen Taufnamen aus der Bibel, dem Alten Testament stammen), glaubte man anno 40 des vierten Friedrich Wilhelm Worten, sich gesetzliche Bestimmungen seines Status (der freiheitlichen Form) erwartend; dann jedoch artikulirte »Er«, daß *»mit dem Werke der Veredlung fortgefahren werden solle – sofern es in der Macht des Regenten stehe, hierauf einzuwirken.«*

Unklar, und dies gewollt.

Und jener Herrscher, dessen diffuse Haltung naturgemäß auch andere rückwärtsblickende Collegen und Regenten da und dort übel beeinflusste, erwies sich sehr bald (noch schlimmer) als Restaurator überwundener Geisteshaltung: es sei nach dem Wesen des christlichen Staates nicht zulässig, den Juden irgend eine obrigkeitliche Gewalt über Christen einzuräumen oder Rechte zu bewilligen, welche das christliche Gemeinwesen beeinträchtigen könnten.

Deutlich jetzt. Und doch wollen Welche ihren König verteidigen, ihm die (lobenswerte) Absicht concedieren, seine Vorstellungen liefen auf die Einführung Jüdischer Corporationen hinaus, die (wie eine Denkschrift des vergangenen Jahres ausgeführt) . . . dem Judentum eine ehrenhafte Stellung zu sichern und zugleich eine weitere Annäherung an die christliche Bevölkerung durch vermehrte Teilnahme und geregelte Mitwirkung am Gemeindeleben zu vermitteln« . . . in der Lage.

Die Übrigen allerdings, die dem Denken anhängen, erkennen wohl, daß die mittelalterliche Phantasie ihres Landesvaters allen Grundsätzen und Tendenzen des modernen Verfassungsstaats zuwiderläuft. Die solch einen Verfassungsstaat wünschen.

Auf der anderen Seite steigen ja allerorten nicht wenige (aufgeklärte, jüngere zumeist) Söhne Sems auf die Barricaden in diesem Lenz, 20 der insgesamt 230 Berliner, die beim Märzenaufstand ihr Leben geben für Recht und Freiheit, sind in ihren Reihen zu finden, 15 Abgeordnete des neuen, deutschen Parlaments in der Frankfurter Paulskirche wie dessen Präsident (jener Eduard Simson) und sein Vice (Gabriel Riesser) sind semitischen Geblüts. Beide gehören der »Liberalen Mitte« an, obschon gar »liberal« wie dieser »Mitte« zugehörig sich zu gerieren als gewagt gilt für einen deutschen Hebräer. War's denen doch im Laufe vieler Jahrhunderte in Fleisch und Blut übergegangen, nicht wider den Stachel zu locken sondern eher mit diesem zu stechen; und der stach wohl mehr aus der »rechten« Richtung.

Da gibt's einen Hermann Barschall, der eine Base von Bismarcks Gattin heiratet, der wird (ein Jahr nach der Revolution) als einflußreicher Rechter jenem den Einzug ebnen in den Preußischen Landtag, sein Vetter Ferdinand Lasalle hinwiederum ist der Initiator und Erste der (bis 69 dann einzigen) socialdemokratischen Organisation der deutschen Arbeiterschaft. Da sind Bismarcks zukünftige Minister Heinrich Friedberg und Rudolf Friedenthal, da hat der jüdische Mathematiker Elkan Marcus (der ehrenwerte Ernst Moritz Hahn) drei Söhne: Ludwig, Karl und Oscar, und die schicken sich an, Deutschland rechtsaußen zu dienen.



Unsere deutschen Mitglieder der Familie, die Kohns zu Stettin können wohl auch gar nicht anders als rechts stehen, bürgerlich rechts vielleicht – Papa Zvi ist gewiß kein Reactionär (da hat er zu viel gehört und gelernt vom Bruder), aber seine (preußischer und preußischer sich gebende) exrussische Smolenskerin himmelt ihren Friedrich Wilhelm an, wenn sie auch vernimmt, welch klägliche Gestalt er abgab seinen Berlinern gegenüber, auf die er schießen ließ, die ihn dann gar zum Kaiser wollten machen; so erst den Aufstand entfesselt, der jene 230 Opfer gekostet. Denen er (wohl oder übel – gezwungen von seinem Volke) die letzte Ehre mußte erweisen.

Nichts vermag die Lederwarenhändlersippe abzubringen von ihrer (wohl auch opportunistischen) Einstellung, verständlich daß Jung-Robert zu einem tapfren Teutonen heranwächst. Schon in der Schule blickt er verächtlich auf seine ostjüdischen Mitpennäler herab – ihm nicht selten geistig haushoch überlegen (deshalb sicher auch), und es ist unerheblich, daß er nur Ziehsohn: der Einfluß, dem ein Kind seit frühen Schritten und Worten unterliegt, prägt es – ob mit den ihn Aufziehenden blutsverwandt oder nicht.

Am Castle in Schottland spürt man weit weniger von Revolte und Umsturz: Comrie liegt weit vom Schuß, man ist was landläufig mit »*fortschrittlich*« umschrieben, Eric besonders ist allem Neuen voll aufgeschlossen, er registriert auch am intensivsten die Nachrichten vom Festland, und er setzt sich stets ein, wo es in seinem Einflußbereich um irgendeine jüdische Sache geht.

Im Herbst dann schlägt seinem Vater, Sir Hugh die allerletzte Stunde – nahezu die hundert erreicht, und Saskia kann nicht genug weinen um den Mann, der ihr Leben so wunderbar moderierte.

In Holland vernehmen die van Kaan schon mehr von den gesellschaftsverändernden Actionen des Jahres: man ist da (wie bisher) angetan vom Wirken Bernards in Paris, der Wiege der Revolution, daß Hendrick (und mit ihm seine Helmje – weniger Großmama Serafina wie Leinen-Polak) mit jenem fühlt und hofft auf eine gerechtere Zukunft der Menschheit. Und auch dem keimenden Amos gibt er seine Erkenntnisse weiter über den Lauf der Welt.

In Chludowo trifft es wiedereinmal die Firma »Cohen & Sohn«. Die Gesellen streiken, der Ausfall an Lieferungen ist ein beträchtlicher, Artur steht allein wider die wütende Wehr der Arbeiter – es dauert Tage eh' diese dann zurückkehren in die Gerberstube, da sie den Lohn (so oder so) eben doch bitter nötig haben, ihre Familien zu ernähren.

Und im Habsburg-Lothringischen Galicien, in Tarnow blüht den Landauern, Moses dem Cohensohn wie so vielen Israeliten jene glücklichere Zukunft: nach der Revolution, die auch in Wien stattfand (trotz des tonangebenden Kleinbürgertums), wird der achtzehnjährige Franz Joseph, Neffe des abgedankten Ferdinand zum Kaiser gemacht, und er erläßt aus diesem Anlasse in seiner Güte eine Verordnung, nach welcher jedermann – Christ oder Jude, jeder seiner lieben Untertanen – die Wahl der Wohnsitznahme innerhalb der Grenzen seiner Monarchie frei zugestanden erhält.

Unter denen, die draufhin nicht lang zaudern sich zu verbessern und alles bewegliche Mobiliar veräußern, ihr Hab und Gut zusammenschnüren zu verhausen ins goldene Wien an der schönen, blauen Donau, sind Vater Landau samt Weib Debora, Sohn Leib – ledig weiter wie Schwester Luise, dazu die Reisel mit dem zweijährigen, kleinen Nahum und ihr Cohengatte eben.

Was wird ihnen, was wird der europäischen Judenheit die zweite Hälfte des Jahrhunderts bescheren?



»Gelobt si Gott!«⁵⁹

Jochanaan, Noah seiner siebenköpfigen Sippe, preist den HERRN, daß er ihn und die Seinen wohlbehalten das ersehnte Land hat erreichen lassen. Mit dem Bummelzug aus Brno.⁶⁰

Dorthin ist der Tarnower Trupp (zuerst in einer Postkutsche in die Kreisstadt Krakau) per Eilzug über Mährisch-Ostrau gereist, und um da nicht fünf Stunden auf den Normalanschluß warten zu müssen, ist man eben in ein Drittklassencoupé der, von einer (mühsam vorankriechenden) kleinen Dampfmaschine gezogenen, Pimperlbahn geklettert, die in jedem böhmischen Kuhdorf hat angehalten wie Dolni Kounice und Krumlov bis nach Znojmo⁶¹ und nachher wieder Rast machte in allen Örtchen Richtung Donau: Haugsdorf, Hollabrunn, Stockerau – bis die lautkeuchende Lokomotive eingezuckelt in den großen Nordost-Bahnhof Wiens⁶², Endstation der Wanderung.

Die Mischpóche: Reisel, den kleinen Nahum am Arm, Gatte Moses emsig besorgt, in seinem guten Deutsch (das hat er sich angeeignet auf der Krakauer Börse – wer wollte schon Jiddisch verstehen in der Metropole?) herauszufragen, wo es denn ginge zur Brigittenau, dahin ortskundige Juden aus der alten Heimat ihn recommandiert, Schwager Leib bekümmert sich gemeinsam mit Großvater um die (schie unzählbaren) Gepäcksstücke (Mamme Dvojre hat auch nicht ein ihr liebgewordenes Requisite zurücklassen wollen – »A Wunder sie hat nicht auch mitgeschleppt das alte Nachtkasterl...«, allwo sie die Documente der Schar aufbewahrt wie die Photographie obendrauf, die man hat anfertigen lassen anlässlich der Sude des Enkerls, und für die man eine halbe Stunde mußte stillsitzen), Luise die gute schlägt züchtig die Augen nieder (30 ist sie nun bald!), als männliche Mitreisende am Perron sie herausfordernd mit Blicken mustern (so mies kann eine Mekejwe⁶³ nicht sein, daß sich nicht doch Herren der Schöpfung fänden, welche sie ansehenswert erachteten).

Die Schar also schickt sich an, die alte Kaiserstadt zu erobern.

Gleich an der Brücke über den Donaukanal, in den der Alserbach (vom Bahnhof herfließend) einmündet, feilscht Cohen (gelernt!) um eine Chaise (»*Mir wer'n kan Richter net brauch'n, Herr Baron...*«, läßt der Kutscher sich vernehmen, als er von seinem Fahrgast ein Sechserl⁶⁴ Schmattes in die, gutmütig hingehalt'ne Rechte gedrückt bekommt) und dann geht's los: im Trab durch die große Wallensteinstraße mit ihren, gar vierstöckigen Häusern, bald rechtshin einbiegend auf die Lände zum grünen Mathildenplatz, da es – wie der fesche Fuhrwerker zu berichten weiß (ihm muß nicht lang eröffnet werden, daß er »*Biblische*« fährt) – einen Greisler gibt, Nachrichtenzentrale des Bezirks, der (Daniel, Kind des Levi, sich ergo Levisohn rufend) auch über die zur Vermietung freistehenden Wohnungen im Viertel Bescheid wüßte.

Dem ersten Juden, dem man begegnet in der neuen Heimat (ebenjener Gemischtwarenhändler), fällt man um den Hals, als träf' ein tibetanischer Lhama am Cap der Guten Hoffnung auf einen Klosterbruder, und Herr Levisohn erweist sich in der Tat als Mejwn⁶⁵ auf dem, vom wackeren Rosselenker genannten Specialgebiet (der Kutscher kriegt dann auch noch von Großvater Landauer einen zusätzlichen Bakschisch – nicht oft läßt ein schlichter Schnorrer einem Goj was ab!). Der Peitschenschwinger hilft auch fleißig beim Abladen der familiären Siebensachen (Oma zählt zum zehnten Mal schon, ob man auch nix vergessen hat am Bahnhof), die man vor's erste beim Daniel unterstellt, da sich die Neueinwanderer auch gleich mit einer guten (trejfenen) Knackwurst mit frischen Kaisersemmeln stärken.

Sodann versorgt Reisele den Sohn, und Mojsche geht mit Schwager Leib die Adressen abklappern von Hausherren, in deren Gebäuden (laut Levisohn) Räume vacant; und schon beim zweiten Vermieter haben die Beiden Glück: gleich um die Ecke, in der Klosterneuburgerstraße numero 5–ebenerdig, finden sie eine zwei-Zimmer-Küche-Kabinet Wohnung, Zins 4 Gulden per Quartal, sauber, nicht feucht (was das wichtigste, weil Frau Debora sich das Rheumatische holt, so sie Wasser spürt in den Wänden) – Platz für zwei Ehepaare, Luise kriegt das halbe Zimmer, Leib nimmt Vorlieb mit einem Divan in der Küche. Ein Dach über'm Kopf.



Wie unser Cohen mit Weib und Kind und vielköpfigem Anhang sollen in den kommenden Jahrzehnten bis zur Wende zum zwanzigsten Jahrhundert, mehr als 100000 jüdische Untertanen Franz Joseph I. aus allen Ost- und Südostprovinzen der Monarchie sich in Wien festsetzen.

Die Politik des überwältigenden Teils dieser Menschen ist, keine Politik im Sinne zu haben: man will das Dasein verbessern, man will unter geringstmöglichem Druck dahinleben, man will seinen Geschäften nachgehn. Eine gewisse Gruppe jener Neuwiener hält fest an alten Bräuchen, an der Tradition der Jiddischen Welt, gar am Chassidismus – eine and're (vielleicht die breiteste) accomodiert sich dem (christlichen) Bürgerstand nahtlos, und eine dritte Abteilung (neben vielen, alteingesessenen Israeliten) soll hohe, höchste Sphären erreichen, spritueller vornehmlich. Aus deren Reihen werden die fähigsten österreichischen Mediziner hervorgehen, die gefinkeltsten Rechtsanwälte, Wissenschaftler aller Facultäten, nicht wenige Männer der Künste: vom Schauspieler und Sänger zum Musiker, Dirigenten und Komponisten – Dichter, Schriftsteller, academische Maler, Bildhauer.

Zur Jahrhundertmitte, da die galizianische Garde des Cohenclans an der Donau eingetroffen und sich langsam einlebt in die, ihr neue Atmosphäre der Weltstadt, ist das erwähnte genialische Gegenstück zum Wahlpariser Offenbach, der desgleichen christianisierte Johann Strauß Sohn bereits ein gemachter Mann; Johannes Brahms wird einmal über ihn sagen: »*Der musikalischste Schädel Europas!*«

Die Wiener nennen übrigens dessen Vater und Marschfürsten den »schwarzen Jud«, weniger aus Kenntnis seiner wahren Abstammung (Großpapa Strauß, den »echten« Juden haben sie ganz einfach sterben lassen – ihn soll, Schenkenwirt in Wassernähe, »die Donau g'holt« haben: Selbstmord, Unfall, Verbrechen oder einfach heimliche Abwanderung, wer will das wissen?) denn seines dunkellockigen Haupthaars und der marcanten Nase wegen. Mama Anna, unternehmungslustig und nicht unterzukriegen (Gatte Johann-Vater hat sie mit 5 unmündigen Kindern sitzen lassen, die »Jungfrau« Trampusch Emmy genommen und mit der fünf weitere Nachkommen gezeugt), hat ihrem Schani⁶⁶ seine erste Geige gekauft von ihrem Körbergeld – hinter dem Rücken des Herrn Papa, denn der war

stricte dagegen, daß seine drei Söhne (Johann, Josef, Eduard) in seine musikalischen Fußstapfen träten und ihm an Ende Konkurrenz könnten machen; was Johann jr. denn auch – neunzehnjährig erst – anno 44 am 15. Oktober mit seinem »Orchester Personale« beim »Dommayer« in Hietzing⁶⁷ mit einem Sensationserfolg bei den Wienern gründlich getan.

»Guten Abend, Vater Strauß! Guten Morgen, Strauß Sohn!«

Das erste Nachrevolutionenjahr vermerkt in der Cohenchronik, deren Abfassung weiterhin bei Bernard in Paris liegt, gleich drei familiäre Vorkommnisse, von denen das letzte das merkwürdigste.

Zuerst (im Winter noch) verliert die arme Rosa, Arturs Frau in Chludowo ihr zweites Kind, das – nach der süßen, kleinen Rahel – natürlich ein Sohn und Gerbermeister hätte werden sollen, als sie auf der steilen Treppe des Anwesens hinterm alten Markt stürzt; im Februar überkommt in Stettin Onkel Zvi die letzte Schwäche – Trauer von Salcia und Reuben-Robert, dem man anlässlich seiner Bar-Mizwe endlich eröffnete, daß er nicht der Eltern leibliches Kind (was ihn diese umsomehr lieben ließ, die ihn aufgezogen wie das eigen Fleisch und Blut); und im milden Lenz begibt sich in der neuen Residenz des südpolnischen Sippenasts folgendes:

Durch den überwältigen, den (nunmehr bereits sechsfünfzigjährigen) Jochanaan Landau stimulierenden, zu tapf'ren Taten animierenden Weltstadtpuls jeglicher vernünftigen, zukunftsblickenden Calculation beraubt, via die ominöse Wiener Luft scheint's in eine Art Trance versetzt, beglückt dieser eines lauschigen Abends, als außer ihm und seiner dynamischen Debora alle Lieben aus dem Hause, sich einen Besuch des Leopoldstädter Theaters zu leisten, da eine neue Nestroyposse zu genießen (die Großeltern sind abcommandiert den Schlummer von Nachwuchs Nahum zu hüten), diese die Gattin mit seiner fleischlichen Liebe (seit Geburt der Jüngsten sind immerhin bereits 22 Winter verstrichen, wo wohl sonst zwischen den Kindern zwar Jahre doch nicht Jahrzehnte klafften).

»Isch schelí – – was tüstü – –?!«⁶⁸ wehrt die Frau zärtlich dem feurigen Galan, doch der bestürmt die Seine nur noch ungestümer, was die – trotz Alters wie Großmutterstands – dann doch schwachwerden läßt.

»*Dvojrele – – Sissinju – – gelibt Wab!*«⁶⁹ umarmt Jochanaan die Gattin und zeugt mit ihr wahrhaftig den vierten Sproß der, nun schon fünfunddreißig Frühlinge währenden Ehe.

Erst im Spätsommer, als der Zustand der Oma endlich nicht mehr zu verheimlichen, gestehen die Beiden den Ihren die frohe Erwartung eines neuen Landauers – und so grotesk denen die Ankündigung auch klingen mag, sie freuen sich mit ihnen, die mit dem Akte aufblühten und sich anschicken, das Leben neu zu beginnen.

Und im Dezember ist der sehnsüchtig erwartete Erdenbürger da. Wieder ein Mädchen. Trotzdem heller Sonnenschein in der kleinen Parterrewohnung der Brigittenau: Antonie.

Die Mutter aber steht das Abenteuer nicht durch. Im Monat nach der Entbindung verlassen sie die Kräfte, die wohl enorm gewesen sein müssen bei einem Weibe, das in diesem Alter (52) noch gebiert – der Witwer macht die *Krije*: er zerreißt symbolisch den Saum seiner Weste und streut Asche auf's Haupt, Sohn Leib wie die Töchter Luis und Reisel weinen wie die Kinder, die sie angesichts der toten Mutter wieder sind.

Doch Toni, das neue Nesthäkchen wächst gesund heran und soll dereinst helfen, die Familie verbreitern und veredeln.

Der Chronist zu Paris zieht Halbjahrhundertsbilanz.

Das erste Blatt am Cohenbaum in jenem Centennium knospte im Neunerjahr – am schottischen Ast: Saskias Sohn Eric, ihm folgten zwei Sommer später die polnisch-deutschen Vettern Aaron und Moses nach, das Zwillingsgespann, 1815 erblickte der Erste der galizianischen Landauer Sprößlinge das Licht Ost-Österreichs, jener Leib, dem anno 20 Schwesterchen Luis hinherkam, zwei Jahre zuvor hatte sich der Chludowoer Doppelgeburt Brüderchen Artur zugesellt, Jochanaans und Deboras drittes Kind, die liebe Reisel war 27 da, ein Decennium weiter wurde der niederländische Sohn der Mischpachà, Amos geboren, dem Cousin Achtaar einen Winter vorausgeeilt in Paris, uns'rer Reisel und dem Mosche Kohn war

1846 Klein-Nahum gegeben, im Sommer drauf gebar Rosa Cohen ihre reizende Rahel – und exact dann zur Jahrhundertmitte kam in Wien die tapsige Toni zur Welt.

Auch gestorben wurde einiges in dieser Frist: den Todesreigen führte der Holländer Imanuel van Kaan an, die Gabiner Gitte, des eisernen Ephraim Zweite ging 1809 in Polen dahin, und bald zog jenes traurige Sechsenddreißigerjahr in die Lande. Jelena, des Esaja Gattin, der alte Schabataj zu Stettin, bei Geburt ihres Sohnes Achtaar (später Hector genannt) war Doveña *la douce*⁷⁰ verdorben, Ahab des Rabbiner Kind, der selbst wie seine Widersacherin, die greise Marja Cohen zu Paris. Eine Decade vor der Centenniumshälfte beendete Veronique, Großmutter der holländischen wie der schottischen Linie ihre Zeit, sechs Sommer weiter lebte auch Gerbermeister Esaja nicht mehr, zwei Winter vor jenem fünfzigsten Jahre nach 1800 ging der edle Potter dahin, im Herbst drauf schritt Zvi in Stettin diesen Weg, und dann, zum Abschluß jener Sterbeseerie eben, ließ die tapfere Dvojre das Leben, dieses ihrer Antonie geschenkt.

Registrator selber, Verleger Bernard aber schreibt nicht nur nieder, was seiner Sippe widerfährt, nein: er führt wie bisher politisch das Wort, ein immer grimmigeres, das den – weiterhin in Frankreich wie anderswo – den (kaum guten) Ton Angebenden arg zu schaffen macht.



Die zweite Jahrhundertsabteilung – Blüte der Neuzeit – stellt eine Epoche dar der Wandlung des Lebens, des politischen, profanen der Menschen, das seit der Antike, der aufkommenden Christenwelt, dem Islam wie der Renaissance und dem Humanismus im Grunde (trotz Korrekturversuchen, die große Männer sich vorzunehmen unterfingen: Zaratustra, Tao, Jesus, Marx) dieselben geblieben. Da die Götter und ihre irdischen Nachfolger – die Caesaren, Despoten, Tyrannen, Kaiser, Könige, Regenten, Päpste, um die Alle sich (teils hochgeborene, teils hochgekommene) Günstlinge scharen, am guten Leben teilzuhaben, dort die breite Masse der Völker – der Plebs, Sklaven, Leibeigene, unterdrückte Minder- bzw. Mehrheiten wie die Neger in Afrika, dezimierte Stämme wie die Ureinwohner des Neuen Continents, die Indianer: ein gewaltiges Proletariat unterschiedlichster Species mit – am Ende aber nicht zuletzt – den Juden (der Großteil von ihnen) in der alten Heimat wie in der Diàspora.

Mit Fug und Recht dürfen dieser zweiten Categorie des *homo sapiens* die als wahrhaft *sapiens* – als denkend, weise zu bezeichnenden Menschen seit antiken Aeren zuzurechnen sein, die (mal mehr, mal weniger) gerade ob ihrer Denkfähigkeit, ob ihres Denkwillens discriminiert, verfolgt.

Dieser selbstkastrierende Kampf des Oberprimaten gegen den Geist, damit auch gegen Aufklärung und Sinneswandel, ist ein uralter und kaum auf gewisse Rassen wie Religionen beschränkt. Nimmt's da wunder, wenn gerade Juden seit 2000 Jahren und länger schon persecutiert werden seitens der verschiedenen Obrigkeiten und (was weit schwerer ins Gewicht fällt) von der Mehrheit ihrer nichtjüdischen Mitmenschen, weil sie (von altersher) des Lesens und des Schreibens kundig ihre heiligen Bücher deuten und diskutieren und nicht (wie bei And'ren üblich und weiter geübt) der Geistlichkeit nachmurmeln konsumieren, weil sich damit ihre kritisch-spirituelle Findigkeit seit Generationen geschärft, weitergebildet hat, weil sie eben die Stirn besitzen, das Chaos auf Erden nicht als beendet, die Menschheit nicht als befreit zu sehen, keinen Mohammed zum Halbgott gemacht, keinen Christus stellvertretend für ihre Übeltaten haben sterben lassen: ihren Erlöser (wie es eigentlich nur logisch) noch erwarten...?

Unter unseren Cohen macht sich der Vertreter jener Kaste, jener Elite der Spirituellen (nur der Geist hat das Recht sich als Elite zu sehen) daran, seine Erkenntnisse, sein Wissen weiterzugeben, daß sein Streben nach Weisheit, nach einer besseren, gerechteren Welt fortlebe in der alten Familie durch die nachkommende Jugend: Bernards Sohn Hector wird Rechtsanwalt.

Bereits in der Gymnasial-Unterstufe wußte der Jüngling (anders als die meisten seiner Mitschüler) genau, was er wollte – und ein (zwar recht trauriger) Umstand half ihm, sich frühzeitig zu erkennen, die ihm zugedachte Linie des Lebens, deren Werte bald zielstrebig zu verfolgen: ohne den Zwiespalt der Eltern mit ihren (von der Tradition der Geschlechter, der Herkunft der Teile und weiß Gott durch welche and're Einflüsse noch bestimmt) unterschiedlichen Auffassung von den Dingen, die eines jungen Menschen Wege lenken. Das Fehlen der Mutter.

Zugegeben: die Liebe der Mutter kann kaum kompensiert werden durch die des Vaters allein, durch die Dritter wie in Achtaars Fall der aimablen Ambroise, an der er hängt wie an Mutter und Großmutter zugleich (sicherlich hat ihr in die Zukunft blickender Verstand, der Verstand einer kleinen Hauswirtsfrau aus dem Volk ihn positiv geprägt) – doch nicht selten eben führt das Nichtvorhandensein eines Elternparts bei außergewöhnlich begabten Heranwachsenden zu einem Befassen, einem klar und intensiv sich Befassen mit geistigen, künstlerischen Belangen.



Was ist das für ein Frankreich, in dem Hector Cohèn hin zur Sorbonne in Paris die ersten Schritte tut zum *doctor juris*?

Der Februar 48 hat den, fetten verbrauchten Louis-Philippe in die Flucht geschlagen – die »Birne« (so genannt und immer wieder karikiert seiner obstförmig-ovalen Kopfform wegen) mußte sich nach England absetzen unter Gejammer: »*Der Tag wird kommen, da meine Kinder nichts zu essen haben werden...*« (er kam nicht), und mit dem König verschwand (vorerst) die korrupte Bankiersclique, die in der Tat achtzehn lange Jahre die Geschicke der *Grande Nation* hatte bestimmt, von der Bildfläche; doch hinter den Kulissen begann sie (mit Erfolg) die Wirtschaft des Landes zu sabotieren. Trotzdem jedoch schien nach Geburt der Zweiten Republik die Sehnsucht der Massen erfüllt, die Egalité zu erhalten zum dritten, zweiten und ersten Stand. Im Rausch des Umschwungs legten sich *vice versa* Industrielle den Ehrennamen »*Arbeiter*« zu, die Provisorische Regierung rief Nationalwerkstätten ins Leben, der hohen Arbeitslosigkeit zu steuern, das siegestrunkene Heer der Fabriksklaven glaubte an die Dauer des Paradieses.

Sehr bald aber erwies die Reaktion sich – wie 1815 – als stärker, abgefeimt: sie verursachte mit ihren notorischen, die Ökonomie Frankreichs lähmenden Nacht- und Nebelaktionen eine massive Misere, deren Urheberschaft flugs der vierte Stand ward bezichtigt. Nur ein Schritt von dieser Entwicklung, da sich nun auch der Kleinbürger, der Landmann gegen den Proletarier stellte, zum 21. Juni. An jenem düsteren Tage erließ die konstituierende Nationalversammlung zu Paris ein Dekret, das nicht nur allein die Auflösung jener segensreichen Werkstätten verfügte, sondern darüber hinaus derart krasse Conditions umfaßte, daß die desparaten Massen der Werkstätigen Zuflucht suchten in einer bewaffneten Empörung.

Der Bürgerkrieg währte vier Tage und vier Nächte und endete triste – doch von so Vielen (unter ihnen leider auch Offenbach, mit den Seinen nach Köln ausgewichen) acclamiert – mit dem Triumph der Republik, sprich: der Klein- und Großbourgeoisie wie des Landwirts über den Proletarier. Hunderte junge Arbeiter hingemetzelt, Tausende deportiert: Die Juniinsurrection.⁷¹

Bernard Cohèn vermerkt in seiner historischen Niederschrift:

So ein Parvenue, ein Napoléonneffe, ein Louis⁷², der sich immer noch ›Prince‹ anreden läßt, per (dubiöse) Volksabstimmung zum Präsidenten einer Republique erkoren, kann's mit Jenen, die sich als ›Volk‹ gerieren, nicht weit her sein.

De facto setzt jenes Volk sich zusammen aus einer Ordnungspartei der unierten Katholiken Frankreichs, Legitimisten⁷³ wie auch Orleanisten, Bourgeoises, Bauern – und die machen dann (folgerichtig) jenen neuen Napoléon, ihren ›Louis‹ zum Kaiser Nr. 2.

War unser Bernard kaum unter jenen, die diese Entwicklung gefördert, hatte Freund Heinrich, der gute (wie bemerkens- doch auch bedauernswert) nicht nur von Mäzenen wie dem Baron Rothschild, dem ›Nero der Finanz‹, sondern auch (indirekt) von der Bourbonenwirtschaft gelebt.

In Deutschland, in Österreich ist's nicht besser: verweht der Protest auf jenem Hambacher Fest, wo Reichskanzler Dr. Wirth ausgebrochen in ein »Hoch!« auf die vereinigten deutschen Republiken und einen dreifachen Fluch ausgestoßen wider die reaktionären deutschen Fürsten, vergessen jene mutige Aktion der »Göttinger Sieben«⁷⁴ gegen die Hannoveranische Rechtsbeugung durch den Deutschen Bundestag (1837), Friedrich Wilhelm IV. (»Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!«) hatte sich als Heuchler erwiesen anlässlich der Forderungen seines Volkes, dem er anno Achtundvierzig Zugeständnisse mußte machen. Er und seiner Wiener Kollege, der junge Franz Joseph I., setzten unbeirrt die Tradition fort ihrer Dynastien (wie ihrer riesigen Klientel) und wirken monarchisch zum Wohle ihrer Untertanen; der Untertanen, die ihren Speichel lecken und jener, die den derer lecken, die ihren gelect haben.

Das sind die Tage, da »Leder Kohn« in Stettin am Haff seinen Weg fortschreitet hin zum Hoflieferanten, den der zukünftige Firmenchef Robert dereinst würdig soll repräsentieren.



Wie unsere preußischen Kohnleute bauen in jenen Jahren hunderttausende europäischer Juden ihre Positionen auf und aus. Nicht daß Diskriminierung und der, seit Aeren gesäte, von den christlichen Kirchen gesäte Haß ihrer Mitmenschen merklich nachgelassen hätte – allein die Methoden haben sich geändert: der Grimm, der geschürte in den Herzen der diversen Völker nagt weiter, laut Gesetzen aber sind doch da wie dort nun den mosaischen Bürgern die vollen nationalen Rechte zuerkannt.

Und wie bei der Familie wächst bei den deutschen, österreichischen, französischen (wie in anderen Ländern beheimateten) Israeliten der Eifer, deutscher zu sein als die Deutschen, österreichischer als die Österreicher, französischer als die Franzosen – dies ausgelöst durch das uralte Trauma, allerorten nur geduldet zu werden, nicht zur Gemeinschaft der, sich Christen nennenden ›Eingeborenen‹ zu zählen, den Nachkömmlingen teutonisch-keltisch-gallisch-bajuwarischer Barbaren.

Während in Holland die van Kaan-Sippe sich seit geraumer Zeit dermaßen assimiliert hat, daß kaum noch Unterschiede (der Glaube ausgenommen) bestehen zu jenem deutschen Stamme der platten Provinzen, der immer wieder betonen zu müssen meint, kein deutscher zu sein (wie dies auch die deutschen Schweizer so halten), während in England, wo voran der Jude vom Nachbarn im Prinzip als gleichwertig eingestuft, Saskia samt Sohn Eric natürlich (auch wenn dieser der Sproß eines edlen Briten, ist er doch Semsohn durch seine Mutter) zu keiner verfemten Minderheit zählen, bleiben die Cohen in Polen (trotz jahrhundertealter Toleranz im Lande) eben polnische Juden (Betonung auf ›Juden‹), und der wahl-galizianische Bruder, der Moses (sich in Wien kurz ›Kohn‹ schreibend wie die Stettiner) mit Frau, Kind und Landau'scher Mischpóche sogenannte »Lercherln«. Weil die Melodie ihres Deutsch (durch die jiddische ›Mamme Loschen‹ geprägt) ein wenig singend – wie der Ruf des lieben Vögeleins.

Wenn Mojschele geglaubt hat, in der Kaiserstadt wär' jenes Jiddisch eine Fremdsprache, irrte er. Grad im, weiter und weiter sich ausbreitenden, »Ghetto« von Leopoldstadt und Brigittenau

(zwischen Franzens- und Friedensbrücke an der Kanalfront und dem Praterstern wie dem Wallensteinplatz auf der Landseite) vernimmt er (gerne) das, von den religiös-bestimmten, Judenerniedrigenden Wienern als »*Gemauschel*« abgetane Idiom aus dem niederen Umgangsdeutsch (westlicher Gefilde) des 16. und 17. Jahrhunderts, es dringt auch ein (und das nicht wenig) in den, ebenfalls musikalischen doch anders im Tonfall eingebetteten (eher aggressiv bis devoten) Dialekt des (in -zigfacher Nuancierung – vom »*edlen*«, näseld- aristokratischen Wienerisch hinab zum messerscharfen, stets drohenden Slang der untersten Schichten) österreichischen Deutsch.

Bald glaubt der Wiener nicht mehr ohne eine *Mezije* wie den erwähnten *Schmattes* auskommen zu können, der Erfolgreiche hat nicht Glück sondern a *Másn* (recte Masl), das christliche, den unteren Schichten angehörige Mädchen ist die *Schickse*, das Antlitz ein *Pónem*, das Diebsgut heißt nur mehr *Sóre*, was dem jiddischen *Schojre*⁷⁵ entspricht, man macht keinen Gewinn sondern *Reibach*, die Arbeit ist die *Malóche*, der Ganove stammt von seinem biblischen Pendant, dem *Ganúv* alias *Gannef* – selbst das urdeutsche »*Hals- und Beinbruch*« basiert, wie seriös-philologische Studien ergeben, auf dem hebräischen »*ha zlachà we brachà*«⁷⁶, das – phonetisch gedeutet aus jenem »*Gemauschel*« – eben dem Freundfeind sich Genick wie Extremitäten zu brechen wünscht.

Wie der Schelm denkt...

Im Pommerschen, da Aaron, Schwägerin Salica, Gymnasiast Robert zu Hause, ist's kaum anders. Nach Stettin, in die Städte Preußens, Sachsens, nach Berlin und weiter west- wie südwärts strömt auch fürderhin eine (nicht geringe) Anzahl der, immer fanatischer abgewerteten, Ostjuden – ehemalige Flüchtlinge doch aus deutschen Gauen, die nun ihre, im polnisch-russischen Exil (in der Sehnsucht nach dem alten Deutsch) entstandene Sprache, jenes schöne Jiddisch mitbringen, welches ein gewisser (und gar nicht der schlechteste) Teil von ihnen (wie in Wien in leichter Färbung) beibehält. Der potentere Part jedoch der Rückwanderer eignet sich nicht nur ein hohes Deutsch an (in Prag z.B. werden Juden wie Kafka und Brod glänzen in der Zunge ihrer Vorfahren), sie wetteifern eben darin, die »*besten Deutschen der Nation*« zu sein, wie einmal einer ihrer Dichter, der große Schalom Asch spottend soll schreiben.

In Frankreich verhöhnt desgleichen ein großer Jude seine Stammesgenossen – der geschmatte⁷⁷ Herr Heine. Und er umschreibt auch gleich deren Sucht, nicht nur Bürger unter Bürgern (nicht selten Bourgeois unter Bourgeois) zu sein sondern darüber hinaus den Adelsstand zu erringen.

»Das Entreebillet zur Europäischen Gesellschaft.«

Diese (vielbegehrte) Eintrittskarte natürlich in Verbindung mit der heiligen Taufe (England macht da eine Exception), die doch auch er auf sich genommen. Weniger allerdings aus derartigen Profan-Gründen.

In diesen Fristen des Auf- und Umbruchs der (bislang unterdrückten) Minder-, Mehrheiten (selbst die ehemaligen US-Sklaven, die »Nigger« beginnen einen Weg in die Zukunft zu erkennen), hebt unsere Cohanim-Sippe an, sich gewaltig zu verästeln und emporzustreben; zur Jahrhundertwende werden es (inclusive angeheirateter Ehepartner) über 30 Menschen sein, die auf Ahn Ezra aus Sefardien zurückblicken können.

1851 bekommen Rosa und ihr Artur in Chludowo endlich den ersehnten Stammhalter, Avram – da ist sein Vetter Nahum zu Wien schon 5 und Amos auf der Oberstufe des Amsterdamer Humanistischen Gymnasiums (seine besondere Stärke: Kunstgeschichte – der erste der van Kaan'schen, der das Gewerbe der Väter seit Jacov aus Polen richtig studiert); Cousin Hector in Paris (10 Monat' älter) hat ja die Jurisprudenz auf's Korn genommen, die Väter – Hendrick und Bernard – sind weiter die Freunde, die sie damals geworden, als der Stettiner auf seiner Emigrationsreise-West in Holland Station gemacht. Der deutsche Robert (ältester der drei Jungen) geht mit 16 – zur mittleren Reife – ab von der Schule und tritt ein ins Geschäft, »Leder Kohn«, wo Mama tatkräftig thront, Onkel Aaron ist weiter ungebunden und betreut den (jetzt schon achtzigjährigen) Herrn Rosenkranz wie ein Sohn (längst liegt die Leitung der florierenden Damenkleiderfabrik am Prenzlauer Platz in seinen Händen), Zwillingbruder Moses agentiert wie bisher – nun auch in Wien – für den »Herrn Baron«, jenen »edlen« Reizes an der Börse, Frau Reisel nennt sich »Resi« und führt den Haushalt in der Klosterneuburgerstraße, die Ältere – Luise – ist der kleinen Toni die beste Mutter, die

man sich denken kann (so die Aufgabe ihres Lebens gefunden in der Erziehung des Schwesterchen); Großpapa Johann (das biblisch-schöne Jochanaan wich dem verdeutschten Namen⁷⁸) hat hier mit dem Schnorren kein Glück – zu sehr ist die Stadt überlaufen von ordinären Bettlern und Straßensängern. Er tut seinen Canossagang jetzt tagtäglich, indem er für einen, am Orte bereits arrivierten Galizianer namens Chòmet (was dem deutschen Komet entspricht), Kurzwarengroßhändler seines Zeichens, von Tür zu Tür pilgert, ein paar Kreuzer und Kronen beisteuern zu können zum Wirtschaftsgeld der kleinen Großfamilie. Sohn Leib (36) ist Hilfskantor geworden in der Synagoge von Floridsdorf⁷⁹ und nicht willens den ledigen Stand zu vertauschen gegen den des Familienvaters (damit werden die Landauermänner sich direkt nicht fortpflanzen) – zu sehr befassen ihn geistige Belange: er beschäftigt sich intensiv mit der Bedeutung des Judentums in der Diàspora; geistiger Nachfahre seines Ahn Baruch um die Jahrtausendwende. Uns're Cohanìm und deren Anverwandten zu Beginn der zweiten Hälfte des neunzehnten Centenniums.

Saskia Lady Potter geborene van Kaan (recte Cohen) nicht zu übergehen wie ihren Sohn Eric, die die Tradition der Familie in Britannien hochhalten.

1854/55 sind keine Glücksjahre für unsere Freunde.

Voran der Polenzweig wird wiederum vom Schicksal geschlagen, das seit den Vorkommnissen um Ephraim den Ast verfolgt: Vater Artur zieht sich an einem rostigen Nagel am Gerbsäurebottich eine Wunde zu – eine Blutvergiftung, die (zu spät erkannt und behandelt) zu einem qualvollen Tetanustod führt. Rosa bricht zusammen, jetzt ist sie allein auf der Welt mit der achtjährigen Rahel und dem kleinen Avrejmele⁸⁰; die Gesellen und Loharbeiter⁸¹ bei »Cohen & Sohn« tun das ihre, indem sie sofort nach dem Begräbnis Forderungen erheben, die sie noch nicht einmal dem (ohnedies schwachen, wenn auch mitunter starren) Chef gegenüber lautwerden ließen.

Der drauffolgende Winter wirft auch Arturs älteren Bruder, den Moses auf's Krankenlager – eine schwere Erkältung in den zugigen Börsehallen im naßschneeigen Spätfeber (ebenfalls verschleppt) artet zur Lungenentzündung aus. Wie aus einer and'ren Welt taucht drei Tage später Aaron auf – spontan aus Stettin angereist, ihn hat die Sorge um Mosches Gesundheitszustand nicht ruhen lassen; wie Zwillingsgeschwister nicht selten die Leiden des Andern über Weiten und Räume fühlen.

Der hagere Kranke wird aufopfernd gepflegt von ihm und Reisel, dazu ärztlich versorgt durch den mausgrauen Medicinalrat Dr. Rochmes (altes hellenisch-semitisches Geschlecht), sein Herz aber hält das hohe Fieber nicht aus. In den Armen Aarons, der mit ihm leidet, stirbt Moses Kohn am ersten Märztag und hinterläßt gleichfalls eine (unversorgte) Familie mit Kind. Geborgen allerdings im Schoße der Landaus.

Daß der Bruder des Toten nach altbiblischen Gesetzen die Witwe zur Frau nähme, ist nicht uns'rer Cohen Stil. Zwar ist Aaron der (1 Stunde) Jüngere, dem dies tun zukommt wie damals dem Onan, der nicht wollte und seiner Resistenz drastisch Ausdruck verlieh⁸² – andererseits ist die Mischpóche kaum orthodox. So reist er wieder heim ans Haff, sein Leben zu leben.

Zur selben Zeit beschließt Tante Saskia (bereits jenseits ihrer Siebzig – körperlich, geistig aber voll auf der Höhe) in London ein Apartment zu erwerben, daß sie bei den vielen Besuchen da im Kunstgeschäft für ihren Bruder in Amsterdam nicht immer im »Claridge« muß logieren. Eric, der seiner Mutter hilft bei der Suche nach einem geeigneten Objekt (die Beiden finden denn auch eine traumhafte Etage in Mayfair), darf nun ebenfalls das Themsendomicil nutzen, wenn er da tätig.



In Breslau macht ein entfernter Vetter unserer Freunde seinen Doktor: Julius, der sich seinerseits ›Cohn‹ schreibt.

Julius' Judenleut waren Danziger, abstämmig von jenem Esau auch, dem Sohne des David und der Zippora aus der Pfalz, später aber (als die Verwandten nach 1400 zurück, rheinwärts gewandert) im Nordosten Deutschlands verblieben. Julius (der zusätzlich den deutschen Namen Ferdinand erhielt) ist von höh'rer Instanz berufen, der Wissenschaft zu dienen: als erster wird er (unermüdlicher Forscher auf bakteriellem Gebiet) die Erreger gewisser Krankheiten als niedere Lebewesen erkennen und die Ursache der, von ihnen ausgelösten Epidemien nachweisen.

Und eines Tages soll Prof. Dr. Cohn sich als Director des »Breslauer Pflanzenphysiologischen Institut« für einen (christlichen) Schüler einsetzen, dessen weltbewegende Arbeit ohne die Forschungen seines Lehrers unmöglich gewesen wäre: Robert Koch.

Bernard, der diesen Zweig seiner Sippe entdeckt, steht dann mit Ferdinand Julius in eifrigem Briefwechsel, ermöglicht die Veröffentlichung seiner Schriften in Frankreich.

Als Cohen 28 und sich anschickt, seinen ersten Lehrstuhl zu erobern, wird im mährischen Freiberg der Familie Freud ein Sohn geboren, den man Sigmund benennt und der ebenfalls soll Mediziner werden: der Erforscher der Hysterien, der Neurosen, der »krankhaften Bewußtseinszustände«.

Wir werden in der Chronik der Cohen diesen Sigmund Freud dreißig Jahre später antreffen.

Ungeachtet solch importanter Männer (und Frauen auch, wie wir gelesen haben) unter den deutschen, den europäischen Israeliten (Heine verstirbt – an seine »Matratzengruft« seit Jahren schon gefesselt, hat Bernard was von Syphilis gemurmelt), beginnt die uralte, bislang allein glaubensbedingte Hebräerhatz eine ganz neue Nuance hervorzubringen: die rassis ch definierte Judenverfolgung.

War's über Jahrhunderte der Kirchen – und mit ihnen der weltlichen Obrigkeiten Bestreben gewesen, Israeliten zur »*allein seligmachenden*«, der Christreligion zu bekehren, sie (nach erfolgter Taufe) in den Schoß jener »rechtgläubigen« Gemeinschaft aufzunehmen, gewinnen nun jene Kräfte an Terrain, welche die Nachkommen Sems mit einer quasi-Erbkrankheit belegen: der des Verderbenbringens (im Prinzip) dem deutschen (aber auch manch anderem) Volke. Da macht sich denn ein junger Protestant im Preußischen auf, seinen Feldzug der Neuzeit zu starten wider jene »*Heilandsmörder*«: Adolf Stöcker. Jener Stöcker, der – wie wir staunend vernehmen sollen – einst zum Hofprediger des deutschen Kaisers soll avancieren.

Während der Herr Hofpastor in spe und seine (Un)Geistgenossen (wie in Österreich gar ein Ritter, der v. Schönerer⁸³) die Ausrottung der »*semitischen Rasse*« zu predigen anheben (schon anno 19 hatte doch ein Lehrer der deutschen Jugend also gehetzt – Jakob Friedrich Fries, und der »*Turnvater*« Jahn gewettert: »...*einen heiligen Kreuzzug gegen Polen und Franzosen, Junker, Pfaffen, Juden!*«), accentuiert sich der Typus des deutsch-semitischen Akademikers stärker und stärker; häufig doch getauft (was die Herren Stöcker & Consorten ja nicht gelten lassen wollen), den alten Familiennamen eingetauscht gegen einen verdeutschten (die Variationen von *Cohen* sind da noch mannigfaltiger als bei uns'rem Stamme: *Cohnen, Conzen, Conn, Korn, Kann, Karner, Kahane*⁸⁴) – gepflegte Sprache, betont korrekt gekleidet, sich streng moralisch gebend, patriotisch gesinnt, einheiratend in den gehobenen (christlichen) Bürgerstand⁸⁵, die Sprößlinge Musterknaben der Nation, die Töchter zu keuschen, tugendstrotzenden Hausfrauen erzogen. Kurz: der »*gediegene Teutone*« wie die Welt ihn kennenlernt. Unter diesen etliche Nachfahren des großen Moses Mendelssohn. Da finden sich Träger von nicht minder den 40(!) Adelsnamen: *von Arnim, von Schwerin, von Winterfeld, von Bonin, von Raumer, von Richthofen, von Simson* – hugenottische Geschlechter wie *du Bois Reymond, Bonèr, von Chaulin, Egersberg von Lassaulx*; auch tun des ostsemitischen Philosophen Abkömmlinge sich zusammen mit den alteingesess'nen jüdischen Sippen des Landes (voran Berlins) – den *Veits, den Rieß, den Hietzigs, Friedländers, Bendemanns*. Doch auch alliiert der Dynastie der *Laupichler* z. B., herkommend von vertriebenen Salzburger Protestanten. Alles in allem eine unüberbietbare Mischung von Rassen, Geschlechtern, Völkerstämmen – exact die Oberschicht repräsentiert der großen, deutschen Städte.

Da ziehen die Sechzigerjahre in die Lande, auch der Cohenmisch-pachà nicht wenig Turbulenz zu bescheren.

In Amsterdam ist Kunststudent Amos van Kaan ein Mann geworden und verlobt sich mit der Gretje Kojfeld, Tochter aus bestbürgerlich-jüdischem Hause (dito aus dem Osten, wie der Name – *Kuhfeld* – verrät), in Chludowo kann Rosa den Betrieb nicht halten und muß »Cohen & Sohn«, das 200 Jahre alte Unternehmen verkaufen (»Leder Kohn« nimmt ihr nach Stettin eine große Partie gegerbter Felle zu einem guten Preis ab, so kann sie endlich das Haus hinterm alten Markt bewahren), und in Paris legt Bernard – in seiner letzten Stunde abermals Barnawe – sich nieder zum ruh'n.

Zehn Jahre nach dem Staatsstreich (zehn Jahre stritt Redacteur Cohèn mit Druckerschwärze wider die neue, die Diktatur jenes Louis) versammelt sich die Familie um sein Lager – eine Familie, die aus einem Kinde, Hector besteht und der treuen Ambroise, die es gar nicht fassen kann, daß ihr Monsieur Bernard die Feder aus der Hand will legen.

»*Approchez, mon fils!*« streckt der Stettiner die Rechte nach Achtaar, Stolz seines langen Lebens, und: »*Setz dach aweg ünd vernemm wús der alte Táte mecht suggn...*«⁸⁶ verfällt er ins Jiddische, das er vor achtzig Sommern gelernt.

Und dann läßt der Greis den Sohn schwören, wie er bis zum letzten Atemzug zu kämpfen gegen Dummheit und Dünkel, für Egalité, Fraternité und Liberté und jene, den Herrschenden nur mühsam abzuringenden »*Droits de l'homme et du Citoyen*«, die Rechte des Menschen und des Bürgers.

Feierlich, tränenerstickt hebt Hector die Hand, und Publicist Cohen kann hingeh'n in Frieden in eine wahrhaft bess're Verlagswelt.

Wenig Wochen drauf tritt der Tod auch an Cousin Hendrick heran. Drei Jahr jünger als sein Freund Barny ist seine Zeit um, er gibt – ebenso ceremoniell – den »alten Rabbi«, das Rembrandtsche Vermächtnis, das sich seit zwei Centennien schon in Familienbesitz befindet, dem Sohne, Amos – guter Galerist auch, den Bilderhandel würdig weiterzuführen. Wilhelma van Kaan, die schöne Witwe weint um den Gatten, Schwester Saskia läßt sich's nicht nehmen überzusetzen, am Begräbnis draußen am jüdischen Amstelfriedhof hinter dem Sarg zu schreiten.

Nach Ablauf der Trauerzeit heiratet Amos seine Gretje, jene aber versteht sich nicht mit der modern denkenden Schwiegermutter – ist sie doch in strenggläubig-mosaischer Bürgersfamilie aufgewachsen, wo Wilhelma mag zurückblicken auf einen christlichen Spaßmacher von Format, ihren Großpapa Felix. Da faßt diese – unternehmungslustige Dame – in ihrer Decenz den weisen Entschluß, dem Glück des Sohnes nicht im Wege zu stehn; und sie zieht über's Wasser zur Potterschwägerin, da sie herzlich aufgenommen am Schloß. Der (acht Jahre ältere) Neffe Eric flirtet mit der mondänen Tante auf Deubel komm raus, bis sie dann (nach märchenhaften Monaten in Comrie) nach London geht, zur (von Belgravia's⁸⁷ Herrenwelt, der saturierten) umschwärmten Kunsthändlerin reift.

Von der Mayfairwohnung aus, die Eric ihr generös überläßt, regiert *Mrs. Velma van Kaan*, wie sie sich nun (gemäß goldgeränderter Visitenkarte) nennt, An- und Verkäufe von Gemälden wie anderen Kunstschatzen wie ein Börsengeschäft, betört mit wienerischem Charme die Victorianische Welt, läßt sich von den Gentlemen der High Society verwöhnen – heiratet jedoch nicht ein zweites Mal; lebendig noch die Liebe zu Hendrick. War der auch fünfunddreißig Jahre älter gewesen.

Im selben September zieht Trauer ein bei den Ochil-Hügeln: Helmjes Schwägerin Saskia verscheidet im achtzigsten nach kurzer Krankheit. Das kleine, jüdische Meisje aus Holland, das der hehre Scotsman Sir Hugh erwählt, Herrin zu werden auf seiner Burg und das Leben zu führen einer Traumprinzessin. Am Freithof hinter jener Kapelle, vor dessen Altar sie einst ihr »*I will*«⁸⁸ gesprochen, bettet man die Mosaische neben ihrem anglicanischen Gatten in die Erde. Dessen HERR wird's nicht übelnehmen.

Was ist zwischenzeitlich noch alles geschehen bei den diversen Cohenabteilungen?

In der verstorbenen Saskia Heimat hat ein munteres, blondgelocktes Bübchen das Licht der Niederlande erblickt: Titus, und weil Onkel Isbar, der Polak jenes Jahres in Breda verschied, zog Urgroßmama Fini an die Amstel, ins Haus von Amos und Gretje, dieser – der jungen Mutter – eine Stütze zu sein. Die rüstige Sechzigerin arrangierte sich mit der Frau des Enkelsohns besser als Tochter Wilhelma, und sie wird auch eine brave Hilfe in der Galerie, die sich unter Amos', des ehemaligen Kunststudenten Leitung weiterhin bewährt im europäischen Gemäldehandel.

Rahel Cohen ist Vierzehn geworden, ein aufgewecktes Mädchel, und weil man sich in Chludowo jetzt arg einschränken muß seit die Gerberstube am Mühlenbach dahin, schickt Mutter Rosa (schweren Herzens) das Kind in die Kutnoer Advocaturskanzlei »Dr. Silberstern & Partner« (langjährige Rechtsberater von »Cohen & Sohn«), wo Róchele sich als Lehrmamsell gut einarbeitet. Von ihren Chefs, dem alten Abel wie dessen eleganten Associé Herrn Manasse (Referendar nach der Promotion) gern gesehen. Und weil die junge Cohen sich zu einer ansehnlichen Jungfer entwickelt hat, ist's nicht verwunderlich wenn just der Dreißiger Dov, jener Anwaltsadlatus sie (in allen Ehren) gerne sieht.

In Wien ist es traurig geworden im Hause numero 5 der Klosterneuburgerstraße, Ernährer Moses hat eine allzu schmerzliche Lücke hinterlassen; Frau Resi mußte Heimarbeit annehmen. Adressiert nun mit ihrer kalligraphischen Handschrift Couverts für jenen Kurzwarengroßhändler, bei welchem ihr Vater im Außendienst. Herr Chomet geht mit der Zeit, offeriert hunderten Schneidermeistern, Huterern und Modistinnen sein Assortiment postalisch: Bänder und Knöpfe, Nähzeug, Zubehör.

Von sich aus wär' Frau Kohn nicht mutig genug gewesen, den (hochintelligenten) Nahum eine höhere Schule besuchen zu lassen – da sprang Bruder Leib bei, der als Denker die Fähigkeiten und Talente des Neffen wohl erkannte, und er spart sich jetzt dessen Besuch des Gymnasiums auf der Schottenbastei in den Inneren Stadt (dahin der kleine Kohn täglich pilgert, ein großer Mann zu werden) vom Munde ab.

Luise die miese begann ein verklärtes Lächeln zu tragen, als ihr die kleine Toni als Ziehkind anvertraut, und mit diesem überirdischen Glanz um die Augen beeindruckte sie anlässlich einer Spazierfahrt mit dem Kinderwagen im Mai des Jahres 50 im schönen Augarten⁸⁹ (unweit dem Mathildenplatz) einen netten Herrn (sieben Jahre jünger als sie), der da auf- und niederwandelte, sein Pensum des Physikstudiums zu memorieren: schüchternscheuer Immatrikulant der Universität an der Votivkirche am Ring, der die »junge Mutter« von Stund an aus der Ferne anhimmelt. Doch es soll noch Jahre dauern, ehe der (vom Äußeren her dito unansehnliche) Scholast es wagt, der Luise Landau näherzutreten.

Und in Stettin ist Leon Rosenkranz, Robenfabrikant im hohen Alter, des Winters sanft entschlafen – bis zuletzt betreut von Geschäftsführer Aaron Cohen, dem er am Sterbebett denn auch sein Lebenswerk vermachte; mit der Auflage, einer in Litauen lebenden Nichte (einzige Anverwandte des Junggesellen) monatlich eine kleine Rente aus den Einnahmen des Unternehmens zukommen zu lassen. Welcher Verpflichtung der neue Inhaber selbstverständlich pünktlich nachkommt.

Dann – anno 61, an Aarons fünfzigstem Geburtstag, da ihm das gesamte Personal des Betriebs gratulierte und er den Zuschneidern, Näherinnen, Lehrmädchen, Bürofräuleins, dem Buchhalter, den Packern und Expedienten ein Gläschen spendierte, daß die ihn würdig hochleben lassen konnten – geschah es.

Für den Abend war eine Vorführung neuer Berliner Modecréationen der Firma Jännicke, Spandau angesetzt zu Ehren der Damen der Stettiner Honoratiorenschaft, der Aaron die Räumlichkeiten von »Damenmoden Rosenkranz« hatte zur Verfügung gestellt (so mit Jännicken in gewinnversprechende Geschäftsbeziehungen zu treten) – und auf dieser Robenschau präsentierten drei kesse Spreeatnerinnen (»*Mannequins*« genannt) die Modelle aus der Metropole.

Eines dieser (bestgebauten) Mädchen nun – die just zwanzigjährige, unfromme Helene verfing sich beim Verlassen des Laufstegs mit dem hochhackigen Absatz ihres Pumps in der Schleppe des, von

ihr unter großem Beifall vorgeführt, tiefdekolletierten Abendkleids und stolperte dem Herrn Cohen direkt an die Brust. Und wie's bei (einsamen) Männern, die ins dritte Drittel ihres Lebens eintreten, nun mal so geht, ließ Aaron die dreißig Jahre Jüngere nicht mehr aus den Armen, in die sie ihm wie vom Himmel gefallen. Die junge Schöne rechnete sich ihren Vorteil aus, sollte sie den angesehenen, jüdischen Konfektionär dazu kriegen, aus ihr eine Frau Fabrikant zu machen, und ihr Zukünftiger verfiel (immer tiefer) ihrer – recht offen zur Schau getragenen – geheimnisvollen Erotik.

Drei Monate nach diesem Sündenfall gaben Herr Aaron Cohen und Frau Helene geb. Mantler (Tochter des verstorbenen Commerzienrat Mantler aus der Hauptstadt) ihre Vermählung bekannt. Auf Büttchen.

Hochzeitsgast Robert Kohn, Neffe des leichtbejahrten Bräutigams verlobte sich kurz nach dem Ereignis mit der Frankfurter Marie, eine gute Partie – Tochter eines wohlhabenden (und toten) Transmissionsriemenerzeugers von der Oder.



Paris, 1862

Am 2. Dezember verfloss'nen Jahrs war das Zweite Kaiserreich eine Decade alt (dem Gedenktag übrigens der Schlacht bei Austerlitz wie der feierlichen Krönung Napoléon Bonapartes).

Dem Halbbruder des neuen Caesaren, dem Comte de Morny (natürlicher Sohn der Königin Hortense und des Generals de Flahaut), Louis' treuestem Machthelfer wird von jenem die Herzogswürde verliehen, er ist ein Freund der Operette, schreibt mit Vorliebe Theaterstücke (kaum epochale) für die Hofgesellschaft, und in Offenbach's Wohnung in der rue Lafitte beim Rothschild-Palais sind die Freitagabende den Künsten geweiht: da tanzt einmal Léo Delibes eine Solopolka, da marschirt der beliebte Zeichner Gustave Doré auf den Händen in den Salon (eine Fertigkeit, die er den Clowns und Akrobaten abguckt, die er mit Begeisterung skizziert), der Hausherr höchstpersönlich verkörpert in einer Liebhaberaufführung eine Hauptrolle, sein Librettist Ludovic Halévy (des großen Komponisten Fromental⁹⁰ Neffe) mimit einen Pagen, und am Piano sitzt kein geringerer als Georges Bizet, späterer Schöpfer ewigjunger Schlager seiner Oper »Carmen«.

Ludovic, dem Offenbach eigentlich die »*Offenbachiade*«⁹¹ verdankt (als junger Mensch Ministerialbeamter, von Jacques in der Not um schreiberische Begabungen aus dem Amte gelockt), der in einer Frist von nur zwanzig Tagen ein Bühnenbuch auf die Beine mußte bringen zur Eröffnung der »*Bouffes Parisiens*«, dem »*Floh-zirkus*« beim Industriepalast der Weltausstellung, der »*ewige Flaneur*« (als Kind schon hinter den Kulissen der Opéra umhergestreift, wenn Onkels »*Jüdin*« aufgeführt wurde) ist ein stets Staunender über Staunens werthes (Ludovic kommt vieles und Viele bestaunenswert vor): eine triviale Type auf dem Boulevard, der flache Flirt eines *Habitués* mit einer Ratte vom *Corps de Ballet* im *Foyer de Danse*⁹², der alle Eindrücke sammelt, umsetzt in seine Stücken, lernt eines Tages einen feurigjungen Rechtsanwalt kennen, der die Gesellschaft befiehlt, der er und sein *Compositeur* anhängen . Achtaar Cohen. Juden sind sie alle Drei und doch so verschieden in ihren Ansichten, Bewertungen der Schätze des Lebens.

Unser Hector ist Mitarbeiter geworden von Maître Leblois, einem streitbaren, alten Herrn, dessen Ahnen einst im polnischen Prosnitz gelebt (aus dem Osten wie Achtaars Vater auch) – und der vertritt in einem Prozeß gegen die Kaiserliche Finanzprocuratur den Journalisten Prévost-Paradol, Ludovics besten Freund. Geschliffener Schreiber, seltsamerweise Orléanist, gefürchteter Polemiker contra das diktatorische System des dritten Napoléon.

Wie der verstorbene Cohèn Senior rapportiert hatte, war der gute Offenbach im Februar 48 mit Familie nach Köln reemigriert: bourgeoisnaher Getaufte, ein Mann, der sich den anstehenden Neuerungen der Zeit nicht verpflichtet fühlt. Seine Welt weiter die des Boulevards und der Korruption der oberen Tausend, die ihm hinwiederum den Weg ebnet als Komponist und Theaterdirektor.

Nicht daß dem Meister nun Köln zu Füßen gelegen hätte (immerhin führte er in Paris bereits einen klingenden Namen), nein – er mußte samt Weib und Kind mit einem armseligen Zimmer Vorlieb nehmen, in welchem ein röhrendes Pianino das vornehmste Schmuckstück. Und der Künstler fand auch nicht die Standes gemäße Ruhe vor, um deren Verlusts willen er Frankreich den Rücken gekehrt. Die Revolution hatte Jaques eingeholt: deren musikalischen Geräusche waren dieselben da wie dort. Die Menschen befanden sich in demselben, fiebrigen Zustand, welchen der unerwartete (wie ungemäße) Genuß demokratischer Errungenschaften nun einmal hervorruft – die Herzen schwolgen in hehren Gefühlen, bedauerlicher Weise aber bezogen diese (wie in Paris auch) sich nicht auf's Theater.

Der alte Vater ging an die Siebzig, Mutter Mariann auch nicht mehr die Jüngste – die Eltern konnten dem Sohne nicht nur nicht unter die Arme greifen, er mußte sie unterstützen, und da kam Jakoberle die neue, die böse Aera zu Hilfe, die seine Geburtsstadt Bürgerwehrmusikkapellen und Bürgerwehrgesangvereine wie die Pilze ließ aus dem Boden schießen, die seinen Melodienstrauß nicht selten als revolutionäres Gut vereinnahmten.

Der deutsche Part des europäischen Aufstands vollzog sich (wie in Wien auch) unter permanentem Gesange – und während das Volk musizierte, trat die Fürstenclique zum Gegenschlag an.

Offenbach hielt's mit der Reaktion, und als wär' er nie durch die Pariser Salons gezogen, als hätt' er nie ein französisches Mädchen geheiratet, schuf er ein, von kriegerisch-deutschchauvinistischem Pathos triefendes Lied für den Feldzug wider den (geistig von jenseits des Rheins genährten) »niedereren Plebs«, in welchem den germanischen Jungfrauen nachgerühmt, »welscher Lügen nicht fähig« zu sein.

»Das Deutsche Vaterland«.

Sollen, *müssen* einem *genius musicae* menschliche, politische Verirrungen nachgesehen werden? Mit dieser Frage werden sich immer wieder kritische Denker befassen vom Schlage eines Hector Cohen, wahrer Sohn seines Vaters Bernard.

Während er, der Mitzzwanziger sich im Kreise des Intellekts Frankreichs seine erste Sporen als Solicitant⁹³ verdient, ist Amos, der fast gleichalt'rige Cousin in Holland bereits anerkannter Kunstgeschichtler, wodurch die »Galerie van Kaan« noch höheres Ansehen gewinnt; und Robert (ein Jahr älter als die Beiden) erweitert an der Seite von Adoptivmama Salcia (sie nimmt die gesellschaftlichen Verpflichtungen wahr in Stettiner Kreisen) »Leder Kohn« erheblich. Fäden sind gesponnen zum Potsdamer Hof, die Wilhelmtreue des Hauses fast schon sprichwörtlich am Orte.

Der vierte der Cohensöhne, der sechzehnjährige Nahum in Wien steht vor der Matura⁹⁴, die ihm – als hervorragend Begabten – bereits nach der 6. Gymnasialklasse anzutreten gewährt. Und der junge Mann weiß auch schon, welche akademische Laufbahn er einschlagen möchte: vom verstorbenen Papa das Mathematiktalent geerbt – stärker noch hingezogen zur Wissenschaft der Natur, will er Physiker werden. Onkel Landau hat sich emporgesungen in die Synagoge der Inneren Stadt, vertritt weiter Vaterstelle an Nahum, und er will ihm auch das Universitätsstudium finanzieren; für diese Kosten Schwester Resi per Schreibearbeit schon gar nicht könnt' aufkommen.

Und Cohenknabe Nr. 5 – Abraham der Chludower verläßt mit Dreizehn die Schule, die Gerberei gibt's nicht mehr, er ein körperlich breiter Böcher, so entschließt der junge Mensch sich (beraten von seiner guten Mamme), den ehrlichen Beruf des, immer noch gefragten, rituellen Schlachters, des Schöchet zu ergreifen. Da geht Avram denn zum alten Gideon, dem Gostyniner⁹⁵ in die Lehre und entwickelt sich zu einem arbeitsamen, fröhlichen Gesellen.

Wenn Eric in Schottland durch seine Mutter noch den Söhnen der Familie zugeordnet werden kann, ist zur Zeit Rahel, Avrejmeles ältere Schwester das einzige Mädchen der Sippe. An ihrem siebzehnten Geburtstag – im Frühjahr 64 – darf sie zum ersten Male groß ausgehen, und Herr Manasse (bis dato Verehrer *par distance*) führt sie und *Madame*⁹⁶ Rosa ins Theater: eine reisende Truppe, die über die Lande zieht bis hinein ins Böhmisches und jiddische Stücke aufführt, ist in Kutno eingetroffen und gibt im Saal der Israelitischen Gemeinde den »Dibbuk«⁹⁷, jene alte Legende von bösen Geistern und Besessenheit – so schaurig schön, daß Rahel laut aufschluchzt, als der Dämon in das junge Mädchen fährt, mit dem sie sich wohl identifiziert.

Róchele Cohen indes soll im Leben weder von finsternen Mächten vereinnahmt werden noch nimmt ein Dibbuk von ihrer Seele Besitz – sie darf sich kurz nach jenem Festtage mit dem trefflichen Dov verloben, einem Manne, der das Gegenteil von einem Bösen, der sie zeitlebens wird behüten und beschützen vor der Finsternis wie düsteren Anfechtungen.

Nach dem Spektakel bittet Dr. Manasse seine Angebetete und die werte Schwiegermama *in spe* auf ein splendables Souper ins erste Restaurant der Stadt (wo er schon des öfteren mit noblen Mandanten seines Chefs, des Silberstern geschäftlich gespeist) – und in jener Localität taucht dann auch das Ensemble alttestamentarischer Acteure auf (die Abendkasse über Erwarten dazu angetan). Angeführt vom Herrn Principal: Darsteller ergrauter Heroen, der sich Marr benennt, wohl aber Marburger oder Marmelstein⁹⁸ mag heißen. Man gerät mit dem Alten ins Gespräch und vernimmt vom redseligen Mimen, daß er einen mißratenen Sohn – Dùwidl –⁹⁹ sein eigen nenne, der (wie er mit erhab'ner Gestikulation wehklagt) nicht nur der künstlerischen Karriere entsagt sondern dazu auch noch, ins Preußische gewandert, sich gar schmatten ließ und – »*Waj geschrien und drei mal waj geschrien!*«¹⁰⁰ – politischen Interesse fröne, zu welche Behufe »*jenner*« sich den Namen »Wilhelm« zugelegt – den Namen dessen, der damals (Commandeur der Truppen seines königlichen Bruders Friedrich-Wilhelm) anno 49 das badisch republikanische Volksheer, unter dem sich auch freiheitlich gesinnte »*Verschteller*«, Schauspieler denn befanden, niederkartätschen ließ.

In der Cohenchronik wird von diesem Wilhelm Marr¹⁰¹ noch aus recht anrühigem Anlasse die Rede sein.



Die Zeit ist kurzlebig geworden. Hatte man früher in Centennien gerechnet wenn es galt, eine Epoche zu umreißen, sind's jetzt – im neunzehnten Jahrhundert post Christum natum – nur mehr Decennien: die Sechzigerjahre, die Siebziger, usw.

Nach der Revolution, in den Fünfzigern also war Gabriel Riesser zum Anwalt gereift seiner Glaubensgenossen, gebürtiger Hamburger, als Kind (in Lübeck, dahin seine Familie unter französischer Herrschaft verzogen) die Vertreibung, die »Hepp-hepp«-Bewegung miterlebt, Jusstudent in Kiel und Heidelberg, nichtiger Vorwände wegen (nach Philosophiestudium in München) als Privatdozent am Neckar abgewiesen, obschon die unbesoldete Dozentur kein Staatsamt, grundsätzlich Jedem offenstehend. Brillante Begabung, beliebt, geliebt in seinen Kreisen, wohlgestellt gar – doch die normale Juristenlaufbahn war ihm versperrt. Die Vaterstadt an der Alster ließ Gabriel nicht zur Advokatur, da Juden dort kein Bürgerrecht besaßen – die alten Zöpfe, um derentwillen nicht wenige Israeliten im dänischen Altona ein Zuhause gefunden, von da aus sie in die Stadt konnten pendeln. Auch ein späterer Versuch Riessers, in Kurhessen jenes Bürgerrecht zu erringen, scheiterte. Da nahm er den Kampf auf. Bis er dann (1848) in der Paulskirche zu Frankfurt am Main Einzug hielt.

Enkelsohn des Raphael Cohen, des aus dem russischen Litauen ins Deutsche geflohenen Rabbiners, der sodann den Bannfluch geschleudert gegen Mendelssohns deutsche Bibelübersetzung, ist Gabriel doch Sohn eines, dem großen Philosophen anhängenden Freisinnler, mit welch divergierenden Dogmen er (vielleicht folgerichtig) zum politischen Streiter wurde. Seine Liebe aber zum »wahren Deutschtum« nahm geradezu emphatische Formen an – zu vergleichen der Disraelis für England. So ist Gabriel Riesser zum Prototyp geworden des »deutschen Staatsbürger mosaischen Glaubens«.

»Wir sind entweder Deutsche oder wir sind heimatlos!« sein Bekenntnis – von »feiger« Taufe keine Rede, das Judentum allein als Religion sehend, vice versa den Begriff »Jüdische Nation« (in seinen Augen geeignet, wieder in die Isolation zu führen) als »ablehnungswürdig« gepredigt.

Seit Beginn der Sechzigerjahre ruht das Geschichtsbuch uns'rer Cohendynastie wie damals nach dem Ableben Imanuel van Kaans. Wohl ist Hector der geistige Sohn seines Vaters, dessen Interesse jedoch an der alten Historie erbte er nicht: die Schicksale der einzelnen Sippenzweige scheinen ihm nicht so weltbewegend. Als Rechtswahrer denn mehr auf das Reale fixiert – obschon die Entwicklung seines Stammes nicht nur eingebettet ins Concretum seines Volks, sondern in das ganz Europas.

Und doch wird auch dieses Jahrzehnt betreffend (und es bringt wahrlich weltbewegendes mit sich!) einiges nachgetragen werden in jenes Buch, der Nachwelt denn Eindrücke zu vermitteln in das Leben, die Freuden, Nöte und Verfolgungen des jüdischen Menschen; anhand der Ereignisse im nächsten Kreise. So wie's jene Hamelner Glückel getan zweihundert Jahr' zuvor.

Im Herbst 62 ging der Fünfundsechziger, der Witwer Johann Landau »*in die Rente*«, wie der Wiener Volksmund die segensreiche Institution zu nennen beliebt: anstelle Aufnahme in eines der städtischen Versorgungshäuser (Jochanaan ist zuhause bestens untergebracht, im ganzen Viertel beliebt ob seiner köstlichen Geschichten aus östlichen Tagen, seinen Schnorrzügen und wie sein Dvojrele selig die Schiddachs geredt), erhält der Greis monatlich vom Magistrat eine bescheidene Pension – aufge bessert durch eine Unterstützung seitens der Israelitischen Kultusgemeinde (die Ojschers¹⁰² und Gewerbetreibenden zahlen für solche Zwecke in einen Fonds ein). Damit hat der Großvater eine gewisse Sicherheit für den Lebensabend, Tochter Luis hilft der jüngeren, der Resi im Haushalt und geht auch, ab und an, Greisler Levisohn zur Hand, nachdem die Toni jetzt schon ein sehr selbständiges Mäd'l. Und auch in die Arbeit des Adressenschreibens und Einfalten der vielen Prospekte teilen sich die beiden älteren Schwestern.

Das Schulgeld für Nahum ist für 1 Jahr im Voraus entrichtet (Onkel Leib hat – nach Fürsprache des Ältestenrats der Juden – eine Ermäßigung erhalten), ergo kann der angesehen'ne Kantor einer Einladung des bekannten Wiener Rabbiners Dr. Joseph Bloch nach Paris folgen zu einem Treffen von Würdenträgern der »Israelitischen Congregationen Europas«.

Da glänzt Leib Landau nun vocal in der schönen Synagoge der rue Richer, jener Stätte, von der aus einst Ahab del Canho die sefardische Seinegemeinde dirigiert.

Via den Bruder des verstorbenen Schwagers Mosche, den Aaron Cohen in Stettin vor der Reise brieflich in Kontakt getreten zu Achtaar, ist Onkel Leib Gast in der Cohenwohnung in der Straße des Heiligen Honoré – von der (nun schon alten, doch alerten) Ambroise bekocht, voll Freude einem so berühmten Vorsänger die Hände schütteln zu dürfen. Umsichtig hat die Frau sich bei ihrem Hector erkundigt, ob der Gast, der »Autrichien« am Ende »ka-shèr«¹⁰³ äße – und als sich herausgestellt, daß der Gute – trotz geistlichen Stands in der Wiener Gemeinde – sehr weltlich eingestellt, kann er sich vor französischen Specialitäten, welche Mme. Ambroise ihm zu Ehren aufzutut, kaum retten.

»Prenez un'autre Croissant, s'il vous plait – Monsieur Le-ibe!«¹⁰⁴ (wie poetisch klingt doch der jiddische Name, so er französisiert!)¹⁰⁵ hört er zum Déjeuner, als er bereits drei Stück des traditionellen Pariser Frühstücksgebäcks intus hat, »Il faut essayer mon pot-au-feu encore!«¹⁰⁶ tönt es abends, und dann muß der Genudelte noch ein Eckchen vom frischgebackenen Auberginenkuchen verkosten und einen Fromage-frais (frisch angerührt, versteht sich), wenn nicht gar eine gewaltige Bouillabaisse (kein Zweifel: die artige Ambroise kommt von Marseille!) verkraften.

Der Fünzfziger wird von der categorischen Concierge dermaßen gepöppelt, daß er in den zehn Tagen, die er an der Seine verweilt, zu einem potentiellen jugendlichen Faustkämpfer aufblüht – der Kantor aber bleibt bei seinen spirituellen Streitmethoden, die er in den Bistros erprobt, dahin der Neffe ihn ausführt, ihm die Pariser Bohème vorzuführen und die (diskutierfreudigen) Revolutionäre: nicht selten russisch-jüdische Emigranten.

Da ist Landau in seinem Element. Interessiert hört er sich die (teils radikalen) Meinungen an der feurigen Phantasten, kontert schon mal, wenn einer der semitischen Satzfechter die Welt in drei Tagen neuordnen will, wo schon der große Experte damals die doppelte Zeit benötigte, sie zu schaffen. Und der Diskutant meint nun eben (ohne gar reaktionär denken zu wollen), daß die Dinge sich erst weiter entwickeln sollten, eh' sie auf den Kopf gestellt.

»Hör mach ús, Achtaar«¹⁰⁷ setzt der Onkel eines Abends nach einer Protektionsportion »Lapin à la maison Ambroise«¹⁰⁸ plus lucullischen Crêpes suzettes (»Kreplach« heimatlich) zu einer Frage an.

»Hat nicht dein Vater selig meinem Schwager Mojsche – nebbich, er schaut auch schon auf uns herunter...! (wendet damit den Blick seufzend gen Himmel) – amol eppes ojfgeschrieben von an alten Buch der Mischpóche was er hat seinerzeit mitgebracht aus Holland??!«

Da beeilt Hector sich, die Chronik hervorzukramen, die auf den Gast mit seinem Steckenpferd, der Bedeutung des »auserwählten« Volks in der Diàspora, gewaltigen Eindruck macht. Wie der Stettiner damals ist Leib Landau nicht mehr fortzukriegen von der Lecture – so gibt der Sohn ihm die Annalen mit auf die Heimreise, nach Österreich.

Damit war der Frankreichbesuch des großen Chasàn¹¹⁰ auch von Bedeutung für die Geschichte unserer Familie.



1864. Deutscher Krieg gegen Dänemark wegen der Territorien Schleswig und Holstein.

Österreich, der Waffenbruder heimst Holstein ein als Provinz, doch nicht auf Dauer. Und auf den Düppeler Schanzen dirigiert der hehre Herr Musikdirektor Gottlieb Piefke den erhebenden (Waffen erhebenden) Marsch »Preußens Gloria« und schafft es mit diesen tapfren Tönen in der Tat, daß die (bereits verzagten) Angreifer wieder Mut fassen und den nordischen Feind schlagen.

Als dann die Freundschaft mit Austriens Alliiertem dahin, soll der Name ›Piefke‹ in Wien zur Spott-Titulierung werden des preußischen Mannes schlechthin.

Otto Bismarck von Schönhausen, erfolgreichster Junker aller Zeiten, von Wilhelm I. (sein »folgsamer Herr« genannt) zum »Alleinherrscher« gemacht und ob seiner Taktik, innere Mißstände im Lande (trotz diktatorischer Staatsführung erstarkt die Opposition, das Preußische Abgeordnetenhaus muß immer wieder aufgelöst werden, die demokratische Presse unterdrückt) durch Feldzüge wettzumachen, als »eisern« apostrophiert, ist – wie Chronist Landau ihn aus der Ferne (richtig) einschätzt – ein recht wankelmütiger Charakter. Entgegen der Auffassung der Preußen (wie auch anderer rückwärtsblickender Stämme) hat Bismarck keine konsequente politische Linie (will man nicht sein persönliches Machtstreben als solche bezeichnen); auch seine Einstellung zu den jüdischen Menschen (die mehr und mehr an Einfluß gewinnen in Europa) scheint allzu zwiespältig.

Bald geriert der Fürst sich als Ultrareaktionär, bald stellt er sich starr contra Rom, bald berät er sich (im Verfassungskonflikt von 1862) mit dem Sozialisten Lasalle (Vetter seines Protegés Barschall, jenen er – in Revanche – als ersten Juden in den Thorner Landtag hievt), bald befiehlt er die Partei, deren Spitzenmann Lasalle, auf das heftigste.

Dazu ist der Junker umringt von hebräischen Einflußreichen (nicht nur getauften und geadelten): sein Bankier ist (neben den Herren Robert & Franz von Mendelssohn) ein gewisser Gerschon Bleichröder¹¹¹ – er beruft die Herren Friedberg und Friedenthal zu

Ministern, aber *Judenfreund* ist er keiner. Sein Spruch: »*Ich bin kein Judenfeind und gehe gern mit Juden um!*« kann als typisches Dementi gelten eines im Herzen judenunfreundlichen Deutschen. Die Juden, mit denen der inconvertible Kanzler gern umgeht, sind Vasallen Wilhelms, seine Vasallen, rechtsorientierte wenn nicht gar rechtsradikale Herren wie die erwähnten Gebrüder Hahn.

Ludwig (der Älteste jenes Superdeutschtrios) ist Leiter des »**Literarischen Bureau**« (seiner Presse- und Propagandacentrale), Karl Senatspräsident des Kammergerichts zu Berlin (er wird dann dem – üblen – Prozeß vorsitzen gegen den unbotmäßigen, wie homosexuellen, Graf Harry Arnim – Judenstämmeling auch), und der Jüngste, Oscar geriert sich als Mitglied der Conservativen Fraction, ist Preußischer Oberverwaltungsrichter und Vorstandsmitglied dazu der (erzreaktionären) Evangelischen Generalsynode. Obendrein Gesinnungsgenosse (und Freund) des obersten Judenhetzer, des Adolf Stöcker.

Ludwig Hahn verfaßt auch die (*»regierungsfromme«*) »**Geschichte des Deutschen Vaterlandes**«, die bis zur Jahrhundertwende nicht weniger als 24(!) Auflagen erleben soll. Und aus seiner (unkritischen) Feder strömt auch dito vierbändige Bismarck-Biographie: eine erstklassige Reklameschrift pro Otto.

Seit zwei Jahren ist dieser Neuchrist, der Marcussohn seines Fürsten Gazettenattaché (*»Bismarcks begeisterter Helfer und Herold«* wird der »*Presshahn*« apostrophiert) – der unermüdlichste Streiter aber für des Kanzlers Reputation soll doch Maximilian Harden werden, gebürtiger Posener, Sohn eines semitischen Seidenwarenhändlers, Herausgeber der, drei Jahrzehnte lang maßgebenden, deutsch-politischen Wochenschrift **DIE ZUKUNFT**.



Familiäres berichtet der Landauer in diesem, der Fünfundsechzigsterjahr: es heiraten Dr. Dov Manasse und Rahel Cohen in Kutno so wie Robert Kohn und Marie Frankfurter in Stettin. Während die Marie auch gleich (ordnungsgemäß) guter Hoffnung, lassen die Manasses sich Zeit mit dem Kinderkriegen. Erstens ist die Cohentochter unterdes eine so importante Stütze geworden in der Kanzlei des Gatten Seniorchef Silberstern (Abel machte auch den Trauzeugen), daß sie die Arbeit nicht einer Anderen überlassen will, und zweitens ist man modern, sieht nicht mehr in der Aufzucht einer traditionellen Familie das Vorrangige im jüdischen Leben.

Aus Paris ist Nachricht eingetroffen beim neuen Chronikbetreuer, die den traurig stimmt: *Madame grandmère* Hausmeisterin hat ihr fleißiges (und wissendes) Leben abgeschlossen und erfreut nun gewiß ihren Heiligen im Himmel, den Ambrosius (und voran Pfortner Petrus, den Juden Schimon) mit gallischen Gourmandisen; Hector arbeitet weiter bei Maître Leblois.

Aus Stettin hat Aaron sich gemeldet – er créiert wie gehabt (nun vom Glanze der jungen Frau Helene erhellt) alle Saisonen seine Modecollectionen; die Firma nennt sich auch fürderhin »Rosenkranz«.

Post ist auch da aus Amsterdam, wo die »Galerie van Kaan« wie bisher prosperiert unter Amos' Direktion, Frau Gretje ist gesund, der kleine Titus 4 geworden, und in dem Brief wird auch erzählt, daß Cousin Eric Potter in Schottland immer noch nicht verheiratet ist, dazu von Großmama (den Titel hört sie nicht so gern) Wilhelma berichtet, die London auf den Kopf stellt.

Und daheim an der Donau ereignet sich im Sommer dieses:

nachdem Nahum das zweite Semester seines Universitätsstudiums gut hinter sich gebracht (19 ist der angehende Physiker), mietet er eine kleine Mansarde in der Währingerstraße bei der Votivkirche (gibt Gymnasiasten aus der Schottenbastei fleißig Nachhilfeunterricht, bringt so den Zins selbst auf, Onkel Leib zu entlasten) – in der Wohnung der (bedürftigen) Eltern des Hörsaalassistenten Adler. Zieht also aus von zuhause, von der kleinen Großfamilie in der Klosterneuburgerstraße.

Durch diese Aktion kommen gleich zwei Steine ins Rollen, deren erster Tante Luise trifft. Die ist (wie sich jetzt herausstellt) immer noch der Schwarm (seit 13 Jahren!) jenes Admirators aus dem Augarten, welcher Wissenschaftler hinwiederum sich als kein andrer entpuppt als der Physikprofessorenhelfer, bei dessen Eltern Nahum das Dachkämmerlein gefunden: Hugo Adler.

Was ist geschehen bisher in dieser latenten Liebesgeschichte?

Solang Toni noch klein war und – von der Schwester betreut – die Spazierfahrten im Kinderwagen und später, als sie schon laufen konnte, per pedes-Gänge in den Park absolvierte (wohin es Luis wohl auch zog, wußte sie doch dort ihren stillen Anbeter nicht fern), glaubte der – Hugo der gehemmte – weiterhin die Seine als die junge Mutter des Kleinkinds; und als Antonie dann in die Schule kam, so die Promenaden eingestellt wurden, verstand Adler es, die Spur seiner Herzensamour zurückzuverfolgen, sah sich eines tatkräftigen Tags am Mathildenplatz, allwo er pochenden Pulses Nachforschungen anstellte und von Greislermeister Levisohn erfuhr, was es mit dem Stande der, von ihm als verehelicht gewählten, unattractiven (in seinen grünen Augen jedoch wunderschönen), weiter beehrten Luise auf sich hätte.

Es verflossen jedoch Jahre, ehe der (hoffende aber zaghafte) Hugo sich endlich ein Herz faßte und die Dame seiner Sehnsucht bei einem ihrer Gänge zur Post an der Brigittenauer Lände (mit den Couverts des Herrn Chomet, diese zu frankieren und in das gelbe Postkasterl zu werfen) abpaßte.

Und da geschah's, wie der junge Cohen durch Eindringen in des Assistenten und Vermietersohns Seele erfuhr.

Hugo sprach (vor Erregung stotternd) Luise an, die blickte ihm – nicht unfreundlich – ins Gesicht, ließ ihn (neben ihm herschreitend) reden, sie aber erwiderte kein Wort. Offensichtlich in eig'ner Aufgewühltheit, war sie da doch bereits Anfangvierzigerin: Effect der Enttäuschungen in der Jugend, da sie stets das Mauerblümchen mußte spielen wo die anderen Mädchen ihres Alters Verehrer hatten, reihenweise heirateten, Kinder bekamen, und ihrer »ewigen Jungfernschaft«.

Dasselbe Spiel beim nächsten Stelldichein, welches wiederum keins war, denn Hugo mußte seiner Luis stundenlang zwischen Mathildenplatz und Postamt auflauern, sie abermals anreden zu können. Und so ging's fort bis zum heutigen Tage – weitere fünf Lenze, da der Adler (mittlerweilen Doctorand) neben seiner Erwählten marschierte und ihr sein Herz ausschüttete. Luisens Hemmung dem (noch dazu jüngeren) Anbeter ein Wort zu gönnen, war längst zu einem seelischen Zwang geworden – so wie seine Bemüßigung, sich ihr mitzuteilen.

Da arrangiert Nahum denn mit Hugo eine *Five o'clock*-Tee in seiner neuen Behausung, zu dem er Tante Luis einlädt, ohne daß die noch weiß, was bzw. wer da auf sie wartet. Und die List zeitigt Erfolg: vor einem Dritten (wie bei einer Schocktherapie) sichtlich gehemmt, die eigene Hemmung zu offenbaren, läßt sie sich in ein Gespräch mit Hugo ein. Das Eis ist gebrochen.

Was aber aus dieser Minnegeschichte weiter wird, darüber hat Vermittler Norbert (von seiner seligen Großmama das Schachchenta-
lent wohl doch nicht in vollem Umfang geerbt) kaum zu bestimmen.

Der zweite Stein, den Nahums Übersiedlung in den 9. Bezirk in Bewegung bringt, ist ebenfalls ein kleiner Fels in Herzensdingen, der nun keinen geringeren streift als seine eigene Mutter.

Frau Kohn, resche Mittdreißigerin, das zehnte Jahr bereits Witwe, mußte eines Abends, da sie und Luise mit dem couvertieren der Chometschen Drucksachen zu spät fertig geworden und ein Dutzend der Reclameangebote echt dringlich waren (durch häusliche Verpflichtungen über's Wochenende liegengelassen), in Gemeinschaft mit den Schwestern und dem Vater Briefträger spielen. Da stellte sie ihren Teil der Prospective, deren Adressaten in der nahen Leopoldstadt zu finden, persönlich zu.

Resi Kohn überquerte mit dem letzten der Umschläge den Hollandmarkt, wo gleich an der Ecke, Tandelmarktgasse Nummer 1 (jeden Donnerstag ist Altwarenhandel in der Straße) die kleine Schneiderwerkstatt gelegen des Josef Grünzweig.

Der Meister – angesehen im Bezirk als geschickter Ausbesserer und Wender¹¹² von Damen- und Herrengarderobe, aber auch zur

Stelle wo's gilt, einem Bócher zur Barmizwe ein (ewigwährendes) Konfirmandenzügerl zu schneidern, einem gesetzteren Herrn einen Gehrock anzumessen für die Silberne Hochzeit – arbeitete an jenem Montag noch im Lichte einer Funzel (sieben war es schon), da betrat das Fräulein von der Post den Gassenladen. Vom stattlichen Vierziger freundlich begrüßt, wurde aus der Frage woher die hohe Ehre, daß Kurzwarenhändler Chomet seine Offerte neuerdings durch holden Boten ließe zustellen (das Kompliment verfieng bei Wittfrau Cohen) bald ein Schlückerl Bronnef¹¹², aus dem Kirschgebrannten resultierte ein Schalerl Café mit einem Nußbeugerl (das aus der Conditorei nebenan zu holen der Gastgeber sich nicht nehmen ließ) – und zur späten Jause animiert: »*Geniern'S sich net, Frau Kohn – stärken'S Ihnen doch, wann Sie schon so ausgedehnte Wanderungen unternemen, um an alt'n Jid'n die Post zuzustell'n!*« die Retoure (dito kokettierend) »*No bevor ich mich schlagen laß...*« – ein Scherz gab den andern, Herr Grünzweig erzählte den neuesten zwa-Juden-Witz: »*Mit welchem Buchstaben fangen die besten Witze an?? – Mit ›z‹. Zwa Juden...*«.

Frau Reisel genoß es, nach langem wiedereinander charmirt zu werden, Herr Josef entpuppte sich als auch dem Witwen-, pardon: Witwerstand zugehörig, und dann sprang ein herziges, siebenjähriges Mäderl ins Geschäft, seine kleine Tochter Trude (das Kind – mit Begeisterung die Hausfrau machend – kam grad mit einer, für das zarte Figürl überdimensionalen Einkaufstasche vom Markt, wo es der späten Stunde wegen billig Gemüse erstanden), knickste auch brav vor der fremden Dame, die erzählte von ihrem Nahum, dem angehenden Wissenschaftler, stolz auf ihren Sohn, Herr Josef stolz auf Trudili und die stolz wegen der zehn Kreuzer, die sie gespart beim Grünzeug.

Dann aber mußte Frau Kohn wieder zurück nach Hause, wo man sie sicher schon vermißte – man verabredete sich für den kommenden Sonntag, der Herr Schneidermeister wollte die fesche Brigittenaerin zum Heurigen führen, Trude jedoch votierte für den Prater (eifrig versprach der Besuch, sie dort in die »Grottenbahn« zu begleiten), also einigte man sich auf einen G'spritzten¹¹³ im Lusthaus¹¹⁴ auf der Hauptallee¹¹⁴ von wo aus (für die Hinreise beschloß Papa Grünzweig einen Fiaker zu nehmen, seiner Dame zu imponieren) man später zurück zu promenieren festlegte – und zwar zum Wurstelprater¹¹⁵, daß das Mäderl auf seine Kosten käme.

Zuerst sahen Nahums und Trudes Elternteile sich jede Woche einmal, dann wurden fixe Tage draus: Mittwoch und Sonntag, und am Ende besucht Frau Kohn den Herrn Grünzweig täglich in seiner Werkstatt, kocht auch ab und an für ihn und sein Töchterlein hinten in der kleinen Küche der Ladenwohnung – und als ihr Herr Sohn, der Student weggeht von daheim, vom zwanzigsten Bezirk, sich in einer nobleren Gegend selbständig zu machen, tritt die schwere Frage an das gereifte Paar heran, wie es seinen Kindern sagen.

Doch Trudchen – altklug wie sie ist (ohne Mamma aufgewachsen und nicht eben in den besten pecuniären Verhältnissen) – löst das Problem auf ihre Art.

Als Frau Resi sich eines sonnigen Septembersonntags entschließt, ihren Herrn Sohn zu bitten, sie zu einem Rendezvous begleiten zu wollen (wobei sie recht geheimnisvoll tut), und man dann zu Viert eine rusticale Ruderbootpartie auf der Alten Donau¹¹⁶ unternimmt (Trude und Nahum verstehen sich prächtig), stellt die sich ganz einfach in Positur (wie einmal in einer Kindervorstellung beobachtet im Carl Theater) – ihren verwitweten Vater unter Druck setzend:

»Also was is' – – wird jetzt Tante Resi mei' neue Mutter oder nicht??!!«



Zu Sommerbeginn dieses Fünfundsechzigerjahrs fand sich (wie erwähnt fristgerecht) Nachwuchs ein in Stettin – ein Knäblein (vorerst noch nicht christlich, nein: rituell beschnitten), ein Cohen – Manek benamst, später Manfred gerufen und vorprogrammiert für's Leben. Industrieller in Leder, Großbürger, Monarchist.

Sein lieber Onkel, der ja anfangs – nach seinem Weggang aus der Vaterstadt, aus Chludowo – bei seinen (nun strahlenden) Verwandten hatte Aufnahme gefunden, war dann in ein hübsch möbliertes Zimmer umgezogen Nähe Prenzlauer Platz – nahe der Stätte seines Wirkens, den alten Rosenkranz zu betreuen, hat nun (bestallter Mode- und Ehemann) eine feudale fünf-Zimmer Belétage auf der eleganten Stolzenhagener Promenade angemietet, Frau Helene gibt sich erstklassig (was sie nicht ist), hält sich ihres Standes gemäß Küchenmamsell und Zofe – und dazu hat sie die jüngerliche Dette aus Berlin mitgebracht, abgehärmte Vierzigerin aus Weissensee, die sich Aaron rasch als kaum unberührt, mehr als einstige Nährmutter seiner Gattin decouvriert, aus deren (heute welken) Brüsten die ihre erste Nahrung gesogen.

Bernadette ist der einzige Mensch, der sich Frau Cohen gegenüber durchzusetzen vermag. Mehr und mehr macht dem Manne deren Verhalten zu schaffen – basierend auf ihrem zwiespältigen Charakter.

Unehelich gezeugt von einem, hinter den Weibern hergewes'nen, jüdischen Hagestolz (Modenerzeuger aus alteingesessener Schneiderfamilie – daher auch der Name: Mantler¹¹⁷) mit einer seiner christlichen, kindhaften Näherinnen (der Herr beschäftigte vorzugsweise Mädchen unter 18, die geringeren Lohn zu beanspruchen hatten), die – als sie schwanger wurde – kurzerhand abgefunden, ein abgelegenes Zimmer gemietet der werdenden Mutter, jedes Ultimo aus der Privatschatulle den Lebensunterhalt (bescheiden) angewiesen, dann aber – als die bedauernswerte Hübsche bei der Geburt Helenes der Hebamme unter den Händen wegstarb – sich auf seine altbiblische Vaterrolle besonnen, dem Kind seinen Namen gegeben, das Neugeborene jener (damals noch blühenden) Bernadette anvertraut (eine and're seiner Stückerbeiterinnen, die er gleichfalls geschwängert, Eclat!), die hinwiederum ihr Baby verloren – so zur Stillmutter bestens geeignet. Und damit begann das Sittendrama.

Moritz Mantler (fataler Fünfziger damals) hob an einen semitischen Don Juan zu spielen, hielt sich eine dritte Willige (bei der mußte der monströse Modefabrikant schon nicht mehr per autoritäre Arbeitgeberstellung nachhelfen – das wunderschöne, aber aus blutarmer Arbeiterfamilie stammende Mädchen wollte nach oben und legte sich dem alten Lüstling freiwillig ins Bett); der »Herr Chef«, wie der sich (wohl seine sexuelle Potenz stimulierend) weiter von seiner Maitresse anreden ließ, richtete der eine extravagante Absteige im Grunewald ein, allwo fortan Dreier- oder auch Viererorgien über die Bühne gingen.

Tatsächlich »Bühne«, denn der voyeuristische Liebhaber beliebte mit seinen Geliebten kleine Szenen einzustudieren, die auf einem strahlend illuminierten Postament abliefen: die jungen Dinger hatten vorzugsweise Jockeys zu mimen (Mantler war ein stadtbekannter Pferdenarr, verwettete Unsummen am Rennplatz), mit eigens für diese Schaustellungen, selbstgenähten reinseid'nen Dresses – bis die erotischen Reiterinnen dann auf der »Tribune« des »Parcours« den, sie durch einen Feldstecher (den er verkehrt rum an die Augen führte, sich so die große Entfernung zwischen ihm und seinen »Pferdchen« vorgaukelnd) verfolgenden Herrn auszumachen hatten, der (in beigem Cut plus Zylinder dem Augenblick entgegenfiebernd) sodann auf die »Strecke« geholt und seinerseits »beritten« wurde.

Mit ihren (echten) Reitgerten verhalfen die grellgeschminkten, geilen Jockeusen ihrem Gaul auf die Sprünge, bohrten ihm ihre (echten) Sporen tief ins Fleisch (durch Anzug und Unterkleidung hindurch), bis das Tier – auch die letzte Hürde genommen – von seinen Chevalièren in die Box, ins (echte) Stroh geworfen, wonach die Rennreiterinnen gemäß Regieanweisung des Gepeinigten sich mit ihren gegenseitigen Reizen zu beschäftigen und vermittels, über die Reithosen geschnürter, *Godmichés*¹¹⁸ zu befriedigen hatten, um ihren (einzig) Zuschauer bei den, sich in den jeweiligen Vorstellungen accurat wiederholenden, Einaktern abermals auf Touren zu bringen.

Das schaurige an dieser (Hebräerfeinde herhören: auch bei nicht-jüdischen, betuchten Voyeuren nicht seltenen) Perversion des Mantler jedoch war die Zuziehung der Ziehmutter seiner Tochter, besagter Dette zu seinen Sexualspielchen, die bei jener Beschäftigung

(verständlich wohl) zur männerhassenden Lesbierin wurde; welche Neigung ein wenig später dem, zur Jungfrau erblühten ›Fräulein Helén‹ nicht verborgen blieb.

Und als zu dieser Zeit, zum Beginn deren Pubertät, Vater Moritz bei einer seiner Inszenierungen der Schlag traf (was gesellschaftlich nicht wenig Staub aufwirbelte, verstarb der Gute doch in den Händen seines Reitpersonals, das – wohl oder übel – Arzt und Polizei alarmieren mußte), wurde die Tochter, nun allein auf der Welt mit der Dette, deren Geliebte und gleich ihr (wohl durch das, was sie nach und nach über ihren Erzeuger erfahren) ebenfalls zur erklärten Feindin des gegnerischen Geschlechts. Was sie jedoch (wie später geschehen) nicht dran hinderte eine Vaterfigur wie Aaron zu ehelichen, dem sie nun in intimen Situationen die Gefühle einer Tochter entgegenbringt – vom eig'nen Erzeuger vergewaltigt. So jeden sexuellen Verkehr mit dem Gatten als einen Incest erlebt.

All dies aber soll Aaron erst Jahre später erfahren – von Bernadette, als die dann elend am Schanker dahinsiecht: es wird nie eruiert werden, ob sie sich die Krankheit durch den Mantler geholt hatte (Helene ist Gottseidank gesund, trotz fleischlicher Kontakte zu ihr nicht angesteckt), oder ob die Bedauernswerte sich das Leiden bei einem der anderen Mädchen aufgeschnappt, mit denen sie (neben ihrer kleinen Kurtisane) geschlafen.

Diese Umstände sind in Stettin (voran Herrn Cohen) vorerst noch nicht bekannt, wenn auch im Verhalten des jungen Eheweibes dies und das auffällig wirkt und die klatschsüchtige Umwelt sich bereits ihre Reime zu machen glaubt. Vornweg um der eclatanten Tatsache willen, daß Frau Cohen sich nicht (wie erste Gattinnenpflicht in der bürgerlichen Gesellschaft) schwanger zeigt.



Bismarcks zweiter Feldzug des Jahrzehnts: gegen Österreich. 1866.

»Ich habe den Krieg gewollt, ich mußte ihn wollen!« ist jenes Junkers Losung – wider sein Preußen aber steht nicht nur das Donauland, auch das übrige Deutschland ist gegen diesen »*Bruderzwist*«. Allein Moltke¹¹⁹ siegt, und die beiden Säbelrassler, die's nicht beim Rasseln belassen, siegen ein zweites Mal – gegen den »*eigenen Feind*«: die Vernunft in den konservativen Reihen der Preußischen Militärpartei, unterstützt vom Kronprinzen, dem einzig liberalen (doch tragisch machtlosen) Hohenzoller. Friedrich.

Die folgenden Jahre – bis 1870 – sind erfüllt von dumpfen Ahnungen da wie dort, gespielter Überlegenheit der Reaktion (obschon die Sozialdemokratie stark im Kommen) – und die Juden Europas spielen fleißig mit. Bis sie eines Tags massiv gegeneinander stehen werden. Zuerst im Kriege Deutschland – Frankreich, wo Hector Cohèn weiter anwaltlich (wie auch pamphletistisch) das diktatorische Regime, das seines Kaisers attackiert (in der Leblois-Kanzlei den mächtigsten Mitstreiter der Zeit gewonnen: den Literaten Emile Zola, der an Rocheforts¹²⁰ Seite auch für das – von Villemessant¹²¹ editierte – Journal L'ÉVÉNEMENT schreibt). In diesem Frankreich sieht das Volk sich in der zweiten Dekade der, auf die dritte Revolution gefolgten, Monarchie ebenso unterdrückt wie in Deutschland und Österreich; der Trend ist (trotz nationaler Differenzen) derselbe: der Dualismus. Hier die (dünne) Schicht der am Volksvermögen, am ökonomischen Prozeß immens sich Bereichernden (den mit ihnen, den ›Wölfen‹ heulenden ihr Anteil gnädig ablassend) – dort ebenjenes ›Volk‹, die ›kleinen Leute‹, das Arbeiterheer, das Proletariat schlechthin.

»*Joie et Gloire*«¹²² lautet die Devise des dritten Napoléon, in ihrem Schatten jedoch regiert ein maßloser Terror gegen all Jene, die diese Freude, den Glanz ihrer La France zu trüben imstande (und willens): in den vergangenen fünfzehn Jahren sind zehntausende Sozialisten, Republikaner, Demokraten verhaftet und wie ordinäre Verbrecher deportiert oder in die Verbannung geschickt worden – die Bourgeoisie spricht von dieser Schreckensherrschaft wie von einer notwendigen Polizeiaktion, diese zwar als »*rüde*« bezeichnet doch acceptiert; zu ihrer Beruhigung opportun.

Ähnlich dem ›eisernen‹ Deutschen Otto sieht sich der – eher edelmetalligere – Franzose Louis in Bewußtseins spalterischer Situation, ebenfalls ohne echte politische Linie: als »*Patron des Paysans*«¹²³ hat er deren Interessen zu vertreten, als oberster Chef der Bürgerschaft muß er (zwangsläufig) den Mittelstand begünstigen, und um der Zementierung seiner Despotie willen sieht er sich (wie Bismarck doch auch) mit der prekären Aufgabe konfrontiert, den Arbeiter zu umwerben; wo allein die Auspressung des Lohnwerkers das erste Gebot darstellt seiner braven Privilegierten.

Und wie bei Preußens Junker auch bestimmte vom ersten Tage seines staatsmännischen Wirkens an die Notwendigkeit, all diese Widersprüche zu verschleiern, das Vorgehen des französischen Regenten.

In den Fünfzigern hat Napoléon III. die Pariser Weltausstellung ins Leben gerufen, per Ankurbelung der Wirtschaft der (ihm weltanschaulich gleichgesinnten) europäischen Staaten (wie der eig'nen Nation natürlich auch) die aufkommende Ernüchterung seiner Landsleute zu verdrängen; die Invasion von Besuchern aus aller Herren Länder (seine Hoffnungen noch weit übertreffend) half ihm, den eingeschlagenen Zickzackkurs beibehalten zu können.

Jener Jakob Offenbach nun, nach nur einjährigem Fluchtaufenthalt in der deutschen Heimat dann in sein Paris retourgekehrt, als ›Jacques‹ abermals französisiert (vergessen ›Das Deutsche Vaterland‹), hat anläßlich der Monsterschau eben sein erstes Theaterchen eröffnen können (dessen Vergabe, dank seiner boulevardistischen Beziehungen über eine Reihe and'rer Bewerber hinweg errungen) – jene »*Bouffes Parisiens*«, von da an bis zu seinem, wahrlich epochalen, »*Orphée aux Enfers*«¹²⁴ kein allzudorniger Weg mehr.

Jetzt – mitten in den schillernden Sechzigern – machen sich in Frankreich langsam wieder demokratische Kräfte stark, Morny dreht sich (nach außenhin) um 180 Grad, hofiert die Linksoption (kein Zweifel: der zynisch-realistische Herr Herzog hat nichts im Sinn mit den Segnungen der Demokratie, er versucht zu retten was noch zu retten – das Kaisertum nämlich und voran die eig'ne Machtstellung). Bis er dann am 10. März 65 »aus der Welt abreist, die ihm eine Operette war«, wie Rochefort es in einem Pressenekrolog treffend umschreibt.

Und die Operette, die Offenbach aus der Taufe gehoben, überlebt Alle und alles und erobert (besser als Kriege und profane Feldzüge) die Welt – in ihren ersten Schlachten Wien und Berlin.

Dahin – nach Berlin – ist Vater Robert von Leder Kohn, Stettin zu Kriegsbeginn gereist, er hinwiederum hat dort nicht die Operette im Kopf (die erobert mit Offenbachs »Pariser Leben« tatsächlich die Stadt, in der just zu dieser Frist Paul Lincke geboren – jener spätere »Erfinder« des spreathen'schen Öperchens), er holt sich den Auftrag zur zweiten, großen Heereslieferung seiner Firma (Tornister und Ledergamaschen).

»Guter Mann das!« hat der Oberpreuße zu Potsdam in Richtung Cohen gesagt – da darf der jüdische Patriot sich fortan stolz

Königlich Preußischer Hoflieferant

schreiben.

An der Donau, da man doch in diesem Jahr wenig zu triumphieren hat, Königgrätz wie eine Gewitterwolke am Himmel des schönen, blauen Stromes hängt, erlebt des Rheinländers »Schöne Helena« im Theater an der Wien bereits die zweite Spielsaison – der Maestro höchstpersönlich hatte da vom Dirigentenpult aus die Erstaufführung in deutscher Sprache geleitet: seine 30. (!) Wiener Premiere in kaum 7 Jahren.

Unser Chronist registriert dies Ereignis freudig – beweist es doch wiederum, wie sehr Juden das deutsche Kulturleben (und das der Welt) beeinflussen.



1867 ist das Jahr der nächsten Weltausstellung zu Paris.

Gemäß Order des Bonapartenneffen hat diese in den Schatten zu stellen, was bislang auf ähnlichen Expositionen der Alten und Neuen Welt geboten. Letzter (krampfhafter) Versuch Louis', die allgemeine Misere durch jene Freude, jene Glorie zu übertünchen, das System über die Runden zu retten.

Und so entstehen auf dem Marsfeld gigantische Gebäude und Anlagen: ein künstlicher See, ein Tunnel, ein tropischer Park, Pavillons und Hallen die Hülle und Fülle, Cafés, Restaurants. Der Besucher soll vom Überangebot überwältigt sein. Immerhin geht's drum, der staunenden Mitwelt die friedliche Macht des Zweiten Kaiserreichs vor Augen zu führen, den respectiven Staatsoberhäuptern, Königen, Zaren, Herrschern, Präsidenten, Ministern, der Camarilla der Höfe in Ost wie West und zuletzt auch den Völkern selber zu suggerieren, daß Frankreich – das Caesarengleich regierte Frankreich das wirtschaftlich erfolgreichste, politischpotenteste, gesichertste, sprich: fortschrittlichste Land dieser Erde.

Da kann's auch nicht um die Lappalie gehen von 10 Millionen Francs¹²⁵ aus dem Volksvermögen) – als staatliche Subvention großzügig zur Verfügung gestellt; sollten diese nicht reichen (dies läßt die Obrigkeit durchblicken), stünden weitere Millionen bereit (der Menschheit Sand in ihre märchenerblickenswilligen Augen zu streuen).

Am 1. April (kein Scherz!) eröffnet *le troizième Napoléon*¹²⁶ die Pompschau. Heftigst kritisiert, die Sucht seiner Verschwendung angeprangert in Artikeln der Linkspresse (auch der befreundeter Länder) – doch wer in dieser hochstaplerischen Aventure in Frankreich seinen klaren Kopf behält, wer sich nicht einlullen läßt vom Bombasmus des Unternehmens, gilt als Griesgram, als Miesmacher, als Staatsfeind gar.

Auf dieser All-World-Fair trifft sich aber nicht nur die High (und weniger high) Society der Nationen – auch Companie Cohen vereint sich da für ein paar tolle Tage; was hinwiederum einen Pluspunkt darstellt Französischen Protzes.

Vom fernen Haffland eilt der frischgebackene Potsdampartner Robert herbei (seine Marie mußte zu Hause bleiben, den zweijährigen Manni hüten – nicht ohne Beben im Busen vonwegen der Erotik der Pariserinnen, von der man tuschelt in aller Welt), sich *a*) zu informieren über den neuesten Stand der Lederindustrie außerhalb deutscher Grenzen, und *b*) Auslandsverbindungen zu knüpfen für die Produkte von Leder Kohn (das Unternehmen hat bereits eine ganze Reihe fester Auftragsgerbereien an der Oder aufzubieten, die für die Firma lohen und sattlern und nähen); mit Robert reist Aaron samt Vorzeigeweib Helene an die Seine, Stettiner Chic (ähnlich den Athen'schen Eulen) nach Paris zu tragen; im polnischen Kutno machen Herr und Frau Dr. Manasse sich auf die Reise; Amos und Gretje besteigen in Amsterdam den Zug Richtung Süden (Knabe Titus wurde der Obhut überantwortet der alten Urgroßmama Fini, die Galerie ist für eine Woche geschlossen): eine derartige Gelegenheit, im internationalen Gemäldehandel neue Connexe aufzutun, bietet sich nicht alle Jahre. Müßig zu erwähnen, daß Oma Wilhelma sich mit Sohn und Schwiegertochter (aus der Ferne klappt's mit der Verständigung zwischen den Beiden) an der Seine ein Rendezvous gibt. Und der Herr Naturwissenschaftsstudent Nahum aus Wien, vom Vater den Drang geerbt, neue Länder kennen zu lernen, andere Sprachen zu sprechen (die Wanderung des Moses Cohen von Gnesen ins Galizische und weiter in die wonnige Wienerstadt wär' vielleicht fortgesetzt worden, hätt' nicht der frühe Tod – der Papa war erst 44 als er starb – der Nomaderei ein Ende gemacht), ist mit den allerbesten Grüßen und einer kleinen Reisekasse (von Onkel Leib aufgefüllt) auf Fahrt gegangen.

Gastgeber Hector (via den Landau, der neben der Geschichte der Familie auch deren Briefverkehr untereinander fördert, rechtzeitig vom Eintreffen der Verwandten aus halb Europa in Kenntnis gesetzt) nimmt sich der Gäste in rührendster Weise an. Er spielt – stolz auf die Heimatstadt, weniger auf die Herrschaften, die da immer noch das Sagen haben – den Cicerone; nur hinsichtlich jener (tonangebenden) Rechten gibt es eben Streitgespräche mit Robert, der meint, auch die Fahne gallischer Despotie hochhalten zu müssen; drei Jahre später wird ihm dies vergehen, wie Cousin Achtaar (vorausschauend, aufgrund der bisherigen Erfahrungen mit Louis-Napoléon und Bismarck) prophezeit.

Unsere Freunde jedoch sind ansonsten ein Herz und eine (jüdische) Seele.

»Was meint Ihr –« setzt Hector zu einer Eröffnung an »– von wem ich soeben einen dicken Brief erhalten hab’?!«, und im Cohenchor tönt’s zurück: »Von Onkel Leib . . .«; denn Heraldiker Landau hat die diversen Zweige des Sippenstammes auch selber mit Episteln eingedeckt, seit er seine Ambroisesche Appetittour glücklich überstanden in Paris und die alten Annalen erobert.

»Warum is’ der Gute net eig’nlich auch herkommen . . .? Ich hätt’ ihn so gern kenneng’lernt!« bringt Britin Wilhelma im schönsten Wienerisch vor – in Gedanken in ihrer Vaterstadt, wo damals, im lauen Lenz anno 36, Sohn Amos ward in Liebe empfangen zu Hendrick. Und die Andern stimmen ihr bei. Nun ist’s an Nahum.

»Wahrscheinlich meine Schuld . . . Onkel Leib hat eben g’meint, die Cohen sollten sich einmal treffen, und er ist ja nochnichteinmal angeheiratet . . . (nun stockt der Jüngling) . . . und das teure Bahnbillett . . .«

Da sind Amos und Gretje, Robert wie Aaron mit seiner Helene, die Manasses und besonders die, in luxuriösen Verhältnissen lebende, Mistress van Kaan betreten – bei ihrem eigenen Vermögensstand gar nicht gedacht, daß Einer der Verwandtschaft vor, für sie kaum ins Gewicht fallenden, Kosten zurückscheuen könnte eine Reise anzutreten. So machen sie den faux-pas wieder gut, indem sie den österreichischen Neffen später (beladen mit Geschenken – auch für den Chronisten) mit einem 2. Klasse-Ticket (aufgezahlt zur Fahrkarte 3. Klasse, die ihm der Landau hatte spendiert) überraschen. Daß sich dabei voran Aaron Cohen erkenntlich zeigt – Zwillingsbruder doch von Nahums verstorbenem Vater, bedarf keiner besond’ren Hervorhebung.

Am letzten Tag des Mischpachàmeetings trifft auch noch Eric Potter aus Schottland ein – an seiner Seite eine wunderhübsche, junge Aberdeener Dame, die er als Victoria Rawford (von den »Rawford Electrics«, des führenden Unternehmens, das ganz Britain mit dem neuen Energienetz überzieht) vorstellt. So fliegen denn blitzende Blicke hin und her zwischen dieser und der (zwar dreißig Jahre älteren, scheint’s aber immer noch nicht vollends aus Eric’s Herzen gelöscht), stets strahlenden Wilhelma – und die charmesprühende wienerische Londonerin genießt’s, Ursache zu sein der Eifersucht einer Zwanzigerin. Nun ist sie’s, die auf Deubel-komm-raus mit dem Examanten flirtet, was die temperamentvolle Scottish Lady nicht kühl hinnimmt.

»Wenn die Damen und Herren wie zukünftigen Cohenclanmitglieder (Seitenblick auf Eric's Holde) eines versierten Scheidungsanwalts bedürfen...« verteilt Maître Achtaar witzelnd Visitenkarten der Advocatursociété Leblois, in der er (Experte im Code Pénal als im Code Napoléon)¹²⁷ mittlerweile Compagnon geworden.

»Soll ich Euch Ursache und Wirkung amouröser Emotionen physikalisch-chemisch erklären?!« nimmt der angehende Doktor der Naturwissenschaften Nahum den Faden auf (all dies bei einer Flasche Moët in illustrierter Gesellschaft eines Restaurants am Montmartre), und er amüsiert damit die feurige Vicky (nicht ohne selber mit der aparten und gleichaltrigen jungen Dame heftigst zu kokettieren) dermaßen, daß diese die Ausfechtung des Straußes mit ihrem Schloßherrn auf später (in Comrie) zu vertagen avisiert.

Der lustigen Abendgesellschaft war ein Besuch der »Großherzogin von Gerolstein« vorausgegangen (Hector hat durch seinen neuen Freund, den Halévy eine Loge ergattert: kleines Kunststück nach der überlaufenen Premiere, zwölf Tage nach Eröffnung der Exposition) – Begeisterung bei uns'rer Cohencrew, insbesondere Wilhelmas mit ihrem komödiantischen Ahnen. Hortense Schneider (»La Snedèr« genannt und Tochter eines blutarmen, deutschen Schneiders aus Bordeaux) glänzte als »Grande Duchesse«, der General an der Rampe schoß sein »Piff-paff-puff« per gezücktem Säbel ab, und dann ertönte jenes traumhafte Offenbach'sche Walzer-Andantino als die Edle abermals ihre Liebe erkannt zum Gemeinen, dem Fritz, der doch der Andern, der Bauerndirn verfallen.

Durch Ludovic arrangiert, nach dem Finale ein Kulissenbesuch bei Meister Jacques persönlich, dem Nahum von Onkel Leib erzählen muß, dem Kantor – und da werden Offenbachs Augen feucht: ist doch sein Kantor, der alte Vater zu Köln bereits dahingegangen.

Und während Advocat Cohen mit Advocat Manasse über urheberrechtliche Fragen fachsimpelt, verschaut er sich aus dem Augenwinkel in eine junge Actrice, die zwar nicht mitgemimt im musikalischen Komödienspiel, nur hinter der Bühne auf ihre Chance lauert, dem Erfolgscompositeur zu gefallen: Paola Marié.

Von dieser Amour wird Leib Landau (aus erster Hand unterrichtet) später erzählen.



Als Gretje und Amos nach Amsterdam zurückkehren, finden sie Urgroßmama Fini bettlägerig: das Herz (Serafina geht ins Siebzigste) will nicht mehr – und zum Jahresende (Tochte Helmje ist aus England ans letzte Lager der Mutter geeilt) schließt sie dann ihr Leben ab, das so reich bewegt gewesen: als zehnjähriges Kind österreichisch-ungarischer Kaufmannsleute (polnisch-jüdischer Herkunft) mit der ganzen Familie von Budapest nach Wien verzogen, als neunzehnjähriges Mädchen den drei Jahrzehnte älteren Cafétier Kurz geheiratet, mit 20 von der süßen Helmi entbunden, dreizehn Jahre später Witwe, mit der Tochter nach Holland gegangen zu Bruder Isbar, nach Breda, vierzigjährig bereits Großmutter, mit 63 einen Urenkel erhalten, Titus, der von ihr Angebetete, der – nun sieben schon – herzerschütternd weint um seine *Opoe*.

In Finis alter Heimat macht – »*summa cum laude*«¹²⁸ – Cohenfi-
lius Nahum seinen Doktor der Physik, ruft sich um in ›Norbert‹ –
und anlässlich dieses Ereignisses gibt seine Mutter, Resi Kohn (als
Reisel Landau vor einundvierzig Jahren das Licht Galicias erblickt)
bekannt, ihren zweiten Gatten gewählt zu haben: jenen Schneider-
meister Grünzweig aus der Leopoldstadt, der das – nun elfjährige –
Töchterl Trude mit in die Ehe bringt.

Wie verschieden sollen doch fortan die Wege sein von Mutter und
Sohn! Er: angehender Wissenschaftler, Hochschulassistent bald, sie:
die einfache Handwerkersgattin, mit dem neuen Anhang in der
kleinen Ladenwohnung in der Tandelmarktgassee hausend – die
Karriere ihres Kindes fast mit Sorge um das Hochhinaus des jungen
Mannes zu verfolgen.

Die einfache, polnische Jüdin ist die bescheidene Frau geblieben,
als die sie damals den Mosche Cohen geheiratet, mit ihm glücklich
war – so wie sie's jetzt ist mit ihrem Herrn Josef, der so espreitreich
um sie geworben.

Und die extravagante Liebesgeschichte von Schwester Luise nahm ihren Fortgang. Nachdem sie die ersten Worte gewechselt mit dem, sie immer noch glühend verehrenden, Herrn Adler aus der Währingerstraße, trafen die Beiden sich täglich – mit dem gravierenden Unterschied allerdings, daß der haltbare Hugo nicht mehr Monologe mußte führen, sondern aus dem Dialog mit seiner Luis' neue Hoffnungen durft' schöpfen für eine gemeinsame Zukunft.

Doch diese, seine Sehnsüchte werden nur zum geringen Teil gestillt. Zu mehr als zur erreichten Conversation – zu intimen Beziehungen gar (auch wenn solche mit einer Heirat verbunden wären), ist die (nun bereits dem Ende ihrer Vierzig entgegensehenden) Landautochter nicht bereit. Anders als Mamma Dvojre, die noch mit fünfzig ein Kind empfing, ist Luisens Scham, gewachsen vor dem »gegnerischen« Geschlecht, zu groß, in diesem Punkte unüberwindbar die Hemmungen dem potentiellen Partner gegenüber. So ist die (leicht tragische) Komödie jetzt in ein Stadium getreten, da auch der, damals das erste Zwiegespräch gestiftet habende Doctor Kohn – des ewigen Liebhaber Dr. Adler neuer Collega nicht weiterhelfen kann. Noch ein Dutzend Jahre soll die Escapade zwischen dem seltsamen Paar so dahingehen, um dann ein – kaum lustspielhaftes – Ende zu finden.

Bruder Leib ist schaffensfroher Vorsechziger, sein Ruf als Vorsänger in der Synagoge ist nach seiner Frankreichtournee noch gewachsen, er hält weiter engen Kontakt zu Dr. Bloch, seinem Rabbinerfreund von Floridshof, dem Mitstreiter in der Jüdischen Sache, die sich wiederum durch Aktionen gewisser Gruppen zu verschärfen beginnt.

Auch in Österreich hat es zwei Jahrzehnte gedauert, eh' das essentielle Recht der Frankfurter Paulskirche sich durchzusetzen vermochte, das ja doch bereits in die Verfassung Franz Joseph I. vom 4. März 1849 Aufnahme gefunden. In den Fünfzigern hoben Beschränkungen der Freizügigkeit, im Grunderwerb und der Wahl des Berufes die Emanzipation allmählich wieder auf, welche Entwicklung parallel lief dem Erstarken des Klerikalismus.

1860 wurden die diversen Ausnahmegesetze abermals abgeschafft, nun strömten noch mehr Ostjuden als nach der Revolte, da die Cohen und Landau auf Reise gingen, nach Wien. Stieg dort der Percentsatz israelitischer Bürger sprunghaft an (er soll sich bis 1900 nahezu verdoppeln), ist der – noch im Schtejtl, im Ghetto geborene und aufgewachsene – junge Mann (oder auch die ebenbürtige junge Dame) ausgehungert vor Wissensdurst; also wächst die Zahl mosaischer Immatriculanten an der Universität der Metropole wie der Gymnasialstudenten immens.

Jetzt – im Jahr 1868 – ist das Staatsgrundgesetz just ein Jahr alt, das Gesetz, das die alte konstitutionelle Frage löste und die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn begründete. Es gewährt allen Staatsangehörigen – ohne Unterschied der Nationalität oder des religiösen Bekenntnisses – das volle Bürgerrecht. Damit erweisen die Assimilationsprobleme sich als schärfer denn in Deutschland, wie es die sozialen und kulturellen Gegensätze innerhalb der Judenschaft sind.

Dort die bis gestern ghettoartige Situation in den Kronländern des Ostens – dadurch bedingt ein weithin niedriger Lebensstandard, hier eine stets wachsende mosaische Mittel- bis Großbürgerschicht, bescheiden Verdienst machend bis betucht, reich. Die Judenmasse lebt seit jeher in Galizien, Böhmen und Mähren wie in Ungarn – wohingegen die Kronprovinzen Tirol, Steiermark und Kärnten schon stets Israeliten nicht aufnahmen.¹²⁹

Das Gros all dieser Menschen kennt ja nur die Weltanschauung des Sichverbesserns beziehungsweise des den (relativen) Wohlstand Vermehrens, ihnen ist egal, ob der Fürst Schwarzenberg den Präsidenten macht der Monarchie oder (wie nun) der Monarch Höchsteroselbst.

Aber da ist die spezifische Spannung, welche allerorten zu registrieren zwischen den nationalen Gruppen des Vielvölkerstaats, die der involvierten jüdischen Minorität (wieder da wie dort) arg zusetzt.



1869.

Noch scheint der Friede in Europa gesichert, die kriegerischen Ausfälle des Nobelberserker Bismarck gegen Dänemark und Österreich sind ad acta gelegt, die Füsilierung Maximilians von Mexico Geschichte. Doch hinter den Kulissen wird emsig auf ein neues, noch blutigeres Soldatentöten hingedacht; Heerführer v. Moltke will nicht rosten.

In Frankreich finden am 23. Mai die Neuwahlen statt zum *Corps Legislative*¹³⁰, die diktaturfreundlichen Stimmenanteile gehen zurück, die Opposition gewinnt an Boden, die Scharfmacher auf der Rechten auf den Plan zu rufen (noch stets die düsteren Vorreiter hehren Heldenschlachtens). Und am 8. Dezember stellt zu Rom das Vatikanische Konzil das Dogma auf der Unfehlbarkeit des *Papa*¹³¹, des Bundesgenossen der Mächtigen auf Erden wider die darbende Schicht der Parias.

Das Kriegsjahr 1870 kann hereinbrechen.

Zwei Wochen vor Jahresende haben der Potter und die Rawford vor dem Altar zu Comrie feierlich ihre Geschlechter zusammengesetzt (Sterling gesellte sich zu Sterling), und im September dann ist der kleine Cecil da – exact ehe Vater Eric seine Fünziger beendet: der wahre Sohn seiner Dynastie; in Stettin verstirbt die Salciagroßmutter im Alter von 73, Enkerl Manfred ist da eben 4, mit Onkel Aaron und Tante Helene geht es noch so-lala; in Chludowo ist Abram ein Mann geworden, 17, Riese von Gestalt aber (wie so oft bei hochgewachs'nen Herrn) eine Seele von Mensch (auch weiterhin fleißiger Schochtergeselle des guten Meister Gideon), Mamme Rosa erfreut sich bester Gesundheit, Tochter Rahel denkt immer noch nicht an Nachwuchs – ist Conzipientin geworden bei »Dres¹³² Silberstern & Manasse«.

Titus van Kaan ist zum Eintritt ins Amsterdamer Humanistische Gymnasium angemeldet, das doch auch Vater Amos einst besuchte, seine Großmama ›Velma‹ macht mit ihren »Endvierzigern« immer noch London und Umgebung unsicher; in Paris streitet Hector sich weiter mit seinen Freunden Ludovic und Anatole¹³³ herum um Politik und Sozialismus und steigt unverdrossen der schönen Paola nach, und in Wien sammelt Leib Landau eifrig Nachrichten »aus aller Cohenwelt« und bringt sie (neben den, für das jüdische Volk auftretenden Brisanz) zu Papier.

Wie der Deutsche Kanzler sich damals zu Biarritz der Neutralität Louis-Napoléons im Falle Feldzug gegen Österreich hatte versichert (der ja dann auch stattgefunden), ist er nun durch ebendiesen (gewonnenen) Krieg des Franz-Josef Stillehalten gewiß in Sachen contra Frankreich – man sieht: das Spiel mit Leben und Tod Tausender wogt hin und wider.

Demzutrotz glaubt noch Keiner in diesen ersten Monaten des Jahres an Friedensbruch, bis dann in jener historischen Nachtsitzung im Juli Frankreich die Mobilmachung beschließt, der am nächsten Morgen die Einberufung der Mobilgarde folgt; ausgelöst durch das, wie kein and'res schicksalträchtige, Telegramm Wilhelms an Bismarck – »Emser Depesche« genannt weil in Bad-Ems aufgegeben, da der deutsche Herrscher zur Kur weilt. Und dies Kabel wird dann von Bismarck (ein wenig verfälscht durch Weglassungen und Korrekturen) an die (halbamtliche) NORDDEUTSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG weitergereicht. Da in jenem Schriftstück die »Anmaßung Frankreichs« dem Deutschen Reich gegenüber »gegeißelt«, erzwingt es de facto das große Schlachten.

Die Deutschen allerdings werden dies dann 180 Grad gekehrt darstellen.

Was folgt, ist das Verbrechen an der Menschlichkeit wie jeder Krieg, in den Soldaten von ihrer Obrigkeit, von ihrem Volk gehetzt: der 30. August von 1870 bis hin zum blutigen 1. September, dem Tag von Sedan.

Hector Cohèn entkommt nur mit Mühe und (notwendiger) Schläue – meldet sich kurzfristig als Pflichtverteidiger eines üblen *Macro*¹³⁴, eines Totschlägers, der sein *Poule*¹³⁵ wegen geschäftlicher Untreue mit dem Messer aufgeschlitzt – in einem Strafverfahren in Causen von Kapitalverbrechen auftretende Rechtsanwälte sind standesgemäß für die Zeit des Prozesses vom Militärdienst befreit). In diesem Schritt die Einberufung zu unterwandern, sehen nicht Wenige seiner Umwelt »*jüdische Feigheit*« wie »*Nonpatriotismus*« – unser Barnawesohn aber fühlt sich nicht schuldig, hat er doch den passionierten Pazifismus und Ablehnung im Prinzip von Gewalt aller Waffen mit seinem Schwur zur Verteidigung der *Liberté* der Menschen vom Vater übernommen. Und Achtaárs Vetter auf preußischer Seite, der aus voller Brust »*Heil Dir im Siegerkranz*« tönende Robert recte Reuben wird als Heereslieferant u. k.¹³⁶ gestellt. Als aber dann die Stiefel der *Bôches* vom ehrwürdigen Arc de Triomphe hinab zum Concorde dröhnen und die Napoleonsche Siegesallee schaurig entweihen, ist Maître Cohèn wieder der französische Freiheitsstreiter – er (Sohn doch eines geborenen Preußen) beginnt nun, sich geistig auch mit dem Irrsinn des (irregeleiteten) Preußentums zu beschäftigen und gegen diesen zu Felde zu ziehen.

Die bleierfüllten Sechziger sind überstanden, der Todsommer von 1870 überwunden.

Die Familie, unsere Cohenfamilie hat sich in der Zerstreung ausgebreitet in Europa: vom alten Polen spannt das Netz sich über Österreich, Deutschland, Holland und Frankreich hinüber auf die Britischen Inseln, die Söhne stellen namhafte Juristen, Wissenschaftler, Kunsthändler, Kaufleute wie rabbinische Ritualgehilfen, die mit den Männern der Sippe sich verbunden habenden Damen der Schöpfung bewegen sich da und dort in den unterschiedlichsten Sphären der Gesellschaft – von der »*Dame of Arts*«¹³⁷ (so wird Wilhelma in London genannt) bis hinab zur Gattin des Flickschneiders im Wiener Kleinbürgerbezirk.

Ihnen Allen steht das 20. Jahrhundert vor Augen, das zu erreichen den meisten unter ihnen vergönnt sein soll. Es werden sowohl zukunftsorientierte drei Decennien sein dahin als auch finster rückschrittliche, mancherorts schier ins Mittelalter abfallende: die Siebziger-, Achtziger- und Neunzigerjahre.



V.

Ludinowo ist eine ruhige, kleine Ortschaft der Platte¹ – im Osten der alten Wojwodschaft, hart an der Tiefebene, 30 Werst nördlich von Brjansk, zwei Tagreisen hin nach Moskwa, dem Herzen von Mütterchen Rußland.

Die Juden von Ludinowo – eine keimende Kille um die zweihundert Seelen – nennen den Ort ihr »*Schtejtl*«²-Städtchen somit wie's üblich im jiddischen Sprachgebrauch für größere Gemeinden mit Rabbi, Bethaus, Mikwe und Mohél. Die meisten unter ihnen stammen aus deutschen Landen, sind (wie unsere Cohanim) anlässlich des Wütens der Kreuzfahrer, der Wirren des Dreißigjährigen Krieges wie aus anderen judenunfreundlichen Gründen ostwärts gezogen, jetzt – unter dem repressiven System des Zarismus – schon zufrieden, wenn sie ihren bescheidenen Geschäften nachgehen, gesund die Familie ernähren, die rituellen Gebräuche ungehindert ausüben dürfen.

Das Schtejtl schlechthin ist eigentlich weniger Stätte der Wohngemeinschaft denn Ort des Hoffens, Glaubens: Zustand des Gemüts der Menschen, schwebend auf einer Wolke zukunftssehender Gebete, seit den Vätern erwarteter Erlösung. So ist's kaum verwunderlich, wenn ein guter Jude am Weg zum nächsten Dorf, um die Ecke gleich gar bei der Schül, da schon die kleinen Jungen, die Chüssidln die Schriften lernen, studieren, den Meschíach³ zu treffen meint.

Hatte zu Olims Zeiten Herzog Boleslaw der Keusche, Herrscher über das einst (zur Mitte des 13. Jahrhunderts) gewaltige Polenreich (dem, wie auch später noch, Ludinowo angehörte), Privilegien erlassen für die hebräischen Einwanderer: eig'ne Gerichtsbarkeit, Zinsrecht (verboten für Christenmänner), Warenhandel – und unter Par. 35 festgelegt, »daß wenn ein Jüd des nachts mißhandelt um Beistand rufe, die benachbarten Christenleut bei Strafe von 3 Gulden dem zu Hülfe zu eilen verpflichtet«, hat dies friedliebend, menschlich richtige Gebaren sich – im Russischen – arg gekehrt.

Nahezu 2 Million Israeliten – polnische, exdeutsche – sahen sich nach dem dritten Überfall anno 1795 unversehens dem Zarenreich zugehörig, und da dessen Regierungen diese armen Teufel nicht einfach zur Hölle befördern konnten (was sie am liebsten getan), bürdeten sie ihnen (gewinnträchtiger) Sonderlasten auf: doppelte Steuer, Einziehung der 13- bis 18jährigen Burschen zum Wehrdienst, Berufsverbote und was der Unterdrückungspraktiken mehr.

So meint ein russischer Landjud von heute sich fast schon menschlich behandelt, wenn ihn ein Beamter, ein Offizier nur schlägt und nicht erschlägt, wenn ihm – wie 1845 z. B. – das Tragen des Kaftan verboten und er nicht in diesem zu Tode getrampelt wird, wenn er für den Kurzaufenthalt in ›Sperrbezirken‹, wo Juden nicht siedeln dürfen, eine ›Tageskarte‹ kann erwerben für 15 Kopeken, da seine Geschäfte (wiederum mit einer Zusatzabgabe beschwert) darf abwickeln.

Ist Einer so glücklich, ein gutgehendes Gewölb sein eigen zu nennen, ist er bestallter Schöchet oder Schammäsch⁴, kann er sich und die Seinen (und »Seine« muß er haben – ledig ist der Mann kein guter Jude, die Frau eine »unnatürliche Jungfer«) durchbringen, wo bei Anderen ein Paar Stiefel muß reichen für die ganze Familie (7 Paar Füße und mehr), der Nachwuchs weiß mit sechs »schon alles« – schläft er doch mit den (zeugungsfreudigen) Eltern im selben Raum wenn nicht gar in der gleichen Bettstatt.

Dies alles aber mindert nicht etwa die Fröhlichkeit dieser Menschen. Heiter, gläubig nur – in ebenjener Erlöserwartung kann man in solchen Regionen die Gegenwart ertragen, eine bessere Zukunft erhoffen.

Patriarch der Mosesgemeinde zu Ludinowo ist der sechzigjährige Bär, Rabbiner der kleinen, aber im weiten Umkreis angeseh'nen Synagoge – assistiert von Chajm, seinem Schammes, dem Lubliner, Witwer wie er und stolzer Vater der zehnjährigen Súra⁵, dem hübschesten kleinen Mädchen im Städtchen. Sureles beste Freundin ist das drei Jahr jüngere Rivcale⁶, Tochter des ebenso verwitweten gemischten Warenhändlers Hirsch⁷ Rubin (ihre Mutter doch damals im Kindbett geblieben, während die Saras erst vor einem Jahr – an der bösen Schwindsucht – verstarb); und so werden die beiden Mejdachs⁸, von denen das ältere sich richtig erwachsen fühlt und

das jüngere zärtlich bemuttert, auf der Straße groß, die quer durch das Judenviertel verläuft – mit den übrigen Nachkommen der Gemeindeglieder: die Knaben besuchen die Chèder, man gibt sich fromm bis chassidisch, ergo zieren Pejes⁹ die Häupter der heranwachsenden Samis und Mottkes und Izzis¹⁰, ihre Eltern sind brave Handwerker oder Kaufleute, Gewerbetreibende, jeder kennt jeden, man ist untereinander verschwägert – und die Babbe Jentl, die ewig keifende Gattin des, nun schon ans Achtzigste schreitenden, Jehitzach Tennenboom¹¹ (Schlachter seines Zeichens), achtet sorgsam drauf, daß die jungen Damen des Orts nicht nach auswärts wegheiraten oder sich die Bóchers ihre Kalles aus Bolchow holen, gar aus dem »sündigen« Tula, wo – wie man hört – es »emmes a Vaschtellerbejtl«¹² soll geben, welches unzüchtige, profane Liebestücke aufführt.

Rabbi Bär indes sieht die Inzucht nicht gern – ein aufgeklärter Mann, der die Vermischung des Bluts Vervetterter als ungut bezeichnet und darob einen latenten Kleinkrieg führt gegen die jeierende Jente, die ihm, so er sie wieder einmal im Geschäft ihres Ehgespons aufsucht, ihr ins Gewissen zu reden hinsichtlich eines Schiddach, dreuend mit einem der riesigen (und teuflisch scharfen) Schlachtermesser ihres Itzig vor der Nase fuchtelte, bis der geschreckte Geistliche die Flucht ergreift.

In dieser gefährlichen Fleischerei taucht eines schönen Mittags dieser Jahre ein starker, semitischer Wandergeselle aus dem Griechischen auf, der seinen Weg hat gefunden via Transsylvanien ins Russische: ausgelernter Schochet, stattlicher Endzwanziger moderater Manieren.

Er fragt höflich an um Arbeit – da aber die Babbe Jentl in dem unverheirateten Fremden, der sich Mendel Biselechis ruft, einen potentiellen Mitgiftjäger und Anwärter auf eines der ortsansässigen Mädels wittert, wirft sie ihn kurzerhand vor die Tür; sehr zum Leidwesen von Meister Isaac, der nicht ungern eine helfende Kraft in seinem Laden hätt' gesehn (aus dem Schejt'l und Umgebung getraut sich seit fünfundzwanzig Jahren keiner ihm die Aufwartung zu machen, Blitzableiter zu spielen für die unablässigen Vorwürfe, mit denen sein Wáb¹³ ihn eindeckt vom ersten Hahnenschrei bis zur finsternen Mitternacht).

Doch was tut Mendele? Er begibt sich *standepé*¹⁴ zum Oberhaupt der Kehilla, waswelcher wiederum kein And'rer als jener Jentegegner Bär – der Rabbi nimmt den tüchtig Wirkenden nicht nur vom Fleck weg auf in seine Gemeinde, er beruft (ohne lang zu überlegen) den Rat der Ältesten von Ludinowo ein, und der entscheidet mit einer Stimme Mehrheit (der des Kämpfers wider die widrige Blutvermischung), daß der neue Mitbürger soll das Amt des Ortschlächters und der zitt'rige Herr Tennenboom eine schöne Rente wird erhalten aus der Killekassa, bis zum Lebensende ausbezahlt.

Keiner aber der Juden wagt's, diese Entscheidung dem also Entmachteten zu überbringen, Zunge wie Drohutensilien der Frau Schlachtermeister fürchtend wie die Taufe. Da macht denn der mutige Mendel sich selber auf den Weg, betritt – trotz vorangegangenen Hinausschmisses aufrecht – das Tennenboomsche Gewölbe und postiert sich vor dem Uraltpaar.

»*Schalom! Sennen sej de pensionirten Schochetlejt...?*«¹⁵

Chludowo, 1870

Abraham Cohen ist achtzehn geworden – die weite Welt ruft.

Mutter Rosa ist mehr in Kutno bei Rahel und Schwiegersohn, denen die Wirtschaft zu führen und ihnen was warmes auf den Tisch zu stellen, wenn die Beiden des Abends abgekämpft aus der Kanzlei kommen, grad am Schabbes daheim beim Sohn. Der hat (wie Mendel in Ludinowo, dem er bald über den Weg soll laufen) als Schächter ausgelernt, beim guten Gideon hält ihn nichts mehr, der Abschied von der Mutter – der Frau, der der Gatte schon so lange tot – fällt zwar schwer, doch die versteht ihres Avrejmele Sehnsucht etwas zu sehen vom Rest dieser Welt.

»*Bláb ma gesünd Kind – ünd vergess nisch de olte Mamme...*«¹⁶

Abraham der Mann weint ohne sich seiner Tränen zu schämen, und er wandert – wie weiland Onkel Barnawe – aus der Heimatstadt in die Ferne, mit dem Unterschied, daß jener damals heimlich doch mit vorausbestimmtem Ziele (Berlin) war auf die Straße gezogen, er aber seine Nase in den Wind hält, welcher an diesem Tag just aus dem Westen weht und ihn zuerst über Kośniewice nach Warschau bläst, in der Hauptstadt die ersten selbständigen Schritte zu tun.

Zur selben Frist kommt Avrams kleiner Neffe in Stettin, der Manek alias Manfred in die Taferlklasse, Vater Robert und Frau Marie sind stolz auf den Sohn als sei dieser der einzige Schulanfänger der Stadt. Die Trauer um Papa Reubens Ziehmutter, die Salciaoma von den stolzen Smolenskern ist herum, Leder Kohn hat sich am Kriege dieses Jahres gesundgestoßen.

Weiter südlich – im Galizischen – leben weder Cohen mehr noch Landauer unserer Familie seit dem Exodus von Mojsche selig mit Weib, Kind und Mischpóche nach Wien; dort ist zur Zeit Alles glücklich und zufrieden: Großvater Johann erfreut weiter die nachbarlichen Jídn mit Lózelachs¹⁷ aus der alten Heimat, Sohn Leib setzt fleißig die Kapitel der Chronik fort und studiert die Jüdische Geschichte in all ihren Phasen (neben seiner Tätigkeit im Tempel), Schwester Luise führt ihre täglichen Gespräche mit Hugo und den Haushalt in der Klosterneuburgerstraße, bei Dr. Adlers Leuten haust wie bisher Akademiker Norbert Kohn, Hugos Assistentenkollege an der Uni, seine Mutter Resi ist ihrem Schneidermeister eine treue und liebevolle Gattin und der, nun bereits vierzehnjährigen, Trude Stiefmutter wie Freundin, und Fräulein Toni – Landauers Jüngste – tritt (nach der Schule wie Hilfe im Haushalt) in den bekannten Verlag »Maurer Musik« ein in der Dorotheergasse beim Graben in der Inneren Stadt¹⁸ (die Verbindung hat Bruder Leib geschaffen, der den Herrn Maurer anlässlich des Verlags geistlich-hebräischer Gesänge kennengelernt). Antonie ist jetzt zwanzig und hat sich zu einer bezaubernden, jungen Frau entwickelt, was auch ihrem Chef nicht verborgen bleibt. Ähnlich wie's bei Tante Rahel gewesen.

In Amsterdam geht Titus schon ins Gymnasium, *vader* Amos strotzt vor Energie und Arbeitseifer, die Galerie van Kaan bleibt Mittelpunkt des guten Gemäldehandels am Platz, Frau Gretje ist die beste Hausfrau an der Amstel, ihre Schwiegermutter berichtet aus London von ihren Erfolgen als Antiquitätenlady – wobei sie natürlich auch neue Werke in ihr Programm aufnimmt; so für ihren jungen Enkel ein Vermögen zusammenzutragen. Und im Schottischen klettert Klein-Cecil zum ersten Male auf einen Pferderücken, wie's damals sein Vater getan, als auf der Comrier Kirmes Großonkel Hendrick sich seine Abfuhr geholt bei der wilden Gwendolyn von den Sidlaw Hills.



Obschon das Deutsche, das Zweite Reich just ein Jahr alt, obschon Bismarck Europa weiter in Atem hält, obschon sich nicht wenig abspielt auf glattem Parkett und zumindest die Chludowoer direkt in Mitleidenschaft gezogen, ficht die hohe Politik unsere historischen Akteure – außer Leib und Hector – kaum an.

1863 brach der polnische Aufstand gegen den russischen Bären abermals aus – besser organisiert als 33 Jahre zuvor: zur selben Stunde, schlagartig wurden die Garnisonen der Besatzer allerorten von Freischärlertrupps angegriffen, andere aufständige Einheiten unterbrachen die Telegraphenlinien, hielten Eisenbahnzüge an durch Aufreißen der Schienenstränge wie Sprengungen – und die Zivilbevölkerung trat (einmalig doch in der Geschichte Europas) in kollektiven Streik. Dazu operierte das polnische National-Comitee aus dem Untergrund weit effizienter als der zaristische Behördenapparat im Lande: es erhob eine ›Nationalsteuer‹ zur Finanzierung der Revolution, drohte allen potentiellen Verweigerern mit dem Tode. Aus der Warschauer Staatsbank wurde seitens der Aufrührer die Desertion dreier Kassierer in den Untergrund inszeniert, die in diesen 4 Millionen Rubel mitbrachten.

Zwar zeigte die katholische Kirche Polens sich als Bollwerk der Freiheitsstreiter – Gotteshäuser, Klöster wurden zu Waffenarsenalen und Verpflegungsmagazinen, zum Versteck einzelner Insurgenten wie zum Schlupfwinkel ganzer Abteilungen, zwar war man sich abermals der Sympathie gewiß der übrigen Europäer für seine Sache (diesmal jedoch lautschwächer als 1830) – Polen aber blieb verlassen. Stritt (wie 1792 und eben sechs Jahre danach) allein gegen einen schier unbesiegbaren Gegner, der allerdings anderthalb Jahre benötigte, die Widerstandskraft des Feinds zu brechen.

Der letzte der polnischen Partisanenführer, jener Romuald Traugutt (ehemaliger Oberst übrigens der Zarenarmee) wurde am 5. August 64 zu Warschau gehenkt.

Und als »ewige Strafe« für die Erhebung des bösen Nachbarn tilgte Alexander den Namen dessen Heimat. Nun heißt dies Territorium schlicht »Weichselgebiet«.

Im Neunundsechzigerjahr ist in Deutschland Ferdinand Lasalle gestorben – nach seinem Tod spaltete sich (wie der Chronist aus jenen Circeln vernimmt) die junge sozialdemokratische Bewegung in die »Lasalleaner« und die »Eisenacher«: jene mit Bebel an der Spitze. Diese Gruppe verweigerte im Jahr drauf dem Bismarck die Kriegskredite, was den Junker jedoch nicht hinderte, über die Köpfe jener Opposition hinweg seine Massentötung Nummer drei des Decenniums hinlänglich finanzieren zu lassen.

Daneben startete der Eiserne seinen »Kulturkampf« (wie Virchow es formulierte) contra Rom – kaum aus liberalem Widerstreit gegen Pius'sche Politik denn aus taktischen Gründen der Staatsräson: päpstlicher Anspruch auf die Seelen der Deutschen steht kraß im Streit mit Potsdamer Ansprüchen auf die unumschränkte Macht im Reiche – voran der der Erziehung der Kinder, der zukünftigen Krieger und Kriegerwitwen wie der Preußischen Gesetzgebung schlechthin. Bismarck verlangte vom pädagogischen Klerus die Ablegung eines sogenannten Kulturexamens in Geschichte, Literatur, Philosophie sowie den klassischen Sprachen, er stellte die Schule unter staatliche Aufsicht, wies die Jesuiten und andere Orden aus dem Reich, sperrte der katholischen Kirche sämtliche Subventionen, verfügte das Recht der Pfarrwahl. Alles Aktionen, die ihm noch dazu den Heiligenschein des Fortschritts eintrugen.

Der Papst konterte heftig: Erklärung der Ungültigkeit aller Kirchengesetze für Deutschland, Streik der Pfaffen, wodurch 1400 Pfarrstellen bald verwaisten, die Bischofsämter blieben unbesetzt, die römischen Gemeinden (voran im Rheinischen und im Süden) standen zu ihren Pfarrherrn. Und die Bürger schlossen sich dem »Centrum« an.

Aus dem preußischen König ist ein deutscher Kaiser geworden, und nun knetet dessen Kanzler, der erzene auch jene Untertanen, für die »a Preiß« die Inkarnation darstellt des »*homo non sapiens*«, des rückgratlos-aufrecht einerschreitenden Neandertalers des Industriezeitalters. Und die Vorzüge, der Hang dieser Spezies zu Künsten und Wissenschaften machen Platz dem gehorsamen Individuum, das seine Pflicht erfüllt.

Wes Natur diese Pflicht, werden die nächsten fünfundsiebzig Jahre die Welt lehren.

Südlicher – im Österreichischen, wo es der Römischen Kirche ungleich besser geht (ist Franz Joseph doch gläubiger Katholik) – verdoppelt sich in diesen, den Siebzigerjahren die Zahl der mosaischen Bürgerschaft der Kaiserstadt auf fast 75 000, wie Landau an Ort und Stelle zu registrieren vermag. Gewiß mit Einfluß des Monarchen schöner, bayerischen Gattin, die Alles nur »Sissi« nennt, der Heineverehrerin, der poetischen.

Verkannt, glorifiziert des Herrschers große Liebe aber auch von ihren israelitischen Untertanen, deren einer ihr, der seelisch Kranken doch helfen könnte: Dr. Sigmund Freud. Denn Elisabeth siecht an einer, zum psychopathischen hinwuchernden, sexuellen Kälte, sich selber, ihren Ehemann leiden lassend, der dann »das« bei der Hofschauspielerin Katharina Schratt sucht.

Hierüber wird zwar auch in den Kreisen getuschelt, da uns're Cohen und Landau zu finden – gleichwohl verändert es nicht die Schwärmerei für die Landesmutter. Dieser Menschen, stammend doch aus dem Osten der Monarchie, wo man anderthalb Millionen von Franz Joseph's Untertanen stellt – dieser Menschen, die sich zum größten Teil in Wien heimattreu geben: die Einflußreichen halten's mit Habsburg, die Minorität bekennt sich zur Sozialdemokratie, patriotisch aber dito.

Trotz dieser loyalen Einstellung jener Bürgerschicht beginnt man jedoch (voran im Lager der Klerushörigen) von einer »jüdischen Gefahr« zu faseln – ganz offensichtlich um der Tatsache willen, daß Ackerbau und Viehzucht durch die Bank von Christen betrieben, der weit erträglichere Handel aber, das Finanzwesen und die Industrie mehr und mehr in jüdische Hände gleiten.

Und 1871 legt zu Prag ein August Rohling (»*nomen est omen*«, schreibt Landau), der dortigen Universität Professor den Grundstein zur neuen Campagne der Herren seines Geistes, indem er mit einem Pamphlet das Judentum »entlarvt«.

»Der Talmudjude«.

In dieser »*akademischen*« Hetzschrift wird der alte, längst vergessene geglaubte Syllogismus wiederbelebt: die verletzenden Äußerungen des Talmuds über die »Götzendiener« bezögen sich auf die Christenheit, welche die Juden – »den Geboten ihrer Religion zufolge« – zu verachten hätten. Und der Herr Professor gelangt zu dem Schluß, Juden dürften in einem christlichen Staate nicht geduldet werden. So einfach ist das.

Die Hochzeit aber der spirituellen Jagd auf Jene, die die ersten Jesusjünger gestellt, soll erst gegen 1880 einsetzen.

Rußland, nach welchen Regionen hin Avram der Cohen sich zu dieser Zeit bewegt (nach etlichen Monaten schlachterischer Hilfstätigkeit am großen koscheren Fleischmarkt der polnischen Metropole verdient der junge Chludowoer sich jetzt seine Rubel in Bialystok – wie nah ist er da der Stätte, da seine Urgroßtante Roschana war glücklich gewesen, die dort neben ihrem Pjotr begraben liegt), sieht den Sieg der Reaktion unter dem dritten Alexander liberale Reformen des zweiten dieses Namens töten; Hand in Hand schreitend mit der Entwicklung das Auflodern eines extremen Judenhasses in seiner slawischen Spielart – in der folgenden Heftigkeit zuvor nicht gekannt im Lande aller Reußen. Doch all dies wird erst aufbrechen, wenn – Jahre später – die neue Geisteshaltung gewisser Deutscher (und Österreicher) eben in Breite soll durchstoßen.



In Frankreich ist am 4. September die Republik ausgerufen worden; wenigstens dies hat Herr Bismarck bewirkt, wo ihm doch weit genehmer hätt' sein müssen, auch beim Nachbarn ein diktatorisches, ein Obrigkeitssystem wirkend zu wissen. Allein wie so Vieles beim Deutschen Kanzler ist auch das auf seine diffuse Einstellungen zu den Dingen zurückzuführen. Louis Napoléon seinerseits scheiterte kaum allein am verlor'nen Kriege. Der Hintergrund des Desasters seiner Staatsführung lag – paradoxer Weise – genau dort, wo er den Kräften der Zeit diente: in seiner ökonomischen Initiative nämlich. Seiner Freihandelspolitik, die ihm die Gegnerschaft der großen, einheimischen Industrien erbrachte. Paradox? Völlig orthodox vielleicht im Denken des nationalen Kapitalismus und Konservatismus.

Doch nun kann in Hectors Heimat von einem demokratischen, fast dramatischen Rausch gesprochen werden: die – nach 48 ins Exil geflüchteten (wo nicht verhaftet, deportiert, zugrunde gegangen zuletzt) – Revolutionäre kehren heim und rühren die Trommel, das »*Vive la République!*« tönt auch in Offenbachs Ohren, der doch in der weltanschaulichen Gegnerschaft des Cohèn zu finden; welcher sich jenem aber mehr und mehr nähert. Musisch wohlverstanden. Unser Cohensohn schwärmt eben für Jacques leicht semitische Melodien wie in Sachen Paola Marié, die der (nunmehr fünfunddreißigjährige) stadtbekanntes Anwalt via den Meister näher kennengelernt, und die nun mit ihm, dem glühenden Verehrer, ein recht eigenartig Spiel zu spielen beginnt.

Die blutjunge Künstlerin (wie so Viele ihres Metiers aus der Provinz ans Seineufer geschwemmt) baut sich zielstrebig ihre Welt – Karriere wie Reputation – auf, zu welchem Vorhaben sie (den Umständen wie Gepflogenheiten der galanten Nachepoche Rechnung tragend) einen standesgemäßen Liebhaber benötigt (mit dem adäquaten Portefeuille, die weltlichen Sehnsüchte einer Dame zu befriedigen), welcher auch bereits feststeht für sie: es ist der vierzig Jahre ältere (was Paola weniger stört denn beflügelt) wie verheiratete (desto besser!) Graf Alfonse de Sarron¹⁹ – lombardofranzösischer Nichtstuer allerbesten Beziehungen, schon manch berufsmäßiger Courtisane potentiell *Liaisonobject*; und es gilt nun der attractiven Actrice, jenen Monsieur scharf zu machen.

Ergo hält sie Ausschau nach einem Vorzeigeamanten (gleichfalls aus gehobenen Kreisen natürlich), dem Sarron dann eben die Maitresse ausspannen kann: die altbeliebte Bäumchen-wechsel-dich Komödie, die immer noch bei den generösen Gönnern der holden (und kostspieligen) Weiblichkeit zu einem rauschenden Finale zu führen imstande.

Dermaßen beseelt von Zukunftsplänen holt die Marié sich den gutaussehenden Juden, den Advocaten ins Bett, gönnt diesem Kostproben ihrer – auch erotischen – Darstellungskunst, läßt im Lande ausposaunen, daß Hector ihr eine angemessene Apanage in Aussicht gestellt für den Fall einer ständigen Liebschaft, die Kunde dringt atempo zu den Ohren des – langsam wahrlich scharf werdenden – Grafen, der schon mehrere Male die Kurven der (gutgeschnürten wie apartbusigen) Mademoiselle im Foyer der »Gaîté«, welch Theater Offenbach soeben übernommen (da antichambriert nun die prächtige Paola weiter, standhaft zu spekulieren auf ihre Chance beim großen Operettier), wie in diversen Salons ins Lorgnonbewaffnete Auge konnt' fassen. Seinerseits ihre ›schönen Augen‹, die sie ihm bei diesen Gelegenheiten gemacht, nicht übersehen. Dazu aus traditionell-religiösen Gründen dem *Juif*²⁰ die Reize der Rivalisierten nicht gegönnt.

Allein *pauvre* Hector²¹ spielt die Komödie mit, sich wenigstens der fleischlichen Zuneigung der Angebeteten zu erfreu'n. Doch als die Schlacht geschlagen, als Paola tatsächlich ihren Comte erobert, ihm eine fürstliche Absteige in der rue Rivoli abgetrotzt – dazu ein glitzernde Girodierung ihres Aufwands (listig dem Alt-Casanova ihre Gunst nur in Häppchen gewährt, stets neue Nuancen ihrer Liebeskunst avisierend), verweigert sie sich (eine der beiden Forderungen des Sarron, die and're ist das Engagement einer ältlichen Aufpasserin – Zofe, Wirtschafterin und später auch brave Botin mannigfaltiger *lettres d'amour*²² in einer Person: die zugeknöpfte Céline) dann in der Tat dem quasi-Liebhaber, ihn praktisch auf Eis gelegt für die Tage der Not.

Und Cohen in seiner Lust läßt dies unwürdige Verfahren mit sich gescheh'n: »*Cosi fan tutti gli huomini!*«²³, um Mozart zu variieren, des großen Offenbach noch größeres Vorbild.



Zur Mitte des Jahrzehnts ward in Kutno – erbenlos – Solicitant Silberstern abberufen vor die himmlischen Schranken, Partner und Nachfolger Manasse erwägt, die Anwaltskanzlei zu veräußern und zurückzuwandern nach Warschau, wo er doch aufgewachsen und studierte – sich dort als Rechtswahrer zu verbessern. Also liiert er sich mit einer anderen Societät am Platz, den »Dres Schönthal & Söhne«, übergibt die laufenden wie sich in Vorbereitung befindlichen Rechtsfälle, ruht sich mit der jungen Frau Rahel erstmal vierzehn Tage verdient aus.

Aus jener zwei-Wochen Siesta aber entwickeln sich and're als juridische Belange und zwar ein Cohen-Manassescher Nachkomme, welch freudige Erwartung die Übersiedlung in die Hauptstadt vorantreibt, wo die alte Wohnung (Dovs Eltern leben nicht mehr) bereit steht, das junge Paar samt Schwiegermutter aufzunehmen. Denn Frau Rosa ist den Beiden unentbehrlich geworden. Man kann sich einen geordneten Tagesablauf ohne die Treue gar nicht mehr vorstellen – und Witwe Cohen ist auch das Gegenteil von der typischen Schwiegermutter aus dem Märchen: Dov als Sohn betrachtend und nicht als Entführer der Tochter, Konkurrent in der Liebe um das eigen Fleisch und Blut.

Die Mamme verständigt ihren Abraham (der arbeitet immer noch in Bialystok) von diesem Entschluß und fragt an, wie er sich zum Verkauf des Hauses hinterm alten Markt von Chludowo stelle, der antwortet, daß ihn dahin keine zehn Rösser zurückbrächten, wenn jenes nun von Mutter und Schwester verlassen, so hilft der Schwager das Anwesen gut abzustoßen – den Erlös will er in Warschau verzinslich anlegen für Avram und Onkel Aaron, die Erben doch des seligen Esaja.

Im Herbst ist alles unter Dach und Fach – drei Menschen in Hochstimmung treten die Reise an in die neue (für den Mann alte) Heimatstadt, und vier Monde drauf – zum Frühling 76 – drängt der kleine Jan in diese Welt.

In Stettin bei Aaron setzt jetzt die schwere, unerquickliche Zeit häuslicher Widrigkeiten ein, beginnend mit dem Fortschreiten von Dettas Krankheit. Unerkannt, verheimlicht, unbehandelt (anfänglich wohl auch überhaupt nicht zur Kenntnis genommen): in Bürgerskreisen doch der Gipfel der Verworfenheit einer Frauensperson – kein Mensch findet allerdings was dran, wenn etwa ein Mann sich etwas »wegholt« bei einem »leichten Mädchen« und dies dann auskurieren läßt. Das fällt ins Gebiet der Casinowitz, das gehört immer noch zur Galanterie verfloss'ner Frivolitäten. Das schwache Geschlecht jedoch wird prompt eingestuft als Prostituierte tiefsten Ranges – man tut als wüchse die Seuche auf femininem Nährboden, um Frequentanten solch »liederlicher Weibspersonen« den rechten Weg zu weisen nach Infektion.

So lang wie möglich behält Aaron das unglückliche, späte Mädchen (in den Fünfzig ist Bernadette doch schon) bei sich, ist in diesen Monaten nicht selten allein im Haus mit der Bejammernswerten (vom Personal abgesehn – dieses wetzt sowieso den Mund), während Helene, die doch wahrlich die Pflicht hätte, ihre ehemalige Nährmutter und Vertraute zu pflegen, sich herumtreibt und bei den Spießern der Stadt immer ärger auffällt mit ihren Extravaganzen: einmal marschirt sie (die Fabrikantenstellung des Gatten mißachtend, der auf die Gesellschaft doch angewiesen) in einer Demonstration von Sufragetten mit, dann macht sie in einer übel beleumdeten Hafenkaschemme mit Matrosenliebchen durch bis zum frühen Morgen – und wenn Aaron sie zur Rede stellt, spielt sie das ungezogen gewes'ne Kind und verlangt vom »Papa« unterwürfig ihre Strafe, was der Gatte (sexuell ein wenig naiv) zuerst gar nicht versteht. Denn solch Perversionen hat er bislang (wie die meisten anderen Ehemänner auch) nur aus Subscriptionsdrucken gekannt, unter dem Ladentisch gehandelt, von Hand zu Hand gehend bis sie – zerlesen, zerfleddert – eine Art antiken Wert darstellen.

An einem dieser düsteren Abende – Bernadette fiebert heftig – erfährt Herr Cohen dann die ganze Wahrheit über seine Helén, deren Vater Moritz, ihre Jugend – und selbst die Liebe zu seiner Gattin gesteht ihm die Todkranke. Am nächsten Morgen (Aaron ist ein and'rer Mensch geworden über Nacht: ernst, still, verschlossen) läßt er die Frau ins Hospital verbringen, wo sie (nach argem Leiden, von den Ärzten mit Quecksilber vollends vergiftet) zwei Wochen später ihr armselig Leben aushaucht.

In diesem Jahre (1875) vereinigt sich, wie Leib Landau registriert (im Detail instruiert durch einen jungen Diskussionspartner, den Victor Adler²⁴, einem Neffen Hugos) die gespaltene Sozialdemokratische Partei Deutschlands auf dem Kongreß zu Gotha wieder. Bismarck soll fürderhin in dieser fortschrittlichen Bewegung der Arbeiter den »inneren Feind« erblicken seines Reiches. An der Gegenfront profiliert dieser Maximilian Harden (»ZUKUNFT«-Herausgeber, schwer rechtslastiger Jude) sich immer heftiger zum persönlichen Anwalt seines Kanzlers – dem dann über dessen politischen Tod hinaus die Treue zu bewahren.

Zu Hause, beim Schreiber des Ganzen, dem Landau in Wien (die politische Lage bewegt sich an der Donau in etwa parallel der draußen) ist dies die Aera des großen Strauß Sohn, des nämlichen Semitenstämmling, über den Vater Johann (in seinen Achtzigern bald) neben seinen galizianischen Geschichten so gern (und pointenreich) erzählt. Der Opa summt auch noch im Traum den »Donauwalzer«, vom stimmungswaltigen Wiener Männergesangsverein aus der Taufe gehoben (ohne nennenswerten Erfolg allerdings, muß eingeräumt werden, der stellt sich erst später ein): Triumph des Dreivierteltakts, trefflichste Tanzmusik aller Zeiten.

»Also wie der Scháni – (Vater Landau nennt das Genie, wie ganz Wien, nur beim Vornamen: die Auszeichnung für den Künstler!) – is' damals g'sessen im ›Lamm‹ auf der Wieden – grad gibt er den Mejdlaachs die ihn bentschn²⁵ Autogramme auf ihre Fächer, bahnt sach a nobler Herr mit bechówetn²⁶ Backenbuurt wie unser guter Kaiser und mit Zwicker an Weg durch die Schickseles, stellt sach aweg vor'm Gefeierten und hebt die Händ. ›Sie müß'n sein Johann Strauß!‹ – Jakob Offenbach.«

Nicht nur mit dieser, in jenem charmanten und amüsanten Gemisch von Wienerisch und Jiddisch (das man später als »Jüdeln« bezeichnen wird, das so stark eindringen soll in das Kulturleben Österreichs – vor allem in die Diction der Bühnenwelt) vorgebrachte Reportage, sondern auch mit anderen alten Neuigkeiten über sein musikalisches Idol erfreut der Anekdotenerzähler die Zuhörerschaft. Und da ist die Sache mit Jetty vorerst einmal die vorrangigste: das Zusammentreffen jenes Johann jr. mit der Demoiselle Treffz, die dieser denn zur Gattin erkoren.

Strauß war 37 und einer der begehrtesten Junggesellen Wiens, als er im Hause des Baron Moritz Todesco (der Name balkanesisch – aus der Landessprache übersetzt schlicht »Deutsch«: eindeutig semitischer Provenienz), eines überaus gastfreundlichen wie kunstbeflissenen Bankiers, dessen offizielle Maitresse kennenlernte, jene Jetty, und sich unsterblich in sie verliebte. Die Zuneigung auch nicht getrübt durch die außergewöhnliche Tatsache, daß die (fast zehn Jahre ältere) Auserwählte des, zu diesen Zeiten bereits weltberühmten, Musikanten dazu noch Mutter war von 5 (!) unehelichen Kindern (zwei davon Töchter Todesco's) – und nicht genug hervorgehoben werden muß der Mut des Mannes, der hypocritischen Moralfassade der Epoche, die »belle« genannt, die Stirn zu bieten und diese Henriette Treffz dann tatsächlich zu heiraten.

Jene Tochter eines Gumpendorfer Silberschmieds namens Chalupetzky, schon mit sechzehn ihre Sangeskarriere an der Dresdener Hofoper begonnen, über das alte Kärntnertor-Theater und das Theater an der Wien bis nach London arriert, später in die Heimatstadt zurückgekehrt, Geliebte geworden des südöstlichen Barons (konfessionelle Gründe schlossen eine legale Verbindung aus: der getaufte Jude konnte eine päpstliche Dispens zur Scheidung von der Gattin nie erreichen) – lebte mit Todesco besser zusammen als manch Ehepaar mit Brief und Siegel, wird für ihren »Jean« eine »ideale Gattin«: die große Liebe, Freundin, Mutterfigur, einmaliger Motor seiner künstlerischen Karriere. Und selbe Jetty ist es auch, der die Welt die himmlischen Operetten des Johanns Strauß zu danken hat.

Der Walzerkönig – stets seines (enormen) Talents unsicher, selbstkritisch zaudernd – getraut sich trotz emphatischer Ermunterung seitens des großen Offenbach (anlässlich deren Zusammentreffens im »Lamm«: »Aber glauben Sie mir – Walzertänze, so charmant sie auch sein mögen, sind nicht genug für einen Mann von Ihrer Begabung! Sie müssen sich aufraffen, Sie müssen für die Bühne schreiben, Operetten!!«) einfach nicht an das, ihm fremde Metier heran, bis eben sein guter Engel ihn überlistet. Stiebitzt aus dem Stehpult des Gatten einige Kompositionen, läßt diese mithilfe seines Verlegers, des Haslinger mit operettigen Texten versehen und lockt den Ihren (unter Vorwand einer Probe) ins Theater; wo der dann staunend seine Weisen – bühnenmäßig dargebracht – gesungen hört.

Alles Weitere ist Musikgeschichte.



Die letzten drei der Siebzigerjahre bringen den diversen Zweigen unserer Familie wenig Veränderung in ihrem Dasein – lediglich den Potters, denen ihr Eric sanft entschlüft, und den Landaus, die – Leib, seine Schwestern Luise und Reisel wie die Toni – den Vater verlieren: Jochanaan erleidet einen Schlaganfall, wird von den Kindern ins Allgemeine Krankenhaus von Wien gebracht, wo er ärztlich versorgt, aber zu Anfang des Neuen Jahres verstirbt. All seine Lieben – die Töchter, der Sohn, das Enkelkind Nahum – sind versammelt um das Spitalsbett, noch in der letzten Stunde gibt der Greis eine seiner Pointen zum besten (mit dieser gewiß dem Schicksal entgegentzublicken).

»Trifft der Papst an ehemaligen Schulfreund, den Schack²⁷, an' alten Jídn, der am End steht seines langen Lebens, und will ihn bekehr'n zum Christentum eh' der eingeht in a bessere Welt. So bestellt der Heilige Táte diesen Jakob, an Versicherungsagenten der Assicurazioni Generali, zu sich heran in Vatikan for a Privataudienz, wo er will tun das gute Werk an sein hebräisch'n Jugendgespiel'n. Es vergeht a Stund', es vergeh'n zwa Stunden – dann tritt Chàver Giacomo wieder heraus aus'n Allerheiligsten und die Kardinäle fragen ihn: »Nu – seid Ihr getauft??« – Antwortet der Jíd: »Nein – aber jenner is' versichert.«

Jochanaans Lieben lachen und weinen zur gleichen Zeit bei Landaus letzter Anekdote – und der alte Schnorrer geht ein in Frieden in eine höhere Welt, wo er ist versichert, daß ihn dort sein »gelibt Wáb« schon sehnsüchtig erwartet.

Einsam ist's dann in der alten Wohnung in der Brigittenau, von dieser Sippe jetzt schon über fünfundzwanzig Jahre behaust. Norbert ist ja bereits lange fort von daheim, seine Mutter lebt mit dem neuen Anhang, den Grünzweigschen in der Leopoldstadt, so bleiben Leib, Luise und Toni zurück – und die läßt sich kaum mehr blicken bei ihren älteren Geschwistern. Verheimlicht zuerst, jetzt offen eingestanden ist die – nun Endzwanzigerin – Geliebte geworden ihres Chefs Willy Maurer, des Musikverlegers im 1. Bezirk. Willys Gattin Jenny (geborene Schick – aus der alten Hutererdynastie) lebt seit Jahren separiert vom Ehemann, wohnt – mit dem gemeinsamen Sohn Richard – in der Etage über den Verlagsräumen (das Haus in Schick'schem Besitz); der Bub kommt jetzt ins Obergymnasium.

Zuerst verlief die Trennung der Eltern gütlich – Jeanette erhält eine standesgemäße, monatliche Rente aus den Geschäftseinnahmen, dazu hat sie die große Wohnung mietsfrei, dann aber (wie’s bei verlassenen Eheweibern so geht, die viel Zeit haben ihr Schicksal zu bejammern) opponierte ganz plötzlich Madam Maurer (als Richard in die Schule kam, sie dadurch nur noch mehr allein war) – sich nun einen Liebhaber zu nehmen, dazu konnte sie, die doch recht attractive Dame sich nicht durchringen, hätte soetwas auch die Position dem Gatten gegenüber geschwächt. So blieb sie (dreißig kaum) solo, was sie mit der Zeit hysterisch und hypernervös machte. Da hilft auch das Schoßhündchen nicht, das sie – in der Art trauriger Witwen – füttert; ihre bald einzige Ansprache. Das unerfreulichste jedoch, der Endeffekt der Tragödie ist, daß Jenny Maurer mit aller Gewalt festhält am Bestehen der Ehe mit Willy – hat sie ihn dazu auch in der Hand durch die hohe Beteiligung, die sie bei Heirat aus dem elterlichen Vermögen am Verlagshaus erworben, und die Einlage auf ihren Namen geschrieben und unkündbar. So preßt die Frau den Gatten, macht ihm sporadisch Szenen, was im Haus zu argem Aufsehen führt: liegen doch die Verlagsräume – per Wendeltreppe erreichbar – direkt unter ihrer Wohnung, aus der man jedes laute Wort durchhört. Auch neidet sie ihrem Willy die Villa in Döbling, das alte Maurer-Anwesen – und da lebt der nun in wilder Ehe zusammen mit Toni, einer dem andern der beste Freund und Gefährte, allein getrübt dieser Friede durch der »Legitimen« Nachstellungen. Und weil diese eben nicht haltmachen vor’m Geschäft in der Dorotheergasse, schmieden Antonie und Herr Maurer Pläne, den Laden hinauszuverlegen nach Döbling, was sie im Laufe des Achtundsiebzigerjahrs denn auch tun.

Uns’re Cohanim leben in dieser bunten, pazifistischen bis kriegerischen, verlogenen und doch aufstrebenden, hinterwäldlerischen und zur selben Zeit hochspirituellen Welt des letzten Quartals des neunzehnten Centenniums in Europa (so ähnlich in Amerika und anderswo) wie Abermillionen andere Menschen auch, wie rund 20 Millionen Juden (davon etwa 400 000 in Deutschland) noch verhältnismäßig zufrieden dahin. Jetzt herrscht Friede unter den diversen Völkern, noch ist der »normale« Judenhaß nicht escaliert, noch greift da und dort eine gewisse Brüderlichkeit Platz, die Gleichheit ist zwar kaum erreicht doch eine gewisse Freiheit gewonnen.



Am 3. Januar fand, wie der Schreiber durch Victor Adler erfährt, im Berliner Norden eine politische Versammlung statt, auf der die Gründung einer »christlich-sozialen« Arbeiterpartei stattfinden sollte.

Diesen Bauern- bzw. Werknehmerfang kennt Landau zur Genüge aus der Heimat, da wundert's ihn nicht, daß der Sozi ihm ein Plakat zeigt aus Preußens Metropole, auf dem für den bewußten Tag ein einziger Referent der neuen politischen Gruppe advertiert – ein gewisser Grüneberg, Schneidergeselle. Dito frappant, daß die Rede des Mannes allein Spott und Amusement hervorgerufen, daß er im Grunde eine vorgeschobene Figur, ein Statist, der sich als »bekehrter Sozialdemokrat« ankündigte. Als eigentlicher Initiator des Abends entpuppte sich rasch jener Pastor Stöcker, oberster deutscher Judenhetzer, der mit missionarischem Eifer anhub zu faseln von einer »Organisation sozialer Hilfe«, die er (und seine Hintermänner – bis zum Kanzler hinauf) der »Organisation des sozialen Umsturzes« entgegenzustellen schwor.

Stöcker, den Wilhelm doch vor vier Jahren zum Hofprediger berufen, tönte eine christliche Partei der christlichen Arbeiter Deutschlands ins Leben zu rufen entschlossen zu sein, eine Partei sozial-reformerischen Programms (zuerst sollten die Juden dranglauben); und obschon jener »Eiskeller«-Kongress mit einem politischen Desaster endete für die Veranstalter (einige SPDler übernahmen kurzentschlossen die Leitung des Parteitags), wird der reaktionäre Lutheraner das Ereignis zeitlebens als eine der größten Stunden rühmen seines Wirkens.

Allein diese Stunde gipfelte in der Fassung einer, nahezu einstimmig angenommenen, Resolution des Tenors, daß ökonomische Reformen ohne den parallelen und uneingeschränkten Besitz politischer Freiheit wertlos seien, daß bei Erfüllung des Programms der »Christlich Sozialen« für die Arbeiterschaft doch nur alles beim alten werde bleiben.

Dann sang man die Marseillaise und ging nach Hause.

Im Sommer schlägt Bismarck zu: in diesem, seinem »Zweiten Deutschen Reich« peitscht er das »Gesetz zur Bekämpfung der gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie« durch.

Als gerissener Taktiker nimmt der Junker zwei Attentate auf Wilhelm I., mit denen die Sozis nicht das geringste zu tun haben, zum Anlaß für den Feldzug wider den Fortschritt – der wahre Grund: seine zutiefst antidemokratische Weltanschauung.

Eine – künstlich angestaute – Woge des Terrors beginnt damit über Deutschland zu schwabben: alle Arbeitervereine, Zeitschriften der Linken wie sonstige Publikationen werden verboten, die Versammlungsfreiheit (der Opposition, versteht sich) aufgehoben, 900 führende Sozialisten ausgewiesen, 1500 willkürlich angeklagt und zu Gefängnis- und gar Zuchthausstrafen verurteilt.

Dies die Auswirkungen jenes Gewaltgesetzes, welches das Land geistig zurückwirft um ein Centennium.

12 Jahre wird dieser böseste aller Bismarck'schen Kriege andauern, dem zu trotz die SPD-Stimmen, die bereits im ersten Reichstag (von 1871) 125 000 betragen, stetig anwachsen, bis sie – eine Dekade vor der Jahrhundertwende – die Millionengrenze überschreiten sollen.

Hector Cohèn vernimmt von den Vorkommnissen politischer Natur beim östlichen Nachbarn, der ehemaligen Heimat seines verstorbenen Vaters, mit dem Zorne des überzeugten Demokraten – und wie zornig soll er erst als Jude werden, wenn er von den neuantijüdischen, verbrecherischen Thesen und Aktionen im Deutschland von 1879 erfährt!

Von seinem Freund Bloch, dem Rabbiner instruiert, bringt Leib Landau dann all die schlimmen Nachrichten aus der Heimat des Kohn-Zweigs zu Papier.

Jenes jüdischen Schauspieler Sohn, der protestantisch getaufte Wilhelm Marr (nach seinem Weggang vom Vater zuerst dem Kreise linksliberaler Journalisten zugehörig, da aber wegen verschiedener Machlojkes²⁸ relegiert, suchte der politische Escamoteur sein Heil bei den Krakeelern der Rechten) veröffentlicht nun ein übles Pamphlet mit dem Titel »Der Sieg des Judentums über das Germanentum« (Motto: »*Vae Victis*«²⁹), jammert in diesem über das »*Elend der besiegten Germanen*« – Hilfe heischend gegen die »*sieghaften Juden*«.

Herr Marr betont in dieser Wühlschrift, das Judenproblem nicht vom religiösen Standpunkt aus betrachten zu wollen – für ihn sei die »*Unterjochung der Deutschen durch die Juden*« als Rassenfrage anzusehn (stützt sich dabei auf die Thesen des Grafen Gobineau). Ein ganzer orientalischer Stamm – durch die Hand Roms von der Heimat Palästina losgerissen, nach Europa geworfen, im Osten verhaßt – hätte sich angeschickt, die Deutschen und ihre Nachbarn systematisch zu zerstören. Von Natur aus Materialisten, ihren talmüdischen Gesetzen zufolge die Andersstämmigen hassend, entwickelten die Juden Handel und Industrie in Europa einzig zu dem Zweck, sich dessen Reichtümer zu versichern. Jetzt – von der Rechtlosigkeit befreit – rafften sie die ungeheure Macht der Presse an sich – dieser »*Pest des Semitismus*«.

Und anlässlich dieses, seines Zitats erfindet Marr denn auch das Schlagwort »*Antisemitismus*«³⁰.

Kein Zweifel – hinter Marr stehen Kräfte wie Stöcker, das frischgebackene Landtagsmitglied (in Preußen natürlich), in Kollaboration mit seinem Kanzler die Agitation zu fördern, der allein achtet, daß jener die Sache nicht zu einem öffentlichen Skandal treibe. Später soll Bismarck heuchlerisch – die vom Hofprediger initiierte antisemitische Kampagne verurteilend – ebendieses Bekenntnis ablegen von »*gerne mit Juden umgehen*«. Als nämlich der Widerstand der deutschen Intelligenz, der richtigen, nicht der »*rechten*«, dem Verbrechen des Rassenhasses abholden, anständigen Menschen ihm zu mächtig wird.

Adolf Stöckers verlängerter Arm indes, jener Marr bleibt auch fürderhin nicht untätig: ein – auf der Titelseite seines ALLERNEUESTER KATECHISMUS prangender – Aufruf zu einer Kollekte (das Geld ist dem heruntergekommenen Schmierfink, von der »*Clique der verjudeten Presse*« hinausgeworfen, offenbar das wichtigste) hat Erfolg. Kaum verwunderlich bei der Masse der deutschen, der österreichischen Hebräerhasser; und so kann er bald die ZWANGLOSE ANTISEMITISCHE HEFTE editieren.

Ein Judensohn mit-Grundsteinleger einer Bewegung, die seinem alten Volke das Verderben soll bringen.

Bei Leib in Österreich aber bedarf's keines Judenstämmling, das Volk der Väter zu »entlarven« – hier übernimmt jener edle Georg, der Schönerer dies Geschäft. Und seine Anhänger im Parlament fordern (allen Ernstes und *ungestraft*) für »jeden niedergemachten Juden« eine Prämie – sei es in Geld, sei es aus der Habe des »zur Strecke gebrachten«. Dem Schönerer gesellt sich ein Mann aus dem Volke zu – bald anerkannter Häuptling deutsch-österreichischer Antisemiten, Land- und Gemeinderatsmitglied, das sich anschickt Bürgermeister von Wien zu werden. Dr. Karl Lueger.

Kantor Landau läßt einige Reden des »*Lieblings der Massen*« über sich ergehen, in welchen Lueger bewußt schroffe Ausfälle gegen Juden und die Großbourgeoisie in einem Atem unternimmt – diese in einen Topf werfend, sie in den Augen der (an der Donau tonangebenden) Wiener Klein-, Mittel-, Spießbürgerei in Bausch und Bogen zu verketzern; in diesen Dimensionen des Pseudochristentums latenantisemitisches Ideengut zu nähren. Das ganze unter dem frechen Deckmantel jenes »*christlichen Sozialismus*'«, den man – wie Stöcker und die Seinen – dem Internationalismus entgegenstellt.

In Preußen war dann doch diese politische Partei gegründet worden – es fanden sich ganze 50 Mitglieder (frustierte Arbeiter, militante Judenbekämpfer), man errang jedoch bei den Reichstagswahlen grad 1400 Stimmen gegen 56000 der SPD und 86000 der Fortschrittspartei. Im Luegerschen Wien aber wird ein Dutzend Jahre später die »Christlich-Soziale« tatsächlich 35 Sitze erringen im Gemeinderat und sich mehr als ein Halbjahrhundert am Leben halten, dereinst – in Variation – in Bayern wiederaufzuleben.³¹

Neffe Norbert hört vom Onkel viel über diese Probleme, voran das semitische natürlich, er kommt durch ihn auch Rabbiner Bloch näher (der wird für »die Sache« auf die Barrikaden steigen) und via Leib trifft er dann mit Victor zusammen, dem Adler, mit dem er fleißig politisiert. Der »Sozialistenhäuptling« (so Landau) veranschaulicht dem Physikdoktor eindringlich das Wesen der Sozialdemokratie, der Marx-Engels'schen Lehre, allein der Cohensohn ist nicht anzuwerben. Er sieht sich als Mann der Mitte, nach links wie rechts »offen«, entwickelt sich so zum diplomatischen Wissenschaftler (nicht zum kämpferischen), macht vice versa rasch Karriere, steht an der Schwelle zum Professor, sodann zügig einen Lehrstuhl anzustreben. Mamma Resi spricht stets mit Hochachtung vom gelehrten Sohn, sie aber fühlt sich wohl in der kleine-Leute-Atmosphäre der Tandelmarktgasse – das erinnert sie doch mehr an die alte Heimat, die Vaterstadt Tarnow, an die schönen Kindertage, da ihre Mutter noch die Paare vereint und Täte Jochanaan den Unterhalt zusammengeschnorrt für die Mischpóche.

Und was ist geworden aus der romantischen Affaire von Luise und Hugo? Immer heftiger (seitdem der verbale Kontakt via Norbert ermöglicht) drängt Herr Dr. Adler (immer noch Uni-Assistent) die (nun bereits Fünfzigerin) Landau zur Heirat – nach all den Jahren des Harrens, Hoffens mit seinem strapazierten Herzen nach einem Heim mit einer guten Frau sich sehnend; doch die Seine wird wunderlicher und wunderlicher – jetzt nagt gar Eifersucht in ihr auf die kleine Schwester, die Antonie, ihr Ziehkind, das sich erfrecht, unverheiratet mit einem (und noch dazu »gebundenen«) Manne zusammenzuleben. Endlich aber (in einem lichten Moment quasi) verspricht Luis Landau ihrem Hugo dann doch die Heirat, wenn sie die Sechzig erreicht haben wird und er die Verbindung als platonische anerkennen wolle. Die – in der Seele unendlich einsame – alte Jungfer (Rarität doch bei östlichen Juden) stellt sich soetwas vor wie eine »Josefsehe« wie man sie aus dem Neuen Testament kennt (obschon jener Josef ja doch mit seiner Maria sechs weitere Kinder zeugte...), das sie (wie das Alte) als Lektüre erkoren, wenn der Weltschmerz sie übermannt. Vor dem nun seit 27 (!) Jahren Verehrer aber gibt Fräulein Landau sich gefaßt, ihren – nahezu schon geistlichen – Stand mit all der Zähigkeit der Verschreckten zu verteidigen, wie's sonst nur katholischen Klosterfrauen gegeben.



Nach dem Wechsel der jüdischen Jahre 5639/40 – im Frühling also 1880 nach Christi Geburt – begibt Mendel Biselechis sich zu Ludinowo auf Brautschau. Exact wie die Babbe Jentel es damals prophezeit (das pensionierte Schlachterpaar hat das Rentenangebot der Gemeinde dann doch acceptiert – die Frau im schrillsten Diskant zu tremolieren, der Mann aufatmend), wählt der Zuwanderer ein Mädchen aus der Kille: die Lublinertochter, anbetungswürdigste Achtzehnjährige weit und breit. Zwanzig Jahr' ist der Altersunterschied zwischen Werber und Umworbener – der neue Schlachter hingegen gibt sich jugendlich und ist voll des Humors, mit dem er auch seiner schwarzen Súre imponiert; wie er überhaupt das Publikum, welches in seinem Laden sich einfindet zum Geflügel- und Fleischankauf, mit Geisterstrotzenden Geschichten zu unterhalten pflegt, die er auf der Wanderung aus der Hellenischen Heimat nach Rußland im finsternen Transsylvanien will erlebt haben.

»... ünd emmes als ojs aner andern Welt schtejt púschet vor mir der Schammes der púcklige vüm Schloßballbús, jennem Ojscher wús sitzt ojbñ im Gemejer ünd dem die Menschen nur ›Dracula‹ rüfn ünd sach bekrejzign as de Lejla, de Nacht brecht herán wo die Vampirn wachn uff vom langen Schluff des hellen Tugs zü suchn ihre Opfern, jennen sej ojssojgn den dam, dem Blüt erojs ojsm Hälslach.«³²

Bereits an dieser Stelle der Mendelschen Mär beliebten die Kundinnen aufzukreischen, packen das erstandene Kalbskotelett und rennen davon, doch er muß seine Erzählung wieder und wieder beginnen – mit der Pointe, wie er sich gerettet vor den Fangzähnen der Grafentochter, die in Liebe zu ihm, dem Judenjüngl verfallen, indem sie der Knoblauchgeruch, der seinem Halse entströmte, fast erstickt und im letzten Augenblick bißunfähig gemacht; wo doch die Wurzel so lieblich duftet wie Leib und Seele zusammenhält.³⁴ So hätte die Knolle tatsächlich Leib und Seele des Mendel bewahrt, eine Fledermaus zu werden und bis ans Ende aller Nächte zu schwirren auf der Suche nach einem Partner im Blute. Diesen Partner hat Biselechis ja nun gefunden, Chàver³⁵ Chajm, der Vater seiner Sara macht die Bróche über die Beiden, Rivcale weint, daß sie ihre Freundin verliert – allein Mendel ist ein weltoff'ner Mann, bei dem muß die Gattin sich weder einen Schátl aufsetzen, daß and're Männer sie nicht ansehen noch die Eingesperrte spielen: Súrele wird neben ihm im Gewölb stehn und helfen, die Ware auswiegen, und Rebecca wird weiter ihr Vertrautes sein, auch über das Wort von Rabbi Bär hinaus.

Unterdes ist der arbeitsame Avram bald am (unbeabsichtigten) Ziel seiner Wanderschaft angelangt. Sein Gastspiel in Bialystok dauerte zwei Jahre, von dort ist er über Baranowitchi ins große Gomel gezogen, wo er wiederum für etliche Monate hat eine Stelle angenommen als Schochethilfe – und zur Zeit hat unser Cohen sich Richtung Moskau aufgemacht, welcher Weg ihn direkt durch jenes Schtejtl führt, da Biselechis just mit der schönen Schammestochter Hochzeit feiert.

Kaum marschiert Abraham ein in die Judengasse Ludinowos, schallt ihm auch schon fröhlicher Gesang entgegen vom alten Gemeindehaus, sein hungriger Magen registriert den unverkennbaren Duft von frischem Borscht³⁶ wie von Gänseklein mit Tschippkes und Pippkes³⁷ aus dem Garten hinter dem Killegebäude gleich neben der Synagoge – so wendet der müde Wanderer seine Schritte in diese DIRECTION und sieht sich urplötzlich inmitten der schickernden Semkinder: man tanzt, man lacht, man läßt das junge Paar hochleben.

»*Masltov! Lechájim! Bis hündertündzwanzig!*« tönt's aus Dutzenden Kehlen – da tritt Cohen heran und Rabbi Bär segnet (auch schon ein wenig aufgekratzt vom Genuß des Selbstgebrannten) den fahrenden Fremdling.

»*Schalom Jídl – setz dach aweg, ochl ünd trink ünd kisch die Kalle!*«³⁸ – was das Recht ist jedes anwesenden Mannes, dem Chúsn³⁹ zu zeigen, welch gute Wahl der getroffen.

Und Avrejmele ist nicht faul: pampft eine pralle Piroge ins Maul, drückt der Sara einen fetten Schmatz auf die Stirn, kriegt als Gast den Ehrenplatz neben ihr, was bedeutet daß er Seite an Seite zum Rivcale zu sitzen kommt, das den baumhohen Bócher unschuldig anstrahlt und ihn insgeheim vergleicht mit den schmalbrüstigen Chússidln, welche nebbich die Heimatstadt hat zu bieten.

»*Ünd eh Ihr üns ewscher nennt Ejer Númen, Reb Sowieso – müßt Ihr schlirfn as Glejzl mit'm mazlstikn Menschn wús lejbt in Rüßland!*«⁴⁰ reicht Biselechis dem Riesen einen riesigen Becher Bronnef, den dieser an die Lippen setzt und mit einem (allerdings gewaltigen) Zug leert.

Rivcakind staunt jetzt auch noch die Trinkfestigkeit an des Mannes, der dann seinen Namen wie Beruf bekanntgibt; und da läßt der frischgebackene Ehemann (Professionsgenosse doch) nicht locker. Er bietet dem Cohen einen Wettstreit an: so der ihn könne unter den Tisch saufen (beim Branntwein nimmt's so mancher Jud auf mit einem Russen), bekäm' er den Posten als Schächtergeselle in seinem Gewölbe, könne im Schtejtl verbleiben so lang es ihm Spaß bereite und in der Kammer über dem Laden gute Wohnung finden.

Und dann geht's los.

Mendel läßt zwei Literkrüge mit Wodka füllen, es wird so stille in der Runde, daß man könnt' eine Spilke⁴¹ ins Stroh fallen hören, als die beiden Männer die Gefäße an die Mäuler führen. Zuerst sieht's aus als gewönne der Biselechis, denn er stürzt den Hochprozentigen mit einem Mordsruck in sich hinein – allein Avrejmele holt auf, bechówet doch ausdauernd schluckend, der Chatàn kriegt keine Luft mehr (Surele erbleicht), greift sich an die schweißtriefende Stirn, wankt, sinkt neben der Seinen hin – aber der Cohen schafft auch noch den letzten Tropfen und wird Sieger. Dann küßt er aus Versehen (verzeihbar nach vier Quart Fusel) auch noch zur anderen Seite, die Rebecca, der das Blut auf die jungen Wangen schießt, daß man meinte, sie wolle konkurrieren mit der einsetzenden Abendröte.



Doch dies Jahr – 1880 – bringt den mosaïschen Menschen nicht nur Glück und Segen, ihr *mazàl we brachà*, es ist auch (wie nicht anders erwartet) ein Jahr des Tods, der Trauer hier wie dort.

In Paris schließt der vierundsechzigjährige geborene Kölner, der früh gealterte Jakob seinen Vertrag mit Freund Hein, der wie folgt lautet: der Sensenträger läßt ihn seinen »Hoffmann« zuende bringen, dafür will er sich dann nicht lang sträuben mit dem einzugehen in's Paradies, Abteilung Musici, wo er endlich wird sein Idol Wolfgang Amadeus umarmen können. Nach den vielen, welterobernden Operetten und Opera buffas, die der kleine-große Jude aus dem Deutschen geschaffen, drängt's ihn angesichts seiner letzten Stunde (die er Jahre im Voraus erahnt), ein »seriöses« musikalisches Bühnenwerk der Nachwelt zu hinterlassen. Als ob der Humor seiner Öperles nicht seriös genug wär'...

1877 – von einer, wahrlich triumphalen, Amerikatournee in sein Paris zurückgekehrt – wurde er (in mehr und mehr von seiner Seele Besitz ergreifenden Jenseitsstimmung) erinnert an einen Stoff, ein Drama, dessen Thema er eigentlich bereits seit seiner Jugend in sich herumgetragen, und das dann – anno 51 – im »Odéon« war aufgeführt worden: »Les Contes Fantastique d'Hoffman«⁴². Inzwischen von wachen Impresarios zu einem Operettenlibretto umgestaltet (selbst die Musik von Hector Salomon, jüdisch doch wie er, lag schon vor), erwarb Jacques all diesen Schwierigkeiten zum Trotz die Kompositionsrechte für eine Oper und hatte es allein der ungewöhnlichen Selbstlosigkeit Salomons (Chor- und Gesangdirigent der Pariser Opéra) zu danken, daß er sich an die Arbeit machen konnte, indem jener freiwillig das Feld dem Größeren räumte.

Offenbach nun war sein Leben lang konfrontiert gewesen mit den Branchenzóres⁴³, denen ein Komponist – und mehr noch ein Theaterdirektor unterworfen, will er nicht seichte, gängige Ware unter's Volk bringen sondern sieht in seiner künstlerischen Arbeit eine echte Aufgabe. Und die so handeln, sind gegen die Mediocren in der Minderzahl. Als Jacques sein erstes Opus – »L'Alcôve« – damals (1847) selber herausgebracht, weil ihn die wilde Wut gepackt angesichts der permanenten Negierung eines Ignoranten namens Basset, dem (subventionierten) Monsieur le Directeur der Opéra Comique, schrieb ein Kritiker – dem Talent verpflichtet:

»Jeder wiederholte beim Hinausgehen die hübschen Motive seines (Offenbachs) Öperchen und fragte sich, durch welche unbegreiflichen Umstände man ihn an der Schwelle eines, so vielen mittelmäßigen Adepten geöffneten Tempels (Komische Oper) vergeblich harren läßt.«

Nie war das Genie des Gerichtsvollziehers sicher, hat während seiner Arbeit zum immortalen »Orpheus« sogar in einem Hotelzimmer komponieren müssen, den Husiers⁴⁴ zu entgehen – und auch jetzt fehlen ihm die Mittel, den »Hoffmann« aufzuführen. Da tritt Hector Cohèn auf den Plan. Er schleppt seinem Freund einen Francs-strotzenden Klienten an – einen neureichen Weinhändler aus Bordeaux, den er anwaltlich vertritt und daneben überredet, eine hohe Summe in die Aufführung des Maestro zu investieren, als Mäzen sich bei den Bühnendamen einen Namen zu machen.

Jacques' Vertragspartner aber, der Knöcherner ist schneller – was der Künstler jedoch erwartet.

»Beeilen Sie sich, mein Stück herauszubringen –« schreibt er an Carvalho, Nachfolger Basset's in der Komischen Oper, *»– ich hab' es eilig und hege nur den einzigen Wunsch, die Premiere zu seh'n!«*

Noch gewährt der jüdisch-christliche Herrgott seinem Kind eine Gnadenfrist: die Uraufführung muß um einige Wochen verschoben werden wegen Verzögerung in der Herstellung der komplizierten Kulissenmaschinerie – dann, in den ersten Oktobertagen, ist der Klavierauszug⁴⁵ beendet, der letzte Taktstrich eines der markantesten, musikalischen Meister aller Zeiten gesetzt.

Des großen Mannes letzter Wunsch jedoch erfüllt sich nicht.

Am Vierten spät abends packt Jacques ein böser Erstickungsanfall, der ihn in Bewußtlosigkeit sinken läßt – in einem flüchtigen Augenblick des Erwachens sagt er zu Herminie: *»Ich glaub', diese Nacht wird's zu Ende sein...«*, hält damit seinen Teil des Contracts pünktlich ein: um drei Uhr morgens reicht der »Mozart der Champs Elysees« dem Partner die Hand, und der geleitet ihn denn auch ohne Umwege hinauf zu Vater und Mutter und jenem »Wolferl«, dem Größten seines Metiers.



Was die – fast gewohnte schon – Verfolgung, Diskriminierung in jenem, dem 80er-Jahr angeht, referiert Scribent Landau in den alten Annalen, die er seit langem doch schon um die politische wie die Entwicklung der jüdischen Sache erweitert:

Nach dem (verderblichen) Sieg der Wilhelmin'schen Reaktion über die des Louis vor einem Decennium, ließen die Deutschen (der mundlaute Teil) sich hinreißen von der ›Gepanzerten Faust‹, der Faust Preußens (treffend der ›Bewaffnete Friede‹ genannt) – Vormachtprovinz der, nun zu einem gefährlich-aspirituellen, militaristischen Reich zusammengeschloss'nen Länder.

Denn dort wurde die Staatsidee an sich zu einer Art Fetisch, der Historiker Treitschke⁴⁶ baute in seinem Werk »Politik« den Gedanken auf, der Staat stelle eine Art Persönlichkeit dar (welch groteske Parallele zur geschlagenen La France!), für welche Figur »die Sorge um die eig'ne Macht das allerhöchste sittliche Gesetz«.

Mit dieser Sorge Hand in Hand ließ Herr Treitschke in den (von ihm selbst doch publizierten) PREUSSISCHE JAHRBÜCHER zwei Aufsätze aus eig'ner Feder abdrucken, in welchen er in wissenschaftlicher Form darlegte, was Marr in die Form eines Pamphlets gekleidet: das Judentum stelle zweifelsohne eine Gefahr dar für Deutschland.

Und in jenen scientistischen Schaurigkeiten des Professors taucht denn auch die Jeremiade auf des Abschaums der armen, deutschen Nation.

»Die Juden sind unser Unglück!«

Seinen autoeditierten Presseergüssen läßt der Autor das pseudo-wissenschaftliche Werk »Ein Wort über das Judentum« folgen, das der große Mommsen⁴⁷ mit der Broschüre »Auch ein Wort über das Judentum« ad absurdum führt.

Die Liberalen hatten sich zum Teil mit Bismarcks Kulturkampf identifiziert – die Israeliten unter ihnen nicht ahnend, daß dereinst der »*eiserne Hammer*«, der die staatliche Einheit geschmiedet, sie selber empfindlich würde treffen. Der Triumph über die, sie seit Aeren doch verfolgende, Katholische Kirche war ihnen Grund genug, dem protestantischen Kanzler die Treue zu schwören; die einschlägigen Schriften Luthers zu lesen, zu weltfremd.

Jetzt – angesichts des einsetzenden Antisemitismus am Beginn der Achtzigerjahre – schreien sie zwar auf, dessen Hintergrund jedoch in den Sphären zu suchen, in denen ihr Junker sich bewegt, dazu sind sie dito nicht hellichtig genug.

Und damit hebt auch schon ihr Unheil an.

Geschürt vom beredtesten (und konsequentesten) Ideologen dieser »*Geistes*«richtung, dem blinden Philosophen Dühring⁴⁸, einem Manne krankhaft-leidenschaftlichen Temperaments (am allerwenigsten philosophischen), gegen die Israeliten erbittert, weil einige der mosaischen Collega im Professorenrat der Berliner Universität an seinem Ausschluß aus dem Docentenkollegium beteiligt gewesen, der jetzt auch das Buch »*Die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Kulturfrage*« veröffentlicht, setzt eine Hetze sondergleichen ein, die der bewußte Marr mit seiner (frisch gegründeten), »*Anti-Semiten Liga*« von der Straße her organisiert.

Die Ligisten lancieren lautstarke Versammlungen, scandalieren in Restaurants, Besucher »*semitischen*« Typs (darunter nicht wenig Italiener und Spanier, christliche wohlverstanden) attackierend, provocieren Zusammenstöße auf den Gassen und in öffentlichen Verkehrsmitteln, bald wiederholen sich auch jene »*Hepp-hepp!*«-Rufe, mit denen einst Deutsche ihre Hebräer hetzten.

Ein Gymnasiallehrer namens Henrici⁴⁹ tritt in Versammlungen mit wütend-judenfeindlichen Reden auf und erzieht seine Schüler adäquat, so daß der (liberale) Berliner Magistrat endlich befindet, solch Pädagoge sei fehl am Platz und ihn vom Schulbetrieb relegiert. Welch Verfahren Herrn Henrici zu noch mehr Volkstümlichkeit verhilft – im Namen von »*Gott, Kaiser und Vaterland*«, auf welche Dreieinigkeit er sich in seinen (kriminellen) Sueden immer wieder beruft.

Antisemitische Aktionsgruppen senden telegraphisch »Deutsche Grußadressen« an Bismarck, die der freundlich beantwortet, Blätter der »*patriotischen Richtung*« erhalten geheime Unterstützung aus dem Reptilienfonds seiner Kanzlei.

Die Krönung aber des Gesamtakts stellt eine Petition dar an die Regierung (aus Stöckers Kreisen lanciert), welche ein Jahr (bis 1881) währt.

Seit längerer Zeit sind die Gemüter ernster, vaterlandsliebender Männer aller Stände und Parteien durch das Überwuchern des jüdischen Volkselements in tiefste Besorgnis versetzt. Die früher von Vielen gehegte Erwartung einer Verschmelzung des semitischen Elements mit dem germanischen hat sich trotz der völligen Gleichstellung beider als trügerisch erwiesen. Es handelt sich jetzt nicht mehr um eine Gleichstellung der Juden mit uns sondern um eine Verkümmern unserer nationalen Vorzüge durch das Überhandnehmen des Judentums, dessen steigender Einfluß aus Rasse-Eigentümlichkeiten entspringt, welche die deutsche Nation weder annehmen will, noch darf, ohne sich selbst zu verlieren.

Diese Gefahr ist erkennbar und bereits von Vielen erkannt.

Auf den bestehenden, die capitalistischen Interessen bevorzugenden und unter jüdischer Einwirkung entstandenen Gesetzen fußend, gestützt auf die Reichtümer, welche man mit geschickter und rücksichtsloser Ausnutzung dieser Gesetze durch Wucher, Börsenspiel, Bank- und Actienwesen erworben hat; Bildner der öffentlichen Meinung mittels einer zum großen Teile durch sie beeinflussen feilen, gewissenlosen und corrumpten Presse — hat es die jüdische Klasse verstanden, ihren unheilvollen Einfluß beständig zu steigern, so daß derselbe heute schon nicht allein die wirtschaftlichen Verhältnisse und den Wohlstand des deutschen Volkes, sondern auch seine Kultur und Religion mit den ernstesten Gefahren bedroht. Diese Gefahren müssen sich naturgemäß in dem Maße steigern, als es den Juden gelingt, scharenweise in Berufsweige einzudringen und namentlich in amtliche Stellungen, welche ihnen früher verschlossen waren . . .

Wie das Judentum eine tatsächliche Macht ist, so kann es auch durch reelle Machtmittel bekämpft werden.

Diese Eingabe, deren Forderungen dann mehr als ein halbes Jahrhundert ›frisch‹ bleiben sollen, baut (wie Chronist Landau in seinen Schriften vermerkt) geschickt (wenn auch in gedehntem Deutsch) auf den Auswirkungen der ökonomischen Depression, die seit 1874 die Gründerjahre abgelöst, sowie auf der Phase der Industrialisierung Deutschlands, die – spät aber jäh – einsetzte.

Die sogenannte »Jüdische Frage« (gelöst scheinbar durch die Reichsverfassung, doch seit 75 wiederaufgeworfen) wird in der Presse, in den Parlamenten und in Volksversammlungen wieder und wieder diskutiert, und immer wieder wird – da wie dort – der Rechtsstatus des mosaischdeutschen Staatsbürgers heftig in Abrede gestellt.

Dermaßen bietet die (üble) Bittschrift der preußischen Obrigkeit willkommene Handhabe, die Gleichberechtigung der Konfessionen auch über die (ohnedas wuchernden) Verletzungen der Verfassung hinaus zu unterminieren: der (reaktionäre) Kultusminister v. Puttkamer verbietet, Juden zum Unterricht an Mittleren Schulen zuzulassen, in anderen Ministerien gelangen Mosaische (selbst die begabtesten) nur in die niedrigsten Subalternämter, die Immigration aus Polen und Rußland ist gepflastert mit Stolperdraht und Fußangeln, Bismarck läßt eine erhebliche Anzahl Ostjuden, die sich bereits vor geraumer Zeit in Preußen angesiedelt, unter billigsten, fadenscheinigsten Vorwänden abschieben.

Den Effekt all dieser skandalösen, antidemokratischen Zustände kann Buchführer Leib auch in der riesigen Donaumonarchie erkennen – bis hin nach Rußland, wo die Katastrophe vom 13. März, die Ermordung Alexander II. ebenjenes dritten des Namens zum Zaren macht, der nun (von ganz oben quasi) das Signal schießt zu einer Pogromwelle, die 25 Jahre andauern soll.

Doch unser Avram und seine neue, kleine Welt, die von Ludinowo spürt vorerst nichts von der gewaltigen Gefahr, die da aus St. Petersburg droht. Zwar vernimmt man von dieser Hessja Helfmann, die – Israelitin – bei dem Attentat eine (sekundäre) Rolle gespielt (die Mehrzahl der russischen Juden kritisiert dies heftig, hat man doch unter Alexander II. relativ gut gelebt, will auch mit den »Weltver-

besserern« nichts zu schaffen haben) – und als dann von Ausschreitungen in andern Landesteilen berichtet, rechnet man diese der »immer schon vorhandenen Mosesfeindlichkeit« des Plebs zu, lebt dahin wie bisher, allein auf seine (enghorizontigen) Bedürfnisse fixiert. Wer aber wollte den Millionen niederständischer Ostjuden wohl einen Vorwurf machen, die Ohren zu verschließen vor der hohen Politik, die ihrem Volk nicht zum ersten Male Schwierigkeiten bereitet?!

Im Donaustaat, dem schwarz-gelben Hoheitsbereich tritt die (tödliche) Gefahr sichtbarer zutage.

Nach jener Publikation des Herrn Rohling zu Prag wurde der Finanzkrach von 1873 (fast gleichzeitig wie der in Berlin) prompt den Juden auf's Kerbholz geschrieben – nur eine der Erscheinungen, die durch die schnellen Erfolge der emanzipierten österreichisch-ungarischen Israelitenheit (voran in den Hauptstädten Wien und Budapest) hervorgerufen; und von dieser Warte her wächst auch stetig die alpenländische – bis zur Puszta reichende – Nuance des neuen–alten Hebräerhasses an: der »*Neidantisemitismus*«.

Wie der Landau – nach endlosen Diskussionen mit Bloch und Victor Adler – erkennt, fehlt in Österreich auf der einen Seite das psychologische Moment der Reaktion Deutschlands, was die Berausung angeht durch das Kriegsglück – im Gegenteil: 1866 ist nicht vergessen!, doch zum andern hat man's hier nicht nur mit dem Problem der »*fremdstämmigen*« Semiten zu tun (im Ostpreußischen, in Schlesien wie den Einwanderern aus dem weiteren Osten Europas) sondern mit einer bunten Vielfalt an mosaischen Menschen k. u. k. Staatsangehörigkeit – in der Bukowina, in Galizien, in der Ukraine, im Tschechischen, den Karpathen und dem Banat bis hin nach Slowenien und der Adria wie natürlich Böhmen, Mähren und Ungarn. Dazu jene 100000, die sich bereits in Wien »*eingenistet*«.

Konfessionelle Ressentiments fallen zudem in Österreich nicht so sehr ins Gewicht. Man ist (die Obrigkeit wie die breite Bevölkerung) durch die vielen Millionen Andersgläubiger innerhalb der Grenzen des weiten katholischen Staates (Islamiten im Südosten, griechisch-Orthodoxe nebenan, nördlicher Hussiten, anderswo Altkatholiken, Lutheraner, im äußersten Westen gar Zwinglisten, und auch weitere christliche wie nichtchristliche Minderheiten – ganz Österreich ist

ein Konglomerat von majoritären Minoritäten) so gewohnt an fremde Sitten und Gebräuche wie die unterschiedlichsten religiösen Riten, daß die mosaischen Markanzen nicht das ausschlaggebende. Der essentielle Nährstoff des austricianischen Gierantisemitismus (der wenig später auch nach dem Norden soll ausufern) ist die Tatsache, daß viele Juden in ihren Berufen unverhältnismäßig rascher reussieren als ihre christliche Konkurrenz (ein immenser Nachholbedarf beflügelt sie) – durch jahrhundertelangen Druck doch in geldverwertene Professionen gepreßt naturgemäß die geübteren Kaufleute, Bankiers, Industrielle; und sie dringen mehr und mehr ein in das »geheiligte«, das ureigenste Metier der Donauländer (voran der Wiener): das Handwerk.

Viele Nichtchristen im Lande sind bald (oder bereits) die beliebteren Schneider und Taschner (weil billiger und chicer), sie sind artificiellere Silber- und Goldschmiede, Uhrmacher und Ziseleure, kalkulieren dazu geschickter, machen Warenhäuser auf und damit der christlichen Konkurrenz das Leben sauer: so wurde es die Jahrhunderte bei denen gemacht, so wird es weiter getan – und da bleibt schon dieser oder jener brave (aber arg rückständige) Handwerksmeister, Geschäftsinhaber und Gewerbetreibende auf der Strecke.

Und wer ist schuld daran? Die Juden.

Ganz zu schweigen von den Successen⁵⁰ jüdischer Ärzte, Rechtsanwälte, Künstler, Journalisten, Wissenschaftler wie Doktor Norbert Kohn, der im Begriffe, zu einer Kapazität auf seinem Fachgebiet zu reifen, der angewandten Physik.

Zum Jahresende erringt Resi Grünzweigs »*kleiner Nahum*« die Professur, ist bereits für einen Lehrstuhl vorgesehen – doch erst 34 und schon anerkannt in den Reihen naturwissenschaftlicher Größen des Landes. Norbert ist der erste, der dann (via Hector in Paris) Verbindung soll aufnehmen zur Marja Sklodowska (und deren nichtjüdischen Ehemann Pierre), die unter dem Namen »*Madame Curie*« eine der weiblichen Leuchten darstellen wird der Scientistik ihrer Epoche, deren Radiumforschung im deutschen Sprachgebiet der Publizistik zugänglich zu machen.



So zieht das Jahr 1881 in die Lande. Nicht das lustigste für die Juden und unsere Familie.

Bei Leib in Wien sieht's düster aus: nach dem Streit, ob ein Antisemit den andern plagiiert hat (Rohling soll in seinem Traktat »Der Talmudjude« das »Entdeckte Judentum« Eisenmengers⁵¹ benutzt, sprich abgeschrieben haben), kam es vorerst zur – überaus löblichen – Kritik an Rohlings Expertise über die Hebräer. Der unverschämte Herr Professor hat doch die Stirn besessen, öffentlich verkünden zu lassen, er zahle jedem »tausend Taler«, der ihm die Fehlerhaftigkeit auch nur eines Absatzes seines, inzwischen jahraus-jahre in tschechischer wie deutscher Sprache neu aufgelegten, (Mach-)Werks nachzuweisen imstande – und nicht um des Geldes willen (erstmalig in konvertierbare Währung zu bringen), das er doch nie erhalten hätte, sondern in seiner Stellung als altherwürdiger, christlicher Theologe und Hebraist verfaßt Franz Delitzsch (aus Leipzig gebürtig) eine Fachschrift, in welcher er nachweist, daß das Rohling'sche Traktat von Lügen, Verleumdungen, verstümmelten Texten wie unrichtigen Auslegungen religiöser Worte nur so strotzt, daß der Autor vom wahren talmudischen Schrifttum einfach nichts verstünde.

Der Falsifikator jedoch wird auch weiterhin unterstützt von einer (einflußreichen) Gruppe des Wiener Klerus, höchsten Vertretern der katholischen Geistlichkeit im Lande, und der »schwarzen« Presse: »WIENER KIRCHENZEITUNG«, »VATERLAND« und ähnlichen Blättern; hierdurch angespornt, nach Auftauchen jener antisemitischen Organisationen im Deutschen wie durch Druckwerke von da ermutigt, heben die österreichischen Judenfresser an, es den preußischen gleichzutun.

Die aus dem Norden importierte rassistische Schundliteratur wird auf dem donauländischen, politischen Markt zuerst vom erwähnten »deutschstämmigen« Oberchauvinisten Schönerer (geschickt) ausgewertet, und trotz des (in die Hose gegangenen) Versuchs, den »christlichen« Sozialismus den Wiener Arbeitermassen aufzupropfen, gibt der Ritter bald seine Zeitschrift UNVERFÄLSCHTE DEUTSCHE WORTE heraus, in welcher es von Fälschungen nur so wimmelt.

Jene Arbeitermassen sehen sich in Deutschland in diesem Jahr einer recht merkwürdigen Kampagne von rechts konfrontiert, welche de facto auf eine Unterlaufung der linken Forderungen (voran von jüdischen Genossen initiiert) zielt: die »Arbeiter-Versorgung«.

Läßt Wilhelm I. seinem Bismarck freie Hand in sämtlichen Staatsachen, darf der sich nun hinter ihm verstecken. Mit »*Tun Wir kund und zu wissen*« gibt der Monarch seinen Untertanen dieses, ihnen »*Segen und Wohltat*« erbringende, Gesetz zur Kenntnis, das sich aber sehr rasch als wertlos erweist für die Werknehmerschar – bis es dereinst von sozialistischer Seite in richtige Bahnen gelenkt.

Bei unseren Wienern ist man kaum unterrichtet über die Aktion, auch Onkel Leib und der Herr Professor fühlen sich wenig hingezogen zur Marx'schen Lehre; Norberts Stiefschwester aber, die Trude ist da firm. Jetzt 24, hat sie die Volks- und Hauptschule in der Schiffgasse besucht, ist dort bereits mit Kindern sozialdemokratischer Juden wie Nichtjuden zusammengekommen (noch gehen auf der »*Mazzesinsel*«⁵², wie die Wiener Jídn⁵³ ihr freigewähltes Ghetto zwischen den Strömen – der Donau und dem Donaukanal – selbstbewitzelnd bezeichnen, Christen und Mosaische in dieselbe Klasse). Der Papa, der »*Schneidermeister vom Grund*«, ist dem Stande nach zwar Unternehmer, sein eig'ner Arbeiter jedoch – und er sieht sich auch kaum als Kapitalist, auch nicht Kleinkapitalist, eine Spielart typisch wienerischer Provenienz: im Moment da ein »*kleiner Mann*« tausend Kronen zusammengerafft oder beim »*Quinterno*«⁵⁴ gewonnen hat, beginnt er stolz den »*Warenbesitzer*« zu spielen, wie Marx es ausdrückt: »... und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!« nimmt er sich diese, »*die Dinge – daher widerstandslos gegen den Menschen*«. So steht's im »*Capital*«, das kaum einer von ihnen gelesen.

Mit einer Aktion wie beschrieben ist seine Zeit des Katzbuckelns überwunden, er muß nicht mehr nur nach oben seinen Diener machen, er darf fortan auch nach unten treten: eine Disciplin, die sich an der Donau zum Volkssport soll entwickeln. Nicht geringen Einfluß auf jenes Verhalten eines Teils des österreichischen Klein-, Kleinstbürgertums hat wiederum der Neid auf die Erfolge der Juden – die gilt's wettzumachen nach dem Motto: »*Ja das Geld, ja das Geld ist das schönste auf der Welt!*«, wie ein altes Wiener Couplet singt.

Wird der bisher brave, devote Handwerksbursch oder Mistbauer⁵⁵ oder Pompfüneber⁵⁶ über Nacht zum kleinen Kapitalisten, hatte einer vordem als ewig raunzender Kellner die ewig raunzenden Beislgäste⁵⁷ zu bedienen und sich von denen herumhetzen lassen müssen, hatte er als Ladenschwengel die, nie zu versiegen scheinenden, Befehle des Herrn Principal zu befolgen, ist er jetzt der Budiker⁵⁸, der seine Servierkraft scheuchen darf, kann er jetzt den bestellten Greisler⁵⁹ spielen und den, ihm unterstehenden, Heringsbändiger mit Edikten eindecken.

Also wird Wien langsam aber sicher eine Großversammlung von Ordererteilern und Orderempfängern, ein freundlich Wort gilt bald als Schwäche, der Umgangston stets spitzer in jenen Schichten, die Sprache schneidend, vorwurfsvoll drohend, aggressiv: die Melodie des Idioms, das man später »*Ottakringerisch*«⁶⁰ wird nennen, weil in diesem Bezirk, der dazumal betulichen Vorstadt, sich jene kleinen Leute in Scharen einhausen und im Lauf der Zeiten ihren eigenen, stilettscharfen Argot entwickeln.

Die jüdischen Wiener – ob als Parvenus oder zurecht Arrivierte in der Inneren Stadt um den Stephansdom, am Ring und in Kärntnerstraßennähe, dem Alsergrund⁶¹, der Josefstadt⁶² – gar in der noblen »*Cottésch*«⁶³, im benachbarten Döbling wie Willy Maurer und im herrlichen Hietzing beim Schloß Schönbrunn oder wie die Grünzweigen und Landaus unterm Volk im 2. und 20. Bezirk – registrieren diese unglückselige Eskalation der Massen hin zur Gewalt (der körperlichen wie geistigen) nur unbewußt. Stehen sie doch nicht so direkt in ständiger Relation zu jenen Individuen, welche diese praktizieren und verbreitern; allein junge Menschen wie die Trude fühlen instinktiv die üble (wohl auch opportunistische) Einstellung ihrer Umwelt zu den Dingen des Lebens, die sich vorrangig in der politischen Haltung der Österreicher (insbesondere der Wiener) bemerkbar macht.

»Das Mäntelchen nach dem Winde« ist längst zum Credo erkoren allzuvieler Bürger, Angehöriger aller Stände – und da hat die Sozialdemokratie nicht wenig zu kämpfen gegen diese Grundeinstellung, die auch durch den Eintritt in die Partei der Arbeiter nicht automatisch erlischt.

Die Grünzweigtochter ist Mitglied geworden der »Jüdischen jungen Sozialisten«, da hat sie dann Arbeit gefunden nach einem Fortbildungskurs wie er üblich für junge Mädchen niederer Klassen, die sich den Besuch einer höheren Schule nicht leisten können. Hat sich die Gabelsberger Kurzschrift, die praktische Stenographie angeeignet, eine schöne Handschrift, ist intelligent und fleißig (wie sonst hätte sie, im kindlichen Alter bereits, dem Vater die Wirtschaft führen können, eh' die »Tante Resi« ins Haus kam); so ist Trude jetzt gar Sekretärin im Bureau ihres Vereins am Thurygrund im alten Liechtenthal – gleich am Fuße des Hügels, auf welchem Schuberts Geburtshaus steht. Dort lernt Norberts Stiefschwester auch einen gleichalt'rigen jungen Mann kennen, einen Metteur vom VORWÄRTS, der SPÖ-Zeitung, für die auch Victor, Hugo Adlers Neffe schreibt. Fritz Geber ist der Sohn des verstorbenen Ascher, der in der alten polnischen Heimat wirklich noch das Tierhautveredelnde Handwerk ausgeübt, nach dem die Sippe gerufen. Gleich den Ahnen der Cohen in Chludowo.

Zur selben Zeit, da der Anhang jenes Wiener Zweigs unserer Leute (der Herr Professor ist aufgestiegen in die höheren Sphären nichtchristlicher Akademiker) das Leben sockenstopfender Schichten des Volkes lebt, zieht Wilhelm geb. von Kurz, jenes urwienerischen Felix Enkeltochter, der charmanteste österreichisch-holländische Botschafter in Britannien (das 65ste hat die Frau Großmama nun erreicht, bleibt so einige Zeit auf 49 stehen), an der Themse eine internationale Gemäldeausstellung auf – von privater Hand in diesem Glanze zuvor nicht gewagt. Aus diesem Anlaß reisen Sohn Amos und Enkelsohn Titus (ein ausgewachsener Kunstexperte ist der junge Mann) aus Amsterdam an – in ihrem Gepäck wahrhaftig der »kleine Rembrandt«, jener »weise Rabbi«, den der rheinische Malheroe einst – vor 200 Jahren – dem Jacov Cohen, seinem Freund und Agenten hatte vermacht; welches Portrait noch nie zuvor aus den Privatgemächern des van Kaan-Triebs an der Keizersgracht bei der Amstel herausgekommen.

Mistress Velma hat die Gallery Straighter am Strand von London übernommen, nachdem der alte Lionel doch das Zeitliche gesegnet und seine Nachfolger (Straighter war standhafter Junggeselle gewesen) nicht genug Wagemut aufbrachten – das im Bilderhandel oberste Gebot, will man mit der Konkurrenz Schritt halten; und so versammelt sich jetzt die große Kunstwelt in jenen Räumen, wo

damals der nordische Noble das blonde, mosaische Meisje aus den niederen Landen hatte kennengelernt und nicht mehr verlassen.

Da tönt's wie am biblischen Turm, Frau van Kaan parliert englisch und französisch, ungarisch, deutsch und holländisch mit Besuchern aus allen Windrichtungen, mit den Sammlern, Kennern und Käufern – selbst ein paar Worte Jiddisch bringt sie zustande, als der russische »Ölfürst« (der Spitzname kommt von seiner Gemäldesammlung in St. Petersburg, nicht vom Petroleum), der Mischa Margentjew (der sich später als Menachem Morgenthau aus Minsk decouvriert) ihr den »Rabbi« will abhandeln, der »nicht für 1 Million feil«, wie Amos in der Sprache seines biblischen Volks stolz versichert. Und der »sefardische Weise« ist denn Clou der Exhibition, die beschickt worden mit anderen alten Holländern und Flamen – Bosch fehlt da ebensowenig wie Vermeer, aus Deutschland ist Menzels prunkvolles »Ballsouper« zu bestaunen, herrliche Spanier und Franzosen – und Wilhelma hat eine Sammlung Briten zusammengebracht, unter der ein Strandmotiv am Aalsmeer von John Cotman aus jenen Tagen stammt, da der Maler in Amsterdam weilte und sich hat verliebt in der schönen Galeristin schöne Schwägerin.

Paris sieht Hector wie bisher als Maître vor den (blinden) Augen Justitias, er kämpft als Strafverteidiger gleich vehement als in Civilsachen, auf diese Weise Figuren sich dankbar zu machen wie Monsieur Rideau, jenen Weinpantscher aus dem Süden, der sich ja dann – infolge Aufführung des »Hoffmann« durch die Opéra Comique – auch noch seine Subvention gespart. Daß der Wackere nun aber in seinen Circeln nicht bestreitet, Offenbach finanziert zu haben (besonders im Damenflor), nimmt Hector ihm nicht übel. Was will er verlangen von solch einem Protz, der nichts gelernt und den Sinn des Lebens (wie so Viele in Frankreich) darin sieht, den Partner beim Geschäft ordentlich übers Ohr zu hauen, der Eltern der Braut bei Verehelichung eine millionenschwere Mitgift aus der Tasche zu locken und die Gattin dann weidlich mit Schlanken vom Corps de Ballet der Opéra zu betrügen, wenn er in Paris seine Ware verhökert an die tausend Bistrowirte wie Madames ebensovieler Bordelle, die denn an dem Saft nocheinmal so viel verdienen wie er selbst, der bei jeder Lieferung »zusetzt«, wie er stets treuherzig versichert.

»*Mais la masse . . .*« – die Masse macht's aus, schwört Rideau, auf das Florieren seines Handels angesprochen.

Bei Paola und dem Sarron ist alles beim alten, nur Nachschub hat sich eingestellt für den lüsternen Liebhaber: Mutter Marié in Lyon ist gestorben – und so hat Paola (Vater gab es nie, Familie auch nicht) ihre, jetzt zehnjährige, kleine Schwester Sophie zu sich genommen, läßt sie eine fromme Schule besuchen, ein katholisches Internat draußen in Lagny, wo die Kleine den spirituellen Teil ihrer Erziehung genießt – den »praktischen« will Paola ihr schon selber vermitteln. Aber da ist Hector davor, daß das Kind in diesem zarten Alter gar schon in Berührung käme mit der bittersüßen Erotik, dem Comte allzu früh in die knochiggeilen Hände fiele, der gewiß dereinst auf eine Beiwage im Himmelbett seiner Paola nicht wolle verzichten.

So spielt der Cohèn bei Sophiechen den Ersatzvater, sie nennt ihn ihren »*petit Oncle*«⁶⁴, und er ist glücklich, mit seiner Fürsorge Paola zu gefallen. Samstag vormittags holt er die Kleine aus der Schule, wo sie ja wochenüber auch schläft, bringt sie nach Paris, kauft da für das süße Mädchen Süßigkeiten oder sie bleiben im Grünen und tollen ordentlich herum. Und die ältere Schwester ist selig, daß sich jemand um das Kind bekümmert – weiß sie doch nichts anzufangen mit kleinen Menschen. Denn Mademoiselle Marié ist zwischenzeitlich emporgestiegen zur begehrten Bühnendiva, hat dann eben doch den Offenbach herumgekriegt (via Sarron) und sich in der Wiederaufführung die »*Gerolsteinerin*« gesichert anno 78 (wie weit sie dabei Jacques becircte, ist ihr und sein Geheimnis geblieben...). Hortense Schneider wollte den verlassenen Öperlethron nicht wiederbesteigen, da ließ Paola sich von Monsieur einem einflußreichen Beamten vorstellen, den der Compositeur brauchte, und jener wurde eben schwach. Nun hat Paola »*zu tun*«, wie's im Bühnenjargon heißt, spielt da und dort, läßt sich von ihrem Alfonse (und auch von anderen Connaisseurs) mit gutkaratigem Glimmer behängen, wobei ihr »*chère Céline*«⁶⁵ beste Dienste leistet (und wohl auch selber ihre Provisionen abkriegt): anstatt dem Grafen zu rapportieren, befördert sie die notwendigen *Billet doux* hin und her und bereitet auch die Rendezvous gut vor. Bei Hector jedoch bleibt die Marié standhaft – das hat sie Sarron versprochen, und sie weiß, würde sie den Cohen wieder in ihre Gunst setzen, könnte sie ihn nie so gut warmhalten wie jetzt, da es ihr gelingt, ihn auf fürderes Glück hoffen zu lassen. In welch Seelenfrieden dies Unternehmen einmal einmünden soll, kann die Dame sich heut' noch nicht ausmalen.



Wien, 7. Dezember 1881.

Im Ringtheater erlebt Offenbachs »Hoffmann« die deutschsprachige Premiere. Direktor Franz Ritter von Jauner hat sich die Erstaufführungsrechte nach der glänzenden Pariser Uraufführung gesichert.

Wer ist dieser Jauner Franzl, der nun populärste, wie kein and'rer das Publikum verzaubernde Regisseur der leichten (und »seriösen«) Muse – nicht nur des österreichischen Theaters?

Anno 32 als kaiserlicher Hofgraveursohn (Mutter aus alter Konvertitenfamilie, die so die 1670er-Vertreibung überdauert hatte) stockbürgerlich-katholisch geboren, vom Vater nicht zu dessen Handwerksberuf angehalten, bei den Tönen gleichermaßen begabt wie theatralisch, Musiktheorie bei Seyfried⁶⁶, Schauspielleve an der »Burg« unter Laube⁶⁷, mit 22 Hamburg, Dresden – zurück in Wien am Carl Theater jugendlicher Bonvivant, dann (von 71 an) Director, »Erfinder« der Operettenregie (vor ihm beliebten die Damen und Herren auf der Bühne zu tun, was ihnen in den eig'nen Kram paßte – insbesondere die Lieblinge des Publikums), Entwickler der naturalistischen Art des »Komödischpieln«: Gestik, Sprache, *mise en scène*, bringt die »Reise um die Erde in 80 Tagen«, ein musikalisches Spectakel nach Jules Vernes Roman heraus, »Giroflé-Girofla« von Lecocq und auch Suppes »Fatinitza«, wird (Sensation in der deutsch-österreichischen Bühnenwelt) 1875 vom Kaiser zum Leiter des K. K. Hofopertheater ernannt, räumt da gründlich auf in diesem verstaubten (künstlerisch wie de facto) Haus des Musikdramas – »Ein Hoppsassa-Regisseur auf den geheiligten Brettern unseres Musentempels!« heulen die kulturgestrigen Stehkragenabonnenten, die mit ihrem Schrei auch gleich die jüdelnde, so nichtdeutsche Art des (doch hochbegabten) Theatermanns umreißen.

Jauner bringt – erstmalig in der Historie des Musiktheaters – einen Mozartzyklus auf die Bretter, setzt Wagner in Wien durch (inclusive einer guten Aufführungstantieme anstelle der, bislang geübten, Pau-

schalabfindung für den Autor), und obwohl der große Richard doch mit seinem »Beckmesser« den großen Eduard kraß karikiert (Judensohn Wagner befiehlt böse die, so jüdische, Kunstkritik von Judensohn Hanslick⁶⁸), weist dieser die Angriffe jener Ultrakonservativen und Musiksnobs gegen die »*Jauneroper*« wortreich zurück.

. . . daß ein Hofoperndirektor Musiker vom Fach sein müsse— (Jauner ist nichts als ein begabter Klavierspieler, der mit seinem Ensemble von Piano her die Werke inszeniert – sein eigener, bester Korrepetitor) – daß vielleicht gar hierin seine notwendige Qualität bestehe, gehört zu den dilettantischen Vorurteilen. Die fachmäßige Musikkenntnis im Operntheater repräsentieren die Kapellmeister, nicht der Director. Lieben und schützen soll er die Tonkunst, er braucht nicht mit ihr verheiratet sein.

Daß es aber mit dem Wiener Operntheater trotz (oder wegen?) des Mannes Genie bergabgeht (besucherzahlenmäßig), ist ein Factum, an dem auch der Allerhöchste Herr im Lande nicht vorbeisehn kann. Am 30. Juni 80 scheidet jener Jauner Franzl als Directeur eines der majestätischsten Musikhäuser der Welt, und er wird (ein taxierendes Trostpflaster) von Franz Joseph in den Ritterstand erhoben.

Im Sommer drauf übernimmt der Neuedle die Leitung des neuen Ringtheaters, acht Jahre zuvor er – bzw. verbaut (gefährlich die Enge des Bühnenhauses, des Zuschauerraums, die Korridore zu den Logen, Rängen – die Direction hatte dieser Kalamitäten wegen in der kurzen Zeit des Bestehen des Theaters mehrere Male gewechselt), und eröffnet es nun mit jenen Hoffmann'schen Geschichten, sensationell erfolgreich.

Ganz Wien schlägt sich um Eintrittskarten für die folgenden Aufführungen (die Premiere ist – neben den Plätzen der Honorationen, der Hofgesellschaft wie der Crème der Wiener Beamtenriege – binnen 1 Stunde ausverkauft), und Hugo Adler, der sich bereits um Mitternacht mit hundert anderen Theaternarren an der Kassa angestellt hat (die öffnet dann um 8 Uhr morgens), ergattert zwei Sitze auf der 1. Galerie für den nächsten Tag, die zweite Vorstellung am 8. Dezember.

Dieser Theaterbesuch soll das erste »öffentliche Auftreten« werden von ihm und Luise – noch ein ganzes Jahr über ihren Sechzigsten hatte die Zaudernde ihr Eheversprechen dem Ewiganbeter hingezogen, nun scheint's soweit: nach dem »Hoffmann« ist ein *Souper à deux*⁶⁹ geplant beim »Sacher«, tags drauf die letzten Vorbereitungen zur Trauung in der Synagoge der Inneren Stadt, der liebe Leib hat alles bestens arrangiert und sein schönstes Hochzeitslied aufgemöbelt für die große Stunde seiner ältesten Schwester, das Aufgebot beim Magistrat der Brigittenau ist bestellt. Dem Glück der Landau und des Adler scheinen keine Schranken mehr gesetzt.

Dann aber verläuft alles anders, als der hoffende Hugo sich's gedacht.

Am Nachmittag um 6 bereits (die Vorstellung beginnt um 7) steht Adler im gelieh'nen Gehrock plus Blumenstrauß in Mitten der einlaßbegehrenden Menge, da kommt (kurz vor dem Öffnen) der kleine Neffe des Daniel Levisohn, des Greislers am Mathildenplatz angerannt mit einem Briefferl der Luis – Hugo drückt dem Boten, dem Heini ein Sechserl in die Finger, öffnet zitt'riger Rechter das Couvert.

— — — und so wirst Du mir vergeben in alle Ewigkeit für meinen Entschluß, vor unsrer – scheint's doch nicht sein sollender – Heirat zurückzuschrecken, liebster Hugo! Vielleicht ist's mein Schicksal, vielleicht Bestimmung – ich kann das Leben mit einem Manne nicht aufnehmen, ich fürchte den Augenblick, da wir Mann und Frau werden sollen, so sehr, daß ich es nicht zu ertragen meine. Wie schön waren die Worte mit Dir, der mir – außer Vater und Mutter und Geschwistern – je etwas bedeutete, wie ist mein krankes Herz erblüht nach all den einsamen Jahren ohne einen Gefährten! Doch die Mächte, die dagegen, sind stärker.

Verzeihung, Verzeihung, Verzeihung!

Trotzdem in Liebe, Deine . . .

Hugo kann nicht anders, – er schluchzt laut auf, seine Tränen vor den Umstehenden verbergend, da wird er von denen auch schon ins Foyer geschoben, die Masse dicht hinter, neben ihm, vermag sich nicht mehr zu lösen aus dem Strom von Menschen – und wie in Trance sitzt er dann auf seinem Galerieplatz, der Stuhl neben ihm leer, grinst ihn gehässig an, er hört die Ouverture voll jener trauriger, wehmütig-semitischer Weisen Offenbachs wie aus einer anderen Welt, weint still in sich hinein, da öffnet sich der Vorhang. Das Inferno hebt an. Kaum merklich zuerst, als sei der Dampf Inszenierungseffekt, dann schwarzgrau beißend dringen Rauchschwaden aus den Gassen der Bühne ins Publikum, schon stehen Kulissen und Rampe in Flammen, Panik bricht aus im Parkett und auf den Rängen, das Feuer breitet sich mit rasender Geschwindigkeit aus, die Menschen drängen zu den Ausgängen, geben den Druck von hinten nach vorn weiter, immer ungestümer treten sie sich gegenseitig zu Boden, einer steigt über den anderen hinweg, derart Gefallene können sich nicht mehr erheben, die schmalen Treppen von den Galerien herab sich verstopft von Leibern; da springt eine junge Frau vom zweiten Rang hinunter ins Parkett, bleibt regungslos liegen – dort schlagen Welche ein Fenster ein ins Freie, so wird die Feuersbrunst noch genährt durch den scharfen Luftzug.

Hugo kämpft sich, das Antlitz seiner Luise in den Flammen vor sich, das Rosenbouquet ans Herz gedrückt wie das Kind, das sie ihm doch nie schenken wollte, hinunter ins Foyer, bricht ohne Atem zusammen, kaum fünf Meter zur rettenden Straße, die ihm Folgenden steigen auf seine Brust, sein Gesicht, er verliert das Bewußtsein.

»*Das Ringtheater brennt!!*« hat draußen einer gerufen, die Gaffer haben sich gesammelt, die über das Dach des Hauses sprühenden Funken anzustaunen – eine Philistika Pyromanen, die Menge schwillt an, doch kein einziger der (satanisch sensationslüsternen) Wiener alarmiert die Feuerwehr. Als die endlich eintrifft und den Glücklichen, die dem Flammenmeer entkamen, erste Hilfe leistet und mit den Löscharbeiten beginnt, ist das Gebäude bereits bis zum ersten Stockwerk heruntergebrannt: 384 Leichen werden bis zum Morgen aus den Trümmern des Theaters geborgen, eine erhebliche Anzahl Menschen ist derart verkohlt, daß man sie nicht zu identifizieren vermag. Unter den Erkennbaren ein Doktor Adler. Sein Körper bedeckt von Dutzenden von Leibern, so – und vom Strahl der Wasserspritzen erreicht – konserviert.

Luise Landau hat in dieser Nacht kaum geschlafen. Immer wieder war sie aufgeschreckt, von Gewissensbissen geplagt, was sie dem Hugo angetan, eine schlimme Reaktion nun seinerseits befürchtend: ist der Unglückliche gar hinunter zur Donau gelaufen, hat er sich zu Hause vor den Gasrechaud gesetzt? – nein, das hat er bestimmt nicht, wo doch die alten Eltern im Zimmer nebenan schlafen ... oder irrt er seit dem Augenblick, da er ihren Brief erhielt, in der Kälte des Dezember herum.

In der Früh um sieben, als das graue Weiß des Vorwintermorgens sich durch die Vorhänge in ihr Zimmer frißt, kann die Frau nicht mehr. Schlüpft in ihr Kleid, wirft den Mantel um, eilt aus dem Haus, hetzt über die Roßauerbrücke Richtung Motivkirche, da schreien auch schon die ersten Kolporteure die Schlagzeile vom Ringtheaterbrand den zur Arbeit hastenden Menschen entgegen wie eine Siegesmeldung.

Luise nimmt zuerst gar nicht wahr, was die Zeitungsjungen da rufen, dann stockt ihr Atem, sie reißt einem von ihnen die Extraausgabe aus der Hand – da steht sie schon an der Ecke Währingerstraße, weiß nicht mehr, was um sie vorgeht, erreicht wie im Fieber das Haus der Adlers, schleppt sich mit letzter Kraft hinauf in den dritten Stock, erblickt die Versammlung der Nachbarn im Treppenhaus vor der Wohnung Hugos. Kann seinen Eltern und Norbert noch ins Gesicht sehen, keiner muß ihr die fürchterliche Wahrheit sagen.

Vom Schlag jenes Schicksals getroffen bricht die Landau zusammen.



Der gute, jüdische Gott, der in diesem Jahr seine Kinder Hugo und Luise straft, wütet auch unter seinen Kindern in Rußland.

Nach dem Zarenmord flammt die Verfolgung in Elisawethgrad auf, zum orthodoxen Osterfest wird davon geredet, daß man bald »*Juden jagen*« würde – während der Feiertage sorgt noch die Polizei für Ruhe und Ordnung, als aber ein kleines Truppenaufgebot (zu ihrer Verstärkung in die Stadt gelegt) am Monatsende wieder abgezogen, schlägt man los. Die Organisatoren der Krawalle kommandieren einen *Agent Provocateur* in eine von einem Juden betriebene Kneipe, der beginnt ad hoc zu randalieren, wird vom Wirten auf die Straße geworfen, wo die Menge (in Erwartung des Augenblicks zuhauf versammelt) attacca in den Ruf ausbricht: »*Die Juden schlagen die Unsern!*« und anhebt, mosaische Passanten zu mißhandeln.

Der (vorsätzlich verfälschte) Polizeibericht über »*kleinere Ausschreitungen einiger Ruhestörer*« bewirkt die Kunde vom leichten Sieg über die Israeliten, welche Triumphmeldung im Süden des Landes, in Odessa dann zum Höhepunkt führt der »*spontanen Pogrome*«. Ganze Banden von Antisemiten suchen die Stadtviertel heim, wo Juden leben, brandschatzen, rauben was nicht niet- und nagelfest, eine (raschorganisierte) Selbstwehr unter Anführung von Odessaer Studenten treibt die Plünderer wieder aus den Häusern heraus. Da tritt die Executive (just zu dem ihr genehmen Zeitpunkt) auf den Plan und verhaftet aus den Haufen sich bekämpfender Parteien wahllos 800 Menschen – 150 Juden darunter, beschuldigt des Waffentragens (mit Knüppel und Zaunlatten sind sie gegen die Zerstörer ihres Eigentums vorgegangen); einem der Hochschüler wird von einem Polizeioffizier ein Revolver unterschoben.

Man setzt die Arrestanten auf Schiffe, die ins offene Meer hinausgesteuert – und in diesen schwimmenden Anhaltelagern kann die Mehrheit der Übeltäter die Minderheit der Mosaischen noch weiter maltraitieren, ohne daß die Bewachungsmannschaft nennenswert eingreift.

Auch nicht allzufern vom Ludinowoer Avram Cohen – in Kiew bricht das Pogrom auf. Der aufgestachelte Mob dort droht gar mit Massakern – also weichen denn viele der Verfolgten in ruhigere Gegenden aus, wie die neue Heimat uns’res Avrejmele Gottseidank eine ist. Rabbi Bär steht da mit der zaristischen Verwaltung auf gutem Fuß (schmiert man doch brav turnusmäßig die Beamtschaft und die Obrigkeit); so geht der Tod an seinem Schtejtl noch einmal vorbei.

In diesem Sommer beginnt die große russisch-jüdische Emigration nach Amerika, die ersten 8000 Auswanderer schiffen sich ein, denen hunderttausende in der Zeit vor und nach der Jahrhundertwende folgen sollen. Von solch Möglichkeiten aber, das Leben neu zu beginnen, weiß der Cohen noch nichts. Jetzt, da er eben anhebt mit seiner Werbung um die kleine Rivca, die Rubinsche, sieht er die Zukunft hier, wo er (Zufall, Schicksal?) gelandet, wo er die schöne Stelle angetroffen beim Biselechis, der ihm ein guter Meister.

Abraham’s vier Vettern – Manfred in Stettin (16), der kleine Jan in Warschau (5), Titus in Amsterdam (20) und Cecil in Comrie (12), dazu die Tanten Marie, Gretje und Vicky, die Onkeln Robert, Amos, Hector, der alte Aaron mit seiner Helene, die Reisel und ihr Nahum, Schwager Dov, Schwester Rahel, Mutter Rosa, und auch die Landauer in Wien sind noch viel weiter vom Schuß als er. Was weiß man schon am Haff von Judenjagden unter dem neuen russischen Monarchen, in Holland ahnt keiner die wahre Entwicklung der Semitischen Sache im Osten, die allein Leib in Österreich einigermaßen überblickt und sich – mithilfe Josephs und Victors⁷⁰ – eine, immer weitere, Übersicht verschafft; sodaß der Endsechziger sich da und dort äußerst unbeliebt macht, weil er heftig warnt vor dem Antisemitismus (destruktiv zu sein wird er gescholten, weil er »die Dinge« wieder und wieder »aufführt«): wie viele Juden sehen ihr Heil darin, den Kopf wie jener Laufvogel in den Sand zu stecken – des Laufens, des Davonlaufens vor der Welt müde!

Diese Taktik jedoch soll sie nicht bewahren vor den Untaten dieser Welt, die ihnen noch bevorstehen.



Der Bruder von Avrams so früh verstorbenem Vater Artur, Inhaber bereits von »Damenkleider Rosenkranz« in Stettin, Miterbe des Cohenhauses zu Chludowo, dessen Verkaufserlös der Manasse doch in Warschau verzinslich angelegt (von den Jahresrenten weist er nun dem Neffen nach Ludinowo dessen Teil an, daß der sich ein wenig beliebt machen kann beim Täte seiner Zukünftigen: mit einem Präsent für seine Rebecca – einem wunderschön gefertigten Mògon Dóvid⁷¹ aus der Werkstatt des greisen Goldschmieds Jehuda, das er dem Mädchen nach dem zweiten Kuß – in Gegenwart ihres Herrn Papa, den ersten hat sie damals bei Sureles Chassene genossen – um den zarten Hals hängt) – Aaron also hat sich endlich durchgerungen, sich (so ruhig wie möglich) von Helene scheiden zu lassen.

Nach Dettets Tod hatte die Gattin sich vollends abgekehrt von ihm, als träfe ihn die Schuld am Dahingehn ihrer Ersatzmutter wie ersten (wohl auch einzigen) Liebe, wo der Mann doch allein die Kranke umsorgte und sie dann ins Hospital hat bringen lassen; und der – leicht gestörte – Sinn der, nun vierzig geword'nen, Frau (durch die Taten ihres verstorbenen Vaters in ein Leben gedrängt, mit dem sie noch nicht fertig wird) will dem dreißig Jahr' Älteren schier den Verstand rauben. Gab's anfänglich heftige Auseinandersetzungen zwischen dem Paar, die zu nichts führten, sah Aaron die Gattin (er konnt' sich ganz einfach nicht durchringen zu den sexuellen Spielchen, in welche die ihn verwickeln wollte) immer seltener.

Die, auf ihre Art Unglückliche, die Helén begann ihre Tage (da der Mann in seiner Fabrik zu sein hatte) bei schwülstiger Literatur und Liqueur zu verdösen – und wenn er des Abends abgearbeitet vom Betrieb kam, war sie bereits davon, tauchte oft erst im Morgenrauen wieder auf; Szenen abermals, bis er – Siebziger jetzt – zu resignieren anhub.

Halb Stettin zerreißt sich das Maul über seine Ehe, sein Herz wird (medizinisch) in Mitleidenschaft gezogen, er sehnt sich nach innerem Frieden im Alter, da er jetzt auch kein Modepüppchen mehr neben sich braucht, die Gesellschaft, seine Branche zu beeindruckten. Also setzen mühselige Verhandlungen ein zwischen den Eheleuten, bald zieht man einen Advocaten zu, weil die Diskurse über die Vermögensteilung seitens der Frau ausarten in wilde Vorwürfe:

»Ohne mich wärest du ein Provinzkleiderhändler geblieben – – wer will schon die Modelle von an' alten Jud'n aus Pommern!!« wie ähnliches – und da der männliche Teil die Schuld an der Zerstörung der Ehe nicht gut auf sich nehmen kann und dem weiblichen in der Tat ein vollzog'ner Ehebruch nicht nachzuweisen (Liebesverhältnisse zwischen Frau und Frau werden als solcher nicht gewertet – lediglich ein »Ehestörendes Verhalten« liegt vor), wird für's erste die Trennung von Tisch und Bett beschlossen. Helene bleibt in der Wohnung an der Promenade, Aaron zieht ins Kämmerchen hinterm Kontor, wo einst der gute Leon gehaust und eingegangen in eine höh're Welt von Seide und Nähkissen.

Nach drei Jahren ist dann – laut Gesetz – die gerichtliche Scheidung möglich, noch hat man sich eins zu werden über die Abfindung der Ehefrau, und daß die's nicht unter einem fetten Batzen tut, muß nicht unterstrichen sein.

Die geborene Mantler hat auch schon ihre Pläne für die Zukunft: nach Paris will sie, ins Paradies der Couture, da will die Dame sich selbständig machen und zur Modezarin avancieren unter dem Eiffelturm. Und was Frau Cohen sich vorgenommen, das steht sie auch durch. Jetzt schon korrespondiert sie mit Hector, der sich damals doch so charmant um sie und die übrige Verwandtschaft hat bekümmert, und jener schafft der aparten Schwägerin denn tatsächlich gute Referenzen für den Tag, da sie nach Frankreich will übersiedeln.



Das Befinden der Luise Landau ist mehr als besorgniserregend. Die – nach der Nacht vom 8. auf den 9. Dezember – quasi ohne Zwischenstadium von der Jungfrau zur Greisin geword'ne sitzt im Fauteuil der kleinen Wohnküche vor dem Kohleherd der alten Behausung der Klosterneuburgerstraße, starrt durch's Fenster hinaus auf den finsternen Lichthof, als fürchte sie die Helle des Himmels, die sie an jenem Tage wachgerüttelt ihr das Ende aller, in ihrem tiefsten Inneren doch flackernden, Hoffnungen gebracht.

Der greise Medizinalrat Rochmes, der doch schon Schwager Moses hatte behandelt, als der sich im Jahr 55 die Lungenentzündung geholt, die er nicht durchstand, hat das Fräulein Landau untersucht, außer einer (altersbedingten) harmlosen Herzschwäche, mit der sie noch fünfundzwanzig Jahre leben könne, organische Schäden nicht festgestellt, er kann – den Zustand seiner Patientin als »*latent schwermütig*« bezeichnend – weiter nichts verschreiben als Baldriantropfen, einzunehmen vor dem Zubettgehen, daß wenigstens der Schlaf der Alten verschont bliebe von den düsteren Gedanken des Tags. Die aber nimmt die Medizin nicht, »*manisch depressiv*«, wie der moderne Ausdruck lautet für ihren psychischen Verfall, will sie leiden, will die Leiden ihres Hugo nachvollziehen, so ihre Schuld zu tilgen, daß sie nicht neben ihm verbrannt Hand in Hand, im Leben wie im Tod mit ihm eins zu werden.

Tag für Tag, Nacht für Nacht zieht das gelebte Leben vorbei an ihr: als Kleines die »*miese Luis*«, wie schon Manche in der Schule (kränkend wie Kinder – von den Eltern aufgeschnappt – sein können) hinter ihr hergerufen, als Mädchen zusehen müssend wie and're Gleichaltrige einander kecke Blicke zuwarfen, wohl auch heimlich einen Druck der Hände austauschten, während sie stets sitzenblieb bei der Chanukkafeier, wenn zur Horra angestimmt, die arme Mutter sieht sie, die Stück für Stück eine Aussteuer zusammenbringt für sie (wie viele Schiddachs mußte die redder bis das Dutzend Duchenten, die Lalachs⁷² und die Tischtücher beisammen!), die sie dann selber bestickt mit jenem L, das die jüngere Schwester später eben von hinten las: der letzte Buchstabe ihres, der Reisel Name – als Mojschele um sie anhielt und sie dies Heiratsgut mitbekam; dann – hoch schon in den Zwanzigern, den Jahren, da alle ihre

Schulkolleginnen (Freundinnen hatte die Luis nie, selbst näheren Bekanntschaften zu Mädchen aus dem Weg gegangen) bereits unter der Haube – die lange Reise nach Wien, die frechbegehrenden Blicke der Männer am Perron des Weltstadtbahnhofs: so sehr diese als unschicklich zu empfinden, gaben sie ihr doch zu verstehen, daß sie »angesehen« war, eine Persönlichkeit besaß – später die schöne Zeit, die einzige, in der sie soetwas wie ausgefüllt gewesen (GOTT mög' ihr verzeih'n, daß dies durch der Mutter Tod hervorgerufen), da sie die kleine Toni aufzog wie die eig'ne Tochter, die Ausfahrten im Kinderwagen, endlich das Lächeln jenes fremden Mannes – zuerst zum Baby gerichtet, dann direkt in ihre, Luisens Augen: Hugo. Schon aber versinkt dies Männerlächeln in Flammen, den Flammen, die ihn gewärmt, seit er sie allein im einsamen Herzen trug, die drei Jahrzehnte loderten, sich zu vereinen mit jenen, die seinen Körper, sein Lächeln töteten.

Und wenn die unglückliche Landau Glück hat, verliert sie bei diesem, ihrem stets letzten Gedanken um ihr und ihres Hugo Unheil das Bewußtsein – des Tags oft stundenlang in wohliger Absenz zu verweilen, des Nachts in Traum sinkend, dessen Ende sie fürchtet wie das Leben, das sie verdammt dazusitzen, zu liegen, einen neuen, maroden Morgen zu sehen wie jenen im späten Herbst.

Drei Winter noch soll die Luis leiden, um die sich abwechselnd Norbert und dessen Mutter, ihre jüngere Schwester Reisel bekümmern, daß sie nicht alleine bliebe, um sich – Gottbeschütze – etwas anzutun, in den Nächten wechseln Leib und Antonie sich ab, wachen bis sie die ruhigen Atemzüge der Lieben vernehmen, wenn die in Schlaf gefallen.

Und eines Tages wird ein Arzt sich finden, der der alten Frau ihren Seelenfrieden wiedergeben soll: Dr. Sigmund Freud.



Am ersten Apriltag verschwindet im Dorfe Tisza-Eszlár⁷³, nördlich von Debrecen⁷⁴ im Ungarischen – nahe dem Gut des hungarischen Antisemitenführers Onody, die vierzehnjährige Dienstmagd Ester Solymossi, von ihrer Herrin zum Markt geschickt.

Bald beginnt man im Ort mit der Suche nach dem Mädchen und hebt an (kurz zuvor war in der Gegend eine judenhetzerische Aktion, vom edlen Onody geschürt, betrieben worden) von Ritualmord zu flüstern. Das (von ebenjenem gräflichen Oberantisemiten in Umlauf gesetzte) Gerücht findet Nahrung in der Annahme, daß die Vermißte auf ihrem Einkaufsweg an der Synagoge des Orts vorbeigekommen sein muß, wo an diesem Tage Schammes Scharf mit einer Anzahl Killemitgliedern versammelt gewesen, aus der Schar angereister Schochets einen für die Gemeinde auszuwählen. Flugs wird die Infamthese aufgestellt, das Christenmädchen sei von jenen Juden in den Tempel gelockt, da 24 Stunden im Keller gefangengehalten und sodann geschächtet worden – eben zum Zwecke, ihr jungfräulich-christliches Blut zur Erzeugung der Mazzot zu verwenden für das bevorstehende Passahfest.

Unter dem unseligen Einfluß dieser unfrohen Legende konzentrieren sich die zuständigen Justizbehörden, die es doch besser wissen sollten, in ihrer Untersuchung allein auf die Synagoge.

Zwei Monate nach diesem mittelalterlichen Vorgang wird aus der Theiss eine Frauenleiche geborgen mit bis zur Unkenntlichkeit entstelltem Gesicht, doch ohne jedes Merkmal eines gewaltsam herbeigeführten Todes. Kurz: der typische Leichnam einer Ertrunkenen.

Hätte nun die Gerichtskommission festgestellt, daß es sich (wie nur wahr) bei der Toten um die abgängige Ester Solymossi handelte, wäre der unsinnige Verdacht eines Ritualverbrechens a priori fortgefallen – allein solch Resultat der »mit der nötigen Sorgewahrung« betriebenen amtsärztlichen Untersuchung des Körpers der Toten entspricht nicht den Interessen der (einflußreichen) Judenhasser der Umgebung. Und von denen war die ominöse Angelegenheit ganz offensichtlich angezettelt worden.

Da beginnen die (nach erfolgreicher Bestechung wie Einschüchterung des Gerichtsmediziners mutigen) Agitatoren eine neue Variante des Gerüchts unters Volk zu bringen: die Juden haben eine fremde Tote ins Wasser geworfen, aus der Leichenkammer des nahegeleg'nen Hospitals geraubt und mit Esters Kleidung versehen, so den Verdacht listig von sich abzulenken. Die von der Polizei vorerst kurzerhand festgesetzten und im Kotter unter Schlägen verhörten Fischer, die den Leichnam gefunden hatten, machen aus Angst vor der Obrigkeit und in ihrer, schwer verständlichen, ugurischen Mundart⁷⁵ nur mühselig aufnehmbare Aussagen (deshalb mit Korrekturen übertragen ins Vernehmungsregister), vom Untersuchungsrichter, Seinen Gnaden (Jagdfreund des Onody) forsch wie folgt auslegt: die Fischermänner haben die Wasserleiche von den »Tempelmördern« mit dem Auftrag erhalten, sie in ihren Netzen zu entdecken.

In der Verhandlung allerdings ziehen die »Mitwisser« ihr, ohnedies ganz anders zur Aussage gebrachte, »Geständnis« zurück und berufen sich auf »Drohungen, die Lizenz zum Fischfang in der Theiß zu verlieren« wie auf erhalt'ne Prügel seitens der Polizeibeamten. Was ihnen dann weitere Schläge durch die, denen standeseb'nen, Schließer des Untersuchungsgefängnisses einträgt. Der Ortsarzt aber von Eszlar attestiert als Sachverständiger, daß die Tote über 14 Jahre alt gewesen sein muß (stützt sein Gutachten dreist auf das Factum, daß die Frauensperson »nicht mehr virgo intacta«⁷⁶ gewesen), und die Mutter der Ester erkennt (nach großzügiger Unterstützung seitens Onodys) den Corpus nicht als den ihrer Tochter.

Damit jedoch nicht genug: die Anstifter lassen ein Kind aussagen.

Ein christlicher Knabe, der mit dem 6(!)jährigen Sohn des Scharf gespielt, erzählt daß der ihm berichtet hätte, sein Vater habe »eine Schickse geschlachtet«, worauf jener Bub tatsächlich zum Verhör geschleppt wird und sich – wegen seiner (infantilen) Wichtigtuerei, überhaupt mit dem Christenjungen darüber geredet zu haben – in (verständliche) Widersprüche verwickelt und am Ende zugibt (um nicht eine perfekte Lüge einräumen zu müssen), er hätte (so Protokoll) die »Tatsache«(!) von seinem älteren Bruder gehört, dem Moritz, der letztes Jahr »Barmizwe war«.

Victoria!

Der ehrenwerte Herr Untersuchungsrichter vernimmt jetzt auch jenen Moritzl, der aber sagt aus, er kenne lediglich die in Umlauf gebrachten Gerüchte und habe seinem kleinen Bruder Angst machen wollen, weil der »*chuzpedik*«⁷⁷ gewesen, welche (wahrheitsgetreue) Angabe dem Vierzehnjährigen vom (scheint's auch im Amte waidmännischen) Kronjuristen, der auf einen Blattschuß aus, im Munde herumgedreht.

Man behält den Zitternden gleich da, holt dazu seine Eltern ab und setzt die drei Personen in Einzelzellen. Damit gerät die Sache für den pubertären Moritz Scharf zum Abenteuer. Die Phantasie geht durch mit ihm im finstern Loch und er macht in der folgenden Zeugeneinvernahme – seelisch schwer unter Druck und vom Hochwohlgeborenen Herrn Richter heftig ermahnt wie and'rerseits mit Belobigung zu bedenken gelockt – eine Sensationsaussage: er selber habe mit eigenen Augen durch eine Ritze der Tempeltür gesehen, wie sein Vater und drei, zum Schlachterwettbewerb zugereiste, fremde Juden die Ester »*gestochen*«⁷⁸ und ihr Blut in ein Gefäß hätten abgezapft.

Daß der Bursche diese Aussage später widerruft, ändert nicht das Geringste am Fortgang der diabolischen Farce.

Der junge Jude wird in die nachbarliche Kreisstadt Nyiregyháza überführt, da im Hause des Kreishauptmanns (noch ein Schützensgenosse des edlen Onody) gut untergebracht, wo ihm allerlei Kostbarkeiten versprochen, so er »*freiwillig*« zum Christentum überträte. Auch von reichen Katholiken gespendete Geldbeträge und Geschenke treffen ein für den, der den »*Feinden seines Volks so unschätzbare Dienste*« hätte geleistet.

Aufgrund Moritzens Eröffnung als »*Augenzeuge*« werden weitere drei Juden verhaftet – jene Schächteranwärter, und der Mittäter-schaft am »*Blutverbrechen*« angeklagt.

Während der, sich in die Länge ziehenden, Untersuchung in Nyiregyháza hebt eine österreichisch-ungarische Presseschlacht an pro und contra das Verfahren, die bald Wien erreicht. Rabbiner Bloch reist mit seinem Freund Landau, unser'm Berichterstatter von Donau an Theiss – und die Beiden (mit einem interpellierenden Papier ausgestattet durch die k. k. Justizkanzlei zu Wien, welches sie als ›Beobachter‹ des Allerhöchsten Herrn ausweist) finden rasch – durch Befragung der (gar nicht so bösen doch urdummen) Bevölkerung des Dorfs und der Gegend (da wird man bei einem spendierten Gläschen Tokayer leicht gesprächig) – heraus, wo die Quelle des, zum Himmel stinkenden, Skandals sprudelt. Ein Gespräch aber mit dem Onody erreichen die Beiden nicht – trotz ihres Diplomatenpasses. Seine Gnaden weilen zur Entenjagd auf seinen Latifundien, wird ihnen von der Gutsverwaltung eröffnet, obschon der Graf noch am vergangenen Abend in einer Antisemitenversammlung im Dorfkrug das große Wort geschwungen.

Da Dr. Bloch gut ungarisch spricht (die mütterliche Linie seiner Familie stammt aus dem Banat)⁷⁹, benötigt man keinen Dolmetsch, und die, kaum so leicht wie die paschuten Eszlaer Jíd'n hinters Licht zu führende »Wiener Commission« kriegt per privatim vorgenommenen Lokalaugenschein heraus, daß kein Mensch durch die Ritzen des Synagogentors all das hätt' wahrnehmen können, was der arme Bócher, der Moritzl zu Protokoll gegeben.

Die Erkenntnis aber von Rabbiner und Kantor ist dem unbeugsamen Untersuchungsrichter, der natürlich auch nicht den geringsten Fehler im Vorverfahren zugeben möchte (der Gute hat sich verrechnet in der Annahme, in dem Fall leichtes Spiel zu haben), nicht maßgeblich. Die beiden Kundschafter kehren unverrichteter Dinge nach Wien zurück, in ihrem Fahrwasser eine Pogromwelle im Ungarischen und Slowakischen, für die sie nichts können.

Die – von Onody und Consorten aufgehetzte – Bevölkerung der Gegend beginnt mit kleineren Überfällen auf mosaische Bürger (gepaart mit Raubtaten, das muß nicht herausgestrichen werden), und steigert sich in ihrer (künstlich geweckten) Wut über die »Heilandsmörder« (die Kreuzzugszeit scheint wiederausgebrochen) zu einem richtigen Bürgerkrieg gegen die Juden Bratislavas. Unter seinem deutschen Namen Preßburg altes Zentrum der ungarisch-deutschen Israelitenheit.

Wie weit bei diesen Ausschreitungen deutschfeindliche Ressentiments der Ungarn und Slowaken, die seit langem schon gegen den »deutschen« Kaiser zu Wien und dessen Politik schüren, mit im Spiele, ist nicht feststellbar jedoch als sicher einzuschließen.

Von den, gar nicht so rechtsradikalen, eher der antisemitischen, »guten« ungarischen Mitte angehörigen Parlamentsabgeordneten Istocy und Simony ermuntert, die in Budapest (in- wie außerhalb der Volksvertretungskammer) flammende Reden halten wider den »Erbfeind des Christentums« und – Istocy – in den letzten beiden Jahren nach Einsickern der Stöcker-Marr-Schönerer'schen Lehre an die 80(!) judenbekämpfende Zellen in verschiedenen Comitaten gegründet, wütet am 28. und 29. September die Gosse mit Rufen wie »Es lebe Onody, Istocy, Simony!« in der Stadt wie die spätmittelalterlichen, geistigen Ahnen.

Man dringt ein in jüdische Geschäfte, schlägt Fensterscheiben ein, stiehlt was einem in die Hände fällt, man mißhandelt nicht wenige Mosaische, grölt in den Straßen und Gassen von »biblischer Vergeltung«, bis endlich ungarische Polizei (zögernd) die Verbrecher vertreibt (nicht aus allen Bezirken, das schaffen erst anmarschierte, österreichische Truppenkontingente); bald wiederholen die Vorfälle sich in anderen Teilen des Preßburger Rayons, worauf die Regierung (von Franz Joseph persönlich befohlen) den Belagerungszustand über die gesamte Provinz verhängt.

Der Kaiser ist (neben seiner katholischen, über allem thronenden Religiosität) nie judenfeindlich eingestellt gewesen, dergestalt Idol seiner zwei Millionen israelitischen Untertanen (besonders in Wien hochgeehrt von deren Centrums- wie Rechtsanhängern), hat auch seinem Regierungschef, dem Grafen Taffe klare Order erteilt, die Rechte mosaischer Bürger seiner Länder zu verteidigen, wo immer diese eingeschränkt werden sollten.

Damit ist auch Bloch & Landau jener Paß ausgestellt worden: »Zu dem Zwecke der Aufklärung der mysteriösen Theisser Tempelaffaire«.

Die – von einem fairen, unvoreingenommenen Senat geführte – Hauptverhandlung gegen die jüdischen Angeklagten von Eszlar ergibt dann eindeutig den Unsinn des staatsanwaltlichen Plädoyers auf Ritualmord, alle Fehler der Voruntersuchung und Vorverhandlung werden rigoros aufgedeckt, die Türritzenthese (analog der von Rabbiner Bloch aufgestellten) wegen »Unmöglichkeit von Wahrnehmungen angeblicher Vorgänge in der Synagoge« verworfen, und die Beschuldigten werden vertreten von den besten (mosaischen wie christlichen) Strafverteidigern Ungarns: Friedmann, Heiman, Eotvös. Und trotz der geifernden Rede des (antisemitischen) Privatklägers Salay (der Mutter Solymossi beigegeben, von Onody und Spießgesellen honoriert), in welcher der sich zur Forderung von »*Rache im Namen Christi, der von den Juden gekreuzigt wurde und heute in Form von Ritualmorden abermals gekreuzigt . . .*« versteigt und tosenden Beifall im Publikum erntet (der energische Vorsitzende droht, den Saal unverzüglich räumen zu lassen, sollte ähnliches sich wiederholen), werden alle Angeklagten freigesprochen.

Der pikantschaurige Verdacht, daß die erbarmenswürdige Ester von einem Gefolgsmann des Grafen (oder gar von dem selbst) defloriert und geschwängert worden war, woraus sich alle Weiterungen: das ins-Wasser-Gehen des Mädchens, die für erwachsen gehaltene Leiche leicht erklärt hätten, kann jedoch nicht erhärtet werden. So kommen die Onodys und Istocys und Simonys gut davon und zetteln prompt – als willkommene Reaktion auf den »*infamen Sieg der Juden*« – weitere wilde Semitenwütereien an in ihrem Einflußbereich.

Der junge Scharf übrigens wird voll rehabilitiert. Berichtet (aus den Klauen seiner christlichen Wohltäter befreit) alle Details der seelischen Vergewaltigung in Nyiregyháza (wer ist in diesem Alter nicht labil und beeinflussbar?), Rechtsanwalt Eotvös ruft dem Auditorium wie dem Gericht entgegen, daß die Ritualmordbeschuldigung nicht die Angeklagten, nein: die Ankläger mit Schande bedecke, nennt die Voruntersuchung einen »*Hohn auf die ungarische Justiz*«, und er referiert über den ungarischen Ursprung des Antisemitismus im Lande: »*Aus fremden Ländern – aus Deutschland und Rußland eingeschleppt!*«

Den klassischen Judenhaß der Wiener, Österreicher zu verdammen, scheut der Advocat sich. Aus patriotischen Erwägungen.

Parallel zum Eszlár-Skandal geht der westgalizianische über die Bühne.

Im März 82 wird dort die Leiche eines christlichen Mädchens von Landarbeitern des jüdischen Gutspächters Ritter gefunden, es wird zwar einwandfrei konstatiert, daß die Ermordete schwanger gewesen, die Schuld jedoch stracks dem Juden in die Schuh geschoben – dies obwohl der Onkel der Toten, ein gewisser Stochlinski (Pole) intimer Beziehungen zur Nichte verdächtig.

Der aber kann (mit Unterstützung der Untersuchungsbehörde) den Verdacht auf Ritter lenken, das Volk schwelgt in der Liebes- und Ritualmordgeschichte wie in einem Schundroman, dem Geschworenengericht zu Rzeźzow wird eine – juridisch kühn konstruierte – Anklageschrift unterbreitet, und der Herr Staatsanwalt, der ›christliche‹ obsiegt in der Sache: Todesurteil gegen Ritter und Ehefrau, aber auch gegen den Stochlinski. Man will drei Fliegen mit einer Klappe erschlagen: die Hebräer, den »*Ausländer*« und Entehrer.

Bis endlich der offensichtlich Schuldige während der, Jahre laufenden, Revision im Gefängnis ver stirbt und das Wiener Cassationsgericht die Ritterleut freispricht.



Zu Jahresende bzw. Anfang 83, als jener Prager Professor sich abermals mit einer Broschüre, betitelt »Die Menschenopfer des Rabbinismus«, an die Öffentlichkeit begibt, nimmt Dr. Joseph Bloch, rabbinischer Rechtswahrer der österreichischen Judenschaft, den Fehdehandschuh auf. Bloch läßt in der WIENER ALLGEMEINEN ZEITUNG eine Artikelserie aus seiner Feder abdrucken, mit welcher er dem »Verleumder Rohling« (all so apostrophiert) die Maske vollends vom Gesicht reißt. Der geistig Gewappnete weist nicht nur die totale Ignoranz des Herrn nach betreffend das talmudische und rabbinische Schrifttum, er setzt nun (als Antwort auf Rohlings seinerzeitigen Akt) einen Betrag von 3000 Gulden aus, falls der »Pseudoprofessor« eine, von ihm – Bloch – wahllos aufgeschlagene Seite im Talmud öffentlich lesen und richtig übersetzen wolle.

Selbstverständlich vermeidet's der Adressat, sich der Kritik *coram publico* zu stellen, bietet auf seinen Eid die Richtigkeit seiner Zitate aus der hebräischen Literatur an, welche die »Existenz von Ritualmordgesetzen der Juden« nachwiesen. Bloch kontert in der Presse mit dem Vorwurf des Meineids contra Rohling, will damit den Geistesverbrecher vor die Schranken zwingen, in der Tat geht der dem Rabbi auf den Leim und reicht gegen jenen die Beleidigungsklage ein.

Der »Reichsrat«⁸⁰, dem Bloch als Mitglied angehört, erteilt ihm (auf eig'nen Wunsch) die Aufhebung der Immunität als Abgeordneter, er und sein ambitionierter Anwalt Joseph Kopp bereiten für den Prozeß ein immenses, vordem in dieser Fülle nicht gesammeltes Material vor: authentische Zitate aus einschlägigen rabbinischen wie kirchlichen Schriften, Auskünfte anerkannter Experten im christlichen Lager, Erläuterungen zu den Komplexen. Der Beklagte ersucht das Gericht weiters, btr. die Wahl der zuzuziehenden Sachverständigen in seinem Sinne die deutsche »Morgenländische Gesellschaft« designieren zu wollen, die empfiehlt dann auch einige ihrer Kapazitäten – Kläger Rohling jedoch lehnt diese Herren ab, selbstverständlich auch Delitzsch dessen damaligen Vorgehens wegen gegen ihn anlässlich des Buches »Der Talmudjude«; und er besteht seinerseits auf Hinzuziehung zweier »Schriftgelehrter«, die sich alsbald als Helfershelfer entpuppen seiner infamen Verfälschungen von Bibelzitate *et cetera*: Justus Briemann und der, weniger bekannte, Hebräischlehrer der Münsterer Akademie Dr. Ecker.

Rasch kann Kopp die (arg suspekten) Persönlichkeit jenes Briemann entlarven, den Rohling als »*ehemaliger Rabbiner*« dem Gericht schmackhaft zu machen sucht: als Aaron aus Krakau gebürtig hatte er sich lange in Holland herumgetrieben wie dem westlichen Deutschland, war nie Rabbiner gewesen (gab lediglich ein rabbinisches Werk unter seinem Namen als Autor heraus, wurde diesbezüglich des Plagiats überführt), nahm flugs (sich hinter gewissen Kreisen zu verstecken) die Taufe auf sich, nannte sich fortan nur »*Justus*« – zuerst Lutheraner, dann (den Gegebenheiten im Österreichischen, wohin er seine Schritte lenkte, Rechnung tragend) Katholik, warf fortan noch weisere Worte im Munde herum, verfaßte über Anraten seiner neuen Gönner unter dem Pseudonym »*Dr. Justus*« das Buch »*Der Judenspiegel oder hundert neuentdeckte, noch geltende Gesetze über das Verhältnis der Juden zu den Christen mit einer sehr interessanten Einleitung*«, welches bald auf den Markt gelangte.

»*Sehr interessanter Weise*«, wie Chronist Landau höhnt, in einer Setzerei hergestellt in Paderborn (Burg der preußisch-Römischen), die alte Erfahrung besitzt im Druck antisemitischer Pamphlete. Und als eine Rechtszeitung in Deutschland einen Auszug aus dem Werk veröffentlichte und mit lobenden Worten besprach, wurde der verantwortliche Redakteur wegen »*Erregung religiösen Hasses und damit öffentlichen Ärgernisses*« vor Gericht gestellt und verurteilt.

Facit all dieser Recherchen, die Rechtsanwalt Kopp dem Wiener Landesgericht frei Haus liefert: die von Rohling benannten Experten werden abgelehnt, als Sachverständiger der Straßburger Professor Nöldeke berufen, ihm zur Seite gestellt sein Collega Wünsche (beide Christen natürlich), der die talmudische Hagadä⁸¹ hatte ins Deutsche übertragen. Diese zivilgerichtlichen Gutachter geben ein, zwar kühlwissenschaftliches doch für den Kläger äußerst ungünstiges Urteil ab, in welchem sie praktisch die, vom Beklagten vorgetragene, Ansicht von Rohlings »*quasi-academischen Elaboraten*« bestärken: »*Producte von Ignoranz, Haß, Betrug wie teilweise Selbstbetrug*«.

In die Ecke gedrängt bittet der Professor dann (1885) um Einstellung des Verfahrens, entgeht so einem gegen ihn wie die Interessen seines Katholikenklüngels gerichteten Spruch. Welch Unterfangen allerdings soetwas wie einer Selbstverurteilung gleichkommt.

Landau lernt aus der Angelegenheit, die er aus nächster Nähe (durch seine Freundschaft zum Beklagten) intensiv beobachtet: die Tatsache (gern verschwiegen, heruntergespielt), daß immer wieder jüdische Menschen zum Judenhaß konvertieren, hat schillernde Ursachen, Gründe.

Beginnend mit jenem Paulus recte Schaul, der seine ehemaligen Brüder »Hunde«, deren Kultur schlicht »Dreck« zu nennen beliebte und der den »Zorn Gottes« erfunden, zum anderen Paulus, dem von Burgos, dem Margaritha, dem Pfefferkorn, Pauli, Marr, Briemann, schienen diese (wie Andere) schwer belastet jenem Zorn ihres Adön⁸², mit welchem weiland Moses gar persönlichen Kontakt gepflogen haben will am Sinai.

Die »ewige Schmach« auf der Welt als Außenseiter zu gelten (gerade durch dies Nichtdazugehören bedingt haben Juden doch 2000 Jahre und mehr permanent große, geistige Taten vollbracht!), den »Erlöser« ans Kreuz genagelt zu haben (was wie wir wissen ein Akt der Römer gewesen), von fatalen, familiären wie standesverständlichen Zwängen geplagt (wer unterliegt solchen nicht?), dazu nicht selten durch sexuelle Begierden zu einem Christenmenschen (bei Männlein wie Weiblein gleichermaßen) stimuliert zum Verrat, endlich schwachen Charakters wie tausende, zehntausende Übertritter (mit Ausnahme der – verhältnismäßig – wenigen, die von der »Richtigkeit« der christlichen, also der neujüdischen Religion überzeugt).

Und wie groß ist der Schritt von opportunistischer Abschwörung bis zur Ablehnung, Bekämpfung, gar Ausrottung?

Die Zukunft soll einzigartige Beispiele liefern dieser, ach so menschlichen (besser unmenschlichen), Schwäche – einer kriminellen Schwäche bis hin zum Kapitalverbrechen.



Zum Sommer des Jahres, da der Schreiber jetzt angelangt mit seinem Teil der Cohenschen (längst politischen) Chronik: 1882 also, wird Prof. Dr. Kohn, der Mosessohn, der Sohn des Ostjuden an die Universität von Graz berufen, den Lehrstuhl für Mathematik und angewandte Physik zu übernehmen. Gewappnet hinsichtlich jenes, in der grünen Steiermark grünenden, Bauernantisemitismus – doch er wird in Ruhe gelassen werden.

Dem Nahum aus der alttestamentarischen Kaste wird aus diesem Anlaß von seiner (zu Recht stolzen) Mutter (in Zusammenarbeit mit Bruder Kantor und Schwester Toni) ein Fest ausgerichtet, das sich feiern lassen kann: ein superbies Banquett beim »Sperl«⁸³ mit all den treifenen Köstlichkeiten der Wiener Küche, die den Gaumen erfreu'n. Dazu wird echt französischer Champagner gereicht (Frau Grünzweig hat Jahre gespart für dieses Souper bis ihr Nähkorb voll war von Gulden, Kronen und Kreuzern), und Leib gibt (vom Orchester des Etablissements meisterhaft unterstützt – man hat geprobt für den Profanauftritt des, längst stadtbekanntesten, Tempelvorsängers) des Gefeierten Lieblingslied zum besten: Heines »Lorelei«, vom nichtjüdischen Komponisten Robert Schumann in so einzig schöner Art in deutschsehnsuchtsvolle Töne gebracht. Und obschon der Herr Professor alles and're als »traurig«, lebt doch ein »Märchen aus uralten Zeiten« in seinem Herzen wie dem aller Juden seit dem Zuge der Isaacsippe ins, später heiliggesproch'ne, Land Kanaan. Alles weint ein wenig, als der hagere Greis mit der unerschrock'nen Seele eines Jünglings von der Luft singt des ruhig dahinfließenden Rheins, an dessen Ufern uns're Cohen doch vor so langer Zeit glückliche, deutsche Menschen gewesen – dann aber wird zum Tanz aufg'spielt und die ganze Gesellschaft wiegt sich zu den »G'schichten aus dem Wienerwald«, der celebrierte Norbert mit Mutter Resi, deren Gatte Josef die Antonie im Arm (zu Hause ist der alte Levisohn eingesprungen als Betreuer Luisens – Einzige der Familie, die fehlt), Tonis Maurer dreht sich mit der Trude, und deren Fritz hält galant die blonde Mizzi, mit der Nahum »geht« und die er natürlich mitgebracht an seinem Ehrentag. Das echte Weana Maderl ist die einzige Nichtmosaische im Kreise, was keinen der Feiernden anficht und sie selber schon gar nicht: sie liebt eben ihren Professor und der liebt sie, und daß »es« anders kommen soll, wissen die Beiden noch nicht.

Und dann läßt Kantor Landau sich den Taktstock reichen und dirigiert den wirbelnden Walzer, daß der Saal in Jubel ausbricht.

Wieder via Victor Adler ist der Landau unterrichtet über das Wirken eines eigenwilligen deutschen Staatsdenkers, eines Gegners Bismark'scher Politik: Constantin Frantz. Aus altem welschen Geschlecht wie der Name aussagt.

Der niederdeutsche Pastorensohn verdankt sein »*universalistisches Weltbild*« der »*positiven Philosophie*« Schellings wie dem späteren Friedrich Schlegel, er war von Johann Albert Friedrich Eichhorn, dem Nachfolger Altensteins – Preußischer Cultusminister ab 1840, in dessen Staatsamt nach Berlin geholt worden, setzte vorerst auf die germanisch-christliche Staatsidee des Konvertiten Stahl, wie der Kreis um Friedrich Wilhelm IV. sie vertrat, verlor (zusammen mit Eichhorn) anno 48 seine Stellung, studierte hierauf auf ausgedehnten Reisen das wiederhergestellte Habsburgerreich und die europäische Staatenwelt, wurde Metternich und dem Fürsten Schwarzenberg vorgestellt, besuchte 1852 Frankreich – bejubelte Louis Napoléons Coup d'Etat, chocierte damit seine fortschrittlichen Freunde, indem er der liberalen Doktrin wie der parlamentarischen Idee abschwor. Leidenschaftlicher Publizist der er war mit geschärften Sinnen für das traditionell-organische Werden, den gegliederten, gestuften Aufbau der Gesellschaft, vertrat Frantz das Prinzip des universalen Föderalismus gegenüber dem zentralistischen Nationalstaat, war Projektentwerfer des bündischen Staatswesens, das seine Anhänger sowohl als Fortsetzung der mittelalterlichen Reichstradition als auch einer Zukunftstheorie von einem mitteleuropäischen Staatenbund bzw. einer entsprechenden Föderation auffassen.

Das Reich Bismarcks bezeichnet Frantz stets als eine »*provisorische Einrichtung*« – mit seiner Repräsentativverfassung nicht gerechtfertigt der soziologischen wie der »*natürlichen*« Gliederung. Die bürgerliche Gesellschaft will er nach Berufsarten und Ständen eingeteilt wissen, nicht nach Parteien.

Der Staat sei kein Konglomerat von Individuen, kein Resultat eines rationalen Staatsvertrages vielmehr ein »*organisch Gebilde*«, welches aufbaue auf »*gewachsene Socialglieder als Familie, Gemeinde, Berufsgenossenschaft*«. Gildenwesen also.

Allein was sich da so schön politisch accentuiert, wurzelt im Religiösen. Schon 1844 hatte Frantz doch die Schrift: »Ahasverus oder die Judenfrage« veröffentlicht, eine seiner irdischen Weltanschauung parallel laufende Angelegenheit. Das Bild malend vom »verstockten Gottesvolk« mit seinem hochmütigen »Erwählungsglauben« – sich selber ausgeschlossen von allen anderen Völkern (sehr pauschal urteilt da der Herr Gelehrte!), welches das »Zeichen des Gottesgerichts« trage auf seiner Wanderung.

Des jungen Constantin Erziehung im protestantischen Pfarrhaus, im Wesentlichen später nichts dazugelernt, nein: in Abneigung aus Grauen und Verachtung geprägt pfaucht nun der Sturm politischen Engagements – wider die »Verachteten« blasend auf Gegners Seite, ja aller Gegner. Als unheilvoll bezeichnet er die Öffnung des Ghettos, die Emanzipation schlechthin – auf der Verfassung des »sogenannten Rechtsstaats« bestünden sie »wie Shylock bestand auf seinem Schein«, ihr Ziel sei die »Entchristlichung Europens«, die Zerstörung von Staat und Kirche, was nach des Denkers Auffassung in einer »jüdischen Weltherrschaft« müsse gipfeln. Wehe!

Allerdings entlarvt der Ahasverautor sich selbst: er verweist auf die Quelle seiner Erkenntnisse, jenes Pamphlet seines Prager Collegen. »Der Talmudjude«.



Nach Jomkipper⁸⁴ ist's im Schtejtl so weit für Abraham und Rebecca: die Liebenden haben keine Jente gebraucht, keine Heiratsvermittlerin, ihre Zukunft auszuhandeln – der Bräutigam verdient gutes Geld beim Biselechis und hat (gespart wie von den Vermögenszinsen aus Warschau) eine schöne Stube mit Küche und Keller angemietet, Vater Hirsch hat Mobilien beigesteuert, denn so viel wird in der alten Rubinwohnung hinter'm Colonialwarenladen nicht mehr gebraucht werden, wenn erst sein Rivcale aus dem Hause, Chajm Lubliner hat (in seiner Eigenschaft als Synagogenbetreuer wie Vater der Brautfreundin) alles für den Tag gerichtet, und Rabbi Bärs Feldzug wider die Tennenboomsche ist ruhmreich: die zweite Heirat in Ludinowo binnen einem Jahr, die nicht zwischen Base und Vetter geschlossen.

Das Produkt der ersten hat sich vor genau einer Woche eingestellt. Sara Biselechis ist mit einem strammen Knaben niedergekommen, der jetzt – am Tage vor Rivcas Chassene – von Búrach⁸⁵ dem Mojl zum Juden gemacht und vom Rebben gesegnet wird (wie stolz ist da Vater Mendel!); und so geht's in einem Aufwaschen, wie man zu sagen pflegt: Chajm braucht das Synagogentor nach der Súde seines Enkels (man hat ihm den Namen Jossel übertragen) gar nicht mehr abzuschließen bis zur Stunde, da der Cohen und die Rubintochter vor ihren GOTT treten, ihre alten Geschlechter zusammenzutun.

Pünktlich um 9 am nächsten Morgen entsteigt Mamma Rosa (Tag und Nacht auf der Bahn gewesen aus Warschau) in Brjansk dem Zug, fällt ihrem Sohn an die breite Brust, lacht, weint und schimpft zugleich weil er »so *schmal*« ist (als könne Avrejmele sich nicht sattessen in seiner Fleischerei), küßt den Mann, der sie um zwei Köpfe überragt, wieder und wieder, daß die Mitreisenden meinen, sie selbst sei die Kalle des Chúsn, von dem die Frau die ganze Reise hat erzählt.

Avram kutschiert seine glückliche Mutter mit der, vom Filipow, dem russischen Fuhrmann geliehenen Troika im Galopp die Strecke hin zu seiner neuen Heimatstadt, daß es eine Lust hat, denn zum Nachmittag soll es losgehen.

Am Ort zügeln seine mächtigen Fäuste das Gespann mit einem Ruck, daß die Speichen singen und die Juden aus den Häusern springen, als sei der Wunderrebe von Witebsk persönlich eingetroffen im Städtchen, der Kille eine Kostprobe zu geben seiner Miracel, der Mechitn umarmt die Macheténeste⁸⁶, die grüßt den Schammes und segnet die Rebecca – alles in einem Atem.

Und dann führt Rosa Cohen ihren großen Sohn zum Tempel.

Da tut Rabbi Bär das Paar zusammen, sogar das ehemalige Schlachterpaar ist gekommen, Glück und Segen, »*Masl ünd Bróche*« zu wünschen, die – bis auf den letzten Mummelgreis, das letzte Kind – versammelte Mosesgemeinde zieht ums Haus in den Garten, da alles vorbereitet, vom frohen Brautvater, dem Rubin wie zur Hochzeit eines Bojaren ausgerichtet, die Feier des Mendel und der Sara vor Jahresfrist fortzusetzen, bei der unser frischgebackene Ehemann der Seinen zum ersten Male in die schwarzen Augen (und dazu tief ins Glas) geblickt.

Der Mai (1883) schenkt der glückberauschten, kleinen Rivca und ihrem Riesen Nachwuchs – nicht den erhofften Sohn, eine dunkel-äugige (wie die Mutter), blonde (wie der Vater) Tochter, über deren Ankunft aber man so fröhlich ist wie man's bei einem Stammhalter wär' gewesen: Chava.

Zur selben Zeit kündigt sich dem Vetter des jungen Vaters, dem Professor Kohn in Graz ähnliches (allerdings nicht so ganz legales) an. Semesterbeginn verfloss'nen Jahrs hat der Physikdokter seine Lehramtstätigkeit in der Hauptstadt der schönen Steiermark aufgenommen, die Herzen seiner Studenten und -innen flogen dem eleganten wie witzigweisen Mittdreißiger von der ersten Vorlesung an zu, voran das der temperamentvollen, rotgelockten Rosalia v. Salten (20), elegantchice Tochter des wohlhabenden Eisenbahnindustriellen Erich, dessen Familiengeschichte (wie Onkel Leib bald ausbaldowert) wohl einer Retrospective wert.

Zur Mitte der (postnapoleon'schen) Zwanzigerjahre wanderte ein pfiffiger Klausenburger (welch liebliches Städtchen die Rumänen Cluj nennen), Rabbinerenkel namens Sandor Salzman (Mutter aus Kecskemét im Ungarischen, daher der Rufname des Jünglings), über seiner Mama Heimat Richtung Österreich, um in Radkersburg an der Mur in einer Schienenfabrik zu landen, wo er – nach kurzer Einarbeitungszeit als ordinärer Schwellensäger – ein Verfahren erdachte, Schienen und Schwellen einfacher und zweckmäßiger miteinander zu verbinden als bisher geübt. Welche Erfindung ihn (der Alexander hat nie studiert oder gar eine technische Hochschule besucht) zum Chefingenieur des Unternehmens wie zum Anwärter auf die Hand der (ebenso jüdischen) Fabriksbesitzerstochter Kati Krakauer ließ werden.

Der (gutaussiehende) rumänisch-hungarisch-kaiserlichösterreichische Werber stach alle (weit saturierteren) Konkurrenten aus, am Ende heirateten sich die Beiden und zeugten einen Sohn, Arc – der studierte dann akademisch, trat mit Neuerungen im Bahnbau in seines ideenreichen Vaters Fußtapfen, ließ sich anlässlich seiner Eheschließung mit der christlichen Tschechin Berta Wlček (aus halbad'ligen, einflußreichen Prager Kreisen) taufen, änderte den Namen Salzman (Papa Sandor hatte diesen bereits auf ›Salmán‹ ugarisiert) in ›Salten‹, übernahm nach Vaters Tod die Krakauer'sche Fabrik, die unter seiner Direktion noch weiter reussierte und jetzt gewaltige Tenderlokomotiven (neben den Schienen) erzeugt, wurde für seine Verdienste um die Österreichisch-Ungarische Eisenbahnindustrie von Franz Joseph geadelt – so erblickte Tochter Rosalie bereits als eine ›von Salten‹ das Licht der Welt (ihre Mutter verstarb kurz drauf an Diphtherie), Witwer Arc, der bei Übertritt seinen schönen Vornamen in ›Erich‹ verdeutscht hatte⁸⁷, übersiedelte mit der kleinen Rosy nach Graz, allwo die Beiden nun ein feudales Landhaus bewohnen am Fuß des Schloßberg, auf dem der große Uhrturm errichtet.

»Das alles« ist für jene Rosalia und ihren Norbert »eben so gekommen«. Er – seit Monaten schon räumlich getrennt von seinem Gspusi, der Mizzi, sie – zum ersten Mal verliebt und in eine professorale Größe dazu, der knospende Frühling, die idyllische Umgebung der Stadt...

Zum Semesterschluß im Juli ist dann nichts mehr zu kaschieren – die Minne trägt ihre Früchte. Papa Erich steht vor einem *fait accompli*, der energische Adelsmann mit dem Predigerahnen handelt rasch, umsichtig aber bestimmt: seine mißratene, rote Rosy wird auf den Semmering verfrachtet, wo man ein Sommerhäuschen besitzt – fernabgelegen den wachen Ohren und Augen der Grazer Society, ideal für des Töchterls interessante Zeit, Übeltäter Kohn ist desgleichen verplant, und zwar als Leiter des Physikalischen Instituts der Wiener Universität (dieses Treppenhinauffallen verdankt Norbert den allerhöchsten Beziehungen seines zukünftigen Schwiegerpapas), und der arrangiert auch das Übrige.

Im August heiraten Norbert und Rosalie still und heimlich am Standesamt zu Wiener-Neustadt (die Braut ist im vierten Monat, was sie modisch-geschickt verbirgt). Die Taufe auf sich zu nehmen, lehnte der Bräutigam standhaft ab (zu stark seine Bindung an die, zwar nicht strenggläubige doch aber überzeugte, jüdische Mutter und Onkel Leib, Grundsteinleger seiner Karriere) – der Namensentjüdisierung jedoch, die Vater Erich in die Wege leitet, widersetzt er sich nicht. All so heißt der österreichische (vormals galizianische) Ast des Cohen-Kohn-Stammbaums fürderhin ›Kahn‹ (Herr von Salten hat eine schöne Summe hinblättern müssen für das kleine »a« ...), und soll noch viel von sich reden machen.

Herr und Frau Professor treffen dann (im Februar 84) samt Sohn Eduard (im Stekkissen) in Wien ein, wo sie eine hochherrschaftliche Villa in Hietzing beziehen, die der besänftigte Großpapa den Kindern anlässlich der Geburt seines Enkelsohns geschenkt hat – aus der Konkursmasse eines befreundeten Stahlkochers (Materiallieferant der Radkersburger Werke) billig erworben, in der fortan die gute Wiener Gesellschaft, die akademische (jüdische, nichtjüdische) aus- und eingehen soll. Doch auch die Landaus und die Grünzweigen mit Mama Resi werden stets gern geseh'n sein in der »Villa Kahn« in der alten Schönbrunnerstraße, wiewohl die edle Hausfrau, die von Salten auf die »*Mischpóche*« aus der Leopoldstadt und der Brigittenau ein wenig herabsieht.



In London verstirbt in diesem Jahr der Trier (ebenfalls Rabbiner-enkel) Karl Marx. Der Mann, der den Grundstein gelegt zur modernen Version von »Liberté, Egalité, Fraternité«, der auf der einen Seite sein Leben in den Dienst gestellt der Überwindung von Klassen- und Rassenschranken, auf der anderen doch mit rassistischen Vorurteilen (z. B. in Sachen Nordafrikaner) nicht hinter dem Berge hielt; dazu auch seine eigene »race« heftig befehdete. Dessen Schwester einen Buren geheiratet und zur Anhängerin der Apartheid geworden (Karl hat gar nicht erst versucht, ihr dies auszureden). Und doch soll Marxens Werk der Welt die theoretische Basis liefern der, seit Menschengedenken angestrebten, Befreiung des Menschen vom Menschen, und seiner Nachwelt viel Kopfzerbrechen bereiten. Wie so Vieles was Juden ersinnen.

Wo der Verblichene zuletzt gelebt, an der Themse glänzt Wilhelma aus uns'rer Familie weiter in ihrer, der Kunstwelt, nördlicher – im Schottischen ist ihr Großneffe Cecil seit drei Jahren schon Internatszögling von Huntly, seine Mama, die Victorianische Victoria ist die schönste (und begehrenswerteste) Wittib zwischen Glasgow und Aberdeen, ihre (mit einem Vierkaräter – Hochzeitsgeschenk ihres seligen Eric – geschmückte) Hand jedoch einem der (zahlreichen) adeligen (wie hochbürgerlichen) Anwärter auf diese zu reichen, gedenkt sie nicht, damit Teile des, seit Centennien zu Comrie angesammelten, Vermögens »zu verschenken«. In dessen Genuß soll dereinst allein der Sohn, der geliebte gelangen.

Die Sippe in Holland ist ähnlich erfolgreich, was Wohlstand wie häusliches Glück angeht: der tatkräftige Titus ist graduerter Gymnasiumabgänger, Moeder Gretje auch weiter dem Gatten eine brave, liebende Frau, und Amos (wie Mama in London) eine Säule des europäischen Gemäldehandels.

Frankreich steht im dreizehnten Republikjahr, Hector Cohèn profiliert sich als Anwalt der (immer noch) Unterdrückten des vierten Standes, der Diskriminierten, der Subprivilegierten.

Im Bismarck'schen Reich strebt sein deutscher Vetter, der Manek geschäftlich wie gesellschaftlich höher und höher und doch in eine ganz andere Richtung. Manfred der Reubensohn schickt sich an, es dem Vater gleichzutun: dem arroganten Achtzehnjährigen ist der

Bazillus des Vorrechtsdenkens, des Dünkels wie der (politischen) Dummheit bereits mit der Muttermilch injiziert. *A posteriori* aber soll sein Leben (wie wir noch erfahren werden) exact um 180 Grad gewendet enden.

Onkel Aaron und Tante Helene haben es bald geschafft – sechs Monate noch, dann kann die Scheidung ausgesprochen werden und die Frau ihrer Wege gehen.

Im Polnischen sind die Manasses mit ihrem Jan (10 Jahre jünger als Manni) und Oma Rosa glücklich, Dov hat eine eigene Kanzlei aufgemacht am noblen Januszplatz von Warschau.

Einige hundert Kilometer nach Osten, im Stammland des Zaren Alexander III. gedeiht die blonde Chava Cohen neben ihrem Spielgefährten, dem schwarzen (schon als Baby ein wenig wild ausgesehen habenden – das hellenisch-semitische Blut in den Adern!) Jossel, dem Biselechisohn – und die Väter, die Zuwanderer Mendel und Avram sind schon soetwas wie Compagnons im Fleischergewölb, privatim die besten Freunde, die man sich denken kann. Die beiden guten Großväter Chajm und Herschel sonnen sich im Lächeln der Enkelkinder.

Und in Österreich, in Wien ist die Familie Kohn alias Kahn plus die Landaus wieder beisammen. Patriarch Leib ist (70 knapp) der gefeiertste Vorsänger im Lande, Schwester Toni lebt weiter mit ihrem Verleger, dem Maurer Willy in der grünen Nußwaldgasse in Döbling, und die arme Luis sitzt (wie am 9. Dezember 81) in ihrem Sessel und starrt teilnahmslos vor sich hin.

Herr und Frau Grünzweig sind zufrieden mit sich und ihren Lieben, die Schneiderwerkstatt floriert seit Frau Resi die Reklame-trommel rührt (von Herrn Chomet gelernt in der Ansprache der Klientel), Trude und Fritz sind ein Paar, auch wenn sie nicht vor den Rabbiner getreten und den Standesbeamten um Erlaubnis gefragt. Und der Professor, Dr. Norbert Kahn steigt unverdrossen die Erfolgsleiter empor. Neben seiner Tätigkeit als Direktor des Physikalischen Universitätsinstituts ist er Mitglied geworden etlicher scientistischer Gesellschaften, und in solch einer, die sich mit dem Konnex befaßt von Medizin und Physik wie Chemie, lernt er eines Tages einen jungen Arzt kennen, dessen Ideen ihn faszinieren.

So lädt Prof. Kahn den Endzwanziger ein, der (mit der ganzen Familie) aus seiner mährischen Heimat nach Wien gekommen, da die Welt des Äsculap zu bereichern und zu verändern um einen – den wichtigsten vielleicht – Faktor: die Seele, die unsterbliche und doch so verletzbar, die in Krankheit versetzbare, die er griechisch »Psyche« nennt. Sigmund Freud.

»... was hat denn unser Ahn Maimonides damals vor tausend Jahren anders getan als hinzuweisen auf jene enge, doch geradezu unübersehbare, Parallelität körperlichen und seelischen Wohlbefindens? – Linea recta⁸⁸ von seinen zu meinen Erkenntnissen. Für mich ist es klar. Das ›mens sana in corpore sano‹ ist lediglich in Spiegelschrift zu lesen: ›corpus sanus per mens sanam!‹⁸⁹

»Und wie wollen Sie, mein junger Freund, – wenn ich Sie so nennen darf – (Freud nickt beflissen, obschon sein Diskussionspartner doch kaum zehn Jahre älter) – Ihrer Fakultät den neuen-alten Gedanken nahebringen??«

»Durch Erfolge auf dem Gebiet, durch die Heilung von Patienten, die körperlich krank scheinen und es seelisch sind. Durch die Psychoanalyse.«

Sigmund springt, von eig'ner These berauscht, vom Stuhle und beginnt in der riesigen Bibliothek auf und nieder zu marschieren.

»Bei dem chronischen Konservatismus der Herren Doctores...??« wagt der Gastgeber einzuwenden – Freud jedoch läßt sich nicht bremsen in seinem Vortrag.

»Und wenn diese Ignoranten – (er hält nicht gar so viel von der Geistesgröße seiner arrivierten Kollegenschaft) – nicht verstehen wollen, wird man sie mit ihrem Stethoscop vor der Stirn auf ihre, dahinter schlummernde, Psyche stoßen müssen. Mit meinem Hebel werd' ich die medizinische Welt aus den Angeln heben!«

Da beginnt in Kahn die Idee zu reifen, dem Doktor Freud eine Patientin zu vermitteln, an der er sein Können mag beweisen: Tante Luise. Gedacht, getan. Schon am folgenden Nachmittag besucht Freud das Fräulein Landau in der Brigittenau und nimmt die Behandlung der Vierundsechzigjährigen auf.

So weit die Achtzigerjahre im neunzehnten Centennium – die Epoche formidablen Fortschritts industriellen, wissenschaftlichen Strebens. Die alte Pferdebahn in den Städten wird verdrängt von der Tramway, die gefährlichen Gasleitungen zur Beleuchtung von Straßen und Gebäuden weichen elektrischen, im fernen Amerika mixt ein Mann ein braunes Syrupgesöff, das die Welt erobern soll, da und im alten Europa produziert man am »*laufenden Band*« und die Kriege der letzten Jahrzehnte sind vergessen.

Die anstehende Zeitspanne, vorletzte wie letzte Dekade zum zwanzigsten Jahrhundert, welches mit Weltuntergang, Halley'schem Kometen bis Sintflut, doch auch mit Hoffnung im Herzen der Menschen auf ein neues, ein befreites Zeitalter wird erwartet, fliegen für unsere Europäer nur so dahin.

1886 bekommen Toni Landau und Willy Maurer ein Kind – alle Bemühungen des Vaters, von Jenny die Scheidung zu erhalten scheiterten, Else wird unehelich geboren (und soll es bleiben) – in Döbling jedoch herrscht eitel Wonne (auch der Maurersohn, der Richard, der neben seinem Jurastudium eifrig im Verlag mitwirkt und Antoniens bester Freund geworden, steht in der Sache contra seine Mutter).

Bei der lieben Luis zeigt sich eine Wandlung hin zur Besserung seit Dr. Freud mit ihr »*arbeitet*«, wie der Analytiker seine Behandlungsmethode umschreibt: durch Erkennen ihrer eig'nen Leiden und Fehler, ihrer Reaktionen im »*alten Leben*« auf die Aktionen der Umwelt führt er sie zum Verstehen statt Verdrängen (während Freud in Paris wird Frl. Landau von einem seiner Schüler betreut). Bruder Leib glüht – je älter er – immer heftiger für die Jüdische Sache, von der untrennbar er die Geschichte der Cohen, Europas, der Welt betrachtet.

Die dritte Schwester, die Resi schickt sich an der Seite ihres Herrn Josef an, die Ruhe der späten Tage zu genießen (das bedeutet nicht, daß man die Hände in den Schoß legte – sogar zwei Heimarbeiterinnen hat Frau Grünzweig bereits angeworben, die Kleinarbeiten wie Nähen von Knopflöchern, Heften usw. verrichten).

Trude und Fritz sind Sozialdemokraten mit Leib und Seele, haben auch schon von Moses Hess gehört und seinem zionistischen Gedanken, der ihnen als Ausweg erscheint für das Dulden der Judenheit dieser Welt.

Herr und Frau Professor Kahn geben in den besseren Kreisen Wiens mit den guten Ton an in ihrer herrlichen Hietzinger Villa, Edi ist ein aufgewecktes Bürschchen.

Im Schtejtl bringt der russische Storch den Cohen ein zweites Mädchen: Golde. »*Maslov – noch a Mád!*«⁹⁰ jubelt Ssaba Hirsch, der schon in die erste so verlabbert⁹¹, daß ihn seine Kunden im Kramladen, denen er bei jedem sau'ren Hering, jeder Portion Zibbelles mit Ei⁹² (höchstpersönlich zubereitet natürlich) Wunderdinge berichtet von Chavele, langsam für meschugge halten.

Jan Manasse geht ins Warschauer Realgymnasium, aber er – der Anwaltssohn – interessiert sich nur für Sport. Ist jetzt schon sehr selbständig, Oma Rosa hält das Haus in der Kontuszowkastraße, Mutter arbeitet – wie in Kutno – mit Pappa Dov in der Kanzlei.

Neffe Manfred in Stettin wächst, langsam aber stetig, hinein in die Rolle, die ihm zugehört, beherrscht die Lederbranche aus dem »ff«.

Amsterdam sieht Cousin Titus im Anlauf zu seinen allerbesten Jahren – der Jüngling steht (wie der Deutsche) auch in den 20, ist von der jungen-Damenwelt Hollands umschwärmt (wegen seiner Persönlichkeit und dem reichen Erbe, das ihm bevorsteht), hält sich jedoch noch zurück, leitet zusammen mit Abba Amos die Galerie. Mutter van Kaan ist die alte.

Die Großmama der Linie, die Wilhelma-Velma in London ergraute in Unehren, überschritt sacht die Siebzig.

Der gute Cecil residiert mit Mummy Vicky auf Potter Castle in ol'Scotland.

Diese Jahre schenkten Onkel Aaron endlich Frieden, indem ja nun das gerichtliche Urteil ausgesprochen über die Trennung von seiner Helene; die hat ein Scheidungsgut herausgeschunden, das sich kaum zählen lassen kann und entschwand aus Stettin ohne Gruß und Kuß Richtung Frankreich, wo – in Paris – Hector ihr doch die Wege vorgeebnet.

Und er, der Herr Advocat, stolpert anno 87 (als Fünfziger) in ein amouröses Abenteuer, das erste gravierende seit seiner, nun wirklich leicht schizophrenen, Liaison mit Paola Marié – mit deren Person jedoch schicksalhaft verknüpft.

Im Wonnemond nämlich wird der sechzehnte Geburtstag gefeiert der (unübersehbar sprossenden) Sophie – die Strahlende heimst Geschenke ein von ihrer Schwester, dem Sarron und dem Cohèn (nachdem der Graf sich eben überzeugt, daß seine Maitresse das Techtelmechtel mit dem Anwalt ad acta gelegt, ist Hector ein offiziell gern geseh'ner Gast in der rue Rivoli – umsomehr als er sich weiterhin um die »*jolie belle-sœur*«⁹³ bekümmert, die kleine Schwägerin, wie Alfonse Sophiechen ruft), man schneidet eine riesige Torte an mit 16 Kerzen drauf, welche die Gefeierte mit reizvoll gespitztem Mäulchen ausbläst und Applaus erntet, man schlürft Chocolate und knabbert Biscuits dazu und genehmigt sich ein Gläschen besten Bordeaux' – vom Rideau kistenweise angefahren, der ab und an (gegen fürstliche Präsente obendrein) bei diesen Lieferungen in »*Naturalien kassiert*« ... Via Céline hat der wackere Weinpantser sich eine gute Position erobert im Haus mit dem beliebten »*Grasser-la-patte*«⁹⁴-Spiel, das er mit dem alten Burgdrachen übt: das sich-erkennlich-Zeigen, ohne das in Frankreich kein Stein auf den andern käm'. Dann aber muß Schwesterchen Paola ins Theater, sich für die Vorstellung richten, der *Monsieur le Comte* machen sich – podagraegeplagt (an seine Siebzig wandelt der Tatterichliebhaber bereits) – auf die Heimfahrt in sein *Chateau im Bois*, und unser Hector, der »*petit Oncle*« darf die niedliche Nichte ausführen. Die zugeknöpfte Zofe schmückt Sophien ostentativ offenerherzig – durch freche Schnürung deren virginales Decolleté so recht zur Geltung gebracht (früh übt sich ...), und der gute Cohen ist wie geblendet, als die Korkenzieherlockige (dito Werk der Hausdame) sich ihm weißseiden präsentiert und sich dreht, daß ihre blitzsauberen Dessous ans Licht knistern. Und man zieht los.

Erste Station »*Chez Armand aux Halles*«⁹⁵. Da darf unser Hector bewundern, was der Magen seines ungenanten Gasts alles verträgt: nach der obligaten *Pâte de fois* eine kleine *Mocturtle Anglaise*, ein gewaltiges *Entrecôte* mit *Pommes gratinées* und *Asperagues* (die sollen ja angeblich ihre Wirkung tun bei Männern, denkt Sophies Tischherr – wehmütig, sich seiner Paola enthalten zu müssen), es folgen drei *Suzettes flambées* mit *Confiture*, und als Abschluß des kleinen Soupers stopft die Hungrige (der *Fromage aux choix* nicht zu vergessen) noch Unmengen an Erdnüsschen in sich hinein, die man nach den Schwarzen, welche sie in den afrikanischen Colonien für die Pariser Gourmets pflücken, »*Achanti*« nennt.

Zweiter Aufzug: »Moulin Rouge«.

Hier ist's die kleine Marié, die das Staunen lernt. Kaum war die keusche Klosterschülerin am Arm des Milieubekannten Strafverteidigers – von links wie rechts (örtlich wie politisch betrachtet) begrüßt – einmarschiert in den ominösen Ort frivolen Amusements, ertönte auch schon Offenbachs unsterblicher Cancan aus dem »Orphée«, das Ballett des extravaganten Etablissements rauschte (im wahrsten Sinn des Worts mit den Frou-Frous) in den Saal, und dann meinte das Geburtstagskind seiner Sinne nicht mehr mächtig zu sein: zum Ohrenschauspiel, dem aufpeitschenden gesellte sich ein wilder Wirbel hochgeworf'ner Beine – der Galopp der Gigantinnen, frech dem Publikum die Popos darbietend unter ihren über die Hüften gerafften Röcken, sich aufstachelnd durch kehligschrille Schreie – und endlich das Finale des Hexensabbat, die zu Boden, in den Spakat stürzenden Furien, der tosende Beifall, Bravo-, Dacaporufe. Das Bacchanal ist in vollem Gange.

Plötzlich – wie im Märchen – steht ein Zwerg mit mächtig-markantem Haupt vor der Geburtstagsloge.

»*Quel honneur – le grand Maître avec sa belle nièce!*«⁹⁶ schüttelt der Kleine Hectors Hand und der stellt ihn Sophiechen vor: Henri de Toulouse-Lautrec, verkrüppelter Sohn des Grafen, seine Mißgestalt kompensiert durch göttliche Gnaden – der Kunst des Malers und Zeichners (auf allen Litfaßsäulen prangt schon sein Moulin Rouge-Plakat mit der Goulue, Gallionsfigur des Lokals), und er wirft stehend Mademoiselles kindlichsinnliches Lächeln auf den Zeichenblock, daß es der den Atem benimmt.

Da aber ertönt eine samtweiche *Valse Viennoise*⁹⁷, die »*Rosen aus dem Süden*« von Jean Strauß, und das pompöseste Paar am Parquett ist Hector Cohèn – Sophie Marié.

Der letzte Akt der Vorstellung uns'rer beiden Acteure spielt (wie könnt' es anders sein in der berückenden Stadt) am Ufer der Seine. Die Lichter der Ile⁹⁸ gleißen im Gekräusel der Wässer, die Brücken mit ihren alten Laternen scheinen sich über den Sternenhimmel zu wölben – und da steht Sophie im Schimmer Lunens wie Aphrodite selbst, dem Flutenschaum entstiegen, und Hector kann nicht anders: er nimmt das glückverheißende Geschöpf in seine, so liebessehnsüchtigen Arme und küßt zärtlich, immer leidenschaftlicher den, ihm entgegandrängenden, rotblühenden Mund.

Am Start des Decenniums, den Neunzigerjahren blickt Historiker Landau zurück, zieht Zwischenbilanz.

Zum Einsetzen des Abschnitts der neuen Phase deutschen Judenhasses rief der Professor Treitschke zu Berlin aus:

»Niemals! Unser Staat hat in den Juden nie etwas anders gesehen als eine Glaubensgemeinschaft ... er hat ihnen die bürgerliche Gleichberechtigung nur zugestanden in der Erwartung, daß sie sich bestreben würden, ihren Mitbürgern gleich zu sein ... beansprucht aber das Judentum gar Anerkennung seiner Nationalität, so bricht der Rechtsboden zusammen, auf welchem die Emanzipation ruht. Zur Erfüllung solcher Wünsche gibt es nur ein Mittel: Auswanderung, Begründung eines jüdischen Staates irgendwo im Auslande!«

Damit reißt die totale Tragödie des diasporischen Volks auf. *»Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust ...«* – dies Dichterwort für den Juden gesprochen? Seine Religion (mehr als nur ein Glaubensbekenntnis: Basis seines Daseins) zieht ihn mit jeder Faser seines Herzens hin nach Israel, dem Land der Väter – sein Sinn jedoch steht nach der Egalité mit seinen örtlichen Nachbarn, den deutschen, den französischen, den russischen, polnischen, britischen, amerikanischen. Welch Zwiespalt!

Also: Vertreibung so einer sein Judentum über den Nationalismus der neuen Heimat stellt? *»Deutschland, Deutschland über Alles!«* brüllt die eine Masse, *»Vive la France!«* die andere, die beten ihr *»Mütterchen Rußland«* an, jene sehen im Heil ihrer Königin denn ihr eigenes: *»God Save the Queen!«*, und im tausend-Völker-Gemisch USA schwören Millionen auf die Sterne ihrer Staaten (wie oft doch mini-nationalistisch), die *»Stars and Stripes«*. Die reine Menschlichkeit aber, die Brüderlichkeit über Grenzen und Schlagbäume hinweg, das vielzitierte Christentum bleibt auf der Strecke.

Da steht Mommsen auf – vertritt die These, es sei *»die heilige Pflicht der Juden, sich im deutschen Volke vollständig aufzulösen ...«* (wie viele deutsche Israeliten werden fortan dito diesen Irrtum predigen, so zu ihrem mentalen Verderben beizutragen!), und er bricht jene latente Lanze pro weitere Vermischung zwischen Christen und Mosaischen; hierin wohl die Lösung der Probleme zu erkennen. Wiederum das Credo nicht weniger Wilhelmshebräer selber.

»Die Vorsehung hat weit besser . . . begriffen, warum dem germanischen Metall für seine Ausgestaltung einige Prozent Israel beizusetzen waren.«

Hätt' dies weise Wort doch Eingang gefunden in die Hirne von Teuts Chauvinisten, der Vaterlandsmaniker, schlicht in die des deutschen Volkes!

Als Antwort auf die Stöckersche Herausforderung, jene Petition, hatte am 12. November 80 eine Gruppe hervorragender Vertreter der Berliner Bürgerschaft einen flammenden Aufruf erlassen, in welchem die neue anti-jüdische, die Antisemitenbewegung als

»Deutschlands Nationalschande«

gebrandmarkt.

An dem Vermächtnis Lessings rütteln Männer, die auf der Kanzel und dem Katheder verkünden sollten, daß unsere Kultur die Isolierung desjenigen Stammes überwunden hat, welcher dereinst der Welt die Verehrung des einzigen Gottes gab!

Die Reaktion auf dieses, wahrhaft deutsche, Denken waren lebhaft bis erregt-polemische Diskussionen im Preußischen Abgeordnetenhaus – mit allen, seit Jahrhunderten gezüchteten Vorwürfen gegen die Kinder Juda's.

Dem trat der Führer der »Freisinnigen«, Eugen Richter entgegen.

»Sie klagen über Börsenspekulationen der Juden, vergessen aber, daß an ihr auch deutsche Fürsten und Herzöge teilgenommen, die hier im Parlament ein Jude – Lasker⁹⁹ – entlarvt hat. Die Volksbanken sind das beste Mittel gegen den Wucher, an der Spitze der Berliner Volksbank aber steht ein Jude – Strassmann, ein Stadtverordneter. Sie klagen über die jüdische Presse, gestehen Sie aber, daß Sie darunter die liberale Presse überhaupt verstehen. Die Regierung verfolgt die Sozialdemokraten, die nur gegen die besitzenden Klassen auftreten, beschirmt aber die Sozialchristen, die den Haß gegen eine ganze Rasse predigen. Ich weiß sehr wohl, daß in dieser Angelegenheit der Kanzler seinen Kopf und seine Hand im Spiele hat: Bismarcks Freunde – Treitschke und Busch¹⁰⁰ – nehmen an der antisemitischen Bewegung teil.«

Zwei Monate drauf brannte in Neustettin, in welcher Kleinstadt eine entsprechende jüdische Gemeinde friedlich inmitten christlicher Umwelt lebte, die Synagoge. Kurz zuvor hatte jener geschafte Lehrer Henrici (als Antwort seiner Kaste auf Richters rechte Worte in Marsch gesetzt) einige agitierend-antisemitische Reden gehalten, dermaßen aufgehetzt (und wohl auch hierzu motiviert) legte ein stadtbekannter Rauf- und Saufbold, ein heruntergekommener Schmied das Feuer. Ein halbes Jahr später fand in jenem Städtchen ein richtiges Pogrom statt, welches sich dann auf andere pommerische Rayons ausdehnte wie Hammerstein, Konitz, Bublitz und Jastrow. Doch konnte der Herd der Geistesepidemie, der in dieser preußischen Provinz mit der bekannt rückschrittlichsten Bevölkerung brannte, vorerst durch ein Polizei- und Truppenaufgebot (von bedachten Berliner Behörden in die betreffenden Gebiete befohlen) rasch zum Erlöschen gebracht werden.

Das Schwelen jedoch der Glut in den Köpfen gewisser Deutscher dauerte an.

Und die *Hepp-hepp* Bewegung ging weiter, eskalierte sich bei den Reichstagswahlen von 1881.

»Nieder mit den Liberalen und Fortschrittlichen!!
Wählt keinen Juden!!«

Auf der anderen Seite schreckten die sogenannten Übergriffe (geschürt von Böckel¹⁰¹, Marr und Ahlwardt¹⁰²) viele Konservative ab, Ausschlag aber gab wohl das Liebäugeln der militanten Antisemiten mit einem Teil des Proletariats, der einmal das Heer der potentiellen Judenhenker wird rekrutieren. Gefährlicher Irrtum anzunehmen, der vierte Stand da und dort sei allein in der Front des Sozialismus zu finden.

Der Wahlblock mit den Antisemiten zerfiel, beide Parteien erlitten arge Niederlagen, büßten Sitze im Reichstag ein. Vice versa drückte es die Liberalen und Fortschrittlichen nach oben, unter ihnen 8 jüdische Abgeordnete: Lasker, Bamberger¹⁰³, Sonnemann¹⁰⁴, Oppenheimer¹⁰⁵, Hirsch¹⁰⁶ u. A.

Doch auch Stöcker errang ein Mandat – er allerdings allein aus der Schar seiner Gesinnungsgenossen. Dies sehr zum Leidwesen des »Eisernen«, der einsehen mußte, daß seine Semitenbekämpfer auf sich gestellt zu schwach für den Streit gegen den Fortschritt.

Was nun tun die Juden Deutschlands gegen die bedrohliche Fronde ihrer Feinde?? Wenig, Zaghafte. Grund: man will nicht auffallen, man ignoriert die Straße, man gibt sich konservativ – schlimmer noch: man stimmt den Übeltätern bei im Selbsthaß gegen Jene, die »dafür« verantwortlich: die Ostjuden, die Brüder, die »mit ihrem Aussehen und Gehabe eben die Deutschen reizen...« (unsterblich die Sophie Grotthus und der Edle von Ligne!) – die Orthodoxen, die »rückschrittlichen Vettern«, die mehr und mehr auch »einsickern« in die großen Reichsstädte bis zum äußersten Westen und Süden Deutschlands.

Wie kurzsichtig, wie überheblich, wie sich mitschuldig machend da kein geringer Part der deutschen (wie österreichischen) Judenschaft auftritt, stellt wahrlich kein Ruhmesblatt dar in der Historie des Volkes David'.

Der »Deutsch-Israelitische Gemeindebund«, zu der Zeit in Dresden gefestigt, wendet sich zwar an das Sächsische Justizministerium mit der Bitte um Maßnahmen gegen die Verbreitung antisemitischer Pamphlete, welche zu Gewalttaten aufriefen, doch – höre und staune! – wird in dieser Bittschrift auch auf die Möglichkeit hingewiesen, die Agitatoren mit jenem notorischen Sozialistengesetz zu verfolgen: »– da ja Marr und Genossen die Masse gegen die Juden als Capitalisten aufhetzten und die Bewegung sich alsdann gegen die Besitzenden überhaupt richten könnte.«

Kommentar überflüssig, denkt Leib Landau, als er dies Elaborat in Abschrift von Gudemann¹⁰⁷ und Kaufmann, Mitarbeitern der ÖSTERREICHISCHEN WOCHENSCHRIFT (Organ seines Freundes Bloch) erhält. Er nimmt auch Kenntnis von einem »Internationalen Antisemitenkongreß« in diesem Dresden anno 83, hört von einem Scientisten namens Eduard v. Hartmann (»Philosophie des Unbewußten«), der 1885 ein Traktat herausbringt: »Das Judentum in Gegenwart und Zukunft« – wissenschaftlich wohl hoch über den Schriften Dührings, der Autor doch gewiß selber von dessen »Erkenntnissen« infiziert: der zur »Entdeckung der geistigen Krankheit des Jahrhunderts« sich berufen fühlende Mann hält die »nationale Solidarität der Judenheit der ganzen Welt« für eine natürliche Erscheinung »aber für eine Gefahr für die Völker, innerhalb deren die Juden leben.«

Also geniert dieser deutsche Denker sich nicht, den »Hebräischen« in seinem Werk den Vorschlag zu machen, sich loszusagen von ihrer »nationalen Beschränkung – ebenso wie sie sich von veralteten Sitten lossagten«. Herr Hartmann hat offenbar nur mit sogenannten »Feiertagsjuden« zu schaffen, die mit Not und Mühe am Versöhnungstag die Synagoge besuchen. Er verlangt, daß die Israeliten ihr »Stammesgefühl als Opfer auf dem Altar des deutschen Gefühls« darbrächten.

»Ein Nationalstaat, welcher ethnologisch und religiös fremdartigen Bestandteilen die volle Gleichberechtigung verleiht, kann dies nur unter der Voraussetzung tun, daß diese Bestandteile ihm zum Danke ein volles und ganzes Herz darbringen.«

Schwülstig dies Credo, welches doch das eines gewaltigen Teiles seines, des deutschen Volkes.

In jenen Jahres gab es, wie der Landau erzählt, in Bismarcks Reich eine ähnlich spektakuläre Ritualmordaffaire wie die Eszlaer in Ungarn und die österreichisch-galizianische.

Im Pommern der Pogrome wurde Anno 84 im Dorfe Skurz unter der Flußbrücke die Leiche eines Vierzehnjährigen gefunden (Sohn des Schneiders Czybula), von der die Glieder fachgerecht abgetrennt – daher ausgeblutet der Corpus. Prompt meldeten die örtlichen Antisemiten sich zu Wort – angeführt vom katholischen Metzgermeister Behrendt und warfen den Juden der Gemeinde ein Ritualverbrechen vor; unter Berufung selbstverständlich auf die Blutleere der christlichen Leiche.

Flugs ward ein Falscheidschwörer gedungen – ein Tagelöhner, der am Morgen des Verschwindens jenes armen Knaben den mosaischen Roßhändler Josefsohn wollte gesehn haben – an der bewußten Brücke natürlich. Dazu fand man im Keller des alten Voss einen Topf voll Blut, die – durch die Bank mosaischen – Verdächtigen wurden arrestiert, bei der (zu ihrem Glück in Berlin vorgenommenen) Untersuchung aber des Christenbluts stellte sich dieses als von

einem (religionslosen) Ochsen stammend heraus. Ein, vom Innenminister persönlich nach Skurz entsendeter, Kriminalkommissar zerriß dann das Lügennetz, in welchem die Israeliten eingefangen worden waren.

Ergebnis der (diesesmal seriös-kriminalistischen) Ermittlung: Fleischer Behrendt hatte verschiedentlich »Zeugen« Geld geboten für den Fall, daß sie gegen den Josefsohn aussagten, der Tagelöhner mußte im Kreuzverhör eingestehen, nicht den Juden an der Brücke gesehen zu haben sondern Behrendt selbst, jener, der Fleischhauer wurde (als erfahren im Zerstückeln eines Körpers) dem Staatsanwalt überantwortet, der Schwurgerichtsprozeß gegen ihn fand in Danzig statt.

Das Geschworenendutzend bestand aus 6 Katholiken und 6 Protestanten, die Hauptverhandlung offenbarte den neurotischen Semitenhaß des Angeklagten, doch im letzten Moment (neugewandet) widerrief der Augenzeuge dreist seine polizeiliche Aussage, indem er (stockend aber bestimmt) erklärte, sich nunmehr nicht so genau erinnern zu können, ob er tatsächlich den Behrendt am Tatort hätt' geseh'n; so kam es zu einem klassischen Freispruch: die sechs Lutheranischen stimmten für schuldig, die sechs »Römer« erklärten (wider bessere Einsicht) den Verbrecher für unschuldig.

Nach dem uralten Gesetz der Stimmengleichheit – – »in dubio pro reo«¹⁰⁸ – ging der Mörder frei aus und beeilte sich, nach Amerika abzureisen.



Über die Familie hat Scribent Landau in jenen Jahren noch zu rapportieren, daß Hector und Sophie in aller Heimlichkeit zur *Mairie*¹⁰⁹ schritten – die junge Frau entband eines »*Fünfmonatskin-des*«, das man Jean-Ludovic benannte; der Taufe des Knaben wider-setzte sich der Papa, der Beschneidung die Mama in naiver Furcht, dem kleinen Manne könne »*dabei etwas passieren . . .*«.

Zores in der Zeit: Surele, Mendels gute Gattin in Ludinowo, begann zu kränkeln, wurde Tag und Nacht umsorgt von Freundin Rivca, Saras alter Vater, der Schammes Chajm raufte sich die Haare, Mendel tat nützlicheres, indem er einen Arzt nach dem andern aus Brjansk ans Bett der Kranken brachte; zu schlechter Letzt jedoch siegte der Malechamówes¹¹⁰, und er holte die Frau weg ins Land der Finsternis.

Auch Mutter Rosa in Warschau segnete das Zeitliche, beweint von Tochter Rahel, Sohn Avram, Schwiegersohn Dov wie dem Enkelsohn Jan.

Erfreuliches: Titus van Kaan tat endlich seiner (so bürgerlichen) Mama den Gefallen und ließ sie zur Abendgesellschaft anlässlich seiner Geschäftsübernahme die besten Partien Amsterdams ein-laden – tanzte auf dieser Soirée vorwiegend mit der, zwar nicht schönsten jedoch apartesten (wie reichsten), jungen Dame der Gesellschaft: Marjan de Bijenkorf, aus dem (jüdischen) Warenhaus-konzern.

Die siebenundvierzigjährige geschiedene Frau Cohen hat sich tatsächlich binnen kurzer Zeit emporgeschneidert zur »*Helène de Paris*«. Mit dem Gelde, das sie ihrem Aaron abgerungen, mit Hilfe von Beziehungen wie Ortskenntnissen dessen Neffen Hector hat die Ehrgeizige sich in einen kleinen, finanzschwachen Couturesalon eingekauft beim Étoile, Ecke rue Galilei und Vernet, bereits nach einem halben Jahr den Besitzer, einen leidenschaftlichen Écartétiger, der seinen Geschäftsanteil am Spieltisch ließ, worauf seine Compa-gnonin denselben wieder (für sich) zurückgewann, abgestoßen – und nun regiert sie den Chic an der Seine; ihre Devise: »*Meschugge ist Triumph!*«, kein Decolleté zu gewagt, kein Hut zu wagenradig!

Doch auch das Liebesleben von Madame Cohen, der – für ihre Jahre einfach großartig aussehenden – Modefürstin, lebt wieder auf. Die Extravagante hat einen Partner gewählt, dessen erotische Persönlichkeit ihr nicht nur die Geliebte der Jugend, Bernadette wiederauferstanden erscheinen läßt, sondern auch noch jenen Hauch von Männlichkeit aufweist, den sie beim Exehemann so vermißte. 30 Jahre ist der Erwählte jünger als sie (die dreißig Jahre, die der Gatte älter) – dazu stammt er aus ähnlich sexuell-zerrütteten Verhältnissen: Vater Bordellbeschützer in Iglau, Mutter unbekannt, d. h. dem Namen nach wohl aktenkundig als ›Gelegenheitsarbeiterin‹ (auch der böhmischen Sittenpolizeibehörde). Und wie André zu berichten weiß, soll sie nicht lang nach seiner Geburt abgewandert sein nach Praha, wo sie der Fama nach in der Hradschingegend zur lokalen Berühmtheit geworden als »steile Stiefelpaula« – die Bleistift-dünnen Absätze ihrer »Uniformschuhe« beliebt bei der Perversenschar der goldenen Stadt. Und der Sohn gibt eben den idealen Liebhaber ab der Mantlertochter.

André, der sich »*de Nova*« benennt, jedoch bescheiden Andreas Növotny heißt, bezeichnet sich als der »*einzig lesbische Mann*« des europäischen Sündenbabel, ist im Gefolge eines bekannten homosexuellen Herrn nach Paris gekommen, kleidet sich mit Vorliebe damenhaft – rauscht nun in Corsage und schwingenden Röcken als Gespielin der Helène durch's Nachtleben und betätigt sich des Tags (brav in Hemd und Hose) als manierter Modezeichner, entwirft ausgefallene Modelle für ausgefallene Kundinnen, an denen es seiner ausgefallenen Madame nicht mangelt.



Ein Jahrzehnt vor dem neuen Jahrhundert scheint die Situation in Deutschland sich schlagartig zu ändern: Bismarck wird entlassen.

Die Demokraten da und dort hatten drei Monate gehofft auf eine Kehrtwendung geistiger, weltanschaulicher Natur. Nach dem Ableben Wilhelms I. – 1888 – bestieg Friedrich III., jener allein aufgeklärte wie aufklärungswillige Hohenzollernfürst den Thron. Schwerkrank und doch unternehmungslustig begann er das Preussische Ministerium zu säubern von reaktionären Elementen, da in Rudeln anzutreffen; und auch die deutschen Juden hatten Grund aufzuatmen – war Friedrich doch der Kronprinz gewesen, der den Antisemitismus als die »*Schmach des Jahrhunderts*« hatte bezeichnet. Deutschlands Historie, Deutschlands Ruhm und Ehre hätten mit Sicherheit ein anderes Flair errungen, wäre dieser, konstitutionell gesinnte, Monarch länger am Leben geblieben – allein es gefiel dem allmächtigen, interkonfessionellen Gott ihn abuberufen und den Posten mit dem jungen Wilhelm II. zu besetzen. Die Personifikation aller Laster des altneuen Preußen, welches doch stets geblüht mit seinem Scientismus, Kunstverständnis, Toleranz gar.

Wilhelm (vom schwächlichen Kind zum Alleskönner, zum Alleswischer erzogen, endlich sich zum arroganten, demagogischen Despoten entwickelt) erweist sich als Anbeter der dirigistischen Staatsidee, des Militarismus – Junker reinsten Wassers, was seinem Geist kaum gut bekommt. Im Herzen dazu Antisemit wie sein väterlicher Namensvorgänger und Bismarck dazu. Wilhelm II. jedoch überwirft sich mit dem Kanzler. Dessen Wahlkampf des Jahres 89 wurde von dessen Konservativen und den coalitierten Rechtsaußen, den Demokraten- und Judenhassern, gegen jene »*gemeingefährliche*« SPD geführt, der Schuß aber ging nach hinten los. Die Linke kehrt gestärkt in den Reichstag zurück; Bismarcks Demission bedeutet das Ende eines ruhmlosen Kapitels deutscher Geschichte, in welchem die politische Opposition ganz einfach *per legem*¹¹¹ zum Verbrecher gestempelt.

Und der zweite Wilhelm glaubt, durch das in-die-Wüste-Schicken des Eisernen der Welt Sand in die demokratischen Augen streuen zu können (und kann es). Im Innersten fühlt der Kaiser wie der Exkanzler, dem er den Laufpaß gegeben – und er soll dessen Lebenswerk (ideell wie de facto) fortführen bis zu einem, für ihn und sein Volk bitteren Ende.

Clan Kohn zu Stettin himmelt künftig Wilhelm zwo an wie man's mit Wilhelm eins getan – ob Bismarck oder ein Anderer: man glänzt als Hoflieferant, Lederindustrieller (obschon nur handelnd, nicht erzeugend), noch ist man mosaich, doch wie lange noch?

Manfred, der Manek ist zum »Jomkipperjuden« erzogen wie Prof. Hartmann ihn sieht – er hat gelernt, sein »Stammesgefühl« zu opfern auf dem Altar des deutschnationalen, und er tut dies Tag für Tag nach außenhin, bis der Verrat an seinem, dem biblischen Volk sich so tief in seine Seele gefressen, daß er ihn für ehrenvoll hält.

Bis zu seinem bitteren Ende.

Doch wenn ein deutscher Jude dieser Jahre sich konsequent zeigt, dann jener Maximilian Harden: hat er seinem Fürsten gedient und ihn dazu in seinen (heuchlerisch hinter Dritten versteckten) Aktionen gegen die eigene Rasse (die Hardens natürlich) unterstützt, dient er ihm eben auch über's Grab hinaus, das politische, das sein Kaiser ihm schaufeln ließ.

. . . wurde Harden einer der journalistischen Freischärler des abgesetzten Kanzlers, und der alte Bismarck unterstrich seine besondere Wertschätzung dieses Vertrauensmannes vor aller Welt, als er eine Pulle ›Steinberger Cabinet‹, die der Kaiser ihm als Geste der Versöhnung geschickt hatte, demonstrativ zusammen mit Harden den Hals brach.

So wird's Leib Landau in der VOSSISCHEN¹¹² lesen. Derart große Gesten also wie das Sektsaufen zu Zeiten politischer Brisanz in Deutschland gehen ein in die Presse, die Nachwelt zu erbauen.

Beim Chronisten in Wien fällt der Machtwechsel beim teutonischen Bruder ansonsten nicht schwer ins Gewicht – die Beziehungen zum ehemaligen Kriegsgegner variieren kaum: die Schwarzgelben blicken wie gehabt argwöhnisch gen Nord-West, Richtung Frankreich ebenso, wo die Republik ihnen suspekt.

Die Sozialdemokraten jubeln natürlich über die Aufhebung der Sanktionen gegen ihre Genossen in Wilhelms Reich, die antisemitischen »Alldeutschen« jedoch, die »Deutschnationalen« und »Christlich-Sozialen« beliebten Wilhelm zuzuprosten, selbst Franz Joseph (anfänglich doch durch seine Sissi, die geliebte Elisabeth von Bayern fast pazifistisch beeinflusst) meint bald, mit dem deutschen Kollegen gemeinsame (tödliche) Sache machen zu müssen. Mit Sechzig ist der österreichisch-ungarische Monarch längst der »gute, alte Kaiser«, und er soll es noch mehr als zwanzig Jahre bleiben – bis er dann (senil, alterstarrig) den nächsten Krieg wird einläuten.

Der oberste SPÖ-Jubler, der Jude Adler hat nun (wie so Viele seiner Fakultät) zwei Gesichter: sein semitisches, sein sozial-demokratisches; was der Schreiber (kritisch wie er geworden) in den Cohenannalen registriert. Der Demokrat Kronawetter (Christ) bezeichnet vom Rednerpult des Reichsrat herab den Antisemitismus als »Sozialismus der Dummen« (so tut's auch Bebel in Deutschland), allein Österreichs Sozis mosaischer Prägung halten sich in der Sache arg zurück, Victor spricht sich gar auf dem Parteikongreß in Brüssel (1891) gegen die Verurteilung des Antisemitismus durch den Vorstand aus. Später – dieserhalben von seinem alten Freund Leib heftigst attackiert – wird er die Gründe seines, doch recht seltsamen, Verhaltens schonungslos offenlegen:

»Der Antisemitismus arbeitet schließlich für uns ...« – was im Klartext bedeutet, daß die »Dummen« (die potentiellen Judenmörder) sich ruhig entwickeln mögen, so dem Sozialismus der »Klugen« den Weg zu bereiten. Eine aus dem Mund eines assimilierten Juden zynische bis (vom Standort seines »Stammes« stupide) kriminelle Erklärung.



In Wien beginnt auch eine, unter einigermaßen schaurigen Voraussetzungen ins Rollen gekommene, jüdische Politik Gestalt anzunehmen: der Zionismus.

Die finsternen Gegebenheiten sind: ein – nicht geringer – Teil der Israelitenheit Europas (Ost, weniger West) hängt an den uralten Bräuchen, am Habitus seines Volks (Kleidung, Sitten, Sprache, Orthodoxie) so stark, daß diese (in etwa 7 Millionen) Menschen mosaischer Machart als Minderheiten in den diversen Ländern (Rußland, Rumänien, Polen, Baltikum, Galizien – doch auch mitten in Deutschland wie in Österreich-Ungarn) »Ärgernis erregen«. Und dies ist – was das alarmierendste darstellt – nicht nur die Auffassung ihrer christlichen Umwelt. Auch die eben allzu assimilierten Juden (wiederum zu erinnern an die Sophie recte Sara Meyer, die bewußte Bankierstochter) sehen ihr Heil immer mehr darin, diese Brüder und Schwestern loszuwerden.

So kommt alles – nach den ehrlichen Predigten des Leon Pinsker, nach den Erkenntnissen des Moses Hess – zur Agitation pro einen Jüdischen Staat auf dem Boden des Heiligen Landes, des (türkisch regierten) Territoriums von Palästina, durch einen Mann aus Budapest, Dreißiger, gepflegter schwarzer Bart, Doktorwürden, Journalist, Bühnenautor, politisch nicht so recht ortbar (zwar sozial gesinnt, seinen Streit ganz doch aus dem Winkel der Gegenfront geführt), auf ein Geleise, das einst zum Erfolg soll führen: Theodor Herzl.

Und Herzl ist es auch, der den Leitsatz aufstellt des Zionismus.

Wir wollen eine Heimstätte in Palästina schaffen für diejenigen Juden in aller Welt, die sich in ihren derzeitigen Wirtsländern nicht assimilieren können oder wollen.¹¹³

Ohne zwischen den Zeilen lesen zu müssen, kann jedermann diesen Satz (so er will) richtig deuten: nicht ich und du, nicht mein Hausarzt oder jüdischer Rechtsanwalt, nicht der beliebte Bühnenkünstler und Zeitungsmacher, die sich Alle (wie ich und du) als Deutsche, Russen, Polen, Österreicher, Ungarn, Franzosen fühlen, sondern diejenigen, die dies nicht (oder nicht genügend) tun, sind die Kandidaten für den Traumstaat am Mittelmeer.

Was dies bedeutet, muß nicht näher erklärt werden. Klappt der Plan, schickt man (hart gesprochen) ein paar Millionen europäischer Juden in die Wüste, in den Negev¹¹⁴ und die – von den eingeborenen Arabern arg vernachlässigten – Gebiete von Samaria zum Sinai, eine Handvoll »echter« Zionisten geht mit, organisiert das Ganze, und eine Million »guter« deutscher, russischer, polnischer, österreichischer, ungarischer, französischer Juden hat ihre Ruhe und es gibt keinen Antisemitismus mehr.

Wie der vielzitierte kleine Moritzl sich die Lösung seines Problems vorstellt.

»Aber wir haben es hier nicht –« spricht Landau »– mit einem kleinen – wir haben es mit einem großen Geist zu tun!«

Doktor Herzl, dem hungarowienerschen Amateurpolitiker, dem um so weitsichtigeren Visionär gelingt's in der Tat, die Voraussetzungen zu schaffen für jene »Heimstätte«, den Staat Israel. Er wird mit hochgestellten Persönlichkeiten hinsichtlich des Projekts verhandeln, nach Palästina reisen, da Audienz erhalten beim Großmufti von Jerusalem und den (ebenfalls reisenden) deutschen Kaiser treffen, der ihm sein Wohlwollen und seine Unterstützung soll zusagen. Die Frage ist nur, ob Herzl tatsächlich so naiv ist zu glauben, daß Wilhelm den Juden helfen will, oder ob er durchschaut, daß jener in dem Plane (kühl berechnend, von seinen Ratgebern opportun advisiert) die Chance wittert, einen Teil seiner »Mosesanbeter« loszuwerden (dazu jene – zigtausend, welche weiterhin aus dem Osten, voran aus Rußland als Pogromflüchtlinge in sein Reich strömen).

In Österreich, von wo aus Theodor Herzl doch operiert (gehen auch die Zionistenkongresse dann in der Schweiz über die Bühne), ist's nicht anders – obschon Franz Joseph den Israeliten doch wohlgesonnen. Die Obrigkeit, die subalterne Obrigkeit (speziell in den k.k. Ostgebieten) ist kaum minder antisemitisch eingestellt denn ihre preußischen Pendanten, und in Wien wird Oberantisemit Lueger (gegen das Votum allerdings des Kaisers) zum Bürgermeister gewählt. Damit ist auch im Westen der Donaumonarchie, in der Metropole gar der geistige (wie physische) Weg frei zur Diskriminierung, Bekämpfung Jener, aus deren Reihen einst der Kaiserliche Pionierleutnant Ignatz Wetzlar anno 15 für die Erstürmung des

Brückenkopfs von Macon mit dem großen Ritterkreuz des Maria Theresienordens und dem erblichen Adel ausgezeichnet, belohnt worden war. Zwei seiner (ebenso jüdischen) Nachkommen avancieren gar zu Feldmarschall-Leutnants: Heinrich und Gustav Wetzlar von Plankenstern.¹¹⁵

Dazu glänzte in der Zeit des Wiener Kongresses die, mit ihrem schöngestigen Salon Furore machende, Baronin Fanny Arnstein, Tochter des Bankmanns Daniel Itzig – Allen voran aber ein Rabbinerenkel: Josef v. Sonnenfels.

»... die Leuchte der Josefinischen Aufklärung, Verjager der Inhumanität, des Ungeschmacks, des Rokoko, der Folter, Administrationsgenie, Bildner der berühmtesten Staatsdiener und -lehrer.«

Nicht anders zeichnet ihn der Historiker Franz Gräffer.

Des Sonnenfels ach so geschmähter »Rasse« auch zugehörig ein Adolf Ritter v. Sonnenthal, seinerzeit wohl der umjubeltste Burgschauspieler (ehemals Geselle in einer ungarischen Schneiderwerkstatt), dem eine Reihe properer Protagonisten, Sänger, Dichter Komponisten nachfolgte wie die Straußen und der Straus¹¹⁶, Künstler aller Sparten, Geistesgrößen – Österreich erst zu dem gemacht, was es jetzt (zur Wende zum zwanzigsten Jahrhundert) ist.

Professor Kahn weiß dies natürlich alles (allein schon aus den Predigten, die Onkel Leib ihm laufend hält) – er aber (wie die meisten Juden der Zeit) vermeidet es jene Fakten ins Spiel zu bringen, wenn's in seinen Kreisen wiedereinander losgeht in dem »Mojsche«-Ton, mit dem seine »Sippschaft« von den traditionell judenfeindlichen (gar nicht so bösen als dummen) österreichischen Akademikern (Dummheit – so belehrt Landau ihn – ist keine Frage von Unbildung oder Mangel an Schulwissen, sie ist das Ergebnis von Nichtinformiertsein, Nichtinformiertbleibenwollen, Besserwisserei und Dünkel) so gern nachgeäfft, verhöhnt, geistig verunstaltet wird.

Wie viele And're auch meint Norbert (und meint dies umsomehr seine, nur halbjudische, Gattin), daß man »die« ruhig reden lassen solle: »Es nimmt sie sowie keiner ernst...«

Diese (doch weitverbreitete) Fehleinschätzung der Situation soll Sohn Eduard (wie auch Rosalien selber) dereinst schlimm zu schaffen machen.

Von unserm alten Cohentrieb ist – neben Leib, dem eine Ausnahmestellung zuzubilligen: er ist ja nur verschwägert der Familie – allein der Rechtswahrer Hector, der Wiener Wissenschaftler und Historiker Cecil mit Einblick, Kritikwillen wie dem nötigen Denkansatz gesegnet, die bedrohliche Lage der Juden Europas zu erkennen. Der Rest (trotz auch-Anwalt Manasse wie der holländischen Kunsthändlerlinie) ist zwar keineswegs unaufgeklärt oder gar einsichtslos, doch aber mehr »*praktisch eingestellt*«, wie man die vorrangige Beschäftigung mit Daseins-erfreulichen Dingen wohl bezeichnet; voran der Stettiner Zweig.

Was wissen die Alle überhaupt von einem Judenproblem? Auch Resi Grünzweig, verwitwete Kohn verschließt (in schöner Eintracht mit ihrem Josef) die Augen vor den Tatsachen, wiewohl Trude und Fritz immer wieder versuchen, ihr diese zu öffnen.

Man ist zu sehr erfüllt von dem Gedanken, »*daran*« nicht zu rühren: die eigentliche, schier unheilbare Krankheit der Judenheit dieser Welt.

In Amsterdam heiratet Titus van Kaan seine Marjan – so wächst das Geschäftskapital der Galerie weiter an, und am fernen Haff verliebt sich Manfred (ausgerechnet er!) in ein Mädchen aus streng orthodoxer Familie, die Ginula Gentscher¹¹⁷ – als Kind mit ihren Eltern aus Balta (Pogromflüchtlinge) zugewandert. Jetzt stehen die Beiden vor dem Rabbiner.

Kurz nach dieser Eheschließung verstirbt Papa Robert-Reuben Kohn.

Man schreibt das Jahr 1895, da der französische Vetter, der Hector an die Weltöffentlichkeit soll treten.



Die Angelegenheit wächst wie ein giftiger Pilz: auf schummrigen Humus, dem Nährboden des Militarismus, der Revanche der glorreichen La France.

Die internationalen Koalitionen – der Dreibund, der Zweibund – befinden sich doch im Zustand ebenjenes »bewaffneten Frieden«, einander scharf auf die säbelumspannenden (schmutzigen) Finger blickend, der jeweiligen Ambassaden der Großmächte Geschäft ist es, durch Militärattachés die Geheimnisse des gegnerischen Generalstabs, den Stand der Rüstung des Freundfeinds, dessen Kriegspläne auszukundschaften. Eine derartige Abteilung besitzt auch die Deutsche Gesandtschaft zu Paris, wie der französische Generalstab am Ort ein Conterspionagebureau unterhält, herauszuforschen was die Böches bereits herausgeforscht.

Im September 94 nun liefert dies gallische Unternehmen seinem Kriegsminister (Mercier) ein Bordereau – zusammen mit einem anonymen Begleitschreiben in Französisch (aus den Papieren des Kaiserlichen Botschafters entwendet), das eine Aufstellung enthält der, jenem Geheimadressaten gleichzeitig zugestellten, militärischen Geheimdokumente des Staates Frankreich.

Ohne viel Federlesens nun findet »man« den mutmaßlichen Verräter, den fünfunddreißigjährigen, jüdischen Capitaine Alfred Dreyfus, kurz zuvor in die Generalsversammlung seiner La France avanciert.

Wer ist jener »Verräter«?: der Sohn eines elsässischen Industriellen, Studierter des Pariser Polytechnikum, in die Armee eingetreten, ist ein Ehrgeizling. Den Rang eines Artillerie-Hauptmanns erworben, wollte er den Sprung schaffen in den, von Chauvinisten und Antisemiten nur so wimmelnden Generalstab, in welchen bislang noch kein Sohn Sems Aufnahme gefunden. Und Alfred errang diese »Ehre«, wennauch unter größten Mühen.

Dreyfus' Begabung (»französischer als die übrigen Franzosen«), seine kriegstechnischen Kenntnisse wurden anerkannt, der stolze Sprößling eines Elsässer Tuchefabrikanten wird zum Priester des unheiligen Militarismus seiner Heimat. Und in seiner Kurzsichtigkeit, seiner Verblendung merkte der Tapfere gar nicht, daß er in Feindeslager geraten; bis jene Suche begann nach dem Urheber des bewußten Borderau und der Verdacht augenblicklich auf ihn, den *Juif* fiel.

Der »Emporkömmling«, der eine Millionärstochter zur Gattin hat, ergo auf den Lohn des Verrats (so kalkulieren seine Jäger) nicht angewiesen, der ein glühender Franzose und mit Sicherheit kein Deutschenfreund – eher deren Hasser doch aus revanchistischen Motiven (war das Jüngerl anno 70 zwar erst 11, doch was ein Patriot krümmt sich beizeiten), scheidet aus – aber der Jude in ihm, der »ewige Feind der Christen«, der römischen Franzosen ist »es« gewesen.

Daß bei dieser Überlegung des *Deuxième Bureau*¹¹⁸ auch noch anderes, Hintergründiges im Spiele, soll sich erst später offenbaren.

Maître Cohèn verfolgt den Militärprozeß voll Aufmerksamkeit. Nicht daß er mit der Figur des Accusierten sympathisierte – fast widerlich ist ihm dessen forschfranzösisches Air, aber der nun schon erfahrene Rechtsgelehrte in ihm spürt instinktiv, daß hier ein Unschuldiger soll büßen für die Missetat eines Anderen. Haben doch Dreyfus' kriegerische Kollegen dazu den (begreiflichen) Wunsch, sich reinzuwaschen von Mitschuld oder gar Schuld am Geheimnisverrat, und sie nehmen jedes Mittel wahr, den Verdacht auf den Außenseiter, den Israeliten, den noch dazu deutschstämmigen (der *Alsace* gehört zu Wilhelms Reich!) zu lenken.

Ganz besonders soll ein Oberstleutnant (Henri), der – wie sich dann herausstellen wird – den wahren Täter kennt, Indizien konstruieren gegen den Hauptmann, doch bereits der Handschriftenvergleich (des verräterischen Dokuments mit der Feder des Verdächtigen) ergibt nichts bestimmtes: die Expertisen laufen auseinander. Die »Patrioten« unter den Sachverständigen erkennen ad hoc Dreyfus' Linienführung, die als Subversanten beschimpften, kühlen Graphologen lehnen diese These rundweg ab.

Alldem zum Trotz ist der Capitaine verhaftet, die Festnahme allerdings spielte sich in strengster Geheimhaltung ab – da drängt sich abermals jener Colonel-Lieutenant in den Vordergrund, indem er Verrat übt: fürchtend der Beschuldigte würde mangels Beweisen wieder auf freien Fuß gesetzt, informiert er die rechtsradikale *Journalle*, die antisemitische *LIBRE PAROLE*¹¹⁹ von Dreyfus' Arrestierung, und die hebt unverzüglich ein druckgeschwärztes Geschrei an von »jüdischen *Machinationen*«, welche Frankreich in den Abgrund zu stürzen bezweckten.

Daß diesem Aufruf sich attacca die gesamte chauvinistische Publizistik des Landes anschließt (und deren Macht ist nicht zu unterschätzen!), bedarf der näheren Unterstreichung, wie es der Prozeßberichterstatte aus Österreich, der der WIENER NEUEN FREIEN PRESSE – Dr. Theodor Herzl – tut.

Das Verfahren verläuft programmgemäß: der Chefgeneral (Boisdreffe) deckt seinen Colonel (Henri), der Kriegsminister (Mercier) zögert, erscheinen ihm die Beweise *contre* Dreyfus allzu dürftig, die – über den »*traître Juif*«¹²⁰ aufgebrachte (aufgehetzte) – Menge entrüstet sich über ihres Ministers Unentschlossenheit, und endlich sieht dieser zwei Möglichkeiten, unter denen er wählen darf: seine Karriere und die Ehre eines Unschuldigen. Mercier wählt die erstere.

Das Generaltribunal seinerseits gibt sich den Anschein, nunmehr durch das »*belastende Material*« vollends überzeugt zu sein von der Schuld des Hauptmanns – während der Verhandlung zeigt einer der Generalstabsoffiziere, Alfreds direkter Gegenspieler (du-Paty de Clam) den Richtern im Beratungszimmer (was gegen die Militärprozeßordnung steht) ein paar Blätter Dokumente, die später immer wieder als »*Geheimdossier*« deklariert werden sollen, so die Überführung des Verräters untermauern. Voran ein Wisch (ebenfalls aus der deutschen Botschaft entwendet) mit dem Hinweis auf einen Plan der Befestigungen Nizzas, in welchem vom Erhalt dessen durch »*die Canaille D.*« die Rede. Also suggeriert man den, ohnehin zur Verurteilung willigen, Richtern daß »*D*« für Dreyfus stünde, der leugnet hartnäckig, wird des Hochverrats für schuldig befunden, condamniert zu öffentlicher Degradierung wie lebenslanger Einsperrung.

Verkündet zu Paris, dem 22. Dezember 1894.

Die Zeremonie des Epaulettenherabreißen gestaltet sich zum Spektakel, Alfred Dreyfus ruft emphatisch aus:

»*Sie haben einen Unschuldigen verurteilt! Vive La France! Vive la République!!*«

Der Arme ist scheint's unbelehrbar, die Menge brüllt: »*Sale Juif!!*«¹²¹

Justizsachverständige Alle: das Urteil »*menschlich-mild*«, die Freiheitsstrafe »*zu minder*«, fordern sie den Kopf des Juden. Und Leib Landau vermerkt dann in seiner Chronik, daß die *vox populi*¹²¹ in diesem Falle dieselbe ist wie damals bei der Verurteilung und Strangulierung des Juden Süß vor einhundertfünfzig Jahren im Deutschen.

Tatsächlich wird dem Volkeswillen entsprochen, das Urteil abgeändert auf Todesstrafe und Dreyfus (bis zur Revision, die eingelegt) nach Cayenne deportiert, welch Eiland seines höllischen Klimas wegen als »*Teufelsinsel*« in die Geschichte eingeht.

Nun tritt Hector Cohèn in Aktion.

Die Lage ist brisant: »*man*« heischt nicht nur die Entfernung der Juden aus dem Staatsdienst sondern gar die Abschaffung der Gleichberechtigung dieser französischen Bürger, der »*Verräter Dreyfus*« wird zum Synonym des Juden schlechthin (selbst liberal-christlicher Kreise bemächtigt sich die Neigung zu derartiger Verallgemeinerung). Aber die französische Israelitenheit erweist sich als gespalten: durch langen Assimiliationsprozeß mächtig geworden, national jedoch dermaßen engagiert, daß das Mosaische in ihr (mit Ausnahme der orthodoxen Sefarden) oft bis auf (geheim dazu, vor den Augen der Öffentlichkeit verborgene) kleinere religiöse Riten torsoisiert.

So vermag sie nur in Gestalt Weniger dem Haß und der Verachtung seitens der »*Franzosen*« eine genügende Geistesmacht entgegenzusetzen – diesen Männern aber (unter ihnen Anwalt Cohèn) kommt jetzt (wie im Heldenepos fast) ein ehrlicher Mann, Heroe inmitten des Klüngels soldatischer Semitenfeinde Frankreichs zu Hilfe. Der – Anfang 1896 – zum Chef des Spionagebureau ernannte Oberst Piquart.

Und jener Piquart macht sich's zur Aufgabe, den »*Knäuel von Lügen und Fälschungen der Dreyfusaffaire*« zu entwirren.

Während Cohen und seine Coadvocaten sich – voran Léblois, in dessen Onkels Kanzlei unser Maître seine Karriere gestartet – auf die Revision stürzen, nimmt Piquart als Militär das bewußte Dossier unter die Lupe und findet unschwer heraus, daß es nicht den geringsten Anhaltspunkt liefert für eine Schuld des Capitaine. Bereits im Begriff, das Urteil aus diesem einfachen Grunde zu Fall zu bringen, stößt er auf die aktive Resistenz seines Gehilfen Henri, hinter dem höhere Chargen sich verstecken. Der bellt böse um sich und macht seinem direkten Vorgesetzten die Arbeit schier unmöglich, Piquart aber entdeckt durch eine Mittelsperson, die er auf die Deutsche Gesandtschaft angesetzt (eine Putzfrau nicht-antisemitischer Einstellung), daß es dort ein mysteriöses Telegramm gibt: Absender Major Esterhazy vom französischen Generalstab, stellt auch fest, daß jenes Bordereau, dessen Entwendung zu allem geführt, das Werk eines Offiziers sein muß, der bereits seit langem den Agenten fremder Mächte französische Dokumente verkauft haben dürfte. Grund: Geldnöte, Spielschulden des francohungarischen Aristokraten, und weil dessen, Esterhazys Überführung auch die Mitschuld des Obersten Henri (wie Anderer) mit sich brächte (die den doch per Eid vor dem Militärssenat gedeckt), sucht jener abermals Zuflucht bei der Rechtspresse mit neuerlichen »Verratsbeweisen« btr. Dreyfus.

Hector und Alfreds Bruder Mathieu bewegen nun den bekannten Publizisten Bernard Lazare (Jude auch), Mitarbeiter diverser liberaler Pariser Zeitschriften, zur Abfassung einer Broschüre:

»La Vérité sur l’Affaire Dreyfus«¹²².

In dieser Schrift weist Lazare nach, daß es im Generalstab kein einziges Beweisstück gibt für des Verurteilten Schuld – Morddrohungen gegen den »Judenschmierer« die Antwort des »Volks«, allein die Angelegenheit wird von der Reaktion hingezogen.

Da hetzt Hector den großen Zola auf, der – 1898 – einen offenen Brief lanciert an den Präsidenten der République (Faure) unter dem Titel: »J’Accuse« – abgedruckt in Clemenceaus L’AUBRE.

Zola bezichtigt das Ministerium, die Generäle, den Militärssenat des Justizmords, der vorsätzlichen Rechtsbeugung, die Mitschuld der gesamten Regierung geißelnd.

Ich klage an: das erste Militärgericht der Gesetzesverletzung, der Verurteilung des Angeklagten (Dreyfus) aufgrund eines Geheimdocuments. Ich klage an das Zweite Militärgericht, die Ungesetzlichkeit gedeckt und seinerseits durch Freisprechung eines notorischen Verbrechers (Esterhazy) ein Verbrechen begangen zu haben.

Des Dichters Protest geht um die Welt. Kommt gleich einem Aufstand gegen die Obrigkeit, ein Aufstand gegen das reaktionäre Frankreich, die Republik. Doch will diese Publik, fragt Hector, die Öffentlichkeit, das Volk überhaupt das Recht?

Die Obrigkeit versteckt sich prompt hinter ebenjenem Volk, zitiert Zola vor ein Geschworenengericht wegen Aufruhrs und (einer Majestätsbeleidigung gleichkommender) Beschuldigung der *Grande Nation*. Der Mob verbrennt während des Prozesses vor Emile's Haus seine wie and'rer »*Volksverräter*« Bücher – die Polizei sieht zu.

Der aufrechte Ariost wird zu 1 Jahr Gefängnis plus Geldstrafe verurteilt, das Cassationsgericht bestätigt den Spruch – vom juristischen Standpunkt zurecht. Hat Emile doch Gegenanklage erhoben ohne dieselbe verifizieren zu können – im Gegenteil: der »*Aufmarsch der Generale*« als (falsche) Zeugen, bei welchem so mancher Meineid geschworen, beweist abermals die Schuld von »*Staatsfeind Dreyfus*« –, indem die Herren sich durch die Bank auf das Militärgeheimnis berufen, so jenes Dossier weiterhin im Verborgenen bleibt. Effekt: das Volk randaliert vor dem Palais de Justice – nicht gegen das Schandurteil, nein: gegen den »*Beschmutzer der Ehre Frankreichs*«, den »*Judenknecht*« als den ihn das beliebte Antisemitenblatt L'ANTIJUIF auf der Titelseite karikiert, Piquart duelliert sich mit Henri, den er (ehrentvoll) vor den Schranken einen Lügner geheißen, bietet in einem Schreiben an den neuen Ministerpräsidenten (Brisson) den Beweis an dafür, daß jenes, alles in Bewegung gebracht habende, Geheimdokument im Generalstab angefertigt worden war und der Zettel über die »*Canaille D.*« zwar Dreifus beträfe jedoch eine plumpe Fälschung.

Zola flieht – zurücklassend die treue Gattin Alexandrine und seine »*bigamistische zweite Ehefrau*« Jeanne samt seinen beiden Kindern¹²³ – nach England.

Und nun gedeiht die Szene zum Tribunal: Piquart wird ins Gefängnis geworfen, Hector muß um sein Leben bangen – diesmal aber läßt der allerhöchste Richter, der keine chauvinistischen Geschworenen nötig hat, sich für eine gute Sache erweichen. Der neuernannte Kriegsminister (Cavaignac) will für seine Amtszeit klare Verhältnisse schaffen, Colonel Henri muß im Beisein seines Chefs, des Boisdreffe (von der Last der Gegenbeweise erdrückt) gestehen, das Dossier konstruiert zu haben, wird auf der Stelle (nun hat der Generalstab keine and're Wahl mehr) verhaftet, schneidet sich im Militärgefängnis mit dem (ihm belassenen) Rasiermesser (was wär' ein ungeschabter französischer Offizier!) die Kehle durch, Esterhazy flieht ins Ausland und läßt dabei pikanterweise noch einige Geheimpapiere mitgehen; Dreyfus' Rehabilitation steht bevor.

Doch so schnell schießen die Gallier nicht. Die Sache soll über das *Fin de Siècle* verschleppt werden.

Zwischenzeitlich muß Hector Cohèn seinem Briefpartner Landau weiter Schlimmes berichten über den französischen Hebräerhaß.

... ist doch wahrhaftig – nach Veröffentlichung der Zola'schen Provocation – die antisemitische Demonstration in Paris ausgeföhrt in »patriotische Manifestationen« der Straße im ganzen Land. Auf den freisinnigen Boulevards meines toten, großen Freunds Offenbach geifert die Menge (ich erröte vor Scham um meine Landsleute) »A mort des Juifs!«¹²⁴ – und dieser Schlachtruf ertönt auch in den Antidreyfusiste-Veranstaltungen des Drumont und der anderen Verbrecher; um deren Geschmiere willen sich mein lieber Vater wohl im Grabe dreht.

Aus Bordeaux höre ich von einem Freund des Hauses (Rideau), daß die Randalierer da die Fensterscheiben jüdischer Geschäfte einwarfen, dito in Marseille, Nantes, Lyon, Nancy – und ich bebe vor Zorn rapportieren zu müssen, daß sich unter den Rädelsführern des Pöbels nicht wenige Studenten der verschiedenen Universitäten meiner Heimat befanden.

Unter dem Druck des also blühenden Antisemitismus, der Pest Frankreichs – es finden sich sogar Pariser Geschäftsinhaber, die auf ihren Läden die Aufschrift anbringen:

Pas des Juifs ici!¹²⁵

finden die Wahlen statt zum Parlament (1898).

Den Kandidaten der Kammer wird wahrhaftig ein Bekenntnis abverlangt zum Armeekultus wie das der Verwerfung der Revision des Dreyfusprozesses, eine Reihe Klerikaler wie Judenfeinde (unter ihnen Volksverhetzer Drumont) als Abgeordnete gewählt, die sich schließlich zur Fraktion der »Nationalisten« zusammenschließen und einen erbitterten Feldzug starten gegen Sozialisten, Juden, republikanische Linke.

Das Ministerium muß demissionieren, wird vom Gemäßigten Dupuy übernommen, und gar der neue Republikspräsident (Loubet) wird von »vaterlandsliebenden« Franzosen folgens seiner objektiven Haltung in Sachen Dreyfus-Zola heftig angegriffen.

Anführer der Horden, die auf französischen Straßen in der Sache skandalieren, ist ein junger korsischer Abenteurer namens Max Régis, der sich (erst in Algerien) durch den Slogan profiliert:

»Wir werden die Juden entzweiha'n,
dann wird sich ihre Zahl verdoppeln!«

In dieser panischen Pogromstimmung wirbt Hector seinen Kollegen Laborí, der schon Zola verteidigt hatte, für die Berufung in causa Dreyfus an. Die Verhandlung findet dann in Rennes statt, wo ein fanatischer Richter ein Attentat verübt auf den großen Anwalt, diesen aber zum Glück nur verwundet.

Und als vor jenem Senat sich die Fehlurteile des Ersten wie des Zweiten Militärgerichts offenbaren und Zola nach Frankreich zurückkehren kann, ergeht's auch dem übel: eine kleine Höllenmaschine explodiert in einem, vor seinem Hause abgelegten Päckchen, anonyme Morddrohungen gehen ihm zu dutzenden zu, als er einen zweiten Brief an sein Volk, an die Welt adressiert.

Dann geschieht's: beim ersten Beheizen des Kamins im ehelichen Schlafzimmer (zuvor haben – wie üblich – Schornsteinfeger den Abzug gesäubert) entwickeln sich, als das Paar bereits schläft, Rauchgase. Madame Alexandrine wird im letzten Augenblick gerettet, Emile der große stirbt an Kohlenmonoxydvergiftung.

Einer der Rauchfangkehrer rühmt sich in einem nahegeleg'nen Bistro, durch Verstopfen des Kamins dem »*Adorant des Juifs*«¹²⁶ zur Fahrt zur Hölle verholfen zu haben; die Polizei jedoch stellt kurzerhand das Verfahren ein: Unfall.

Cohèn überdauert diese zerstörte Zeit, in welcher auch er unter Beschuß seitens der »*Amis de Nation*«, der (falschen) Freunde des Vaterlands (ein rechtes Comité, das Fehmedrohungen verschickt und diese mitunter auch wahrmacht) nur, weil in seinem Privatleben sich etwas ereignet, das ihm die Stärke der Jugend wiedergibt: während Gattin Sophie sich immer weniger um den gemeinsamen Sohn, Jean-Luc bekümmert wie auch ihre Zweckehe verkümmern läßt (aus der Leidenschaft ihrer sechzehnten Geburtstagsnacht ist Langeweile geworden, woran wohl auch der Gatte nicht ganz unschuldig, der immer noch allein Schwägerin Paola im Sinne hat), rückt dem geplagten Mann Jene näher. Als der Sarron seine gichtigen Gebeine zur Ruhe bettet (er vererbt seiner langjährigen Maitresse die elegante Etage in der rue Rivoli wie gute Wertgegenstände und Schmuck), betrügt sie die kleine Schwester mit deren Ehemann.

Kurz: Hector ist glücklich, Sophiechen läßt sich nun immer öfter von jenem Rideau ausführen, der einst Paola verehrte (alles bleibt also in der Familie) – Erneste, der wohlhabende Weinhändler hat das rechte Alter erreicht für einen Galan, die Fünzigerhürde genommen, und Jean-Luc, der Lyceumselève sieht immer inniger in Paola die Mutter, die er in seiner wahren nie gefunden.



Im Siebenundneunzigerjahr muß der Schreiber Schlimmes auch aus seiner Heimat ins Cohenbuch eintragen.

Das Ministerium Badéni hat den Tschechen endlich nachgegeben und die – widernatürliche – Bevorrechtung der deutschen Sprache in Böhmen und Mähren abgeschafft: Proteste der Deutschstämmigen, vice versa tschechische wie slowakische Feindseligkeiten gegen diese Minderheit im Lande und gegen die Juden, die größtenteils (wie damals ihre Vettern im Polnischen) deutsch fühlen und adäquat agieren. Pogrome in Prag, Überfälle auf »deutsche« Synagogen in Provinzstädten wie Nachod und Melnik.

Von den übrigen Mitgliedern der Familie werden diese Ungeheuerlichkeiten kaum registriert, ist man doch selber nicht betroffen.

Im schönen Amsterdam ist die junge Ehe von Titus und Marjan glücklich, Oma Velma ist aus London herübergekommen und hat das Paar in seinem Vorsatz bestärkt, sich Zeit zu lassen mit dem Kinderkriegen (wiederum zum Verdruß von Schwiegertochter Gretje) – da erblickt der kleine Mozes, »Moss« gerufen, der den Namen erhalten des Begründers der Wiener Linie, erst im Sommer 99 das Licht der Niederlande. Urgroßmütterchen übersiedelt nun auf ihre, wirklich alten Tage rück an die Amstel und schleppt für Mossy einen gewaltigen Kunstbesitz an – einen vollbepackten Möbelwagen, in Dover auf das Fährschiff verladen: Ölgemälde, Skulpturen, Stiche, Radierungen wie andere Antiquitäten. Darüber hinaus hat die clevere Kunstlady die alte »Gallery Straighter« beim Londoner Piccadilly zu einem Preise veräußert, der – in holländischen Gulden – in die Millionen geht. Ihr Sohn Amos und seine Gretje räumen ihr das Feld, indem sie in ein Häuschen draußen im grünen Schiphol ziehen.

Victoria, die schottische Rawfordtochter ist immer noch die wunderlieblichste Wittib im Lande mit ihren Fünzig, Sohn Cecil, der mit Tante Wilhelma stets in besten Kunstbeziehungen gestanden, mit seinen Dreißig noch ledig wie die Pottertradition es fordert.

In Stettin will der alte Esajasohn nicht mehr: hoch in den Jahren einsam und ohne Partner sein zermürbt, er weiß nicht wohin mit »Damenkleider Rosenkranz«, der gebroch'ne Greis haust seit der Trennung von Helene ja im Kämmerchen wie der Exchef damals, die Villenwohnung ist verkauft.

So wartet der Mann auf Manfreds und Regines (so nennt Gina Kohn sich jetzt) Nachwuchs wie auf einen Sohn, der ihm nie vergönnt. Und als im Februar des letzten Jahres im neunzehnten Centennium ein Kind ankommt, ein Knabe ist und obendrein zu Ehren des Großonkels Aaron benannt (später in Arnold verdeutsch – parallel setzt der Vater es durch, daß der Sohn nicht beschnitten wird: konfessionslos ist immer noch besser, meint er), vermacht der letzte der Chludowo-Cohenbrüder dem neuen Erdenbürger sein gesamtes Vermögen. Mit diesem Akte, da der Sterbende den ersten Familientrieb seines unseligen Großvaters Ephraim bedacht, wächst jener Sippenast – vor anderthalb Jahrhunderten gespalten – wieder zusammen.

In Warschau verliebt Jan Manasse, Sohn von Aarons Nichte Rahel und Dov, dem großen Anwalt, sich in ein christliches Mädchen – blond, sportbegeistert wie er, Schwimmerin der polnischen Jugendstaffel, 17 Jahre jung und aus betont antisemitischer Familie; was aber den breitschult'rigen Freund nicht juckt: Hauptsache seine Ljuba hat nicht den Judenunsinn im Kopf.

Weiter östlich, in Ludinowo folgt Synagogendiener Chajm, der aus Lublin (wunder Seele seit dem Hingang seines geliebten Surelejbn) dieser und ihrer guten Mutter Sina nach in die Grube. Und die Cohenschen trauern, als wär' der eig'ne Großvater dahingegangen. Der – Herschel Rubin – ist wohlauf und erfreut nun seine Greislereikunden mit Wundergeschichten von beiden Enkeltöchtern, daß die ihn für doppelt meschugge halten.

Und in Wien verstirbt, Sechzig kaum, Jenny Maurer an einem Leiden, das man mit »*gebrochenem Herzen*« umschreibt. Obschon ihren Willy nie liebend, eher gehaßt, konnte sie sich doch nie freimachen von dem Manne, dem einzigen, der sie je besaß, nie hat sie ihm das Glück gegönnt mit Toni Landau – ihr eig'nes Unglück beweint. Hat sich so ins Grab gebracht. Ihr und Willys Sohn Richard, längst dr. jur. und Verlagsfachmann dazu, schließt sich immer stärker einem (hochmusikalischen) Schulfreund an, der (Vater Arzt aus dem Galizianischen) ihm einige Kompositionen aus eig'ner Feder zur Publikation anvertraut und (neben seinem Hang zum Hasardspiel, zu dem er auch den Maurersohn ab und an verführt) zum Musikgenie, brillanten Geiger, gar Revolutionär des Stils auf der Violine, Königin aller Instrumente heranwächst: Fritz Kreisler.

Fritz widmet denn auch dem Richard dessen Lieblingsmelodie mit den, für Maurer Schicksal-bestimmenden, Worten:

»Das alte Lied – es ist ja nur das alte Lied:
Die Liebe kommt, die Liebe geht.
Die Träne fließt zu spät . . .«

Nach der obligaten Trauerzeit um Frau Jeanette will Vater Verleger sein Verhältnis zu Antonie legalisieren, daß Elschen endlich ehelich würde, höhere Mächte jedoch kommen ihm zuvor: seine Zuckerkrankheit läßt Willy eingehen in eine Welt von himmlischen Tönen; Toni und die Tochter bleiben Landaus.

Onkel Leib hat – mit Richards Hilfe – seine erste Grammophonplatte aufgenommen: das »Kol Nidrej«, mit dem er stets in der großen Wiener Synagoge glänzt. Auch verbreitert er die Cohenannalen in einer Weise, daß sie bald zu Bänden müßten zusammengefaßt werden. Schwester Luis geht es viel besser, Freud hat Wunder bewirkt bei ihr mit seiner »Seelenmassage« – jetzt kann die Achtzigerin (am Arm der jüngsten Schwester) wieder an die frische Luft.

Die dritte der Landautöchter, Reisel-Resi ist Siebzig geworden, ihr Josef doch fünf Jahre älter, die beiden alten Leutchen haben endlich die Schneiderei verpachtet, leben von ihrem Anteil in einer hübschen, kleinen Wohnung draußen am Park, der auf der alten Türkenschanze angelegt (zur Miete, der hohen zahlt Sohn Professor zu, wovon seine Mama nichts wissen darf).

Und Resis Gatten Grünzweig Tochter, die Trude und ihr Fritz wissen nun, was sie wollen: nach Palästina werden sie gehen, Dr. Herzl, Norberts Diskussionspartner in Judenpolitik, macht gewaltigen Eindruck auf die Beiden – sie sind ehrliche Zionisten, ohne hämische Seitenblicke auf unterprivilegierte Israelitenschichten, sie wollen helfen, den Staat der Väter wiederaufzubauen.

Nach der Ermordung seiner Sissi trauert Franz Joseph – und mit ihm sein ganzes Volk, Christen, Nichtchristen, was jedoch des Monarchen »*liebe Untertanen*«, die in Wien voran nicht hindert, der Welt weiterhin den Inbegriff nationaler Seligkeit, des vielbesungenen goldenen Herzens vorzuspielen. Und in der Kahn-Villa in Hietzing rüstet Alles – wie ganz Österreich, ganz Europa, die ganze Welt – zum Wechsel der Jahrhunderte, zum letzten Centennium des zweiten Millenniums seit Geburt jenes Juden, der alles ins Rollen gebracht.



»So laßt's ihn doch! Welche Stunde wär' denn besser geeignet, sich – ein Mal in hundert Jahren – zu besinnen, eh' die nächsten über uns hereinbrechen?!«

Norbert ergreift Partei pro Onkel Leib, der (in Fahrt anlässlich der erlauchten Gesellschaft im Hause des Neffen) doziert über sein Lieblingsthema, die Juden. An welcher »Firma«, wie er weise witzelt, die meisten der Anwesenden »beteiligt«.

»Haben wir nicht schon genug vernommen von diesem Kapitel in den letzten hundert Jahren??«

Victor Adler erntet für seinen Einwurf (neben einem strafenden Blick Herzls unter buschigen Augenbrauen) Contra von nebenan.

»Du hast's nötig...«

Felix Salten, der Schriftsteller (Neffe von Großpapa Erich, auch einst ein »Salzmann« – benamst »Sigmund«)¹²⁷ reizt den großen Sozi.

»Wann Du auf Deinen Parteiversammlungen a bisserl mehr den Mund auftät'st über das Problem, dann wär'n viele deiner Mitläufer – (hier wird Adler wütend) – nicht auch so blöde Antisemiten.«

»Vorschlag zur Güte, meine Herr'n: Herrn Landau wird eine Redezeit von – na sag'n wir – 30 Minuten zugestanden, und wir halten uns zurück, daß wir nicht noch kurz vor zwölf einen neuen Jüdischen Krieg heraufbeschwören!«

Herr von Salten, der getaufte Edle erntet für sein patriarchalisch-kluges Eingreifen in die Debatte ein »Wohlgesehen!« der Herrenriege wie Applaus seitens der Damenwelt, die – ihren Chartreuse nippend – nähergetreten, um (emanzipiert wie man ist als Frau) der Vorlesung beizuwohnen.

Aller Weiblichkeit voran natürlich Trude Grünzweig, Sympathisantin des gerügten Parteiboß' – hinter ihr strömend der Flor der Schönen.

Da repräsentieren in rauschenden Roben die Damen Antonie Landau und die des Hauses, die rote Rosalie, deren Diadem (späte Morgengabe ihres Gatten) über dem kunstvoll getürmten Haarschopf funkelt wie das einer Fürstin; die blonde Mizzi, Expantscherl doch des Hausherrn aus Bühnenkreisen (von der Modistin zur Operettendame avanciert, sie hat heut' keine Vorstellung, darf also hier auftreten), ist im Geleit des Schwiegerpapa »ihres« Professors gekommen, die kleine Else betreut Tante Luis, die – der wandelnde Erfolg von Freuds Therapie – geborgen im Fauteuil der Diskussion lauscht.

Sigmund ist samt Gattin Martha (die ältere der Bernays-Mädeln) erschienen, hat sich sofort mit Felix Saltens Dichterkollegen Arthur Schnitzler angelegt, der das Unterbewußtsein der irdischen »Figuren« eher als Bewußtsein sieht, als durchaus erlebte, doch weggeheuchelte Libido.

Dann serviert die Poldi, das schwarzfreche Dienstmädchen der Kahns mit den blitzenden Augen, die sie (hinter dem Rücken der Herrschaft, versteht sich) dem siebzehnjährigen Filius Edi zuwirft, Getränke und Keks.

Und da betritt auch schon Leib Landau, der Fünfundachtziger die Rednertribüne, indem er sich wie der Rebbe im Tempel »arwegstellt«, seiner Person Würde noch zu unterstreichen.

»*Silentium!*«

»*Pscht, pscht!*«

zischt's im Auditorium, ein letztes, respektvolles Räuspern der Herren, dann beginnt der große Tempelsänger seinen Vortrag – leise zuerst, eindringlich ernst, sich steigernd bald zu hehrem, heiligen Zorn über diese Menschheit (die jüdische Abteilung mit eingeschlossen), die in den letzten 900 Jahren seit dem Einmarsch des Ezra Cohen in teutsche Lande offenbar wenig dazugelernt.

»... was haben Solche erdulden müssen wie die Ahnen einer Sippe, deren einige Nachfahren hier unter uns, die ›in hoc signo‹ ausgeraubt von den Rittern unter dem blutigen Kreuze, dezimiert nach dem Osten vertrieben, die vor dem Irrsinn des langen Krieges, des dreißigjährigen, wiederum gemetzelt mußten fliehen, die dann in Polen eine neue Heimat gefunden – Andere im Süden jenes Landes unter den Österreichern abermals geschunden, den Österreichern, zu denen wir Alle stolz uns zählen, den Abendländern, die – Seite an Seite mit ihren preußischen und russischen Gevattern – uns, den Morgenländern bis auf den heutigen Tag aufschauern, schimpfen, schlagen: ›Wenn Ihr uns stecht – bluten wir nicht?‹ reimte schon der große Shakespeare, der Brite, der uns're Welt besser verstand als unsere Umwelt es tut – viele unserer Brüder und Schwestern zu ihr gerechnet.

Vergessen wir nie die Pfefferkorns, die Burgos (Leib meint natürlich jenen Paul, den Bischof, den Konvertiten Salomon), die Grotthus und den Marr, Briemann und Consorten, Alle sich selbst verdammt Habende – und vergessen wir nicht uns selber, die wir scheinlich auf die Vettern im Unglück, oder die im Glück ihrer Orthodoxie, von denen wir oft mehr lernen können als von der uns'ren – ach so assimilierten – Riege. Den Kleinen und Großen im Geiste seit dem Moses ben Mendel, der uns – die Deutschen, die Österreicher – das deutsche Sprechen gelehrt, das deutsche Denken vermittelt, dem ›Ostjuden‹, dem rückengekrümmten Sohn eines Dessauer Thoraschreibers, dem Lessingfreund, und denken wir an seinen Freund, den Salomon Maimon, den Kantschüler, den Bettelprofessor, der seine talmudische Gelehrtheit wollte verbreitern um die Erkenntnisse der Naturwissenschaften wie profanen Wissens, der – ebenfalls aus dem Osten gekommen – in seinem dissidenten Deutsch den Mut aufgebracht, mit Deutschen über deutsche Geistes-themen zu diskutieren.

›Man betrachtete mich – so erzählte dieser Denker später – als ein redendes Tier und ergötzte sich mit mir, wie man mit einem Hunde oder mit einem Star sich zu ergötzen pflegt, der einige Worte auszusprechen gelernt!‹; jener Jude, den die ›geistesfreie‹ Stadt Berlin zuerst am Tore abweist, weil er – wie Mendelssohn auch – zu Fuß kommt, der dann seinen Einzug halten darf in die Metropole des Deutschtums, weil er eine Postkutsche benutzt.«

Es ist so stille geworden im Wintergarten der Kahn-Villa, daß man das leise Zittern vernehmen kann des Löffelchens, mit welchem Herzl seinen Mokka rührt – beeindruckt von des Landau Worten wie die Übrigen im Kreise.

»Ist das nicht dasselbe ›Tier‹, von dem Doktor Luther redet in seinem Spruch über die Christen und die Juden, welche jene – um mit des Reformators Sätzen zu argumentieren – als wären es Hunde und nicht Menschen‹ behandelt? – Und wie weit ist's vom Tier zum Ungetier, zum Ungeziefer, zur Wanze, zur lästigen Laus, zur Ratte, die zu vertilgen es gilt?

Und schüren wir, die aufgeklärten ›Hunde‹ nicht noch diese – wie ein Menetekel an der Wand des Hebräerhasses, des Antisemitismus wabernde – Bestialität mit unserem Schweigen, unserem Kleinmut, ja unserer eigenen Verachtung der noch ›wild lebenden Hunde‹, wo wir domestiziert gezüchtete uns Kritik anmaßen an den ›Flohträgern‹ unsres Glaubens, des unerschütterlichen, den jener Luther später so verdamnte und verfluchte, als wäre der Jude dann nicht mehr einer der ›Vettern und Brüder‹ seines HERRN?!

Der werfe den ersten Stein hier, der aufstehen kann und sagen: ›Non mea culpa – ich bin frei von Schuld, ich habe alles getan, den Kelch abzuwenden von meinem alten Volk, den Kelch, den mein Bruder vor 1900 Jahren hat geleert, als er ans Kreuz genagelt!‹ Nachdem wir uns gegen ihn gestellt, den Propheten, der doch nichts wollte, als uns, seinen jüdischen Mitmenschen ins Gewissen reden, uns die Übel austreiben, die sich breiter gemacht als das Gute – und die heut' noch breiter sind als das Gute, der uns das Heil wollte bringen als Messias, der er für uns nicht ist, den wir noch erwarten!«

Da schlägt die Pendeluhr von der Bibliothek her elf Male – das letzte Schlagen des Centenniums, und die Sylvestergesellschaft erwacht aus einem Traum, einem blutigen voll Tränen und Tod; und als es am Gartentor bimmelt und das Corps de Ballet der Hofoper hereinschwirrt nach der »Fledermaus«-Aufführung, die das alte Jahrhundert abgerundet, ist die Welt wieder heil.

Schön wie ein Makartgemälde steht an der Spitze der Truppe die schlanke Carla, von der doch gemunkelt, daß sie Professor Kahns Liaison, und dann trifft auch der blutjunge Operettenschauspieler Hubert Marischka ein, kaum ein Jahr älter als der Sohn der Hausfrau, die sich nach einem *on-dit* mit ihm revanchiert, hat den gleichalt'rigen Stefan Zweig mitgebracht, ein alleschreibenwollendes Schriftstellertalent, das mit seinen großen, runden Augen im Sinne hat, Carlas Kollegin Trixi zu betören, der edle Erich v. Salten macht in aller Offenheit der Mizzi den Hof, sein Neffe Felix flirtet furios mit der Grünzweigtrude, deren Papa amüsiert mit alten Anekdoten aus der Leopoldstadt seine hübsche Schwägerin Toni, ihr Stiefsohn, der Richard Maurer stürzt sich auf die Budapester Ballerina, jene Beatrix v. Nagy und schnappt sie Zweig weg, und Trudes Fritz, der Gerbersohn eröffnet mit Mama Resi den Dreivierteltakt, den die kleine Kapelle anstimmt: himmlische Hymne aus der Strauß'schen Erfolgsoperette.

Und da das »*Ha, welches Fest, welche Nacht voll Freud!*« aufjauchzt, walzt Jede mit Jedem – und Schnitzler sieht die Charaktere seines »Reigen« vor sich, dem Spiel, mit dem er im folgenden Jahr die Patrizier, die bürgerlichen Pharisäer wird provozieren.

Dann ist der große Augenblick da: vom Prater, von der Jesuitenwiese steigt das buntfunkelnde Jahrhundertfeuerwerk auf zum Himmel, man öffnet die Fenster und hört – dumpf, grollend fast im Wissen um die Zukunft – die Paukenschläge der Pummerin aus dem Dom zu St. Stephan: ... *sieben ... acht ... neun ... zehn ... elf ... zwölf*. 1900.

Man küßt sich, man fällt sich in die Arme, man weint und lacht und liebt und stößt an mit Champagner auf ein neues Leben, eine neue Welt.



VI.

5660 – Zeitrechnung der Familie.

Die Wochen, mit denen das zwanzigste Jahrhundert über der Menschheit hereinbricht, haben mit klirrender Kälte das Städtchen Ludinowo in einen Winterschlaf sinken lassen. Nur dort und da huscht eine, bis über beide Ohren vermummte, Gestalt aus einem der Häuser der Judengasse, stapft durch den Schnee hinüber zu Reb Hirschs Kramladen, zum Biselechis'schen Fleischergewölb, zu Jenkl dem Milchmann oder zu einem Kurzbesuch beim HERRN – vertreten durch seinen Rabbiner Bär, der an der Schwelle seines Neunzigsten.

Der Greis (damals vor siebzig Wintern in einer Nacht Weib und Kind verloren – die Geburt vernichtete Beide) betet in der Versammlung der Juden, die klein ist erev Schabbes¹, beschränkt auf die vorgeschriebene Zahl Zehn (nämlichen Zehnten macht Meier der Minjemann², verwachsener Hausierer, Wittiber auch und Vater des kleinen Schusterjungen Izzi). Der Rest der Kille bescheidet sich auf häusliche Andacht, und in der Stüb des Abraham Cohen zündet Rebecca (wie alle guten Eheweiber und Mütter der Judenheit) die Sabbatkerzen, spricht mit Ehrfurcht in der Stimme vor IHM das »*Schalòm Schabbàt*«³, wenn der erste Stern am Himmel den *Jom schischi*⁴ vertreibt, den sechsten Tag ihrer Arbeitswoche, den die Christenmenschen nach der heidnischen Göttin Freya benannt, und der siebte anhebt, da zur Ruhe gemahnt.

Diese Monate hat Jossele der Schächtersohn, der achtzehnjährige mehr bei den Cohen, bei seiner Chavale zugebracht als zu Hause. Aus den unzertrennlichen Kindern sind unzertrennliche Liebende geworden, die Beiden haben sich selber einander versprochen und die Bróche der Ihren längst eingeholt – zur ersten Frühlingswoche dann, wenn man sich wieder ins Freie wird wagen dürfen ohne fürchten zu müssen, daß einem die Nase abfriert, ist die Hochzeit festgelegt.

Brautvater Avram ist mit seinem Erbschaftsanteil des Chludowhauses (von Schwager Dov aus Warschau jetzt angewiesen) des Mendel gleichrangiger Partner geworden im Schochetsalon – jener, der Witwer läßt dem Jüngeren die Führung des Geschäfts (Sohn Jossel hat nie Interesse gezeigt für die Schlachtereier – »... *der is' a Denker!*«, der Enkel eines rabbinischen Mitarbeiters), an des Cohen Seite prangt nun Mamme Rivca anstelle ihrer toten Gefährtin, der Sure (um die sie trauert wie Vater Biselechis), die Ware auszuwiegen und – »*Nemm a Bláschtift ünd rechn!*« – sie verkaufsfertig zu machen.

Mendele also hat sich zurückgezogen, seiner Lieblingsbeschäftigung zu frönen, als da sind seine Schauer- und andere Geschichten zu Papier zu bringen, mit denen er stets die Kojnes⁵ ergötzt – das ganze in schönem und pointenreichen Jiddisch.

Die zweite der Cohentöchter, die kleine Golde ist schon groß: elf geworden im Herbst, Produkt solch wehender Winternacht, da die Paare sich in den Federn zusammenfügen, mit ihrer Liebe die Kälte zu besiegen; steckt von früh bis spät bei ihrer Freundin, der Anja, dem – drei Jahre älteren – Christenmädchen, Tochter des ausgezeherten Armikow (das Kind allein großgebracht, nachdem die Frau ihm wenig nach der Entbindung entwischt nach Moskau), des russischen Schreibers der »*Kommandatura*«, wie man im Schtejtl scherzhaft das Verwaltungsgebäude der Obrigkeit ruft, in welchem die Belange zwar kaum militärisch verlaufen, doch aber eben Kommandos erteilt werden betreffs Ausführung zaristischer Ukas wie anderer Verordnungen von oben – so wie die (bereits erwähnte) Beschwichtigung der Gewaltigen (bis hin zum Districtsoffizier in Brjansk) da über die Bühne geht.

Mit den christlichen Ludinowern steht man sich auch sonst gut, Jenkl liefert auch denen die (koschere) Milch⁶, den Kefir wie seinen, bis nach Orjol hin berühmten Topfen⁷, den er für die, bescheiden lukullische, Klientel in den mannigfaltigsten Variationen zuzubereiten weiß: mit Knoblauch und Zwiebeln voran, mit Paprika, mit Schnittlauch und gar mit Nüßlach und Zibeben⁸, auch die übrigen Mosaischen verkaufen denen, was gefragt, und Beschneider – Baruch – hauptberuflich Schuster (so viel zu operieren hätt' er nicht, das jenes Gewerbe ihn ernährte) – zählt nicht wenige von den Gojim

zu seinen Kunden gar: womit er sich den, ewig besoffenen, Fedja zum Widersacher gemacht, den Schuhmachermeister drüben am anderen (dem treifenen) Ortsende, der schlampt und schludert bei der Arbeit und teuer ist. So bringen dessen brave, christlich-orthodoxen Mitludinowoer ihre Stiefel lieber zu ihm, dem Juden in die Werkstatt, wo er werkt mit jenem Lehrbuben, dem lustigen Israel, der aussieht wie ein Zehnjähriger und doch bereits Barmizwe war und geschäftstüchtig ist »als a Grojsser«.

Überhaupt geht's amüsant her bei den Beiden in der Werkstatt – und Amateurdichter Biselechis verewigt denn auch in seinen »Ludinowoer Lozelachs⁹« eine Begebenheit, die sich tatsächlich da vor einiger Zeit abgespielt.

Gajt a Mensch, a vazierender Schernschlafjer wus is herangekimmen mit saner Selja zü güter Nijle ins Schtejtl asoj jenne sach kenn aweglegn zü schenkn der Welt a nejes Jídl, vürwegn der Bris züm Rebbn, ünd Berl weist ihm die Gass züm Búrach, wos hat san Panósse heráninstalliert im oltn Uhrmachgewelb – asoj prangt über der Tír a prachtiger Sejger vün Schmiedejsn.

Sach schokkelnd über dem Emblém stapt herán der jünge Táte ünd frejgt: ›Seid Ihr der Mojl?‹ – ünd as er vernemmt de Ojskünft fügt er zu: ›Zü wús hobt Ihr als a Beschnejder drojssn uff der Gass zü hängn an Sejger, Reb Baruch??‹ – ünd jenner antwortet listach; ›Wus denn soll ach ma erojs-hängn . . . ?‹¹⁰

So denn leben Christen und Juden im schönen Städtchen nebeneinander wie Millionen anderer Russen und Polen und Galizianer auch, man hat sich arrangiert, wo die nichtjüdische Bevölkerung nicht aufgehetzt, zum kujonieren aufgestachelt von Popen und Apparatschiks¹¹, genießt die Ruhe, die just herrscht in Europa – und unser Avram und die Seinen denken nicht im entferntesten daran, daß es auch anders sein kann, wie doch die Vorgänge in nahen Kiew vor neunzehn Jahren gezeigt.

Jetzt – in die letzten Märzwoche – schlägt also dem jungen Paar die schönste Stunde: die ersten Schneeglöckchen recken sich an die Sonne, der alte Schlojme, der Hirt mit dem Antlitz eines Zaddik¹² im alten Zion, kann wieder die Kühe Jenkels, die Schafe der Schtejtlbewohner auf die Weide treiben, als der Biselechis und die Cohen von Rabbi Bär zusammengetan. SEIN Triumph über den Winter wird von den Ludinowoer Jídn zugleich mit der Chassene der Schächterkinder gefeiert – Alles gratuliert, Alles schleppt kleine Präsente an, allein die alten Tennenboomschen fehlen, die (wie Chajm der Lubliner, Großahn des Chatàn mütterlicherseits) unter der Erde liegen, die ihnen leicht sein möge.

Und da das Fest gefeiert, die Gäste sich verlaufen, eröffnen die Frischvermählten den Ihren ihre, seit langem (unter vier Ohren quasi) geschmiedeten Pläne, die wie der Blitz einschlagen bei der – so friedliebenden – Mischpóche: man will nach St.Petersburg, »*Revolution machen*«.

»*Waj geschrien – is jennes Pírlach meschigge geworden??!*«¹³

Jossel und Chava aber berichten, daß sie bereits seit Jahresfrist in Verbindung stünden zu einem jungen Menschen namens Leib Bronstein, welcher sich ›Trotzkij‹ benenne (auch aus braven, israelitischen Verhältnissen): einer der geistigen Führer der Männer und Frauen, die es auf ihre Fahnen geschrieben, den Verbrechen des »*Väterchen*«, des Zaren und seiner Kamarilla den Gar auszumachen, Mütterchen Rußland die Menschwürde zurückzuerobern, die von Bojaren, von Kaisern mit Füßen getreten. Jene aufrechten Kämpen für die Freiheit des Volkes, die sich als Sozialisten auf den Deutschen Karl Marx berufen und seine Thesen, die »*Bolschewiki*«, welchen Namen ihnen Genosse Lenin im Schweizer Exil gibt. Die potentiellen Umstürzler verschweigen wohlweislich, daß jener Bronstein verhaftet, durch Urteil nach Sibirien verbannt worden war, von wo er mit einem falschen Paß (auf den Namen ›Trotzkij‹ eben) nach Westeuropa geflohen ist – jedoch mit Genossen in Moskau in engem Kontakt steht, deren Adresse denn unsere Neurevolutionäre den Eltern angeben.

Da geht ein temperamentvolles Teigezn¹⁴ los: Abba Mendel, der scharfsichtige Schreiberling erweist sich als einigermaßen aufgeschlossen, von der andern Front aber (Táte Avram, Ssabba Hirsch, Mamme Rivca) ertönen Beschwörungen, Anrufungen des HERRN, den Kindern doch diese unselige Idee auszutreiben.

»Kick herüb grojsser jiddischer Gott – willstü permittirn, daß jenne Jejlútím (man weist eindringlich auf die beiden Sünder) solln wern geharget in der Hejl des Lewjn?!«¹⁵

Vater, Mutter, Gemischtwarenhändler – sie Alle wenden die Blicke flehend gen Himmel, Chavele und Jossel indes bleiben stark, und sie verdátschn¹⁶ ihre Motive, ihr Anliegen, den Entschluß, den sie gefaßt.

»... missn allejn die Jídn in dem Erez lejbn furt in aller Ejewigkeit mit Mojre in der Brust as jennes Karnickl vor der Schlang – jedn bóker kenn erojsbrechn a nejes Pogrom asoj es vünan der Krejnung vün jennem Röscher – die Klóle über ihm! – hat niacht geendicht in Rüßland??!!«¹⁷

Das Streitgespräch zieht sich bis in die Lejla, die Nacht hinein, die doch eigentlich als Hochzeitsnacht gedacht der Liebenden – das Paar aber will für eine heilige Sache streiten, da kann die erste fleischliche Vereinigung noch ein paar Stunden zuwarten.

Ende April dann stehn Alle am Perron des Brjansker Bahnhof, dahin Vater Biselechis, der alte Rubin, die Eltern der jungen Frau und deren kleine Schwester die Fortziehenden begleitet – Jeder weint, Jeder umarmt Jeden, Mutter Rebecca macht die Bróche über die Scheidenden, und Golde, das tapf're Mädél, das die Tränen am längsten zurückhält, verspricht Chavele und dem Schwager darauf zu achten, daß sie jeden Monat werden einen dicken Brief erwarten können in der großen Stadt an der Newa mit allem, was in der Heimat sich zuträgt und mit guten Grüßen der Ihren und alter Freunde.

Aber es soll nicht einmal zur ersten von dem Kind zugesagten Epistel kommen.

Zehn Nächte nach Jossels und Chavas Abreise hat Bär, der ansonsten realistische Rabbiner, ein Gesicht: mitten im Schlaf schreckt der Alte auf, sieht den Dornbusch am Sinai in Flammen aufgeh'n und sich selbst in diesen gen Himmel fahren.

Sofort ruft er seinen Adaneu¹⁸ zum Zeugen an dafür, daß diese lästerliche Halluzination nicht seinem, des Berl Hirn entsprungen sondern das Werk sei des Finsteren – am Morgen aber beredet er seinen Traum mit den Greisen der Kehilla (einen neuen Schammes, mit dem sich zu beraten, hat er nicht, die Verrichtungen im Gotteshaus werden jetzt von einer Hilfskraft ausgeführt: nach vierzig Jahren der Zusammenarbeit mit dem Chajm wär' es so, als hätt' der Mann wiedergeheiratet, so er einen Anderen an dessen Stelle gesetzt) – dem Herschel und dem Hillel, Jehuda dem guten Goldschmied, Salomon dem Viehhüter und dem Baruch, zwar kein Methusalem noch, doch aber als ritueller Beschneider geistlicher Compagnon des Rebbe'n, also zum Rat der Ludinowoer Israelitengemeinde gehörig. Und sie Alle sind überzeugt, daß der Rabbiner in die Zukunft geseh'n, was aber hat er gesehen? Daß der Dornbusch seinerzeit brannte, ist aus dem Buch der Bücher wohlbekannt, daß einer in den Himmel will kommen, Sehnsucht jedes Sohnes, jeder Tochter Sems! Da verwirft man wieder die These von des Predigers Prophetie – bis man zum Mittag desselben Tags von erschrecklichen Dingen erfährt, die sich jüngst hätten im Departement Kursk zugetragen, welches gleich südlich von Brjansk beginnt: ganze Schwadronen von Soldaten sollen da in die Schtejtl'n eingefallen sein, die Judenschaft dezimiert haben.

Erregt läuft Bär, so schnell seine neunzigjährigen Füße ihn tragen, zur Kommandatura und bietet gute Rubel dafür, daß die Obrigkeit ihre jüdischen Mitbürger beschütze bei derartigen Überfällen – er wird beruhigt und (schlotternd vor Angst und Sorge um sein Schtejtl) von Armikow nachhause gebracht zur Synagoge, wo er Zwiesprache sucht mit seinem Erschaffer.

»Straf mich ELOHIM¹⁹ – ich bin alt und verbraucht und ich seh'n mit nach Deiner Nähe, aber straf nicht die Jungen, welche doch gleich inbrünstig beten zu DIR und die das Leben, welches DU ihnen geschenkt, noch vor sich haben!« wiegt der Mann den Körper im Gebet – im Angedenken an Moses' Zittern vor IHM am Wüstenberg. So beschwört der Greis seinen HERRN – eine Stunde, zwei Stunden, bis er draußen, von der Gasse her ein Raunen vernimmt; zuerst fragende, dann ängstliche Stimmen, jetzt ertönen Huftritte von Pferden, vielen Pferden, das Getöse schwillt gewaltig, da brausen auch schon »Urräh«-Rufe an sein Ohr, der Betende schrickt auf aus seiner Andacht, tritt hinaus vor's Tempeltor.

Die Judengasse herauf wälzt es sich wie die Heerscharen des Dschingis Khan – auf kleinen, struppigen Rossen, säbelschwingend, Tschakos auf den Häuptern, das Gejohle wird mächtiger, fürchterlicher: ist das die Antwort, die GOTT seinem sündigen Sohne gibt auf dessen Fleh'n? Wird ER dessen Opfer annehmen, ihn allein das Lamm sein lassen, das für die Anderen sein Blut gibt?

Der schlohweißbärtige Rabbiner steht vor GOTTES Gebäude mit ausgebreiteten Armen, die Aufmerksamkeit der Reiter auf sich zu lenken, doch die fegen gröhrend dahin, die Juden stieben davon, einige erreichen ihre Häuser und verbarrikadieren sich in ihnen, andere werden einfach niedergeritten, bis die Krieger haltmachen vor dem Magistratsgebäude. Da rennt ihnen auch schon vom Christenteil des Orts der Fedor entgegen, in seinem Suff die Kosaken für die, stets herbeigewünschte, die Juden vertreibende Engelsschar nehmend, ruft ihnen zu, wo das gelbe Gold der Heilandsmörder verborgen liege – und er deutet in Richtung Werkstatt des Baruch.

Und dann torkelt Fedja in die Schusterstube seines Konkurrenten und zerrt den am Bart hinaus auf die Straße (Izzi der Knirps kommt davon), die Soldaten fragen den Zyd²⁰, wo er den Schatz vergraben – der schreit voll Angst, daß zehn Rubel das einzige sei, was er im Hause hätte, reißt den Lederbeutel von der Brust und hält ihn den Bösen hin. Da dringen zwei von ihnen ein in seinen Laden und kehren wieder mit einer alten, silbernen Taschenzwiebel (Vermächtnis des verstorbenen Uhrmachers), die Meute aber gibt sich nicht zufrieden mit dem Raub, will das Gold – und als der arme Mann standhaft beteuert, keine Kleinodien im Keller zu horten, wird er das erste Opfer des Pogroms. Einer seiner Peiniger, der ihn während der Befragung mit der Säbelspitze an der Kehle in Schach hält, durchsticht mit einem satanischen Stoß Baruchs Hals, nagelt den Juden an den Türstock seines Hauses.

Das jähschießende, rote Blut ist das Signal für die übrigen Balmachómer²¹: eine Abteilung, die den Armikow hat aus seiner Amtsstube geholt und nun von ihm hören will, wo die Hebräer ihr Hochkarätiges versteckt (was der zu wissen verneint, worauf seine Landsleute ihn mit ihren Nagajkas schlagen), wendet sich drauf zum Nebengebäude, des Schreibers Häuschen, wo der die Tochter weiß mit der Golde.

»Njet!!«

Boris Batka²² will sich den Wütigen in den Weg werfen, da tritt seine Anja aus der Tür, stellt sich schützend vor ihre jüdische Freundin, diese »vor den Verbrechern zu behüten!«. Was sie denen frech ins Gesicht ruft. Zuerst stutzen die Soldaten über den Mut des Mädchens, dann verzieht einer die viehische Visage zu einem geilen Grinsen, packt die Vierzehnjährige an den Haaren, schleift sie ins Haus, Vater Armikow wird hinterher geschoben und muß – starr vor Entsetzen – zusehen, wie die Unholde seinem jungfräulichen Kinde Gewalt antun.

Das Cohenkleine vermag zu entwischen, läuft hinter der Häuserreihe nach Hause, während vorn die Kosaken in das Gewölb des Vaters hineingaloppieren (das haben die Eltern beim Auftreten der Gefahr verlassen) und mit ihren Krummschwertern die frischgeschochteten Hühner von den Haken stechen; dann dringen sie gegenüber ein ins Haus von Herschel Rubin, töten den Alten wie sie's tun mit Mendel Biselechis, der dem zu Hilfe eilt.

Plötzlich steht die Synagoge in Flammen.

Rabbi Bär, der auch weiter mit erhob'nen Händen vor dem heiligen Hause wacht, mit großer Geste die Gefahr von diesem abzuwehren, stürzt sich in das brennende Gebäude, die Bundeslade zu retten. Der Greis greift den Brief GOTTES, will mit ihm ins Freie, da wehren die Unmenschen ihm den Ausgang. Wie ein Vater an seiner Brust das Kind zu schützen sucht vor Tod und Teufel steht Bär, verbrennt mit den Schriftrollen in Händen, und seine Seele fährt auf zu JAHWE, wie er's erträumt.

Feuerschwaden und Geschrei der gejagten Juden hüllen das Schtejtl in ein Meer von Lohe und Sterben. Avram und Rebecca packen die, um ihre Anjuschka weinende, Golde und fliehen mit der Tochter durch die Maisfelder – verborgen der Totschlägerschar durch den grimmigen Rauch ihres angesteckten Hauses, den der Wind hinter ihnen herbläst. Zu retten die nackte Haut und das, was sie am Leibe tragen.



Leib Landau nimmt das schaurige Geschehen, über das ihn dann Rahel informiert, in die Cohenchronik mit der ersten Seite des neuen Jahrhunderts auf. Wie soll's weitergehn in dieser Epoche?

Zu den Manasses hat sich Abraham, der Heimatvertriebene und doch mit den Seinen glücklich dem Tode entkommene Bruder der Anwaltsgattin, zuerst einmal geflüchtet, sofort denn von Schwager Dov eingeladen, in Warschau zu bleiben, sich eine neue Existenz aufzubauen. Auch dürft' er sich da kaum fremd fühlen, hat er doch schon als Wandergeselle damals in Polens Metropole manch Rubel gemacht. Seine Rivca aber wird die Angstträume nicht los, in denen sie ihren Vater sieht auf einem Fleischerhaken hängen – wie die Hühner, die von den Reitern zum zweiten Male gestochenen; und der Mann sagt sich weise, je weiter die Frau entfernt würde sein vom Ort der Untat, je ruhiger wolle sie werden.

So schließt man sich den hunderttausenden russischer Juden an, die (seit 1881) ihr Heil suchen in der Neuen Welt, wo – wie Avram weiß aus Nachrichten der da schon vor langem Hingewanderten – der Davidsohn ein Mensch wie der Christ und Jedem seine Chance geboten: das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, wie die Leute die Vereinigten Staaten von Nordamerika nennen.

Im August 1900 schiffen sich die drei russischen Cohen (das Geld für die Dampferpassage hat Dov vorgelegt – die Armen kamen ja mit ein paar Kopeken im Sack in Polen an, die sie bei sich hatten auf ihrer Flucht) in Hamburg ein; auch die Bahnkarten Warschau-Hafen hat der Manasse bezahlt, die Braven werden ihm alles bis auf den letzten Zloty zurückgeben, dessen ist er sich gewiß bei des Schwagers bekannter Tüchtigkeit und Vitalität.

Und in New York sind Verwandte verständigt, deren Eltern bereits vor mehr als fünfzig Jahren dahin gezogen, die Leute in Empfang zu nehmen.

Zwei Wochen nach Emigration des östlichen Stammbaumasts der Familie tun es diesem die, via Reisel, verwitwete Kohn schon fast zur Sippe gehörigen Trude Grünzweig und ihr Fritz Gerber gleich: sie wandern nach Palästina aus.

Zum Jahrhundertstart macht auch Hector in Paris Vorsätze wahr, läßt sich von Sophie scheiden, die ihm nicht nur permanent Hörner aufsetzt (in der speziellen Beziehung hat der gute Mann sich nicht zu berühen, was Schwägerin Paola anbetrifft), sich auch mehr und mehr ihrem Sohne entfremdet. Und da der jüdisch fühlt obschon konfessionslos (und mit christlicher Mutter) aufgewachsen, betrachtet ihn die Sophie, die – trotz Ehe mit einem Israeliten – »gut französisch« denkt, als eine Art Fehltritt mit einem *Juif*, einem »Rechtsverdreher«, und sie ist nicht traurig: zieht nach der Trennung vom Cohèn (mit einer guten Abfindung von dem versehen) nach Bordeaux in die Nähe ihres Erneste, dem Weinhändler – in Ruhe und von jenem bestens versorgt die Zeit abzuwarten, da er seine Ehefrau die legitime loswürde und sie zur Madame Rideau wolle machen.

Und am Ort des Geschichtsschreibers, in Wien wird (unehelich) das Resultat der kurzlebigen Liebe von Doktor Maurer und der schönen Trixi v. Nagy geboren: Kitty. Richard denkt nicht daran, die Mutter seiner Tochter zu heiraten – er »zahlt«, so's in Branchenkreisen üblich, und Beatrix, die erfolgreiche Tänzerin bringt sich und das Baby auch ohne Vater durch.

Zu Amsterdam hat das Neujahrskind Amos das neue Centennium noch erreicht, Frühjahrs verlassen den Dreiundsechzigjährigen die Kräfte – das Herz (wie bei Großvater Manje), feierlich wie's Tradition beim niederländischen Cohenast seit Ahn Jacov, dem Ostjuden, dediziert er den »kleinen Rembrandt« dem Sohne Titus, und verscheidet – in einer Weise von seiner treuen Gretje betrauert, daß sie ihm zum Herbst dann nachfolgt hinüber. Zu einsam war sie in ihrem schönen Schipholer Häuschen ohne den Ihren.

In Stettin ging die gute Frankfurter Marie, die Reubenwittib dahin im Alter von nur fünfundfünfzig, nun ist Sohn Manfred allein mit Frau Gina und der Schwiegermama, die man zu sich genommen. Der kleine Arny krabbelt bereits munter herum. Nach dem Sommer

starb dann auch jene Schlomea, die alte Gentscherin, – und mit ihr alles, was in diesem Zweig unserer Gesellschaft noch am Jüdischen gehangen: nach dem Trauerjahr ließ man sich taufen – evangelisch wie es opportun in der Gegend, und Aaron, das konfessionslose Knäblein konnt' sich nicht wehren ein ›Arnold‹ zu werden: hätt's auch sicher nicht getan wenn er in die Zukunft gesehn: der Umstand soll ihm eines Tages das Leben verlängern helfen.

Am Euro-Pier von Ellis Island haben die Menschen sich gesammelt, das einlaufende Auswandererschiff aus Deutschland, die ›Blücher‹ zu begrüßen. In der Menge die junge Ethel Levey – Mrs. George M. Cohan, auch sie selbst eine Bühnengröße an der Seite ihres *husband*, dessen Eltern Jerry und Helen wie deren Töchterchen Josie: George M. Cohan ist »über vier Ecken«, wie die Mosaischen zu sagen pflegen, verwandt mit Avram dem *newcomer*²³.

Ethel also holt die *family* aus Europa beim *Immigration Officer*²⁴ ab, sagt dem zu, daß die Leute Wohnung bekämen und Mister Cohan sich persönlich ihrer wolle annehmen, welche *declaration* jener registriert und alsogleich Eintrittskarten zur neuen Cohan-Show erschnorrt (George schickt sich an den Broadway zu erobern). Ergo passieren »*Ejbrahim*« (so spricht der Offizier Abrahams Namen aus), Rebecca und Golde Cohen die Schranken der US-Einwanderungsbehörde klaglos, wo andere Schicksalgenossen arge Prozeduren über sich ergehen lassen müssen, eh' sie aufgenommen ins gelobte Land. Dann sieht man sich mit seinen (armseligen, geborgten) Siebensachen in einem *cab direction east*²⁵ –, nach Brooklyn, wo – im noblen Stadtteil Astoria – die Cohans residieren; wie so viele Tausend arrivierter jüdischer Immigranten der Millionenstadt.

Vetter George (seine Linie kommt aus Breslau – es ist jene, der auch Professor Ferdinand Julius entstammte, der Bakteriologe, der vor zwei Jahren verstarb): kaum mehr als halb so alt wie sein Schützling aus Europa, doch ein Gentleman vom Scheitel zur Sohle, perfekt amerikanisiert, patriotisch gesinnt – keine Rede von Jiddisch oder gar orthodoxem Gehabe, obschon das Showbusiness, dessen anerkanntes Mitglied er ist, auf dem Talent basiert der (zumeist nichtchristlichen) Neuamerikaner aus Rußland, Polen.

Mr. Cohan kommt eben aus dem Theater von einem *rehearsal*²⁶ (»... *doj ward geprobiert mit die Vaschteller!*« übersetzt Cousine Ethel – die Leveys halten noch ein wenig auf Sprachtradition), erweist sich als nonchalanter Plauderer, läßt die Verwandtschaft (was anders sollte er, der *actor*²⁷ tun?) in die Abendvorstellung ein – daß keine entsprechende Garderobe vorhanden, läßt er nicht gelten: hier in den Staaten gibt es alles und jedes für einen Tag (oder auch nur für Stunden) zu leihen. Gleich um die Ecke findet sich denn auch der Laden des Sid Sapersteen (der kauzige Inhaber entpuppt sich rasch als Sideon Saphirstein aus Odessa) – vor 20 Jahren, nach dem ersten großen Pogrom geflüchtet, ehemaliger Schneidergeselle, hier in der neuen Heimat »mit *Sserchl erojsgefünnen*«²⁸, daß es gewinnbringender, die Kledage (wie französisch-elegant das klingt!) zu vermieten als sie herzustellen. Und da kommt dem tüchtigen Neu-New Yorker sein erlernter Beruf zu passe: beim Ausbessern und Ändern der Ware, ab und an nimmt er auch ein gutes Stück, das der Besitzer fortgeben muß, weil er kurzfristig ein paar Scheine benötigt, als Pfand (wenn Mr. Sapersteen Glück hat, kann der *owner* nicht fristgerecht die *loan*²⁹ zurückzahlen – dann leiht er das Seckl oder das Pelzlach³⁰ solange an Interessenten aus, bis der investierte Betrag amortisiert, macht darüber hinaus nicht selten noch einige hundert Prozent Gewinn).

»*Take this gown, Mrs. Cohen!*«³¹ kramt Sidney für die Kundin eine reich bestickte Damenrobe hervor, und die ist gerührt, daß einer sie schon »*Mistress Cohen*« ruft, kaum daß man ein paar Stunden im Lande: *That's America*.³²

»*Jenner Cut shall be exact for Ejer Figür, Reb Abram!*«³³ mixt der Garderobenverleiher die neue und die alte Sprache, sich Pop³⁴ Abe verständlich zu machen, holt für den einen gewaltigen, blauen Abendanzug von der Stange, der vordem von einem irischen Riesen getragen – einem richtigen Cop³⁵, dem nun seine Uniform genügt, und wahrhaftig: er paßt. Und man findet auch ein schickes Kostüm für Golde, die doch das erste Mal ausgehen wird in ihrem jungen Leben; wie stolz sind da die Eltern! Mrs. Cohen denkt im Eifer des Gefechts, beim Vorbereiten für den festlichen Abend, dem ersten in der neuen Heimat gar nicht daran, daß das Trauerjahr nach ihrem Vater ja noch nicht herum – und Avrejmele erinnert sie nicht weiter, ist glücklich, daß seine Überlegungen sich als richtig erwiesen: jetzt, da man so ferne der Stätte des Todes, beginnen die Gedanken an diesen zu verblassen im Herzen der geliebten Frau.

Zwanzig Jahr' ist's nun schon her – (so legt's Landau im Buch der Sippe nieder) – daß jene Strömung deutsch-österreichischen Judenhasses ihre schmutzigen Wasser in die Seelen der – stets unschwer manipulierbaren – Massen dort und da zu schwemmen anhub, die als ›Anti-Semitismus‹ sich ihr Bett graben hin zu einer kannibalsch-blutigen Cascade, augenscheinlich nicht zu vermeiden.

Anders als andere Beobachter der Szene, die bereit sind, diese unheilvolle Entwicklung als einen von vielen Auswüchsen zu betrachten des alten Zwists zwischen Neujuden und Juden. Der Konnex, befindet er, von Kreuzrittere, Papsttum, Inquisition, Scheiterhaufen, Marranismus und Kammerknechtschaft, Pestverfolgung und Vertreibung sei unübersehbar, der von Luther, Calvin, Zwingli, Hus, den Dominikanern zum Hoffaktorenunwesen, dem »Wucher« der Juden eigentlich nur logisch: der Weg zum Josefinismus, den Revolutionen und der Emanzipation, die den Christen doch ihre, jahrhundertlang bewahrte, Vorrangstellung benahm, hin zum Erstarken jener Kräfte, die nun umschwenken – nicht mehr die »Messias-mordende« Religion als verdammenswert predigen, sondern die jüdische »Rasse« (scheinheilig betont Stöcker zwar stets, nicht die »semitische race« zu befehden, nur deren »Frevel am deutschen Leben«) an sich des Vernichtens würdig.

» Wir sind nicht schuld, die Nationen sind nicht schuld, wenn sie sich gegen die Juden erheben – – die Juden sind schuld, wenn sie die Nationen bis auf's Blut reizen.«

Also predigt Prediger Adolf – und dieses Credo weiß Leib als das des kleinen (und manch großen) Mannes christlicher Stände nicht weniger Nationen. Und auch die größten Geister reden mitunter kaum anders.

Als Hermann Bahr – schreibt der Chronist weiter – im Jahre 94 anlässlich einer internationalen Befragung von Politikern, Gelehrten, Journalisten seine Diskussionspartner über den Begriff ›Antisemitismus‹ zu Worte kommen ließ, war ihm fast einstimmig die Antwort zuteil, es handle sich um eine Erkrankung des Urteils, eine spirituelle Pest, die wie jede Epidemie ihren Verlauf nähme und ihr natürliches Ende werde finden.

Der Chronist hingegen fühlt Anderes. Er stimmt überein mit Gottfried Keller, der im selben Jahr an Moritz Lazarus (Begründer der »Völkerpsychologie«) schrieb, daß die »dünne Kulturdecke, welche uns von den wühlenden und heulenden Tieren des Abgrunds noch notdürftig zu trennen scheint, bei jeder gelegentlichen Erschütterung einbrechen kann«.

Und er registriert in seiner Aera so viele Erschütterungen, daß er praktisch nur warten kann auf den Einsturz.

Nach den diversen Trauerfällen in Rußland, Pommern und Holland ist nun – in den Monaten der zweiten Hälfte des ersten Jahres im neuen Jahrhundert – in Europa alles friedlich an den Orten, da Mitglieder uns'res Stammes hausen.

Marjan van Kaan kehrt soeben aus London heim von einem erfolgreichen Einkaufstrip (einen Constable³⁶ im Gepäck: »Deadham, Lock and Mill« – von der, nun schon greisen, Schwiegergrosßmutter Velma aufgetrieben), und konnte bei »Harrod's« eine Entdeckung machen, die sie ad hoc zuhause an der Amstel clever auswertet: das bekannte Warenhaus am Picadilly hat eine ständige, kleine Bildergalerie mit weniger wertvollen aber guten Werken (hauptsächlich junger, noch unbekannter Künstler) eröffnet – gleich neben der Cafeteria, geschickt die Teegäste zu einer Besichtigung und einem raschen Kauf zu animieren. Nun macht die tüchtige Cohenfrau dasselbe im Haus ihrer Anverwandten, im »De Bijenkorf« am Amsterdamer Damrak, und siehe da: das Geschäft blüht.

Der kleine Mozes wächst und gedeiht wie sein gleichalt'riger Vetter in Deutschland, der Arnold, wie sein – 15 Jahre älterer – österreichischer Cousin Eduard, nur die Verbindung von Tante Chava und Onkel Jossel bleibt kinderlos.

In Warschau hat Jan, der Cohentochter Rahel großer Sohn sich mit Ljuba (sehr zum Verdruß der Karolićfamilie) verlobt. Des Mädchens jüngerer Bruder Ignâcy hat grimmige Verwünschungen ausgestoßen: hat ihn (den noch Pubertären) eben die schöne Eva, Tochter des wohlhabenden Kaufmanns Karpeles abgewiesen – so die (angelernte) Judenverachtung des Burschen erst recht entflammt.

Und – genau wie das Biselechispaar – sind Jan und Ljuba sich eins, daß man (nach allem was geschehen in der Welt und noch geschieht) Nachwuchs in diese nicht sollte setzen.

In Wien ist der Erzähler des ganzen gesund und munter der Familie Mentor, singt noch mit starker Stimme im Tempel, ist der letzte in der alten Parterrewohnung der Klosterneuburgerstraße mit Schwester Luis, die im März auch schon achtzig geworden; sie ist nun durch das, was Dr. Freud an ihr vollbracht, eine weise alte Dame, hilft Leib auch fleißig bei der Niederschrift der Ereignisse in Ost und West. Die Beiden werden wechselweise betreut von der kleinen Else (brav ist der Backfisch, gut in der Schule) und deren Mutter Toni.

Jene (die jüngste der Landauschwestern) lebt mit der Tochter in der Maurer-Villa, Richard ist in der Stadt geblieben – nahe am »Schuß«, wie die Bühnen- und Lebewelt den Rayon umschreibt. Wo um die Kärntnerstraße die feschesten (und frechtesten) jungen Damen Wiens ihr Unwesen treiben; höchst respektierlich *sans doute*³⁷ – ihres Standes gemäß in den Cafés und beim »Dehmel« am Kohlmarkt die Blicke der Männerwelt herausfordernd, unter der sich manch besserer Herr als Heiratskandidat erweist. Zum Unterschied zu den Strichlerinnen, die dieselbe Gegend unsicher machen – in Kleidung und Chic oft kaum unterscheidbar von den ehrbaren Weana Maderln. Und manch Flietschn schon ist so (für ein solches gehalten) ihrem Strizzi³⁸ entkommen und zur honorablen Handwerkersfrau in den entern³⁹ Gründen geworden, zur Madame Metzgermeister, oder sie findet sich wieder hinter der Kassa eines Vorstadtbeisls⁴⁰, die Einnahmen des ehelichen Cafésieders zu verwalten.

Dies ist also das Milieu wie Schnitzler es zeichnet in seinem »Reigen«: die Welt, in der sich die Hübschlerin mit dem Soldaten, das Stubenkätzchen mit diesem und dem jungen Herrn dreht, der mit der Actrice, bis der Circel sich schließt mit Graf und Dirne.

Tanz der Jahrtausende.



1901.

Fritz und Trude sind glücklich in Palästina gelandet. Man sammelt sich in der Gegend von Caesarea, findet Gleichgesinnte, die gemeinschaftlich auf einem Stück Land am Saridaflüßchen als Bauern begannen den Boden urbar zu machen, findet dann ins erste Gemeinschaftsdorf der »Heimkehrer«, Petàch Tikwá nahe dem alten Lydda⁴¹, um endlich im Kibbùz Nahalal Heimat zu nehmen.

In diesen Kommunen, die von 1910 an entstehen, leben die Menschen auf urkommunistischer Basis zusammen – zuerst in Zelten, später werden Baracken errichtet, wo Familien und Paare ihre eig'nen vier Wände haben, man wirft all seinen irdischen Besitz in einen Topf – übertragen verstanden (mitunter aber auch, enthusiastisiert vom neuen Lebensstil, im wahrsten Wortsinne dann), verkauft Wertvolles an die Araber, finanziert hieraus das Lebensnotwendigste, ehe das Land, das karge, Ernten abwirft; kollektiv wird die anfallende Arbeit verrichtet (ältere Leute naturgemäß zu körperlich leichterem Tätigkeit eingeteilt), Arbeitskleidung für die »*Chaverim*«, die Freunde, wie sie sich nennen, en gros besorgt: Jeder trägt das gleiche Hemd, die gleiche Hose, Schuhe – und der runde Hut, schützend vor der ungewohnt starken Sonneneinstrahlung, wird bald zum Wahrzeichen jener »Freunde des Kibbuz« – landauf, landab doch im alten Russisch nur »*Kibbùzniks*« gerufen. Das erstaunlichste jedoch am System dieser Kommunen (restlos gleichwertig die Menschen in ihnen) ist die Tatsache, daß nur ein Bruchteil der Neueinwanderer, der *Olim*, der Zionisten, die mit den verschiedenen *Alijòt*, den Immigrationswellen ins Land kommen, je im Leben agrikultureller Tätigkeit nachgegangen. Die große Mehrheit läßt sich umschulen zu Berufen der Ururahnen in Galiläa und Samaria: Landwirte, Nomaden damals noch. Ehemalige Buchhalter, Weißnäherinnen und Schauspieler, der Straßenfeger aus dem Schejtł, der Synagogendiener neben der westlich ausgebildeten Kindergärtnerin, die brave Hausfrau aus Hessen an der Seite ihres Handwerkergatten, Hochschulprofessoren, Dichter, Denker. Die Meisten kamen bisher aus dem Zarenreich – nach den großen, die Juden eben vertreiben sollenden Pogromen der Achtziger, von Leon Pinsker mit seiner »*Autoemanzipation*«⁴² zur ersten *Alijá* motiviert, jetzt ein paar hundert aus Deutschland, aus Österreich: echte Zionisten, nicht unterprivilegierte, assimilationsunfreudige Bürger dieser Länder – der Gerber, die Grünzweig.

Selbstverständlich entwickelt sich im Kibbùz dann doch eine gewisse Arbeitsteilung – der Exschuster repariert das Schuhwerk der Chaverim und Chaveròt⁴³, die Schneidermamsell bessert Kleidung und Wäsche der Gemeinschaft aus, Maurer, Zimmermänner finden ein Überangebot an Spezialwerk, das Bürofräulein mit Steno- und Maschinenschreibkenntnissen betreut die Korrespondenz mit Abnehmern der Ernte (neben dem Selbstbedarf), mit Lieferanten und Verwaltungsstellen der türkischen Obrigkeit, ihr gesellt sich der Herr Lehrer zu – was jedoch Alle nicht enthebt und entheben soll der gemeinschaftlichen Feldarbeit, der Einbringung der *tapussim* und *eschkoliòt*⁴⁴, dem Schichtdienst in der Küche, der Wäscherei und der Kellnerarbeit im *chadar òchel*, der Speisebaracke.

Das Land, welches der Metteur aus Wien, seine (fast-eheliche) Parteisekretärin wie hunderte andere Kibbuzniks nach und nach in Besitz nehmen, ist recht unterschiedlicher Provenienz: sogenanntes »herrenloses Terrain«, an das sich bislang kaum ein Araber oder jüdischer Ureinwohner (12 000 Seelen) gewagt, wie durch internationale Hilfsorganisationen von den Eignern, Moslems meist, erworbener Grund. Mitunter auch nicht so ganz legal besetzt.

Sechs Monate nach Trudes und Fritz' Eintreffen in Palästina wird die Geburt eines neuen Olé, eines Neuankömmling, eines »Aufsteigenden« gefeiert: Eli, Grünzweig- wie Gerbersohn, gezeugt in der Hochstimmung des Heimzugs seiner Eltern. Eli ben Uri (Fritz nennt sich nun Uri) soll es weit bringen in seiner Heimat, für die er kämpfen wird: die Heimstätte der Juden dieser Welt. Seine Eltern haben ihre Vierzig überschritten (jugendlich gesund jedoch, unternehmungslustig) *Gewèred*⁴⁵ Grünzweig bekümmert sich (kaum aus dem Wochenbett) um die Schreibarbeiten, die ein landwirtschaftlicher Betrieb nun einmal nötig hat, will er auf seinen Erzeugnissen nicht sitzen bleiben, ihr Uri packt an, wo ein starker Mann gefragt, und später – in Nahalal – zieht der gelernte Drucker eine kleine Zeitung auf, die KOL HA KIBBUZIM⁴⁶, die später auch in anderen Gemeinschaftsfarmen erscheinen wird und über alle Belange berichtet der Juden in Zion wie in aller Welt.

An Oma Resi und Opa Josef in Wien wird eine, von allen Mitemigranten unterzeichnete Geburtsanzeige des kleinen Eli, des ordnungsgemäß Beschnittenen (selbstverständlich findet sich auch ein Mojl im Lager) gesendet, was im alten Zuhause zu einem kleinen Fest soll Anlaß geben.



In Deutschland, in Österreich (von unseren Palästinawanderern »Heimat im einstigen Leben« genannt), ändert sich in diesen Jahren politisch wie auch im Judenproblem wenig. Preußens Wilhelm, Regent doch des Reichs, kennt kein Umdenken – trotz Bismarcks Entlassung (und wird auch in Zukunft keines kennen), das »Regime von Blut und Eisen« (so vermerkt's der Landau im dicken Sippenbuch) hat sich seinen eig'nen Herrn geschaffen, den »deutschen Gott«: die deutsche Armee und des Monarchen Mission als von Himmlischen Gnaden verkündet, welch quasiblasphemische Zweieinigkeit der Kaiser in seinen Reden immer wieder hervorhebt; dazu straft er den liberalen Reichstag mit Verachtung – Geltung in seinen (halbgöttlichen) Augen hat nur der konservative Preußische Landtag. Die Gesellschaft, die deutsche (trotz Erklümmung steiler Höhen geistiger, technischer Natur) vermag nicht, unternimmt es nicht, sich über das Niveau des demikonstitutionellen Polizeistaats zu erheben.

Nebenan, in Franz Josefs Monarchie ist es (mit Variationen) im Endeffekt ähnlich: zwar erwartet Österreich-Ungarn nicht, daß die Welt an seinem Wesen genese – man ist sich so gewiß seiner spirituellen, menschlichen Größe (diese Arroganz, insbesondere die der Wiener wird von der Welt gnädig hingenommen und mit dem sprichwörtlichen Charme der Menschen dort entschuldigt, mit welchem nach außenhin – hinter den Kulissen hat jener Charme wenig charmantes an sich: er decouvriert sich als eine Mischung von Heuchelei, Devotismus, List und Opportunismus – gegläntzt wird), daß man es nicht nötig hat, mit dem Säbel zu rasseln und der Restwelt den hehren Donauländer vorzuführen wie Preußen es mit seiner Spezies tut.

Da wie dort allerdings wachsen die Widerstände, die Sozialdemokratie ist im Kommen. Diese Partei der Arbeiterklasse, vielfach angeführt von Intellektuellen, repräsentiert, gelenkt, ficht mutig gegen jene »Auswüchse«, die doch keine Auswüchse, die auf dem Durchschnittsdenken des Durchschnittsbürgers basieren. Das Proletariat steht ja dazu geistig (oder ungeistig) in nicht geringem Maße im Lager der Rechten, der Rechtsaußen – dort wuchert auch allerorten die Lehre vom Unglück, das die Juden den Deutschen, den Österreichern – wie nicht wenig anderen europäischen Völkern – angeblich bedeuten; diese Doktrin soll sich zum Wahlspruch entwickeln da und dort.

»Der Verzweiflungskampf der arischen Völker mit den Juden« hat sich (folgerichtig) eine, 1890 veröffentlichte, Agitationsschrift des erwähnten Ahlwardt betitelt. Mit dieser ist die These vom »Ariertum« den Massen nahegebracht. Welche Volksstämme nun wirklich den Ariern zuzurechnen, davon hat der Herr Volksschulrektor wie die Heerschar der potentiellen deutsch-österreichischen Judenmörder keine Ahnung, man will auch von solch Haarspaltereien nichts hören. Für jene Phalanx ist der blonde, blauäugige Deutschländer und Ostmärker (zum ersten Male taucht auch die Figur des arischen Alpenbewohners auf) der »Herrenmensch«, der hochgewachsene – und daß der Großteil jener Recken weder reckenhaft noch blond noch mit blauer Augenfarbe gesegnet und schon gar nicht »*schlank und rank*«, so der alldeutsche Ariar gepriesen, stört die, dichter und dichter wuchernde, Riege der Rassenfanatiker kaum.

Durch des Ahlwardt Feder verschaffen die Höherstehenden der Geistesrabauken sich gut Gehör: ein Pamphlet gegen den semitischen Bankmann Bleichröder, Bismarcks Exfinanzvertrauten, Beleidigungen des Reichskanzler Caprivi, die Broschüre »Judenflinten«, in der er dem jüdischen Abgeordneten Loewe⁴⁷ (einem Waffenhändler) unterschiebt, »nach Verabredung mit dem Jüdischen Weltbund in Paris« für das Preußische Kriegsministerium zu Berlin »schlechte Gewehre« zu fabrizieren (man sieht: auch ein Kriegsgewinnler, ein wahrlich nicht links stehender Hebräer ist von der Hatz nicht ausgenommen!). Das Gerichtsverfahren gegen den Verfasser endet zwar mit Schuldspruch, doch er ließ sich von seinen Antisemiten in den Reichstag wählen – so per parlamentarische Immunität vor weiterer Verfolgung geschützt⁴⁸; und der Straßenterror wütet weiter, ärger denn zuvor.

Nicht anders in Wien.

Da wurde Herr Lueger abermals zum Bürgermeister gewählt – in einer (kaum Nestroyanischen) Posse. Durch des Christlich-Sozialen 2. Wahlgewinn entgegen das Votum Franz Josephs entstand im Lande des Landau eine prekäre, kommunalpolitische Situation, worauf der »Doktor« sich vom »guten Kaiser« zur Audienz bitten ließ, in welcher eben ein »*diplomatischer Kompromiß*« (ein fauler) ausgehandelt: Lueger solle auf das höchste (gewählte) Amt der Metropole verzichten, damit der Gemeinderat (aus derselben rech-

ten Mehrheit) einen Anderen an seiner Stelle könne auswählen, welchen Kandidaten der Monarch sodann gerne bestätigen wolle; und so wurde Luegers Strohmann, der dummantisemitische Buchhändler Strohbach erkoren (Stroh bleibt Stroh, registriert Leib sarkastisch), Lueger selbst zum Vizebürgermeister gemacht – rasch erwies der Strohhige sich denn als allzu strohig im Kopf, so daß nun eben, anno 97, der »*Volksheld*«, der Lueger zum dritten Male Erster der Bürger Wiens wurde.

Da mit jenem Akt den donauländischen Judenfressern die, ihnen längst offenstehenden, Türen und Tore noch weiter aufgetan, bedeutet er den Auftakt zu einer giftigen Befruchtung der Umwelt, die von Wien aus das deutsche Volk soll überwuchern.

In Frankreich steht in jener Frist der Jahrhundertwende Hector die Dreyfusaffaire durch.

Im August 99, als das höchste Kassationsgericht zu Paris die ursprüngliche Untersuchung wie die div. Verfahren für ungesetzlich erkannt und die Prozeßweiterführung dem Militärgericht von Rennes hatte übertragen, ging diese dann dort – von leidenschaftlich-politischem Kampf im Lande begleitet – über die Bühne. Die Antidreyfusisten hetzten um so heftiger in Drumont'schen wie anderen Blättern, die Dreyfusanhänger entwickelten in der, ihr zur Verfügung stehenden Presse – dem *SIÈCLE*, dem alten *L'AURORE* wie weit'ren guten Gazetten die Gegenagitation, die Nationalisten zeterten, daß ein Freispruch des Juif Frankreich vor aller Welt zu blamieren imstande (wie recht hatten sie doch!), und die Armeechefs taten in Rennes alles, ihren »*guten*« Ruf zu retten, indem sie die Schuld des Angeklagten abermals nachzuweisen manipulierten.

Labori aber (assistiert vom Cohèn) zerschlägt in plausiblen Plädoyers das morsche, auf gefälschtem Material errichtete Gebäude der Anklage, die Richter begreifen wohl, daß die (im Lande vielgerühmte) »*vérité*«, die Wahrheit von Dreyfus' Advocaten vertreten, sie aber stehen unter dem geistigen Terror der »*guten*« Franzosen. Nach dem Attentat auf Maître Labori (in Paris zittern Jean-Luc und Paola um Hectors Leben) gibt's keinen Zweifel mehr: der Moloch Militärkult der Grande Nation fordert eine neue Justizlüge. In der Tat spricht der Generals-Senat sich mit 5 zu 2 Stimmen gegen den

Angeklagten aus, und er verkündet sein, mehr als zweideutiges, Urteil: Dreyfus ist – unter mildernden Umständen – schuldig; zugleich jedoch schlägt das Gericht dem Präsidenten der Republik die Begnadigung des »*Verbrechers*« vor.

Ein schmieriges Geschäft, den Juden die Schuld eines Dritten auf sich nehmen zu lassen. Der Fall längst zum Politikum geworden.

Hector tut alles (gemeinsam mit seinen Anwaltspartnern) Dreyfus dazu zu bestimmen, die Begnadigung, welche seine Unschuld doch nur zu verschleiern bestimmt, zurückzuweisen und nun eine abermalige Revision einlegen zu lassen – doch der, erschöpft durch seinen Cayennesaufenthalt wie seelisch überfordert durch den (endlich) Zusammenbruch seiner Weltanschauung, seiner Affenliebe zu La France, acceptiert den Gnadenakt und zieht sich in die häusliche Sicherheit seiner Millionärstochter zurück; hinter ihm – weltweit eine Flut der Reaktionen auf sein – wahrlich weltbewegendes – Schicksal.

Clemenceau, Jaurès wie andere respektable Republikaner arbeiten fortan an der Enthüllung weiterer »*patriotischer*« Machenschaften der Rechten, 1903 entdeckt Jaurès der Deputiertenkammer ähnliche Unregelmäßigkeiten des früheren Generalstabs, der neue Kriegsminister (André) studiert nun das ominöse ›Geheimdossier‹ contre Dreyfus höchstpersönlich und kommt zum Schluß, daß – von Seiten der Anklage – eine neuerliche Revision unumgänglich sei, Frankreich von allem Unrat reinzuwaschen. Unser Hector triumphiert, bewegt schließlich seinen Mandanten, selber um solch eine nachzusehen; zwei Jahre dauert dies Verfahren, bis der Oberste Gerichtshof des Französischen Staates (1905) Alfred Dreyfus für un schuldig erklärt.

Das Land soll von klerikal-antisemitisch-chauvinistischem Schmutz gesäubert werden.

Maître Cohèn darf diesen Hoffnungsschimmer Europas noch erleben und entschläft – zufrieden mit seinem Wirken, seine Lieben tröstend, die um ihn in der letzten Stunde: Sohn, Gefährtin – einen Monat nach Beendigung seines wichtigsten Rechtsfalles im Siebzigsten.



*Cousin*⁴⁹ George hat's geschafft.

Mit dem von ihm selbst verfaßten, selbst komponierten Musical-Sketch⁵⁰ »The Governor's Son« tritt der erst Dreiundzwanzigjährige am Broadway auf. Alle »Four Cohans«⁵¹, wie die letzte Show der, langsam berühmt werdenden, Truppe betitelt war: Pop Jerry, Mom Helen, Ethel, der Autor selber wie seine kleine Schwester Josy, die – trotz blühender Rundungen – immer noch die Kinderrollen übernehmen muß.

Abe und Becca (dem Trend in der neuen Heimat folgend hat Abraham Cohen Vor- und Zunamen veramerikanisiert: ›Abe Cahn« nennt er sich nun, sich ›Ricky« rufen zu lassen, hat seine Rivca sich standhaft geweigert, da ist man auf das ›Becca« verfallen) und die kleine Golde haben Fuß gefaßt in der Bronx, wo man – nach einer Woche der Gastfreundschaft der Cohans in Brooklyn – eine kleine Tiefparterrewohnung (ausgebauter Keller mehr) gefunden. Die wenigen Schochetjobs in der Gegend waren vergriffen, also hat Abe kurzentschlossen Arbeit angenommen am Gemüsemarkt von East-Tremont: mit seinen starken Schultern schleppt er jetzt zwei Kisten Kohlköpfe wo ein Anderer nur eine schafft (30 *pounds*⁵² wiegt so eine Box immerhin), muß bereits um 4 Uhr Früh aus den Federn, dafür hat er ab Mittag frei und kann sich anderweitig umtun. Jeden *Friday*, da er bis zum Abend am *market-place* für einen Extradollar alles *sober*⁵³ macht eh' die Sonne sinkt (auch die nichtjüdischen Unternehmer haben sich da den mosaïschen Gebräuchen unterworfen), bringt der Mann eine volle Lohntüte nach Hause, wo die Tafel von seiner Becca festlich gedeckt.

Ungeachtet seiner Ehrlichkeit, mit der Pop Abe einen *buck*⁵⁴ auf den andern legt, bis er die Kosten der Schiffspassage wie die Bahnkarten Warschau-Hamburg wird Schwager Dov ersetzen können, und obwohl seine Teure (wie für Chavele damals in der alten, russischen Heimat) die Zückerbüchse (den *sugar*⁵⁵ bewahrt sie in einer alten Terrine auf) mit *nickels and dimes*⁵⁶ füllt für Goldes Ausstattung, leistet man sich ein opulentes Sabbatmahl. Auch wenn man sonst die Reinheitsgebote nicht mehr so sehr beachtet, sich weitgehend den christlichen Amerikanern assimiliert.

Und das *girl*, das aus dem Schluß-»e« seines Namens rasch ein Ypsilon gemacht – die Goldy hilft mit ihren Dreizehn der Mutter fleißig im Haushalt und bei den Näharbeiten, welche diese für die Nachbarschaft ausführt, die sich schon leisten kann, ein paar Cents abzuzweigen für solche Zwecke.

»*Abele* – (Becca verjiddischt den schönen, neuen US-Namen ihres Avram) – *what's that wús dü mir do anschleppst??*«⁵⁷

Mrs. Cahn will von ihrem (im *block*⁵⁸ bereits Vorbild den jungen Bóchern) mit einem alten aber gewaltigen Handkarren ankommenden Ehemann wissen, was der im Sinne hat mit dem Leiterwagen, den er an seinem freien Nachmittag vom Josh Litwak⁵⁹, dem Transportunternehmer anstelle von vier Stundenlöhnen hat angenommen, nachdem er ihm beim Umzug seines Geschäfts ins noble Queens, nach Elmhurst geholfen.

So setzt Abe seinem Rivcale auseinander, was er sich errechnet aus dem Wegzug des Litauers aus der Bronx und dem Erwerb des Gefährts: für die erste Zeit wird er am Markt nur mehr 3 Tage *each week*⁶⁰ schuftet und die andere Zeit kleine Fuhraufträge ausführen mit dem Wägelchen, dann – wenn der Laden läuft – will er das Obstschleppen ganz sein lassen und sich als *remover*⁶¹ etablieren, und am Ende – –

»*Bistü total meschigge, husband? Like a kejlef megst ü ziehn a Wejgele durch die streets, daß iach mach nisch mehr kenn erojswagn uff der Gass als Wáb vün an Kuli...?!*«⁶²

Da wird Abraham Cohen zum ersten Male in seiner zwanzigjährigen Ehe mit seinem Weibe ernstlich böse, und er expliziert ihr den *American Way of Life*⁶³: nichts ist anrühlich, was Geld bringt – heute Lastenträger, morgen Karrenesel, übermorgen Spediteur. Und Rebecca das Schtejtlkind sieht unter Tränen ein, daß sie schief liegt mit ihren kleinbürgerlichen Bedenken im Lande der – wahrlich unbegrenzten – Möglichkeiten einer Karriere. Doch dieser Abend bringt den Ex-Ludinowoern nicht nur Debatten und Belehrungen, sondern – »*Masltov!*« – auch endlich Nachricht aus Rußland, aus Petrograd von Chavele und Jossel.

Sofort aus Warschau hat man den Kindern mitgeteilt was Furchtbares vorgefallen (damit deren Befürchtungen bestätigt), den Tod von Großvater Hirsch, Vater Mendel, die Flucht geschildert – und weil man noch keine Adresse konnte wissen von den Beiden, hat man den Brief jenen Freunden Bronsteins übermittelt mit der Bitte, ihn den Biselechis weiterzureichen, das hat geklappt, die Benannten in Moskau ließen denen die Post zukommen, Chava hat rasch nach Warschau an Tante Rahel geschrieben – dies jedoch hat gedauert, bis die Adressaten sich längst schon eingeschifft; so hat Frau Manasse dann die Epistel (ergänzt durch eig'ne Zeilen, Grüße und Wünsche) weitergehen lassen zu den Cohans in New York, da hat Base Ethel jetzt – in Anbetracht der sehnsüchtig erwarteten Nachricht – einen ›Yellow‹ gehired⁶⁴. Nun erreicht der Brief (nach einer kleinen Weltreise) sein Ziel in der Bronxer Monroestraße.

. . . hat mein Jossele, der harte Revolutionär in meinen Armen geweint wie ein Kind, als das er an seinem Vater gehangen. – Wir haben's fürs erste gut getroffen hier: Jossip (wie sich Euer Schwiegersonn jetzt nennt) arbeitet als Briefträger (so kann er unbeobachtet mit den Genossen Kontakt aufnehmen, Botschaften überbringen von der Zentrale in Moskau, die er unter die Post schmuggelt), ich helfe als Nurse – in Häubchen und bourgeoisweißer Schürze – bei einer kinderreichen Aristokratenfamilie, die gute Connexe unterhält zum Winterpalais⁶⁵ und den zaristischen Apparatschiks. Da schnappe ich das eine oder das andere auf, das den Unsern wichtige Hinweise kann liefern auf die Usancen bei den obersten Blutsaugern und Totschlägern . . .

Die Cohentochter aber gibt – vorsichtig – eine Deckadresse an, falls der Brief »von den Schnüfflern, den verdammten« zensiert wird, daß man ihn nicht zurückverfolgen könne zum Absender, und ihre Mutter, die Todesängste ausgestanden um die ältere Tochter in der »Höhle des Löwen«, des Zaren, kann aufatmen und dem HERRN danken, daß ihr geliebtes Kind und der Jossel trotz allem leben und gesund sind.



Abe Cahns ältere Schwester macht mit ihrem Dov im Feber⁶⁶ des folgenden Jahres – Nullzwo – eine Reise nach Wien.

Die polnische Advocatenkammer hat – hohe Ehre für Dr. Manasse – diesen erwählt, mit der collegialen Institution Österreichs Fühlung aufzunehmen betreffs Vorverhandlungen im jeweils anderen Hoheitsgebiet anhängiger Rechtscausen civiler Natur. Dov spricht deutsch und französisch fließend, polnisch sowieso, ist (neben seiner juridischen Qualifikation) prädestiniert für die diplomatische Mission durch sein seriös-gewandtes Auftreten; in die Kanzlei in Warschau hat er einen jungen Referendar aufgenommen, den Tadeusz Leibowitz (Jude auch, strebsam, hochintelligent), knapp vor seinem *doctor juris*. Dem ist für die vierzehn Tage, da sein Chef an der Donau weilt, die Führung der laufenden Mandatsachen anvertraut.

Rahel, die von der weiten Familie am intensivsten mit Onkel Leib in Korrespondenz steht (seit der die Annalen aus Paris mitgebracht und alle Clanmitglieder angeschrieben), hat auch am meisten übrig für die Heraldik der Cohenleute. Immerhin geht ja ihre Linie direkt zurück auf jenen Ezra, den Sefarden.

So freut sie sich schon auf ein Treffen mit dem Weisen aus Galizien – steht nun mit dem Gatten vor ihm, der sie abholt vom Franz Josephs-Bahnhof, wo er selber damals – vor mehr als fünfzig Jahren – mit ihrem Onkel Moses und der ganzen Mischpóche in Wien eingetroffen.

Das »Schalom« und »Wus tüt sach im Schtejtele?«⁶⁷ weicht dem »Küßdiehand« und »Was gibt es neues?«, denn Frau Manasse hat von ihrem Mann ein gutes, hohes Deutsch gelernt (die vielen Briefe an Leib noch in Polnisch abgefaßt), die »Metropolisten« aus Warschau werden vom »Metropolisten« aus Tarnow in ein nobles Ringstraßenhotel gebracht (im Fiaker natürlich), ins feudale »Bristol« an der Oper, für welche (kaum geringen) Logiskosten Dovs Rechtsanwaltsliga aufkommt.

Keine zehn Minuten, nachdem die ausländischen Herrschaften sich bei der Reception ins Gästebuch eingetragen, taucht auch Vetter Nahum auf, der Professor Kahn, und fällt der Cousine um den Hals, ohne seine wie deren Ehgemahls akademische Würde zu verletzen. Wie seltsam, daß Norbert die einzige (*en plus*⁶⁸ ihm gleichalt'rige) Nichte seines verstorbenen Papas nur ein Mal (bei der Pariser Weltausstellung, als er noch ein armer Student) gesehen hat, sind doch die Entfernungen – zeitlich gemessen – zwischen den Ländern Europas noch so groß, daß vielfach Verwandtenbesuch eben unterbleibt. Wie in der großen Welt kommt Rahel sich dann vor, als der Professor-Doktor sie, Dov und Leib auf einen Coctail einlädt in die Bristol-Bar, rundum elegante Damen und Herren hockt sie auf dem hochbeinigen Stuhl, nippt an ihrem Irish-Coffee, bestaunt den Inder mit seinem Turban und den Ägypter, der gar in Fez wie wallendem Gewande erschienen; und auch Doktor Manasse darf das internationale Publikum der alten Kaiserstadt bewundern.

»*Ich bin richtig bös mit dem Norbert, daß er Euch nicht eing'laden hat, bei uns zu logier'n!*« empfängt Rosalie den Besuch in ihrem charmant-näselnden, aristokratischen (wennauch nur angelerntem – die Grazer sprechen einen anderen Dialekt) Wienerisch, jovial die Frau Villenbesitzer – und der Edi, der angehende Maturant küßt der Frau Tant' galant die Hand und läßt sich vom Onkel väterlich in die Arme schließen. Dann serviert die pralle Poldi einen Mokka, und die Verwandtschaft ist rasch im Debattieren über die Lage in Europa, die hohe Politik und – wie könnt' es anders sein bei Landaus Steckenpferd – dem Thema Juden. Da verlegen die Herren für eine gute Virginia das Schlachtfeld in die Bibliothek, daß die Damen am Cafétisch ungestört (und mit herrlichem Gebäck – echten Wiener Vanillekipferln) über die Mode wie andere Thorheiten des schwachen Geschlechts mögen parlieren.

»... *also ich seh' das eig'nlich gar nicht so schwarzweiß!*« fällt der Professor Dov in die Rede, der mit Leib accordiert in der These, daß die politische Entwicklung in Österreich wie in Polen (und Deutschland auch) Hand in Hand schreite mit dem aufkommenden Antisemitismus.

»*Was hat zum Beispiel der Liberalismus* (Norbert ist ja Mann der Mitte, beliebt als »*freiheitlich gesinnt*« sich zu gerieren) *in Europa mit dem Judenhaß zu schaffen?*«

»Nahum!!«

Wenn Onkel Landau dramatisch wird, ist Dr. Kahn bei ihm wieder das kleine Jüngle, das er damals unter seine Fittiche genommen, als ihm der Vater starb.

»Bist du so naiv oder stellst du dich nur so?? – Gerade der Liberalismus ist mit dem jüdischen Problem in Ost und West eng verknüpft! Erstens sind nicht wenige importante Vertreter dieser weltanschaulichen Richtung in unserem Lager zu finden – rechnest du dich nicht selber zu ihnen? – und zweitens soll ja der Liberalismus eine Bresche schlagen in den üblen Dualismus, die Front der Konservativen, mit welchem Gedankenflug diese auch die Juden – uns alle Drei – ins Abseits gedrängt haben und noch drängen.«

»Bravo!« läßt Doktor Manasse sich vernehmen. *»Da hat Onkel Leib hundertprozentig recht. Ist ein Jude von heute nicht ein unverbesserlicher Richter – wie zum Beispiel unser Vetter Manfred in Stettin, oder ein wilder Sozi (das ›wild‹ bitt' ich nicht so streng zu nehmen!), gar Radikalinski wie der Herr Schwiegersohn vom Bruder meiner Frau, der Jossel in Rußland – dann muß er ja vice versa die Stellung der Freiheitlichen beziehen, will er nicht seine eigene Sippschaft (auch dies bitte übertragen zu nehmen) nach jahrhundertelanger Verfolgung und Diskriminierung da und dort endgültig ins Verderben rennen lassen.«*

Die Glocke am Gartentor unterbricht die, immer leidenschaftlicher geführte, Diskussion der Herren: Mamma Resi ist vorgefahren mit ihrem Grünzweig, denen Norbert einen Einspänner⁶⁹ geschickt.

Also begibt man sich zurück in den Wintergarten zur Damenrunde, der Herr Professor küßt die Mutter, die den »kleinen Edibub'n«, der von seinen Hausaufgaben aus der Mansarde herabgeeilt, die Oma läßt sich von der Schwiegertochter, der Rosalie hofieren, wie fesch sie aussieht in dem »neuen Kostüm« (ein altes Stück, das ihr Josef geschickt gewendet und aufgemöbelt mit einem Pelzkragerl); und dann treffen auch Toni und Elschen ein (16 wird das muntere Mädlschon im Frühjahr) – allesam von Onkel Leib herbeizitiert: der gesamte Cohen-Landau Trupp österreichische Abteilung, denn endlich fährt auch noch Tante Luis vor, stolz an der Seite ihres älteren Bruders die Warschauer kennenlernen zu dürfen.

In den zwei Wochen, da Dr. Manasse in Wien mit den Kollegen der österreichischen Kammer verhandelt, sitzt Rahel (neben einem Besuch von Elses Halbbruder Richard Maurer und einer Einladung ins Währinger Refugium der guten Tante Resi wie ihrem Schneidermeister in Ruhe) viel mit Onkel Leib zusammen. Die Chronik, die der Mann mit übergroßem Fleiß seit vierzig Jahren, seit 1863 betreut, da sie ihm in Paris anvertraut vom französischen Neffen, beeindruckt Frau Manasse – bei ihr zu Hause in Warschau stapeln sich die Briefe aus aller Welt: die von Rebecca, ihrer Schwägerin in kalligraphischem Jiddisch abgefaßten Episteln aus Ludinowo (bis zu jenem blutigen Zwischenfall vom Mai 1900), aus Amsterdam Geschichten Gretjes in holprigem deutsch, aus London schöne Schilderungen des Lebens und der Besuche im Schottischen von Wilhelma – dazu politische Berichte von Cecil selbst, nicht zu vergessen die vielen Reporte Leibs selbst. So ringt der Chronist in den Tagen, da er und Róchele brüten über den hundert Schriften und Papieren der Cohen, sich zu einem Entschluß durch: er vererbt der Warschauerin das Buch der Mischpachà – wáhnt sich an der Schwelle zum Jenseits, ist glücklich, einen eifrigen Nachfolger gefunden zu haben, das Werk fortzuführen.

Da gelangen die alten Annalen denn zurück nach Polen, der wichtigsten Station unserer Leute nach den Auszügen aus deutschen Landen von anno 1096 und 1632.



Das einschneidendste Ereignis der Folgezeit, das Rahel, die neue Schreiberin zu Papier bringen muß: Landau hat seherisch die Reise zu IHM vorausgeahnt, nur wenige Wochen nachdem er die Feder aus der Hand gelegt über der Chronik, wirft ihn eine Bronchitis auf's Lager, keine gefährliche Krankheit, zuviel aber für einen Mann an die Neunzig.

Schwester Luis sitzt an seinem Bett wie er's getan in Pflege an ihr, als sie gelitten um ihren Hugo – Dr. Rochmes ist nicht mehr, ein junger, nichtjüdischer Mediziner hat dessen Praxis übernommen: Dr. Körner kommt zur Visite, aber es gibt nicht viel zu verschreiben – die Atemwege reinigende Säfte, Kreislauf-stärkende Mixturen, des Tarnowers Gesundheitszustand aber soll sich nicht bessern, ins Spital, wo sein Vater einst gestorben, will er nicht, das lange Liegen macht ihn schwach.

Da ruft er nach all den Seinen, Abschied zu nehmen.

»Mach' keine Witz', Onkel Leib – mit deiner Konstitution erreichst du die 120 ... hat der Arzt gesagt!« sucht Professor Kahn zu scherzen – Knabe Nahum wieder angesichts des nahenden Todes seines Wohltäters.

»Wirst' scho' seh'n – bald bist' wieder g'sund!« küßt ihn Elschen, die mit Mamma Toni, seiner jüngsten Schwester gekommen, und *»Bleib' noch a bisserl – was soll'n die Luis und ich tun ohne dich ...«* weint Resi.

Allein nicht im Schmerz seiner Lieben will der Alte diese Welt verlassen.

»Willst du mich glücklich machen, Reisele? Wisch aweg die Tränen!« fällt er in seiner letzten Stunde ins Jiddische, wie Barnawe Cohen damals sich empfahl vom Sohn.

»Ünd laß mach herüpgajn mit an Pónem an frejlachn zü ünserm alten Táte ünd san Dvojrele ünd dein Mojsche selig.«⁷⁰

Reisel schluchzt auf, dann lächelt sie mit nassen Blicken, dem Bruder den letzten Wunsch nicht abzuschlagen. Und Leib aus dem Geschlechte der Landau sieht erlöschenden Auges seiner Seele nach, die entschwebt zum HERRN, zu dem er so lange Jahre seines Lebens die Stimme zum Sang erhoben.

Aus dem Begräbnis am Wiener Zentralfriedhof – 4. Tor, mosaische Abteilung wird eine schöne Leich’⁷¹. Die Kultusgemeinde hat ihrem dahingegang’nen Kantor eine Bestattung ausgerichtet wie einem Rabbiner – nach Leibs Willen ist’s sein alter Freund Joseph, der den Sarg mit dem gesamten Vorstand der Kehilla und den Angehörigen durch ein Spalier tausender jüdischer Menschen wie christlicher Trauergäste, die Anteil nehmen am Tod des großen Synagogensängers, hinaus geleitet zur Ruhestätte des Schnorrers Jochanaan und seiner Debora, der Rzeszower Schachchente.

Neffe und Großneffe aus der Cohenfamilie haben die Kippa auf’s Haupt gesetzt (Mama Rosalie, die katholische sieht das nicht so gern), und am offenen Grab wird auf Geheiß des Professors jene Grammophonplatte abgespielt mit dem »Kol Nidrej« – von dem besungen, den man in die Grube senkt. Und obwohl der Greis gebeten, ihm keine Tränen nachzuweinen, sind Aller Augen derer voll als Rabbi Bloch sein

»Haschèm natàn we Haschèm lakach!«⁷²

gesprachen und der Mensch in der Erde versinkt, aus der er entstanden.

Ein braver Jude ist nicht mehr.

Die Nachwehen auf Leibs Ableben: die alte Luis ist ganz allein in der Wohnung, Toni und Elschen (Handelsakademistin schon, Lehrmädchen bei einem Rechtsanwalt, genau wie die neue Chronistin damals begonnen) haben nicht so viel Zeit, andauernd bei ihr zu sein und sie zu betreuen – so lädt man die Tante ein, ein paar Monate in Döbling Ferien zu machen von der Brigittenau (während dieser Zeit soll die Landauwohnung gehütet werden vom Heini Levisohn, Greislernachfolger seines Onkel Daniel, jenem Henoch, der als Bub einst dem Dr. Adler das folgenschwere Brieflerl ins Ringtheater gebracht).

Alles aber wird rückgängig gemacht, als der achtzigjährige Josef Grünzweig seinem Schwager nachreist in den Himmel. Resi – zwiefache Witwe nun – gibt die teure Etage in Währing auf, kann leben von der Pacht aus der Schneiderwerkstatt wie von den großzügigen Zuwendungen des Sohns, des Einzigen, und sie zieht zurück in die alte Heimat am Mathildenplatz zu Luise, daß die beiden alten Schwestern ihre letzten Jahre zusammenverbrächten.

Die weiteren Verhältnisse bei den Wienern: Antonie führt in Gemeinschaft mit Stiefsohn Richard die »Maurer Musik«, dessen Töchterl, die kleine Kitty macht ihrer ledigen Mama viel Freude, und der Vater haust weiter in der Dorotheergasse und »steigt nach«. Feschak, 37, begehrt bei den jungen Damen der Branche als Verleger und erfolgreicher Texter.

Dr. Norbert Kahn hält sich wie bisher weniger als halbsoalte Geliebte, Gattin Rosalie, ewig mädchenhaft schön, revanchiert sich auf fürderhin, Papa Erich genießt seine späten Tage als reicher Mann in seiner steiermärkischen Villa (die Fabrik ist eine Aktiengesellschaft geworden), der gute Salzmann hält die Mehrheit der Anteile und sich die feschbusige Mizzi als Alleinunterhalterin, sein Enkelsohn und Liebling, der eitle Edi hat die Mittelschule erfolgreich abgeschlossen, studiert jetzt ein bisserl (Mathe⁷³, Physik), will Erfinder werden – Vater richtet ihm im Keller des Hietzinger Hauses ein Laboratorium ein mit allen Schikanen. Zu Mamas Entsetzen knallt's da sporadisch, doch der junge Herr entkommt stets rußgeschwärtzen Antlitzes; dann wird er von der Poldi gereinigt, von der er sich auch von Fall zu Fall verführen läßt (»... daß er was lernt auf dem Gebiet!« – Poldis erster Entdecker soll übrigens der Hausherr selber gewesen sein) – nach dem Busch'schen Motto: »Ein jeder Junge hat nun mal . . .«

Der kleine Cohenreigen.



Rahel Manasse erhält in ihrer Schreibarbeit unerwartet Schützenhilfe. Als auf Potter Castle die, erst neunundfünfzigjährige, Witwe Vicky verstirbt (Blinddarmdurchbruch), erfährt sie von Sohn Cecil (als Antwort, daß die tausendjährige Chronik nun in ihren Händen läge), daß der sich – seit Jahren schon – als Privatgelehrter mit Historik befaßt, auch der jüdischen natürlich im Angedenken an seine Großmutter Saskia. Und da dem Pottererben eine außergewöhnlich reiche Bibliothek im Schloß zur Verfügung steht (neben der Bestückung der Gemäldegalerie hat man sich in den Jahrhunderten auch auf diesem Gebiet verdient gemacht), kann er Rahel Wissenswertes über die Geschichte des Volkes vermitteln, dessen Studium ihr gelehrter Vorgänger Leib so viele Stunden seines Lebens gewidmet.

Von Nichte Chava und ihrem Jossip hat die Schreiberin ebenfalls Nachricht (aus Petersburg weiter) – sie, die unverdrossen mit den Genossen hinarbeiten auf die Revolution, haben auch sofort das Briefelr beantwortet, das ihnen Mammele auf ihre prompte Nachricht hin gesendet.

Die poesievollste Prosa jedoch kommt von der – aus dem neuen York, die doch schon in der alten, russischen Heimat die Begebnisse in jauchzendem Jiddisch zu Papier gebracht.

Die Lichter Manhattans grüßen über den River wie die Millionen Sterne des Paradieses, das zu erringen die Sehnsucht der Menschen – der Menschen am diesseitigen Gestade des Wassers: friedliche Bataillone der Anwärter auf das Glück und den irdischen Reichtum derer in den jenseitigen Himmelsburgen um den Broadway, diesem von hunderttausend Glühstrümpfen gewärmten Prospekt⁷⁴ des Vergnügens – Stätte des Treffens der Welt.

Dann folgt Mrs. Cahns Report über familiäre Belange.

Gatte Abe hat mit Ausdauer seinen Plan verwirklicht: die Zeit des Lastentragens gehört der Vergangenheit an, aus dem Handkarren ist ein Pferdefuhrwerk geworden – das Zugtier holt Avram sich für Stunden oder Tage vom Rumäner⁷⁵, dem Negréa⁷⁶ (seine Mischpóche war in Arad zuhause, ehe sie, auch vor judenfeindlichen Aktionen ihrer Landsleute, über den großen Teich geflohen), der in der Bronx einen kleinen Stall unterhält im Hinterhof, *two blocks off*⁷⁷; und nach Abzug dieser Mietsgebühr und der anderen Unkosten

(inclusive dem Lohn für den Gehilfen) bleibt Mr. Cahn jetzt Woche für Woche bei den ansteigenden Orders (kleinere Übersiedlungen, Bestellungen von Geschäftsaufträgen aller Branchen, div. andere Fuhren) immer noch mehr als das doppelte, was ihm seine breiten Schultern am Gemüsemarkt eingebracht.

Mom Becca erzählt auch pointenreich von den beiden Izzis: jenem Schusterbuben aus Ludinowo, der (gleich den Cohen mit seinem Täte den Kosakenkillern glücklich entkommen) seinen Weg nach New York gefunden und sich dem Herrn Spediteur angedient (die Arbeit an der frischen Luft macht dem lustigen Kerl mehr Vergnügen als das Hocken auf dem Dreibein – dazu verehrt er die Golde, will in ihrer Nähe sein), und seinem Namensvetter, dem »Blindenhund«. So nennen sie in der Monroestraße den kleinen, Balinesohn, weil er den Sol⁷⁸ führt, der das Augenlicht eingebüßt.

Geboren im Jahre 1888 in Temun, dem sibirischen Schtejtl, hat ihm sein Vater, der Kantor Moses nicht nur ein Mal gepredigt, daß in Amerika das Gold auf der Straße läge, die Izzi zwo nun bevölkert und dieses da – Cent für Cent – zusammensucht. Vor einer Judenschlachtereie geflüchtet wie Izzi eins, sind die Balines bereits vor Jahren ins Land gekommen, Pop Mojsche hat sich da als Vorsänger und Schochet betätigt, ist dann dahingegangen und hat die Witwe mit acht Waisen zurücklassen, von denen das jüngste, ebenjener Israel (wie die übrigen) zum Haushalt beizutragen hatte. An der Ecke verkaufte er schon als Siebenjähriger Zeitungen, übernahm Botengänge und Gelegenheitsjobs, bei welcher Tätigkeit er auch Mr. Cahn zu Diensten, lernte anlässlich seiner Verrichtungen ein volksnahes Englisch, als er dann den Salomon traf mit der schönen Stimme, die sein Handwerkszeug darstellt: gemütvoll trägt der auf der Gasse wehmütig-slawische Weisen vor, jiddische Liedlachs und neue *US-songs*. Izzi sammelt mit der Mütze in der Hand ab, kriegt abends ein paar Münzen für die Mutter, von denen er einen *Two-pence*⁷⁹ für sich behält, seinem Hobby zu frönen: in Bierhallen und sonstigen finsternen Etablissements lauscht er den Schlagern, die da von den Künstlern vorgetragen. Da muß der *fellow*⁸⁰ schon ab und an einen *drink* konsumieren, um nicht hinausgeworfen zu werden. Bald produziert Israel Baline sich mit den, so aufgeschnappten, Kenntnissen der Hitkunst mit seinem Arbeitgeber im Duett, und er soll noch viel von sich reden machen im *Showbusiness* der Staaten (und der Welt).



Im Sommer 1904 verstirbt – vier Jahrhunderte nach jenem Salomo Molcho⁸¹, der sein Werk vom Staat Israel vorausgedacht und dafür auf dem Scheiterhaufen der Inquisition mußte brennen – der große Visionär Theodor Herzl. Gehezt in seinem prophetischen Auftrag, sich keinen Augenblick der Ruhe gegönnt in seinen Reisen um die halbe Welt.

Zu Jahresbeginn war er noch in Rom gewesen bei Victor Emanuel, dem italienischen König, dessen (wahre) Sympathie für den Zionismus erweckt (die kurzfristige Uganda-Idee, den Staat der Juden auf dem, vom britischen Kolonialminister anlässlich einer Krise des palästinensischen Projekts zwischen dem Hafen Mombas und dem Lake Victoria zur Abtretung angebotenen, Territorium in Ostafrika zu errichten, war bald wieder verworfen), wurde von Pius X. in Audienz empfangen, dem er versicherte, daß »seine« Juden nicht beabsichtigten, sich die heiligen christlichen Stätten im Lande der Bibel anzueignen.

Weiter aber machte Herzls Herz nicht mit: Lungenentzündung, Agonie. Kaum 44 alt – jung wie so viele Lieben, die GOTT früh zu sich nimmt. Sein Traum: »Wenn Ihr wollt, ist es kein Märchen!«⁸² wird ein Traum bleiben, bis ...

Unter denen, die träumen: seine Landsleute Fritz und Trude, die – als sie zum ersten Male vom Bau der Stadt Tel Aviv am Meer hört und dahin reisen wird, das Wunder, sich aus Staub und Sand erhebend zu bestaunen – »Aviva« zum Namen wählt, die Frühlingshafte.

Doktor Herzls Zionsplan jedoch soll ein kaum unumstrittenes Unterfangen bleiben.

Wie Molcho (zu seiner Zeit als exaltierter Mystiker verschrien) im 16. Centennium in den Synagogen die Befreiung Palästinas, die Errichtung eines jüdischen Staates auf den Trümmern des jüdischen Staates der Väter gepredigt und jenen Feldzug auch den Obrigkeiten nahezubringen gesucht, begann Herzl in denselben Hochkreisen zu agitieren, nachdem er sein »*Erlebnis*« hinter sich hatte.

»Zum Zionisten hat mich der Dreyfus-Prozeß gemacht, dessen Zeuge ich in Paris 1894 war.«

Herzl hat damals die Quintessenz aus dem Verhalten der Franzosen nach Hause, nach Österreich, in die deutsche Welt gebracht.

»Daß die Juden keinen andern Ausweg und keine Rettung haben als die Rückkehr nach dem eigenen Lande!«

Aus dieser Erkenntnis entstand in den Monaten nach Abfassung seines Prozeßberichts jener »Judenstaat«, und der Verfasser selber gestand dann seinem Diskussionspartner Doktor Kahn, bis zu dieser Caesur seines Lebens seinem Volk völlig fremd gegenübergestanden, über die Lage der jüdischen Massen in Rußland, Polen und Galizien wenig gewußt – nichteinmal die Schriften von Hess und Pinsker gelesen zu haben, die doch (nach Molcho) denselben Gedanken (vor ihm) artikuliert hatten.

Nachdem der Journalist 1895 sein bedeutendes Buchwerk verfaßt hatte, wollte er es vorerst (nach eingehender Überlegung) noch nicht publizieren lassen. Grund: er war sich im tiefsten Inneren seiner Sache nicht so sicher, beriet sich darob mit Freunden, unterbreitete die Idee etlichen (wie Wilhelm konservativen) Politikern, Männern der Wirtschaft – Philanthropen, Millionären, Milliardären, unter ihnen auch ein Moritz Hirsch, als ›Baron‹ aufgenommen in die höchste europäische Gesellschaft. Eisenbahnindustriekollege Erich v. Saltens recte Salzmann, Bauherr der türkischen Bahnlinie: ein spektakulär-riskantes Unternehmen, das er erfolgreich zu Ende geführt. Wär's danebengegangen, welch Gelegenheit auf den Saujuden zu schimpfen!

Der semitische Herr mit den beiden Rufnamen: Moritz und Hirsch, offenbar ›Herschelsohn‹ also, erblickte nun in Herzls Phantasie eben eine Phantasie, worauf ihn der »Israeldoktor« barsch abfertigte.

»Ich hätte Ihnen sagen müssen, welche Fahnen und wie ich sie aufrollen will. Und – hätten Sie mich spöttisch gefragt: eine Fahne, was ist das? – Eine Stange mit einem Fetzen Tuch. Nein, mein Herr – eine Fahne ist mehr als das. Mit einer Fahne führt man die Menschen wohin man will, selbst ins gelobte Land. Für eine Fahne leben und sterben sie, es ist sogar das einzige, wofür sie in Massen zu sterben bereit sind, wenn man sie dazu erzieht.

Glauben Sie mir, die Politik eines ganzen Volkes – besonders wenn es so in aller Welt zerstreut ist – macht man nur mit Imponderabilien, die hoch in der Luft schweben. – Wissen Sie, woraus das Deutsche Reich entstanden ist??: aus Träumerein, Liedern, Phantasien und schwarz-rot-goldenen Bändern. Und in kurzer Zeit; Bismarck hat nur den Baum geschüttelt, den die Phantasten pflanzten. «

Auch mit unserm Professor, dem Norbert Kahn diskutierte Herzl eingehend über das Problem, und ähnlich jenem Baron wagte auch der das Gelingen des Unterfangens zu bezweifeln, das Freund Theodor (seherischen Geists) wie folgt zu concludieren suchte.

»Zuerst werden die Ärmsten ins Land ziehen und dort Ordnung schaffen, Eisenbahnen, Telegraphen, Brücken und Wasserwege bauen, sodann werden die Kapitalisten nachkommen, Fabriken, Handelshäuser wie verschiedene Industrieunternehmungen gründen, wodurch das Land mit dem internationalen Markt verknüpft wird. «

Wieder also tauchte der Gedanke auf, den Unterprivilegierten an die Front zu schicken, Pionier spielen zu lassen, daß später der Geschäftemacher den Rahm abschöpfte. Und doch wohl die unique⁸³ Möglichkeit, das Vorhaben zu realisieren.

Nur ein einziger Mann schloß sich des Propheten kühnem Geist spontan an: Max Nordau, Schriftstellerkollege, in Paris zuhause.⁸⁴ Aus demselben Milieu Beide, Nordau auch Ungar, auch aus bürgerlichen Kreisen gebürtig (Vater: Lehrer, ein Gabriel Südfeld, Nordau ist Maxens – gewendetes – Pseudonym), zwar elf Jahre älter als sein Mentor Theodor, zwar literarisch weit erfolgreicher, stilistisch oft mit Heine und Börne verglichen. Des Schreibers »Konventionelle Lügen der Kulturmenschheit« erregte großes Aufsehen – damit geistig sich ebenso rebellisch gezeigt wie Herzl und (wie dieser) mit dem Problem des Judentums vordem auch nicht im geringsten befaßt.

Im Lager der gegnerischen Judenschaft jedoch stehen ebenso große Geister, voran der Wiener Oberrabbiner Güdemann, der kontrapunktisch ein Traktat des Titels »Nationales Judentum« ver-

öffentlich, in welchem der Begriff schlechthin als »Neumodisches, der jüdischen Geschichte von außen aufgedrängtes« hingestellt.

Güdemanns Standpunkt: »Die ›Jüdische Nation‹ ist ein Erzeugnis des Antisemitismus, der allerorten den Grundsatz der Rasse- oder nationalen Individualisten betont.« In Wahrheit aber hätten die Juden sich seit dem Verlust Ihres Staats nie für eine Nation gehalten – vielmehr für einen »religiösen Verband hoher Weltideale«.

Genau dies jedoch drehen die ewigen Judenfeinde den Juden im Munde herum – diese als »Schmarotzer im Verband« betrachtend, die ihre »Weltideale«: den Wucher, das Antichristentum, die spirituellen Spitzfindigkeiten ihren Wirtsvölkern oktroyieren wollen.

Norbert Kahn hat in den letzten Jahren vor Herzls (und Leibs) Ableben ja viele Fragen erörtert mit dem großen Zionisten; jetzt kann er Cousine Rahel brieflich informieren über die Gespräche.

. . . war es am paradoxesten von allem für mich zu erkennen, daß der gute Theodor als sogenannter ›Jontefjíd‹ von zu Hause erzogen worden war und dann – nach seiner Übersiedlung von Budapest nach Wien – zuerst einmal in jenen ›Deutsch-Nationalen Studentenverband‹ eintrat. Zu seiner Ehrenrettung hat er diese Corporation (wie er mir versicherte) sofort wieder verlassen, als er wahrnahm, daß diese mit den Antisemiten im Land (und mehr noch mit denen im Nebenreich) sympathisiert.

Doch – so fragte ich den Denker: ›Hast du nicht schon bei Eintritt in dieser Verbindung gewußt, daß sie im Lager der Judenfeinde stünde??‹ – und Herzl gab sich fast kindisch, wie er in vielen Fragen der Weltpolitik (so hat Onkel Leib mir immer wieder eröffnet, der sich darüber ausführlich hat mit Güdemann unterhalten) eben naiv schien.

Hat Herzl, legt Frau Manasse dann fragend nieder, tatsächlich den Großherzog von Baden für einen Fortschrittler gehalten, als er ihm sein Palästina-Projekt unterbreitete – hat er tatsächlich geglaubt, daß der Baron Hirsch ein Zionist würde, wenn er antrat, ihn von der Idee zu überzeugen (in der vagen Hoffnung, ihn dabei wenigstens für den Eisenbahnbau dort interessieren zu können)? – Wo war der Zwiespalt zu suchen bei des Sehers nahezu messianischem Eifer um die Sache und seiner sachlichen, fast kühlen Überlegung??

Befindet nicht Herzl selber in diesem »Judenstaat«,

... daß es die jüdischen Einwanderer (im westlichen Europa) sind, die den Antisemitismus einschleppen oder den bereits bestehenden verstärken. Diese Tatsache bereitet den Assimilierten einen verborgenen Schmerz, der sie zu wohltätigen Werken anregt. Sie gründen Gesellschaften, die die Auswanderung derjenigen Juden ermöglichen sollen, die wieder in ihr Ursprungsland zurückkehren wollen.⁸⁵ Dieses an sich unsinnige Phänomen könnte man als possenhaft empfinden, wenn es sich dabei nicht um Leute handeln würde, die leiden.

Einige dieser Hilfsorganisationen wurde nämlich nicht für sondern gegen die verfolgten Juden gegründet. Sie wünschen vor allem, daß die Ärmsten unter ihnen so schnell und so weit wie möglich auswandern. Und so entdeckt man durch genaues Hinsehen, daß mehr als einer dieser vorgeblichen Judenfreunde nur ein Antisemit jüdischer Herkunft ist, der sich als Philantrop verkleidet hat.

Seit Landaus Dahingehen ist Neffe Norbert nicht nur nachdenklich geworden, was dessen Lebenswerk betrifft, die Allgemeinstudien der Jüdischen Sache – er ist auch politisch gereift. Tatsache: der Kantor hatte (trotz der Vorträge des Victor Adler) wenig übrig für den Sozialismus an und für sich, doch er sah sehr wohl, daß da allein die Juden das Heil in dieser Welt zu suchen hätten, wollte ihre Arche nicht eines Tages untergehen mit Mann und Maus.

Wer sonst jedoch begibt sich in die Rolle des Rufers in der Wüste, wer sonst überdenkt die Reaktionstendenz in der Angelegenheit seitens der europäischen (und sicherlich auch überseeischen) Welt? Wer sonst exponiert sich, wenn's um die Zukunft des altbiblischen Volkes geht, dem Mosessohn Nahum ja nun einmal (und mehr und mehr mit Überzeugung) angehört? Und mit seinem Sinneswandel legt der Professor sich heftig an mit Schwiegerpapa Erich, der so weit rechts (christlich-rechts dazu) steht (wohl auch nach seinem und seines Vaters Werdegang stehen muß), daß es schon erschütternd bei einem (wenn auch getauften) Israeliten; und des Adelsmannes Töchterlein ist desgleichen Monarchistin mit Leib und Seele – das Centrum schon ist ihr zu radikal, von den Sozis »gar nicht zu schweigen«, wie der Jargon so schön sagt. Denn die sind in

ihren – und in den Augen der großen Mehrheit der Österreicher und Deutschen – Außenseiter der Gesellschaft, die immer noch von »oben«, dem Adel, der Kirche, den Militärs bestimmt... Und die Kommunisten sind ja wohl kaum etwas anderes als »Berufsrevolutionäre, Unruhestifter« – wie jener Jossip, der Gatte von Base Rahels Nichte Chava.

Auch Edi der schöne ist angekränkt von Mutters Meinung – die läßt ihm auch alles durchgehen, die drückt alle beiden Augen zu, wenn er über die Stränge schlägt (wie weiland die gute Veronique in Holland es bei ihrem Hendrick exerziert) – wobei das fallweise Techtelmechtel mit der Poldi noch das Harmloseste. Da beginnt Eduard wie seine schöne Mama zu denken und hört nicht auf den Papa – der ewige Kampf: Sohn gegen Vater.

So wird der junge polnisch-österreichische Familien-Vertreter viele Jahre später erst erfahren, welch schwere Gedanken sein Papa sich gemacht über die Jüdische Frage, die er eben Tante Rahel übermittelte für ihre Cohenberichte.

Schon das Factum, daß Herzl bis vor zehn Jahren kaum etwas gewußt über die russische Bewegung der ›Zionsfreunde‹, daß er nichts ahnte von der Not der ostjüdischen Menschen – so wenig zumindest wie ein gewöhnlicher Zeitungleser, obschon er doch zu den Herstellern der Presse gehörte, ist fast unglaubwürdig. Und doch die vollste Wahrheit.

Hatte noch Moses Mendelssohn den Begriff ›Jüdische Nation‹ ganz unbefangen gebraucht, welcher doch dann verpönt, nachdem der Abgeordnete Clermont-Tonnerre das bekannte Wort hatte formuliert: ›Den Juden als Nation ist alles zu verweigern – den Juden als Menschen aber ist alles zu gewähren!‹

Wie also wird's weitergehn mit der, spirituell ach so gespaltenen, Familie der Hebräer, unserer Familie, die sich scheint's nicht Fisch noch Fleisch wähnt in ihren diversen Wahlheimaten?

Bei allen Überlegungen nun von jüdischer wie nichtjüdischer Seite jene »*Heimstätte*« betreffend in Erez Israel bleibt vorerst ein Faktor ausgeklammert: das Problem der tatsächlichen Bewohner des Landes (neben den nun 25 000 Juden), der Araber, der palästinensischen Muslemejn. Ein Problem, das in Zukunft allen Beteiligten nicht wenig Kalamitäten zu erbringen imstande: immerhin handelt's sich um einige hunderttausend Seelen, verstreut auf die verschiedenen Teile der biblischen Gebiete von Kanaan.

Noch ist nicht klar, was die Zionisten anzustellen gedenken mit dieser Menschenmasse, wenn sie – eines fernen Tages – in der Tat den Jüdischen Staat errichten werden zwischen dem Golf von Akkaba und dem Berge Hermon im hohen Norden.



Im Fünferjahr gibt's einen Trauerfall in Holland: die gute Großmutter und Urgroßmutter Wilhelma, verwitwete van Kaan, als von Kurz in Wien geboren, als Helmje de Kort in Breda mit dem Hendrick ein Paar geworden, verscheidet im Achtundachtzigsten. Die Schar der um die Weggegang'ne Weinenden ist groß – und Cecil Potter, Sohn des Eric, den einst zarte Bande an die Verblichene fesselten, kommt zur Beerdigung aus Schottland.

Nun ist der sechsjährige Moss, der's gar nicht fassen will, daß die »Uropoe« nicht mehr da, mit ihm zu spielen und zu lernen, ein reicher Mann, noch ehe das Vermögen des niederländischen Sippenzweigs in seinen Händen.

Vader Titus nimmt in jenem Jahr einen tüchtigen, jungen Niederländer aus Friesland: ein »de Vries« also – als Mitarbeiter in die Galerie auf, den fünfundzwanzigjährigen Henk. Ist so in seinen vielen Auslandsreisen unabhängiger; Mevrouw Marjan pendelt zwischen der Raadhuisstraat und dem Damrak – im »De Bijenkorf« ist ihre Bilderecke ein durchschlagender Erfolg.

Cecil erzählt dann, nach dem Begräbnis, den Verwandten voll Zorn von einem Vorfall in London in dieser Zeit, der fatale Parallelen aufweist zum einschlägigen Verhalten gewisser österreichischer Israelitenkreise, was die Einwanderung von ›Ostjuden‹ angeht.

Hat da das Home Office empfindliche Restrictionen erlassen betreffend die Immigration mosaischer Flüchtlinge aus dem zaristischen Rußland. »Überwucherung des Britischen Volkselements« ist das diesbezügliche Schlagwort – das brisante aber an der Sache ist, daß hinter jener ›Angst‹ eindeutig gewisse ›restlos assimilierte‹ jüdische Circel Englands sich verbergen. Der ›verborgene Schmerz‹, von dem Herzl in Wien sprach...

In Stettin wächst der kleine, getaufte Arny heran, Mama Regine hat für den Knaben eine standesgemäße Gouvernante engagiert – die knöcherne Kunigunde, so deutsch wie ihr Name, so streng, *par distance* mit dem armen Jungen.

Die kompakte Köchin, die stramme Stine ist wirklich noch die einzige, die mit Klein-Arnold, dem Fabrikbesitzer (er ist ja Inhaber der Rosenkranz'schen Damenrobenerzeugung, die von einem tüchtigen Herrn verwaltet wird) in gutem Einvernehmen steht. Wenn man nicht die Liebe der Eltern, die sich steifbourgeois äußert, als »gut« bezeichnen will für den Knaben. Arny leidet schon als Kind unter der höflichkühlen Haltung von Vater und Mutter, soll sich dem entsprechend außergewöhnlich entwickeln.

Papa Hoflieferant spielt den Überbeschäftigten. Wenn er des Abends aus dem Kontor hochgestiegen, hüllt er sich in eine blaue Wolke des, in seinen Kreisen obligaten Zigarrenrauchs – da muß es mucksmäuschen stille sein im Hause, im alten in der Pasewalcker Straße, die neueste GARTENLAUBE⁸⁶ hat aufzuliegen am Erkertischen.

Das ehrwürdige Gebäude ist mit großem Aufwand in einen erstklassigen Innen- wie Außenzustand verbracht – mit Stuckgiebelchen, Bibliothek (kaum benutzt doch umso imponabler), Herrenzimmer und Speisesalon, in welchem bis zu 24 Gästen (das entsprechende Silberbesteck und das Porzellan – aus Meissen, wohlgemerkt! – stets auf Hochglanz gehalten) serviert werden kann.

Des Preußen Pracht und Prahl.

Warschau sieht die Familie Manasse mit dem Cohenmann Jan, seiner Mutter Rahel, Gatten Dov und dem neuen Mitglied Ljuba gesund und fröhlich. Die Mama sitzt Tag und Nacht über ihrer Chronik, der Papa thront in seiner Anwaltskanzlei.

In diesem Lager gibt's dann doch die, bereits anstehende, Hochzeit: Rahels und Dovs großer Sohn heiratet seine Christin als diese großjährig wird. Gegen alle Beschwörungen von Vater und Mutter Karolić, trotz Verschwörungen seitens des Bruders schreitet Ljuba mit dem ›Zyd‹ zum Standesamt. Grimmigen Gesichts sitzen die Eltern der blonden Braut an der Hochzeitstafel, Ignac ist weder zur Trauung noch zur Feier erschienen. Nach der Abfuhr, die ihm damals jenes jüdische Mädchen erteilt, hat er sich so in den Antisemitismus verbissen, daß es fast schon krankhaft scheint; und wohl auch ist.

Karolić aber ist nicht der einzige Pole, der so fühlt.

Nachdem das Land Jahrhunderte hindurch den Israeliten Europas, die aus dem Westen flohen, eine Heimstätte geworden (polnische Könige räumten ihnen weise alle Rechte ihrer anderen Untertanen ein, machten sie zu wichtigen Bürgern), geht nunmehr die Saat auf, die Verbrecher wie der Jesuitenpater Stojalowski und die übrigen (geistlichen wie weltlichen) christlichen Fanatiker gesät. War diese eclatierende Entwicklung vorerst im Südpolnischen – im österreichischen Galizien, Ruthenien und dem Banat – fortgeschritten, ist sie nun eingesickert auch ins Mutterland, das uralte Polen eben.

Doch Jan und Ljuba berührt das nicht: sie wollen leben als freie Menschen, freie Europäer – ob Christ, ob Jude, Russe, Deutscher. Und daß sie mit dieser menschlichen Haltung dereinst in Konflikt geraten werden mit allen Parteien, können sie noch nicht ahnen in ihrem jungen Glück. Er hat den Beruf des Sportpädagogen ergriffen, wirkt in einer Realschule, sie ist unter den besten Schwimmerinnen der Landesstaffel, den neuen, aus den USA importierten Crawlstil zu Erfolg und Ansehen in Polen zu bringen. Und Brüderchen Ignâcy lamentiert latent was von »*Mosesbedrohung*« – außer seinen Circeln aber nimmt ihn keiner ernst, was den subalternen Bürobeamten noch harscher in Harnisch bringt wider die Hebräer, denen er alle Schuld an allem anlastet.



In Rußland setzt das Jahr mit einem Knall ein für Jossip und Gavrina Biselechis.

Vor einigen Monaten ist wieder einem der Towaríschi, der Genossen die Flucht gelungen aus der sibirischen Verbannung (in den Wirren des Krieges gegen Japan), er ist wahrhaftig ein Berufsrevolutionär, wurde im April 1902 in Batum bei den Volksunruhen verhaftet (15 von der Miliz erschossene Arbeiter): Sibirien. Koba. 26 Jahre alt, als Josef Wissiaronowitsch Dschugaschwili in Gori bei Tiflis geboren. Koba wird erst später zusammentreffen mit seinem Obergenossen Lenin, der doch Uljanow heißt und von gräflichem Geschlecht, dem seine innerparteilichen Gegner – die Front hat sich auf dem Kongreß von London gespalten in zwei Fraktionen: die »Bolschewiki«⁸⁷ (Mehrheit) und die »Menschewiki« (Minderheit) – vorwerfen, den Sozialismus »in die Enge einer leblosen Kasernenhofdisziplin« zu pressen.

Am 9. Januar ist's so weit. Vor dem Romanowschen Winterpalais zu St. Petersburg war eine Demonstration ins Leben gerufen worden, von Jossip und Gavra mit aufgezogen: man will dem Zaren eine Bittschrift überreichen und der mit Massen Nachdruck verleihen. Plötzlich aber (alles ging noch friedlich dahin) ertönt ein Schuß. Ein Arbeiter sinkt mit einem Loch im Kopf auf's Pflaster. Der Beginn des »Blutsonntag«.

Die kaiserlichen Truppen feuern wahllos in die Menge, Chava und Jossel sind getrennt – er ganz vorn mit einer rotwehenden Fahne in der Rechten, sie weiter hinten, eine Schar Mädchen und Frauen anzuführen, die Soldateska reitet unter die Versammelten, dutzende Verletzte durch die Hufe ihrer Pferde, Hiebe mit flachen Säbeln, doch manch Toter auch durch deren Schneide. Verhaftungen.

Gavra sieht wie Jossip fortgeschleppt, sie ruft ihm zu, er aber kann sie nicht hören in dem Gebrüll des Volks in seiner Wut. Schreitet ab zwischen zwei Milizern wie ein Held, in welche Rolle der Tapfere gedrängt, der bei der ganzen Prozedur weidlich auf griechisch flucht – Muttersprache seines, von den Kosaken getöteten Vaters. Deshalb werden die Genossen ihn auch den »Griechen« rufen.

Die Petrograder Geschehnisse sind das Signal: Revolution, Streiks im ganzen Zarenreich. Großfürst Sergej wird von den Bolschewisten hingerichtet, in Odessa auf dem Panzerkreuzer »Potemkin«⁸⁸ die Rebellenflagge gehißt. Jener Kommissar Lenin wird vom Ausbruch der Erhebung im Schweizer Exil überrascht, Koba heizt den Aufstand in seiner Georgischen Heimat an, Trotzki bewegt sich zwischen Genf und London eh' er nach Rußland zurückkehrt.

Der Prozeß gegen die Aufrührer – unter den Angeklagten Josef Biselechis neben nicht wenig weiteren Juden (Genossen wie solche, die sich der Versammlung spontan angeschlossen) – findet in Moskau statt. Chava reist dem Gefangenentransport nach, findet in der Hauptstadt Trotzkitreue, die ihr eine Besuchserlaubnis verschaffen in der Lubjanka, sieht ihren Mann und geschlagen geschunden durch die Verhörbeamten der Ochrana⁸⁹ – und doch blickt er voll Zuversicht in die Zukunft. Das tut auch Chavele, trotzdem man den Ihren zu 5 Jahren Verbannung verurteilt. Sibirien. Da wo Koba entflohen.

Und wie andere Frauen der Deportierten zieht sie mit ihm, mietet – als er ins Lager bei Jarzewo eingeliefert, am Jenissei wo das Bergland beginnt – im Ort eine Kammer, wäscht mit den Weibern der Jarzewoer die Lagerwäsche, reinigt die Uniformen der Bewacher; und sie darf ihren Gefährten alle vier Wochen ein mal eine Stunde besuchen.



In diesem Jahr beschreibt Borokhov, Ideologe der zionistischen Linken Rußlands, der als »*Repräsentant der Jüdischen Massen des Zarenreichs*« auftritt, das Verhalten der westeuropäischen, großbürgerlichen Juden – dem Stande zugehörig, den die osteuropäischen Juden Jossel und Chava so heftig befehden.

Die jüdische Großbourgeoisie, welche vor allem ihre Besonderheit verliert und sich vollständig mit der Bourgeoisie des Landes . . . assimiliert, ist durch den Anti-Semitismus sehr erregt. Sie fürchtet, daß er auch sie erfassen könnte.

Dieser Antisemitismus bedroht die allmächtigen Rothschilds genau so wie die armen, entblößten Juden . . . Hätte es nicht den Antisemitismus gegeben, so hätten das Elend und die Armut der jüdischen Einwanderer die jüdische Großbourgeoisie nicht weiter berührt . . . Die jüdische Großbourgeoisie sucht immer und überall nach einer Lösung des jüdischen Problems – aber nicht für sich selbst, sondern um die jüdischen Massen loszuwerden.

Ein Stoß ins Horn Herzls. Ein Stoß ins Horn Cecils.

Chronistin Rahel erhält diese Zeilen durch den jungen Leibowitz, der – ähnlich Dr. Kahn in der Mitte schwebend – das Schicksal seiner Glaubensgenossen im Lande (und insbesondere im Stammzarenreich) voll Aufmerksamkeit verfolgt und dieses von der gesamtpolitischen Entwicklung in Europa (wie sein Chef auch) untrennbar betrachtet.

Da blättert Frau Manasse eifrig in den Schriften der Familie und stößt schließlich auf die Eintragungen des Imanuel van Kaan um die Wende der Jahrhunderte 18 und 19, da dieser über die Aktionen der Frau Grotthus geborene Meyer berichtete.

Ist – so fragt Rahel sich – die Frage nicht dieselbe geblieben seit hundert Jahren und mehr?

Was anderes – (so kann man aus ihrer Feder lesen) – hatte die Sophie im Sinne mit ihrem Auftrag an den Fürsten Ligne, die schwächliche Situation zu zeichnen der Ostjuden als die Rothschilds heute?

Diese – vom hohen Bürgertum in aller Welt und zu allen Zeiten – seit altersher geübte Praxis, die (durch eigene, durch der jeweiligen Vorfahren verursachte) Misere der unteren Stände (ob christliche, mosaische, muslimische) als »Gottgewollt«, als den »Lauf der Welt« hinzustellen, ist doch wohl Ursache dieses Laufs der Welt seit Jahrtausenden, den dann der (christianisierte) Jude Marx angetreten, gewaltsam – per Zwingung des Geistes der Menschen – zu verändern.

Und – so sinnt Rahel – muß nicht gar dieser Weg unter physischer Gewaltanwendung beschritten, kann das (alleszerstörende) Vorrecht gewisser Schichten gebrochen werden mit *Gewaltlosigkeit*, durch friedliche, politische, diplomatische Maßnahmen?

Herzl – schreibt die, mehr und mehr zur versierten Schriftstellerin reifende, Cohenfrau – und Borokhov predigen, predigten zwar – so unterschiedlich auch beider Ausgangspunkte sein mag (Herzl der jüdische Akademiker Mitteleuropas, rechtslastig – Borokhov der Ostjude, unter den Verfolgten seines Volks, des großen russischen lebend, dem israelitischen Klein-, Kleinstbürgertum, aus welchem sich ja das jüdische Proletariat rekrutiert) – die unkriegerische Wandlung des Menschen, des jüdischen Menschen bis hin zur Eroberung von Erez Israel. Wird's aber bei dieser Wanderung ins Land der Väter nicht selbst eines Tags, wenn es – was GOTT geben möge – dereinst so weit, daß der Traum Realität würde, folgerichtig zu Gewaltgebrauch kommen müssen, so die jetzigen, jene am schönen Levantestrand Ansässigen, die palästinensischen Araber etwa nicht die Errichtung eines Jüdischen Staats tatenlos hinzunehmen gewillt?

Dermaßen klar, konsequent in die Zukunft sehend, geriert Rahel Manasse sich als weitblickende Frau, deren Geist (der Geist des nun vierten weiblichen Cohen-Chronisten: Ruth im 17. Jahrhundert, Delila desgleichen, Hendrickje im 18ten dann) in ihrem, dem zwanzigsten Centennium dem so mancher Männer, großer Männer der Zeit voraus.

Zu Rahels Tagen, um 1900 sollen es (nach und nach) nahezu 3 Millionen Juden sein, die aus Rußland, Rumänien, dem Baltikum nach Westen ziehen, fliehen – der verschwindende Teil von ihnen Richtung Süden, ans Mittelmeer, nach Palästina eben. Trotz diesem verringert sich der mosaische Bevölkerungsanteil in den Auswanderungsgebieten (um die Jahrhundertwende auf 6 Millionen geschätzt) kaum. Die außergewöhnlich hohe Geburtenrate (Liebe, das Brot der Armen offensichtlich auch die Mazzot der jüdischen Poperen: Familien mit 7 Kindern und mehr sind da keine Seltenheit) macht den Exodus und den natürlichen Abgang wieder wett.

Obschon nun lediglich rund 60000 dieser Menschen vorerst ihren Weg finden ins Heilige Land, wirkt dort einer jener Rothschilds, der Baron Edmond als Finanzier der Pioniere, wird bekannt unter der Bezeichnung »*Vater des Jischùw*«⁹⁰, rechnet sich als gewiefter Philantrop und Kapitalist des Aufgehens der Saat weise aus. Sein armer Gegenspieler auf der Front des Pauperismus, der ausgepowerten Millionen des Einwanderungspotentials, jener Borokhov jedoch soll zum Hauptinitiator werden des Kongresses von Poltava⁹¹, der die Grundlagen schafft zur sozialdemokratischen Partei der jüdischen Arbeiter Palästinas: »*Ha Poaléi Zion*«.⁹²



In ebendiesem Winter (1905) erscheint in Rußland ein seltsames Pamphlet, Reaktion auf die Baseler Zionistenkongresse:

»Die Weisen von Zion«.

Dieses – mit einer abstrus-romanhaften »Entstehungsgeschichte« ausgestattete – Werk wird später von einem preußischen Hauptmann a. D., einem gewissen Müller v. Hausen (Freund des General Ludendorff) in deutscher Fassung herausgegeben, dazu in viele andere Weltsprachen übersetzt sogar von der internationalen Presse ernstgenommen werden. Erst Jahre später soll ein Korrespondent der TIMES die Story als Fälschung entlarven, wonach dann deren Rolle in England ausgespielt haben wird; in Deutschland und Österreich aber noch lange nicht.

Jene Weisen sind die »*Großmeister der jüdischen Freimaurerlo-
gen*«, die angeblich in der Schweiz, zu Zeiten des ersten Zionismus-
kongresses (1897) in Basel tagen. Sie wollen – so das Machwerk –
»mit künstlich hervorgerufenen Wirtschaftskrisen, durch Arbeitslo-
sigkeit, via Kriege und Seuchenverbreitung« die Völker, die euro-
päischen Regierungen, die der ganzen Welt endlich korrumpieren
und »unter das jüdische Joch beugen«.

In der Erstausgabe war die Wühlschrift Zar Nikolaus II. zuge-
dacht, erst später erweist sie sich als teuflische Erfindung, schlau
jedoch berechnet für die Angstträume verwirrter Köpfe wie für
mannigfaltige Desaster der christlichen Gesellschaft, für welche
Schuldige unter den Israeliten, die Israeliten schlechthin, gesucht
werden.

Dies üble Traktat prägt Millionen Menschen ihre Vorstellung vom
Judentum. Auf lange Zeit.



Paris, 1906

Nach dem Tod Hectors, des Achtaar Cohen gilt es für Paola, seine schöne quasi-*veuve*⁹³ dem hinterbliebenen Jean-Ludovic zu helfen, den Lebensweg zu ebnen. Seine Straße, die doch so uneben verlaufen und enden soll.

Der hochgewachsene, scharfnasige Jüngling mit den hellen Augen seiner Mutter (Sophie schreibt ihrer Schwester dann und wann aus Bordeaux, wo sie weiterhin in Wartestellung harrt zur Madame Rideau und den »*Kleinen*« grüßen läßt), tritt in die Fußstapfen von Großvater Barnawe-Bernard, dessen – immer noch klingender – Name ihm frühzeitig hilft, in Kontakt zu gelangen zu republikanischen, sozialistischen, liberalen Verlegern: und so erscheint Jean-Luc Cohèns erster Zeitungsartikel – über das »*Nachkriegs-Frankreich*«, wie er die Zeit nach Überwindung der Dreyfusaffaire nennt – in Clemenceaus L'AURORE⁹⁴. Eine Morgenröte, die der Autor über der gesamten westlichen Welt schimmern träumt. Und in die Zukunft sehen was »*Nachkriegs*...« angeht, kann er nicht.

Paola – kleinen Wohlstand errungen (residiert auch fürderhin in der antiken Absteige der rue Rivoli, die Sarron der selige ihr eingerichtet) – subsidiert aus Verkäufen der erliebten Kunstwerke (immer wenn Titus van Kaan in Paris ist, nimmt er der Schönen das eine oder das andere Stück zu einem anständigen Preis ab – und es wird gemunkelt, daß der stattliche Hollandpatriarch bei diesen Geschäften auch eine gewisse Sympathie entwickelt zur Verkäuferin, der Lebensgefährtin seines verstorbenen Onkels) Jean-Lucs Lebensunterhalt.

Der haust in der alten Cohenwohnung der Heiligen Honoré-Straße, wo immer, wenn »*Maman*« ihn besucht und seine *alimentation*⁹⁵ auffrischt, einige Freunde und -innen kampieren, die wie er im Sinne haben, jetzt aber endgültig die Vorherrschaft der Bourgeoisie (trotz 1789 schier unberechenbar) zu brechen.

Was man da nicht alles plant!: ein neues 1848, eine Revolte wie in St. Petersburg im vergang'nen Jahr (über die ist Jean-Luc von Tante Rahel im Detail unterrichtet und streicht die Mitwirkung Cousin Josephs und Cousine Chavas heraus), und als nun auch die Kunde zu ihm dringt von der Verbannung und der Frau, die dem Verurteilten dahin nachgefolgt, wächst die romantische Vorstellung von den Zuständen in Rußland, in Sibirien bei den Cohènfreunden ins unermessliche. Wer aber wollte jungen Menschen eine gewisse Schwärmerei für Freiheit und den (notwendigen) Kampf um diese verübeln, die doch zu allen Zeiten die Menschen zu Höhenflügen stimuliert!

Jean-Luc's angeheiratete Tante beim Étoile ist *en fait*⁹⁶ die Helène geworden und ihr Andreas der André von Paris.

Das unwahrscheinliche Verhältnis der Beiden scheint sich zu halten nach Sigmund Freuds so richtigem Spruch: »Die Paare wären glücklicher, wenn sie sich gegenseitig ihre Perversionen gestünden!«

Und solches haben Madame Cohen und Monsieur Novotny nicht nur gründlich getan, sie praktizieren diese auch – offenbar zu ihrem seelischen (mehr noch leiblichen) Wohle. Die Dame ist mit ihren Sechzig springlebendig wie eine Dreißigerin, und der Dreißiger, ihre »kleine Freundin« spielt in schwachen Stunden das Baby, das auf's Töpfchen gesetzt wird und den Po vollkriegt, wenn es nicht pariert. Attacca aber dreht man schon den Spieß um und Madame mimt (wie damals bei ihrem Aaron, der den Spaß doch nicht verstand) das kecke Kind und kassiert ihrerseits fünfundzwanzig auf den Nackten: die wechselseitige, sadomasochistische Befriedigung der Beiden. Und daß diese in den Jahren in immer neue Variationen mündet – neue Spielchen, sich gegenseitig heiß zu machen, wird wohl kaum verwundern.

Von solchen Geschichten hört Frau Manasse erst viel später, von Cecil Potter nämlich, dem – als er einmal den Pariser Neffen in dessen Burg am Boulevard des heiligen Martin besuchte – der Journalist die Story erzählte wie den Vorwurf zu einem pornographischen Roman.

Aus New York aber hat die Annalenbetreuerin seriösere Nachricht. Wie sie selbst eines Tages aus dem sibirischen Jarzewo von den Biselechis einen Brief bekommt, der statt aller Berichte über den Verbleib der Beiden nur das »*Liebe Tante Rahel*« und am Ende die Unterschriften »*Jossel und Chava*« aufweist (dazu die Lageranschrift), erhielt Tante Rivca dieselbe, vollensierte Epistel. Die zaristische Postüberwachung hat ganz einfach alles andere, insbesondere die Hinweise auf den Prozeß und die Verurteilung Jossips mit schwarzer Tusche durchgestrichen, unter der da und dort ein Buchstabe, ein halbes Wort zu entziffern. Allein die Amerikaner sind selig, endlich wieder Nachricht zu haben von den Kindern – wennauch solch seltsame, aus solch schlimmem Anlaß. Hauptsach' sie leben und verzagen nicht an der Zukunft!

In der Bronx, in der Monroestreet macht Alles seinen Weg. Gehilfe Izzi (21 nun bereits, erwachsen also) ist immer noch hinter der Cohentochter (18) her, und die hat den fröhlichen *fellow* auch ganz gern – die Liebe aber hat sie woanders entdeckt: Golde Cohen, die Jüngste geht mit einem Schejgez.

Entsetzen bei Mutter Rebecca. Ist nicht der Israel Epstein »*wie geschaffen für das Mädcl*«, findet sie bei dem nicht alles, was eine brave jüdische Frau sucht: ein aufblühendes Geschäft mit dem eig'nen Vater zusammen, einen guten Gatten, einen – –

»*Look Mom, he's not my sport...*«⁹⁷ macht die Schwarzlockige sich schön, weil sie gleich ihr Vic abholen wird, der – ebenso dunkelhaarige – Sohn des sizilianischen Pizzabäckers an der Ecke zur 175sten, der »*Maccaroni der trejfene*«, der eigentlich Vittorio heißt und den seine Mamma, die melodramatische Giuseppa Coltrone so gern verheiraten möcht' mit der tiefäugigen Tochter vom alten Anselmo, dem Chiantiimporteur. Und die Clara ist doch »*wie geschaffen für den Bambino!*«

Doch da swingt der Brillantineboy bereits um den *block*, und Mrs. Cahn hält sich ostentativ die Nase zu vor der Parfumwolke – Mr. Cahn aber begrüßt den jungen Mann freundlich und vertraut ihm die Tochter an für den Abend, an dem's ins Nickel-Odeon

gehen soll und dann hinaus an den Hutchinsonfluß zu einer Ballveranstaltung für die Jugend, die doch nichts dran findet mit den Alten zusammenzuhocken und von den guten, alten Zeiten zu quatschen. Zurück bleibt Israel der Meiersohn, voll Wehmut, den Seelenschmerz kaschiert durch ein ewigverschmitztes *smiling*⁹⁸ (auch eine Rolle: der unverzagte Anbeter). Soll sich dazu eines fernen Tages seine, aus der Not die Tugend machende, Hoffnung bezahlt sehen.

Der zweite Israel der Monroestraße, »*the blind-man's dog*«⁹⁹ hat wenig Zeit, Tanzveranstaltungen außerhalb aufzusuchen. Neben der Betreuung von Sol, die sich nun drauf beschränkt, den alten Freund an den Auftrittsort vor dem *drugstore*¹⁰⁰ zu geleiten und ihn abends wieder abzuholen, hat der Jüngling einen richtigen, zünftigen Job gefunden: in »Pelham's Café«¹⁰¹ im Chinesenviertel als Kellner. Der Clou aber der Sache ist, daß Mr. Baline – wenn Zuhörer im Lokal und die gut bedient sind – zur Band auf's Podium klettern darf und ein-zwei Hits zum besten geben, gelernt von Salomon und bei seinen vielen Besuchen der diversen *Music Halls*. Da waren also die vielen *quarters*¹⁰² gut angelegt, und der *Pianoplayer* der Kapelle, der Nick Nicholson wird denn auch des Izzi erster Autorenpartner: »Marie From Sunny Italy« nennen die Beiden das Debutwerk im Team – Nicolas ist der *Composer*, Israel der *Lyric Poet*.¹⁰³

Und weil Mr. Nicholson solch wohlklingenden Künstlernamen gefunden, sucht man auch für den Dichterpater einen. Sein Rufname, der alltestamentarische läßt sich unschwer verwandeln in »*Irving*« (wie nobel-britisch das klingt!), und wenn man das »*Baline*« im Slang des landesüblichen Englisch ausspricht, wird leicht »*Berlin*« draus.

Irving Berlin.

Abe Cahns Vetter George M. hat zwischenzeitlich sein zweites Musical in New York gestartet, im Fourteenth Street Theatre: »Runnin' For Office«¹⁰⁴ – die Show aber errang nicht die Gnade der allgewaltigen Theaterkritiker. Zwar spielten die Cohans bei der nachfolgenden Tournee durch die Staaten mit dem Stück eine Menge Dollars ein, George jedoch hat allein einen Wunsch – den, sich in Manhattan durchzusetzen.

»Der Broadway ist die einzige Glocke, die ich zum Klingen bringen möchte!« sein Wahlspruch – und jetzt gelang ihm das Kunststück, Traum aller Vaudeville-, aller Musicalmacher.

»Give My Regards To Broadway!«¹⁰⁵ jubiliert der Sänger, der textende Komponist von der Bühne herab, und der Adressat gibt die Grüße in klingender Münze wieder. »Little Johnny Jones« nennt die Komödie sich, die in zündender, patriotisch-musikalischer Manier die (wahre) Geschichte eines US-Jockeys erzählt, der beim Derby in England den Gaul von King George zum Sieg reitet. Das (über jede Erwartung enthusiasmierte) Echo des roßnährischen Upper Class-Publikums um den Central Park wird noch genährt durch dramaturgische Gags, mit denen (auch Regisseur) George-Johnny das Geschehen veredelt: die *Stars and Stripes* schwingend schmettert er den Siegeslied ins Auditorium, und »whole New York«¹⁰⁶ applaudiert.

Stolz in einer Loge die Cahn Family: Abe, Becca und Goldy – in den paar Jahren in der neuen Heimat die besten US-Bürger geworden, die man sich denken kann.



Im Frühjahr 1907 unternimmt die Familie Kahn-von Salten eine Reise nach Prag. Der alte Opa will nocheinmal die Stätte wiedersehen, da er einst – vor fünfundvierzig Jahren – anlässlich einer Handelsreise für die Radkersburger Werke die schöne, junge Wlček gefreit, die ihn dann so bald alleingelassen mit der kleinen Rosie. Nun bewundert er und Professor Schwiegersohn, Rosalie die rotgelockte und Enkel Eduard die goldene Stadt, Stadt der Moldau und des Hradschin, doch auch Stadt der Juden Werfel, Brod, Kafka. Jenes Franz Kafka, der einmal von sich sagen soll, er hätte den *»letzten Zipfel des davonfliegenden Gebetsmantels nicht noch gefangen wie die Zionisten«*.

Dann fährt Erich der Salzmann (mit einer Träne im Auge um seine Bertha) zurück nach Graz, und Kahns machen einen Abstecher nach Warschau – von den Manasses eingeladen, die sich revanchieren wollen für die gastfreundliche Aufnahme in Wien vom Zweierjahr.

Während Rahel und Ljuba der Rosalie den Chic der mondänen City mit ihrem fast Pariser Flair vorführen (man verbringt Stunden beim Einkauf modischer Accessoires), tagen die Herren – die Doctores Dov, Tadeusz und Norbert, dazu Jan und Eduard – bei einem echten Żywiec¹⁰⁷ im alten Ratskeller am Januszplatz, schräg gegenüber der Manasseschen Advocaturskanzlei.

Ein Biertischgespräch mit Niveau.

Allein der fesche Edi will nichts annehmen von den Weisheiten, die Onkel Dov und seine Papa da *»verzapfen«* – er steht weiter unter dem Einfluß seiner, ihm gegenüber nachgiebigen, schwarzgelben Mama, er will das Leben genießen, er tritt ein für die *»Freiheit«* (die der Bevorrechteten), für den *»Kampf gegen die Revolutionsanzettler«*: die Sozis, die Kommunisten und die bösesten, die Bolschewisten.

»Vetter Josef sieht ja, wie weit man reist mit Aufruhr und Großfürstenmord...«.

Je bestimmter die Herren in den jungen Cohen dringen, desto verstockter wird der: jene Erbkrankheit des Konservatismus – nicht durch Kriege, nicht durch den Zusammenbruch von Welten zu kurieren. Und doch soll Eduard Kahn eines Tages lernen, gründlich lernen wo die wahren Werte liegen dieser Menschheit – wennauch unter blutigen, Millionen zerstörenden Auspizien.

»... wirst du schon sehn, wie weit wir kommen mit deiner Judenbrut!« wettet Ignac Karolić, als seine Schwester ihn in dieser Woche trifft und mit der Verwandtschaft aus Wien bekanntmachen will.

Dem pathologischen Antisemiten ist auch egal, ob Rosalie katholisch ist und der Edi konfessionslos, für ihn ist das »ganze Pack jüdisch«, die Pazifisten, die Akademiker – wobei er am heftigsten vom Leder zieht gegen den »Advocatenzyd«, den Leibowitz, der schon einmal versucht hat ihm ins Gewissen zu reden. Alles was für Ignacius geistig über ihm steht, ihm Lehren erteilen will, ist ihm, dem Sohn eines biedereren Zeitungshändlers das rote Tuch, das aus dem Osten weht – das bolschewikische Hammer-Sichel Emblem, unter dem einst die westliche Welt »vernichtet werden soll«.

Dies ist der Topf, in den Karolić und Seinesgleichen die Sozialisten, die Liberalen, die Juden werfen.



»Der Antisemitismus ist eine große Sünde – er widerspricht der christlichen Lehre. Denn er ist grausam, unmenschlich und erregt die niedrigsten Instinkte. Gegen das Judentum muß mit christlichen Mitteln – mit wirtschaftlichen Maßnahmen – gekämpft werden.

Seien wir Patrioten! Ein Katholik, der einem Juden ein Stück Landes verkauft oder verpachtet, untergräbt den Wohlstand unserer Nation.«

Diese, ach so christlichen, Worte hat – wie Mutter Manasse jetzt aushebt – anno 1893 der Graf von Tarnow geschmettert, Polnisch-Österreichischer Berichterstatter des »Katholischen Kongreß zu Krakau«, und mit der »Gutmütigkeit eines Großinquirators«.

Sein Boykottaufruf wurde dann tatsächlich mithilfe der Galizischen Landesverwaltung (vornehmlich Herren aus Wien) realisiert. Wo die höhere polnische Gesellschaft die südpolnische Judenheit mit politischen wie ökonomischen Mitteln bedrängt, wird weiterhin in den niederen Klassen (zu denen zählt sich Ljubas volksnaher Bruder) eine zynischrohe Campagne geführt. Während des Wahlkampfes zum Reichsrat von 1898 stiftete der Kandidat der (judenfeindlichen) Polnischen Volkspartei, der Jesuitenpater Stojalowski die Bauern geradezu zur Mißhandlung der »Christtöter« an – der (fast mittelalterliche) Fanatiker ist umso gefährlicher in seinem Wirken, als er alle Mittel der jahrhundertlang geübten Demagogie einsetzt in der Anlockung der darbenenden östlichen Massen. Die kleinen und größeren Kulaken¹⁰⁸ betrachten den Pater als ihren Beschützer vor der »biblischen Gefahr«, vor der Knechtung durch die Magnaten, welch Übel der schlaue Pfaffe mit der Taktik der Christlich Sozialen in jüdische Bahnen lenkt.

In Wahrheit doch ein Verbündeter der klerushörigen, polnischen Aristokratie, die er lediglich verbal befiehlt, Kandidat des Reichsrats im Kreis Sanok¹⁰⁹, riefen damals des Jesuitenpater Predigten in nicht weniger denn 30(!) Marktflecken Pogrome hervor, und der Stojalowski ging gar so weit, unter dem Pöbel ausstreuen zu lassen, der tote Sohn des Kaisers, Kronprinz Rudolf lebe in Wahrheit in Amerika und habe von dort aus befohlen, die Juden zu strafen¹¹⁰. Das ist der Nährboden, auf dem Gewächse wie der Karolić Ignac gedeihen, Pflanzen die eines Tages zu fleischfressenden werden sollen. Egal ob österreichische, ob polnische.

Über die britische Judenjägeri unterrichtet (neben seiner Wut hinsichtlich der Home Office-Affaire) der Potter unsere Chronistin.

Hat sich ein spiritueller Nachfahre der weiland Londoner Pogromisten von 1189, ein gewisser Houston Stewart Chamberlain¹¹¹ im Jahre 1899 mit seinen »Grundlagen des 20. Jahrhundert« literarisch in seiner Wahlheimat Deutschland profiliert – »im Bannkreis Richard Wagners«, des antisemitischen Musikdramatikers (eine seiner Töchter geheiratet), dessen Vater – wie Wagner selber später seinem Freund, dem Philosophen Nietzsche gesteht – Jude gewesen ist.¹¹²

Kein geringeres Hochziel denn »die sittliche Erneuerung Europas« hat der englische Rassist sich gesetzt – seine Thesen »geeignet der geistigen Verwüstung, der Barbarei im zwanzigsten Jahrhundert den Weg zu bereiten«, wie Rahel sagt.

Chamberlain glaubt fest daran, daß der »germanischen Rasse die Zukunft gehört«, so man sie von »antigermanischen Elementen« befreie.

Des Angelsachsen manisches Motto:

»Solange es noch echte Germanen gibt,
so lange wollen und können wir hoffen und glauben.«

Ein urchauvinistisches Bekenntnis eines Mannes, der die »Abendländische Kulturentwicklung im Lichte einer arischen Theodizee« zu entdecken vermeint.

Der – sich hoffärtig als »ungelernter Mann« bezeichnende – Hebräerfeind, der sich vom »primitiven Judenhaß« ausdrücklich distanziert, der verkündet, »nur die umfassende Ungelehrtheit« habe ihn den »Gipfelpunkt erreichen« lassen: ein wahrer Psychopath, beschwört Goethe und dessen Begriff von Dilettantismus.

»Nur der Künstler –« also predigt der hochgeachtete Dummdenker »– kann den Strom uferloser Willkür zum Versiegen bringen!«

Und ein Künstler in Wien – ein unbegabter Zeichner saugt des Chamberlain Weltweisheit auf wie ein Ertrinkender: Adolf Hitler, neunzehnjähriger »Student« aus Braunau am Inn, Sohn des Herrn Hitler aus dem Böhmischem (geboren unter dem Namen ›Schickelgruber‹) und dessen Nichte Klara, die den auch noch in der Ehe mit »Onkel Alois« anredet.¹¹³

Die pseudophilosophischen Pamphlete des geistesbarbarischen Briten betreffend »die Wahrheit, die sich am Erlebnis beweise«, daß »ein bloß Gedachtes ein Nichts« sein könne, daß »im Tiefgefühlten hingegen ein Kern von Wahrheit« stecke, machen Adolf zum auch-»Denker«. Und der dritte Teil jener Chamberlain'schen »Grundlagen«, der die »geistige Entwicklung vom 13. zum 23. Jh.« als »einheitliche Epoche« ausweist, bringt Jünger Hitler auf den Gedanken, hieraus (schlagkräftiger) »Tausend Jahre« zu machen – in seinem Wahn, die deutsche Welt retten zu wollen.



Arny Kohn, das traurige Kind – durch seine Kunigunde in Angst und Schrecken versetzt, die auch (von der Herrschaft hierzu ermächtigt) dem Knaben ab und an die Hosen strammzieht, wobei das hochgeschlossene Fräulein sich sichtlich erhitzt, wenn es, bei geringer Verfehlungen des Kleinen, dem befiehlt die Beinkleider herabzulassen und ihm (das Kind geniert sich zu Tode) mit der bloßen Hand die nackten Pobacken versohlt (danach tröstet ihn die Stine und steckt ihm heimlich eine Leckerei zu), zur geschnürten Mama, der gestrengen ohne Liebesgefühle hochsehend, den Papa, der zwar nie Hand an ihn legt doch die Züchtigungen beschönigt mit den Worten, daß »*dies ein deutscher Junge nun mal nötig hat, wenn er ein deutscher Mann werden will*«, quasi aus der Ferne fürchtend – wächst heran mit dem Gebet, nie ein deutscher Mann zu werden. Nachts weint der Achtjährige in die Kissen, Tags sind Tränen verboten, das sei unmännlich hat der Vater gesagt, und in seinen Träumen sieht der Kleine gute, weibliche Geister mit festen Brüsten wie die Stine doch männlichen Geschlechtsteilen: hermaphroditische Spiegelungen des Unterbewußtseins wie die meisten Knaben sie haben. Bei Arny aber geht das tiefer. Mit Vorliebe spielt er – wenn er darf – mit der kleinen Renate von den Katholischen nebenan, schneidert für sie die schönsten Kleidchen, die er ihren Puppen anzieht, und als Manfred Kohn von diesen »*Umtrieben*« des Sohns erfährt, verbietet er ihm den Umgang mit der Freundin. Arnold solle sich gefälligst männliche Spielkameraden suchen aus guten, evangelischen Kreisen, wo Einer ihn ordentlich Mores lehre, befiehlt der Herr Hoflieferant Frau Regine und der Kunigunde. So wird's gesagt, so will auch er sich artikulieren.

Und als es mit dem Jungen gar nicht besser werden soll und im Sommer das junge Manassepaar einen Wettkampf in Stettin besucht (die Ljuba schwimmt da in der polnischen Staffel), holt Papa Kohn den Jan, den Vetter Sportlehrer zu Hilfe. Der wolle seinen Sohn in einer strammen Leibesertüchtigungsriege unterbringen, wo er den Geist des Turnvater Jahn vermittelt bekäme. Daß jener Jahn ein übler Judenfeind gewesen, dies zu wissen würde den kaisertreuen Getauften auch kaum stören – hat er doch nichts im Sinne als dazuzugehören, die Schar der Oberen im Lande zu komplettieren.

Jan ist der erste männliche »Erzieher« (für Arny besteht die Umwelt aus Älteren, die an ihm herumerziehen), der ihm wenigstens ein paar Worte entlockt über seine Trauer, nicht mehr mit der Renate spielen zu dürfen, und als er (einfühlsam) mitbekommt, daß der Kleine große Augen kriegt, wenn er von den Mädchen und ihren Puppen redet, schaltet er seine Ljuba ein, die hellhaarige Kurzstreckencrawlerin – von Onkel Manfred bewundert ob ihres sportlich-arischen Typs.

Nach einem behutsamen Gespräch mit dem Neffen, da der ihr sein Herz ausschüttet über die Ängste, die er zuhause aussteht (daß er Prügel bezieht von Kunigunde, verschweigt er aus Scham), über seinen Stolz auf der anderen Seite als zukünftiger »Damenkleiderfabrikant« (zum geflügelten Wort geworden in der Pasewalckerstraße, in der Schule wird der Junge damit gehänselt), eben jetzt schon für diesen Stand sich zu erproben (das Nähen von Puppenkostümen hat doch Ursache neben der Abwendung Arnolds vom männlichen Geschlecht), sieht Ljuba ziemlich klar was des Knaben Sorgen und Nöte angeht. Sie erklärt dem Onkel (der horcht erstaunlicher Weise mit seiner Gina aufmerksam zu bei ihrer Belehrung), was es (psychologisch genommen – die Lehre Freuds ist via Norbert Kahn zu ihr gedrungen) mit dem Fall auf sich hat: das Bestreben des jungen Sohns in seiner Erzeugung von Damenroben, sein diesbezüglicher Hang (trotz der kuriosen Kunigunde, die wird nach dieser Aussprache von Arbeitgeber Kohn kurzerhand entlassen, ihr die Schuld zusprechend an den eig'nen, am Kind begangenen Fehlern) zu weiblichen Freunden.

Plötzlich erzählen nun Herr und Frau Lederindustrieller (man ist tatsächlich Fabrikant, hat drei Gerber- und Sattlerunternehmen am Haff aufgekauft) in ihren Kreisen, daß der »kleine Fabriksherr« sich jetzt bereits auf seine (gewinnträchtige) Berufung bedenke. Auf diese Weise genießt Arny (vorderhand) seiner Umwelt Bewunderung – das in der Schule hinter ihm hergerufene »Arnette« aber soll nicht verstummen, in gewisser Weise seinen Lebensweg mitbestimmen.



In Wien geht die nächste der Landauer dahin: Tante Luis. Siebenundachtzig ist sie geworden, in ihren letzten Tagen, da Reisel und Toni sie keine Minute allein ließen, mit ihr zu denken an Vater und Mutter, an den guten Leib, die Alle zu grüßen sie versprach, stand der Greisin auch wieder ihr Hugo vor Augen – Dr. Adler, der einzige Mann in ihrem langen Leben, der Mann, der nie ihr Mann geworden. Und – der ewigen Ruhe nahe – hat Luise endlich die weisen Eröffnungen über ihre Jugend, die Dr. Freud ihr gemacht, vollends verstanden: warum sie einsam geblieben, warum sie einsam bleiben wollte, warum sie die Zweisamkeit so sehr gefürchtet.

In jenem Jahr nimmt der junge Kahn einen Schulkollegen vom Gymnasium in der Hütteldorferstraße, den Kramer als Mitarbeiter auf in seine Erfinderwerkstatt. Heinzl (kaum Leuchte gewesen in der Physik- und Chemiestunde – das zum jeweiligen Klassenabschluß Erforderliche hat der Nichtjude stets vom, neben ihm sitzenden, »*religionslosen Semiten*« abgeschrieben) ist ein äußerst geschickter Rechner und Organisator, was mit seinen Mathematiklücken gar nichts zu tun hat; so der Richtige für das Kellerunternehmen in der Schönbrunnerstraßenvilla. Man will reussieren mit den diversen Patenten, von Eduard bereits angemeldet: ein sich automatisch unter gewissen Bedingungen abstellender Spezialbunsenbrenner (entwickelt aufgrund der vielen Zwischenfälle rauchiger Natur), ein Zusatzgerät für X-Strahlenmessung und eines im Radiumbereich (die Entdeckung der Madame Curie, deren Publikationen doch von Papa Professor im deutschen Sprachraum lanciert, begeistert Eduard naturgemäß), eine elektromagnetische Zündungsanlage für Retortenexplosionen.

Und Kramer schafft der jungen Firma gute Verkaufskonnexe – schon kann man den ersten Lizenzabschluß begießen.

Im Herbst 1908 bringt Frau Kahn ihren alten Vater aus Graz nach Wien. Herr v. Salten kränkelt, kein Wunder – achtzig ist der Edle bald, und seine Tochter ist ruhiger, wenn sie ihn in ihrer Nähe weiß. Da erholt der Großvater sich in einem feudalen, immens teuren Sanatorium in Purkersdorf – mit dem kleinen Ford, den man im

Sommer angeschafft, eine Studentour in den Wienerwald: Grund für Rosalien, ihr neues Autokostüm und den chicen Strohhut (den Schleier fest ums Kinn gebunden) auszuführen, für den Professor und Sohn Eduard, sich zünftig mit Riesenbrille und Schal zum Tweedanzug auszurüsten.

Und die größte Freude für Opa Erich ist's dann, wenn der Enkel ihm von den neuen Erfindungen erzählt, die ihn an seinen Vater, den Salman Sandor erinnern und an die Jugend als Eisenbahningenieur.

In der Schönbrunnerstraßenvilla herrscht weiter die fröhliche, sich gegenseitig achtende und zwischen den Eheleuten auch vergebende, die Sünden des Partners verzeihende, gar verstehende Atmosphäre von Einverständnis und Liebe – getrübt lediglich bisweilen durch Debatten über Politik und »Judengeschichten«, wie Frau Rosalie es spöttisch formuliert, in welchen der Hausherr gegen ihre wie Edis uneinsichtige Haltung steht.

Prof. Dr. Norbert Kahn (62) ist der deutsch-österreichische Wissenschaftler par excellence: hochintelligent, konservativ in gewissen Belangen und doch zukunftsorientiert, Jude aus kleinen Verhältnissen, sich emporstudiert, christlich verehelicht, Sohn Nichtjude, dito akademisch tätig. Der »Vatermörder«¹¹⁴ gewichen dem einfachen steifen, weißen Kragen (die Ecken abgerundet, versteht sich), das Gesicht glattgehalten bis auf den schmalen (und feschen) Schnurrbart, der Zwicker¹¹⁵ eingetauscht gegen eine elegante, modische Brille (goldgefaßt), der Friseur wird wöchentlich frequentiert, den Haarschnitt (kurz, doch nicht à la Preußenmajor) zu egalisieren, man rasiert sich selbst und mit dem neumodischen »Gilette«, dem Klingenapparat, trägt sich in soignierten Farben – gedeckt die Anzüge bis mittelgrau, das Mascherl wurde zur Kravatte (getönt, bunt bei Ausflügen), die Stiefel gewichst (von der braven Poldi, die immer noch das Haus und den Filius betreut): der *Elegant* vom Scheitel zur Sohle.

Frau Rosalie steht im »schillernden« Alter – »entre deux ages¹¹⁶, wie's so schön heißt, der wandelnde Hauch von Graz-Paris, modebetont doch seriös gewandet wie es Damen der Gesellschaft zukommt, atemberaubend die Taille, der rote Haarschopf stets mit Artistik getürmt, geflochten, gelegt, die apartesten, aufregendsten Corselets unter der Robe (die – immer noch zwanzigjährigen – Liebhaber geraten aus dem Häuschen bei deren Anblick, und den Gatten stimulieren diese auch nicht selten zu »Angriffen« – die Usancen gehobenerer Kreise, da die Erotik der Frau von vierzig der »Besonnenheit« zu weichen habe, sind nicht die der Kahns); zart Schminke, Puder, Rouge der Lippen: Lady von den rubinbesetzten Ohrgehängen zu den Knöpfelstiefelchen.

Und Edi, »der Bub« (25 im Herbst), ist der chevalereske Karambolkunde im Café Köberl¹¹⁷, läßt sich dort von den schönen Töchtern der Haute Volée bewundern, längst heiratsfähig natürlich, aber binden will er sich noch nicht, meint als Erfinder unabhängig sein zu müssen. Chancen jedoch wird der großgewachs'ne, schwarzhaarige, gutaussehende »Nichtjude« immer haben.

Welche Chancen haben die Juden (inclusive die getauften) in jenen Jahren in Deutschland, in Österreich, in anderen Ländern Mittel- bis Osteuropas?

Wo in Rußland der unerbitt'liche Feldzug der Romanows, nun jenes Nikolaus II. contra die Bewegung der Linken den Hebräerhaß fördert (in welchen Reihen sucht man – und findet auch nicht selten – die »Drahtzieher des Bolschewismus«?), macht sich – so befindet Rahel, politisch stets informiert, im Semitenproblem firm – in Deutschland eine Zurückdrängung des militanten Antisemitismus bemerkbar. Von Vetter Manfred ist zwar kein Kommentar zu erwarten zu dieser Entwicklung (schon über »die Sache« nur zu reden, würde die Kohns befangen machen), Potters Cecil jedoch versorgt die Schreiberin (nach seinen Explikationen betreffend den Chamberlain) auch weiterhin mit Nachrichten aus dem Deutschen hinsichtlich jenes Themas.

Der Straßenantisemitismus, vordem so schaurig von Mimensproß Marr inszeniert, lockt nun die Massen nicht mehr, und als in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts ein Maniak des Moseshasses,

der Graf Pückler in Berlin, Dresden und anderen deutschen Städten zur Mißhandlung, gar zum Landesverweis (gemäß Luthers Lehren) der Juden hetzte, konnte er damit lediglich die Skandalpresse aktivieren. Wiederholt verhaftet, zu Gefängnis verurteilt, endlich als unzurechnungsfähig erkannt, verschwand dieser edle Halbirre in der Versenkung, und auch die so sehr bemühte Legende vom Ritualmord verblaßte aufgrund Liquidierung der Affairen von Skurz und Xanten (auch da wurde so ein Blutprozeß geführt, der ebenso mit Freispruch und Feststellung der Unsinnigkeit der Anklage endete).

Bei Kahns und Landaus in Wien aber heizt ein hehrer Herr die Angelegenheit wieder an – ein Herr, der vorgibt, als Sprößling eines Baron Lancz de Liebenfels anno 1872 zu Messina geboren zu sein, sich »Jörg Lanz von Liebenfels« rufend. Der Wahrheit die Ehre: der Knabe kam an der Donau zur Welt als Sohn eines Volksschullehrers und heißt schlicht Adolf wie der aus dem Oberösterreichischen. Lanz stimmt. Der Bursche besuchte das Gymnasium, trat dann – nach dem Abitur – ins Zisterzienkloster von Heiligenkreuz im Wienerwald ein, avancierte zum Bruder Georg, bekam einen Pater Schlögel als Novizenmeister, der sich als »besserer Judenfeind« verstand, ward zum Priester geweiht, dann aber packte ihn die fatale Fleischeslust, die »amor carnali captus« – so in den Conventsannalen zu lesen, er entsprang den heiligen Mauern, stets die keuschen Züge eines Fräuleins von Liebenfels vor Augen, nahm flugs ihren Namen an (sie selbst errang der Wirrgedankige nicht), aus Georg wurde Jörg und aus dem Bruder ein Berserker *in spirito*.¹¹⁸

Ohne Juda, ohne Rom –
wird erbaut Germaniens Dom.
Heil!

Jene Losung des Schönerer erkor Lanz zu seinem ersten Gebot, vom Katholizismus fand er unschwer zur Lehre Luthers, bei welcher ihm natürlich dessen Judenpolitik am innigsten zusagte. Und die Heilige Schrift der Verdammten biegt er sich zurecht wie's ihm in den kranksinnigen Kram paßt:

Buch des Herrenmenschen – das Buch,
in dem sein Kampf wider den Herden- und Affenmenschen
in ehernen Worten verzeichnet steht.

Der Juda-Rom-Germanienspruch hängt später auch über jenes Hitler Bett, der vom Herrenmenschen und dessen Kampf wird (paranoidparadox) dessen Leben bestimmen.

Menschen mit goldblonden Haaren (Freund Adolf doch etwas brunett geraten), blauen Augen, rosiger Gesichtsfarbe, mit länglichem Schädel und länglichem Gesicht, anliegenden Ohren, ebemäßig hoher Gestalt . . .

Dies des Jörg Idealfiguren, was später in eine makabre konterfeilige Gegenüberstellung ausarten soll von Exemplaren der »*minderwertigen*« wie der »*hochwertigen*« Rasse: Einstein und Trotzki prangen da gegen zwei Männer aus Mecklenburg und Schwerin, und Jeder, der nur ein wenig sich mit Physiognomie befaßt, sieht klar. Unklar sieht in Zukunft das österreichische, das deutsche Volk und wird es noch in hundert Jahren nicht lernen (nicht lernen wollen), aus den Zügen der Menschen zu lesen.

Jener Ritter Georg gibt nun auch rechtshehre Broschüren heraus, die er nach der (dubiosen) altgermanischen Götterfrau »Ostara« benennt, und einer der eifrigsten Leser dieser Schundliteratur soll dann der britische Feldmarschall Lord Kitchener werden, Oberbefehlshaber einer Armee, die den Sudan (blutig) eroberte. Der Mann, der bekannte, er hätte seine farbigen Soldaten am rücksichtslosesten ins Feuer geschickt. Rassenverachtung scheint ein internationaler Trend.

Trotz Lanz'scher (wie Anderer) Thesen allerdings verschwindet vorerst der Antisemitismus, wie Rahel voll Grimm argwöhnt, »von der grellen Bildfläche in die unheilvollen Tiefen der deutschen Seele, da sein Werk umso vertiefter fortzuführen.«



Im Jahr Drei kamen in den Deutschen Reichstag nur mehr 9 antisemitische Abgeordnete statt der 13 vordem, und jetzt – 1909 – sind's gar nur mehr 6.

In Österreich-Ungarn aber siedeln die Rechtsradikalen, diese Judenverfrühstückter (voran in Wien ist's ein geflügeltes Wort, daß ein guter Bürger »grantig«, wenn er nicht zumindest einen Juden zum Frühstück »gefressen« hat – daher der Ausdruck »Judenfresser«) mehr und mehr im Christlich-Sozialen Lager; angespornt durch dessen Vertreterprominenz, die ganz offen ihren Haß auf die religiösen Ahnen zur Schau trägt. Und da tut sich ein gewisser Theodor Innitzer¹¹⁹ hervor.

Wie bei dieser Rechtspartei soll das »sozial« auch weiterhin durch die Namen diverser politischer Vereine geistern, die den wahren Sozialismus auf's Blut bekämpfen.

»Krankhaft« (so die Chronistin) erweist sich eben die Haltung der Mehrheit deutscher wie österreichischer Menschen (christlicher, versteht sich) »ihren« wie schon stets den Ostjuden gegenüber.

Auf der einen Seite ist ja wohl eine Geisteswelt, der wissenschaftliche Aufschwung – *en bloc* das gesamte Kulturleben der beiden Völker (das doch ineinander überfließt) ohne Juden praktisch nicht mehr denkbar, zum andern aber werden diese von den, durch Abbau der erblichen Vorrangstellung des Adels wie der Kirchen mächtiger und mächtiger werdenden, Massen (die Macht basiert auf dem einsetzenden Mitreden bei gesellschaftlichen, politischen Problemen, wo zuvor die niederen Stände nichts zu sagen hatten – die Umkehrung also des Segens der Sozialisierung!) auf das übelste beföhdet, beschimpft, diskriminiert. Dunkel jene Seelen, von denen Frau Manasse redet. Und am schlimmsten treiben's die aus dieser Masse hervor Ragenden, die »persönlich Betroffenen«: die Heerschar der mittelmäßigen deutsch-österreichischen, christlichen Konkurrenz der Israeliten auf allen Gebieten. Im Handwerk wie erwähnt, beim Handel und Wandel sowieso und im Banken- und Kreditwesen. Am furiosesten jedoch auf ebenjenen geistigen Ebenen der Künste, der scientifistischen Berufe.

Härter und härter fühlt sich der (minderbegabte – der talentierte findet seinen Platz) Schauspieler, Sänger, Musiker, Komponist, der Gymnasialprofessor, der Akademiker schlicht ausgeschaltet, weil er Nichtjude. Denn »*die nehmen ihnen die Engagements und die Stellen weg*«, neun von zehn erfolgreichen Operettenmachern sind doch jüdisch (nicht Wenige unter ihnen von Weltberühmtheit), die größten deutschsprachigen Dramatiker und Regisseure finden sich im Semitenlager, die Presse ist »*verjudeter denn je*«; zu Recht. Die jüdischen Reporter, Redakteure, Essayisten bringen ein feines Gefühl auf für die deutsche Sprache – voran die Zeitungssprache, mit der der Leser, der Abonnent informiert, unterhalten, aufgeklärt wird. Auch in der Satire, beim Cabaret dominieren jüdische Schreiber, Compositeure, Diseusen, Conferenciers – über deren »*Klein-kunst*« beliebt das nichtjüdische Großstadtpublikum (voran in Berlin und Wien) sich zu amüsieren, und die »*auf die Seite gedrängten*« arischen Notenschuster, Textdichter, die Coupletsängerin und der Ansager sinnen auf Revanche.

Damit geht das erste Dezennium des zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland, in Österreich zur Neige.

In Übersee, in Amerika, wo man die Nöte der Noahenkel nicht mehr kennt als die aller Menschen, wo allein der schöne, deutsche Spruch gilt: »*Freie Bahn dem Tüchtigen!*«, sind's gerade die hunderttausende *Jewish Immigrants*¹²⁰ mit ihrem bald sprichwörtlichen Einfallsreichtum (denn etwas einfallen lassen mußten die Mosaischen sich schon längere Zeit, um leben, überleben zu können!), die bewundert, nachgeahmt werden.

Bricht da der pfiffige Pardubitzer den »*Chinesentrust*« der Wäschewaschindustrie (in den USA ist längst Gewerbe, was im hinter sich gelass'nen »*Good ol' Europe*« noch mühselig manuelles Hauswerk), indem er einen Keller mit Wasseranschluß installiert und da zwei von diesen neumodischen Kochmaschinen (auf Abzahlung selbstverständlich erworben – wer legt schon *cash*¹²¹ hin, wenn er dabei nicht mindestens ein Drittel vom Preis drücken kann!) aufstellt, die die Arbeit tun von fünf *Chinese* Waschweibern,

macht's ihm mit Sicherheit bald Mr. McPherson im Nebenbezirk nach (und verdient auch gut dabei); läßt der Weiß, der sich längst ›White‹ nennt, von zwei Näherinnen auf zwei gerenteten Nähmaschinen, die außer dem Mietspreis pro Woche und Monat nichts kosten als die Tretkraft der (billig zu entlohnenden) Mädchen, die Aufträge der *Curtain Factory*¹²² ausführen (auch Mrs. Cahn holt sich da ein Zubrot, kann so mehr in ihre Zuckerbüchse tun als vordem, da sie für die Nachbarschaft genäht), bis er sie, wenn sie sich dem Vermieter rentiert, für ein paar Scheine käuflich erwirbt, ist rasch ein Italiener zur Stelle, der gleich drei *machines hired*¹²³, seine Mamma und die beiden *sorellas* einsetzt und »*a fortune*«¹²⁴ macht.

Und so geht es fort: Eines Eifer steigert den des Andern, und keiner ist eifersüchtig auf den *success*¹²⁵ der Konkurrenz wie im alten Rußland der Verbrecher, der Fedja, der Schuhmacher, dem der brave Baruch hat seine Himmelfahrt zu verdanken.

Auf dieser breiten Basis der Ökonomie, die allein zum andauernden Erfolg führt, ist auch Goldy Cahns *boyfriend*¹²⁶ Vittorio tätig.

Das romanische Verkaufstalant handelt mit allem, was nicht niet- und nagelfest, was man mit sich herumschleppen und den *customers*¹²⁷ andrehn kann – sehr zum Verdruß des Pappa, des ehrenwerten Herrn Kneipiers, der dem jungen Mann seinen Platz hinterm Pizzablech zugedacht. Und wenn dann so ein Kunde nach Mister Colder fragt, schnappt Signor Umberto ein, betont daß jener »*Coltrone*« hieße und sein Sohn sei. Und im übrigen »*on tours*«¹²⁸.

Denn *on tours* ist der Vic von morgens bis abends, ja er bringt seiner Mamma manch blinkenden *buck* nach Hause (da ist der Vater weniger böse), und er schenkt eines Tags der Goldy eine schicke, französische Baskenmütze, mit der das *girl* dann an seiner Schulter beim *dancing*¹²⁹ glänzt und sich nur mehr »*Colette*« rufen läßt. Passend zur Kappe.

Das darf Mammele natürlich nicht hören – die *Hebrew lady* ist ohnedas bereits auf 180, daß ihr Mejdlach mit einem Maccaroni herumzieht. Italienisch ist schon genug!

»*I could need a smart lyric-partner!*«¹³⁰ spricht Ted Snyder in jenem Herbst anlässlich einer Konferenz mit einem *Publisher* der *Tin-Pan Alley*¹³¹ – und da schickt der ihn zu diesem Bronxer, dem Irving Berlin, der nun nicht mehr kellnernd singt sondern im Showbusiness als *plugger*¹³² werkt.

Und weil der Ted dann dem Izzi nicht nur anbietet, in seinem Verlag (jeder einigermaßen erfolgreiche *Composer* in New York betätigt sich schon als self-made Verleger, auch die *distribution-Anteile*¹³³ einzuheimsen) den Haustexter zu machen, sondern seine Offer auch mit einem fixen *at once*¹³⁴ – die Beteiligung des Verse-schmieds bevorschussend – untermauert, scheidet Mr. Berlin von seinem zweiten Mitarbeiter Nick (Sol, der erste *chum*¹³⁵, musiziert schon im Himmel der Bänkelsänger), womit Ted eben des talentierten Amateur-Profis, des grad erst Einundzwanzigjährigen dritter Teamgenosse wird.

Und wenige Monate danach (von einem gewissen Waterson, der einst auch »Wassersohn« geheißen ermuntert, der mit einem *bundel*¹³⁶ ist eingestiegen ins Musikgeschäft) läßt Israel Baline gar Melodien ertönen, die er ersonnen – und auf einer richtigen Bühne dazu: in der Shubert-Revue »*Up and Down Broadway*«¹³⁷. So wächst das Unternehmen, bald »Waterson, Berlin & Snyder« benannt (Izzi ist mit seinem Anteil an den Verkaufstantiemen der neuen Songs Partner geworden – gelernt von Ted) und das 4 Titel in die »*Ziegfeld Follies*«¹³⁸ zu lancieren vermag. Dies *pusht* den »W. B. & S.« *straight ahead*¹³⁹ – und im nächsten Jahr (1911) läßt Irving Berlin, der kleine Jude aus dem sibirischen Temun, dem russischen Schtejtl, sich eine Weise – mit dazupassendem Text – einfallen, deren *sheets*¹⁴⁰ im Verkauf bald die Millionengrenze überschreiten, und aus der sogar ein neuer Tanzstil im Lande – die Welt erobernd – entstehen soll: »*Alexander's Ragtime Band*«.

Und daß Mister Berlin nicht eine Note schreiben kann¹⁴¹, stets nur in F-Dur komponiert – ergo nur eine schwarze Taste am Klavier kennenlernt: das »B«¹⁴², steht seiner Karriere als Topkomponist nicht im Wege.

That's America.

In diesem Amerika, präzise: Monroestreet, N.Y. City – Heimatstraße des Baline – wird gefeiert.

Mom Becca hat am Nachmittag ein Pfauchen und Dröhnen gehört vor der Haustür, dann die Stimme ihres *husband* und das fröhliche Lachen von Izzi eins wie das Gegacker der Nachbarn, so ist sie neugierig hinaufgestiegen aus ihrem (nun bereits wohnlich eingerichteten) Keller.

Stehn die Jídn gestikulierend um einen riesigen, neumodischen Motorwagen herum, ihr Avram hockt herrlich am Bock wie damals, als er seine Mamme hat gebracht von der Bahnstation in Brjansk zur Chassene mit ihr, seinem Rivcelejbn, und läßt das Teufelsding knattern und rattern, dann schwingen sich ein paar Jüngere, Mutige hinauf auf die Ladefläche des Fuhrwerks und los geht's um den Häuserblock, daß Mrs. Cahn der Mund offenstehen bleibt. Doch eh' die noch ein Stoßgebetlein gen Himmel schicken und ihr »*Sch'ma Isruél*« murmeln kann, kurvt das stinkende Gefährt auch schon wieder von der anderen Seite die Straße herauf, hat die Strecke in kürzerer Frist geschafft als die alte Feuerwehr, die kürzlich mit ihrer Dampfspritze angebimmelt gekommen, weil die Neufelds, die Galizianer vergessen haben, den elektrischen Kocher (*Schmocks was die sind – tut es denn nicht ein guter, braver Kohleherd wie Mamme Rivca ihn in der Küche zu stehn hat...!*) abzustellen und denen so die Wohnung halb ausgebrannt.

»*Bravo! Masltov! Hoch soll er lejbn der tichtige Truckowner!!*«¹⁴³ tönt's wie die Trompeten vor Jericho, die die Mauern niederschmettern des Gestern, der alten, östlichen Lebensweise – und als ihr Abele derart gefeiert, versteht Becca erst, was er mit der Parade auf sich hat und *blúst vünsach*¹⁴⁴.

Der Gatte also ist umgestiegen von einem Leihpferdchen auf fünf eigene *horsepowers*¹⁴⁵, wie man – so expliziert ihr der Izzi mit Sachverstand – die Kräfte solch einer *engine*¹⁴⁶ mißt, die nun die (schon stadtbekannt) Fuhren von »A. C.'s.« wird ziehen. Welch Firmenzeichen, die *trademark* in wunderschöner, himmelblauer Schrift am Führerhaus der Karosse prangt.

Gleich ist das ganze Viertel versammelt, ausgeführt vom zausbärtigen Meier Epstein, der immer noch die Minje voll macht und so zum Haushalt beiträgt mit seinem Sohn Israel – dann tauchen Goldy und ihr Italobócher auf, der Vic, hinter ihnen gar Pappa und Mamma Coltrone, und Alle gratulieren dem findigen Firmenchef, und die Firmenchefin lädt sie Alle ein auf a Glejsele¹⁴⁷, Lechajm zu sagen über dem Segen, der da vor's Haus gerollt. Das ist der Augenblick, da die zukünftigen Schwiegereltern – Abe und Becca hier, Umberto und Giuseppina dort – zum ersten mal einander näherkommen, denn bisher haben die mit ihren Sizilianern verkehrt und jene sich in ihrem Monroeghetto versteckt. Das soll jetzt anders werden, sagt der – immer noch trinkfeste – Mister Abraham: wenn sich die Kinder liebhaben, sollten sich auch die Eltern verstehen.

Und auch der irische Cop von der Ecke, der rechtschaff'ne, rotwangige O'Keefe wird eingeladen auf a Schlickerle, erweist sich als geübt im Schlucken – und dem Riesen, dessen Ausgehrock der Hochlebenglass'ne sich vom Saphirstein geborgt in Brooklyn am ersten New Yorker Abend, und der jetzt in der Bronx Dienst tut, schallt ein »Oj joj joj – schicker is a Goj!«¹⁴⁸ im Chore entgegen, was er – schmunzelnd, schnurrbartzwirbelnd – versteht, so lang wie er schon stationiert im *kosher quarter*¹⁴⁹.

Bald soll »A. C.'s« *Blue Van*¹⁵⁰ (Abe liebt die Farbe, die himmlische so sehr, daß er das ganze Automobil in dieser anpinseln läßt) zum Wahrzeichen werden von Monroe- und Umgebung, was das Speditionsgewerbe angeht. Und selbst zum fortgezog'nen Litwak hat man gute Verbindung und transportiert nicht selten die eine oder die andere Fuhre in dessen Auftrag, wenn seine Wagen (der Josh hat gar schon 3 *trucks*¹⁵⁰ zu laufen) einmal ausgebucht.

Zu diesen und ähnlichen geschäftlichen *connexions*¹⁵¹ läßt Mr. Cahn einen Telephonanschluß der Bell's Company in sein Souterrainkontor legen, das er sich im Verschlag neben der Küche, dem ehemaligen Kartoffelkeller (kaum 6 mal 6 Fuß groß) installiert, und wo – wenn die Männer im Außendienst – Mrs. A. C. in den Trichter schreit, als wolle sie mit der Kommandatura im alten Ludinowo fernsprechen.



Wien, März 1910

Eine Aera geht zu Ende. Dr. Karl Lueger, der »*kleine Mann*«, der Mann des »*kleinen Mannes*«, der Trafikantensohn¹⁵², der sich zum Rechtswahrer hochgearbeitet, zum Ersten der Bürger der Metropole, ist gestorben.

Was ist's, fragt Rahel in ihrem Chronikkapitel, daß eine Million Menschen (wie von Vetter Norbert gemeldet) ihrem Mitbürger, obersten Bürger die letzte Ehre erwiesen? Dem anfänglich liberalen Kleinbourgeois, der auf sozial umschaltete (christlich hinzuzufügen), dessen Wahlspruch es gewesen: »*Dem kleinen Manne muß geholfen werden!*«, der dann, nachdem er das höchste Amt seiner Heimatstadt errungen, nur dem Manne half, der eben als »*5 Gulden-Mann*« bezeichnet – dem mittleren Verdienner also, der ebenjenen Betrag an Steuern seiner Kommune abliefert.

Allein die Tatsache, daß Lueger mit seinem Antisemitismus, der als Zweckantisemitismus zu betrachten (der Herr Bürgermeister verfolgte mit ihm den Zweck, die Massen zu erreichen, es war nicht seine ureigenste Einstellung zu den Juden), sich profilierte, kann's nicht sein; das Fakt vielleicht, daß er dem kleinen Manne vorgelebt hat, daß auch ein kleiner Mann sich über die Masse erheben könne, um dann – oben – den Willen und die Sehnsüchte jener Masse zu artikulieren?

Unter den weinenden Wienern, die die Straßen hinaus zum Zentralfriedhof säumen, ein fast erwachsener Provinzler (»*in banger Gedrücktheit*« angewidert von den Massen), der später über den Toten schreiben wird, der wär' gewiß »*der gewaltigste deutsche Bürgermeister aller Zeiten*« gewesen, wenn er nicht in einem so unmöglichen Staat gelebt. Hitler Adolf.

Träumt Kleinbürger Hitler auch von einem Sicherheben aus der Masse, auch aus dem Munde von Millionen im Tode betrauert zu werden?

In diesem Wien, dem geistig zerrissenen – oder vielleicht in den wesentlichen Forderungen an das Schicksal gar nicht so uneinigen, legt sich im Jahr nach Luegers Tod, den auch sie wie unzählige israelitische Bürger hoch ehrte (*»Das mit den Juden, das hat nix zu sagen – das muß er tun, sonst kann er nix werden...!«* die Absolution derer, gegen die er mit Wort und Tat zu Felde gezogen), auch die zweite der drei Landautöchter, die Reisel, Tante des US-Abe, Witwe dessen Onkel Moses, Mutter und Großmutter zum Sterben hin.

Als Luise, die älteste Schwester sich Bruder Leib angeschlossen (auch den edlen Schwager Erich hat sein – katholischer – HERR bereits in Gnade zu sich genommen, was wird er sich gewundert haben, wie der sich als der alte Jehova entpuppte und ihn freundlich mit *»Arec, mein Sohn!«* anredete), nahm Professor Kahn seine Mutter zu sich in die Villa, Rosalie richtete der Schwiegermama das untere Gästezimmer ein – mit Blick auf den grünen Garten, da konnte sie umsorgt und von der Poldi betreut werden.

Nun ist ihre Zeit herum. In der zweiten Juniwoche (wir schreiben 1911) stirbt Oma Resi einen schönen Greisentod. Sohn Nahum schließt sich ein, zu weinen, nachzudenken, Toni, die jüngste Schwester, Nichte Else und Enkelsohn Eduard bereiten das Begräbnis vor.



Wenige Tage nach diesem Trauerfall, am 19. Juni sind's zwanzig jüdische Menschen, die – hundert Kilometer östlich von Tarnow, dem Geburtsort der Reisel Landau – in Drogobycz zu Tode kommen. Und kaum auf so stille Art wie ihre Glaubensgenossin.

Die Vorgeschichte: im – von nationalen Fehden erschütterten – Reich des Habsburgers Franz Joseph leben um diese Zeit (nach der Wende zum letzten Centennium des zweiten Jahrtausends post Christum natum) über 2 Millionen Mosaische – im alten Galizien und in der Bukowina 900 000, in Groß-Ungarn 850 000, in Böhmen-Mähren knapp 100 000, 120 000 in Wien (der Rest auf andere Länder der Monarchie verteilt); von den verschiedenen, sich gegenseitig beschimpfenden, bekämpfenden ethnischen Minder-, Mehrheiten teils umworben als Mitstreiter, teils auf die niederste Sprosse der Sozialleiter hinabgestoßen – arg involviert in den Völkerhaß im Tschechischen, Ungarischen, Slowakischen, Serbokroatischen. Sie Alle sehen sich weiterhin jenem (religiös bestimmten) Neidantisemitismus ausgesetzt, und dazu beginnen sie, sich zu spalten in die »Nationalisten« und die »Assimilanten«.

Im Zug dieses Trends starteten vor kurzem im Polnischen, im österreichisch occupierten Landesteil die »Autonomisten« der Jüdischen Volkspartei – unter Anführung eines Nathan Birnbaum (an der Seite der »Separatistischen Jüdischen Sozialisten«, die sich von der polnisch-chauvinistischen, sozialdemokratischen Organisation doch abgesondert hatten, den Pilsudskiparteigängern) eine eifrige Agitation pro Anerkennung der Juden als selbständige Nation mit dem Recht auf eine nationale Parlamentsvertretung.

Die ruthenische (west-ukrainische) Fraktion unterstützte die Bewegung – war die doch imstande, den Einfluß der Polnischstämmigen im Lande zu schwächen, die übrigen Abgeordneten jedoch (voran die Polen natürlich) reagierten hysterisch: eine dritte nationale Vertretung sei unduldbar. Die (stark assimilierte) jüdische Intelligentsia (wohl zurecht als »knechtische Polen mosaischen Glaubens« verschrieen) schloß sich (verständlicher Weise) den Christen an, gemeinsam schüchterte man die ungebildete, paschute¹⁵³ (zumeist chassidische) Masse ein – jene die sich durch Habitus und Brauchtum so kraß abgesondert von ihrem Wirtsvolk.

Aus dem geschilderten, für den wahren Fortschritt der Jüdischen Sache schlimmen, Bruch im südpolnischen Lager kam es dann – nach der Wahl des Christlichsozialen Dr. Weisskirchner zum Präsidenten des Reichsrat (1907) – zu einer üblen Entwicklung: der (reaktionäre) »Kolo«, der polnische Verein der Deutschenfreunde zwang seine mosaischen Mitglieder für Antisemiten zu stimmen – die Assimilanten mußten jedoch größtenteils kaum genötigt werden, also zu votieren; hatten sie ja schon zuvor, bei den allgemeinen Wahlen notorischen Judenfeinden des polnischen Adels ihre Stimme gegeben. Die »wahren Repräsentanten des Judentums« – vier Deputierte der nichtanerkannten Jüdischnationalen schlossen sich draufhin keiner Fraktion an sondern bildeten ihre eigene: die erste dieser Art in einem europäischen Parlament. Der – aus all diesem sprießende – Streit der Assimilanten mit jenen Fortschrittlichen führt nun (während ebendieser Parlamentswahlen) zu einer Katastrophe.

In Drogobycz stehen sich zwei israelitische Kandidaten gegenüber – ein Zionist und ein Strohmann der Polen namens Löwenstein, vermittels rüder (von den Christen gestützter) Wahlfraude (landesüblich) siegt der Löwenstein, die nationalen Wähler wurden scharenweise von den Urnen vertrieben oder ihre Stimmzettel aus nichtigen Gründen für ungültig erklärt; vice versa kommt's zur (verständlichen) Empörung der Nationalisten, eine Gruppe – voran Arbeiter – zertrümmert Löwensteins Wahlbüro, drin die Schwindler sitzen, erobert Unterlagen und Beweise der Schiebung, marschiert mit diesen zum örtlichen Wahllokal. Unterwegs jedoch wird der Trupp von, eilig von den Polen herbeizitierten, Polizeieinheiten angehalten, die »über höheren Befehl« in die Demonstrantenmenge schießen. 20 Tote, noch mehr Verwundete.

Zutiefst wird die Jüdische Welt erschüttert von diesem Frevel. Bruderblut ist geflossen im Bestreben um »die Sache«. Nicht das letzte Blut, das fließen soll in diesem Streit.



Aus Holland hat Rahel traurige Nachricht: Ende August ist Titus, der van Kaanvater im Alter von kaum fünfzig gestorben.

Alles kam so plötzlich, berichtet Marjan mit der Traueranzeige – von einem Italien-Einkaufstrip zurückgekehrt, klagte der Mann über Übelkeit und Unlust, man holte vorsichtshalber einen Arzt, der konstatierte eine kleine Überanstrengungsschwäche, in der Nacht verlangte Titus von ihr etwas zu trinken – er fühle sich so trocken, durstig, und als die Gattin das Schlafzimmer wieder betrat, hing sein Arm über die Bettkante herab. Herzschlag. Derselbe Tod wie bei Vater Amos, bei Urgroßvater Imanuel doch.

Witwe und Sohn (12 ist Mozes erst) reißt das Ereignis jäh aus ihrer Welt von Geborgenheit und häuslichem Frieden – doch der Galerieleiter, Henk de Vries, der seinem Chef stets versichert hatte, zur Familie zu stehen »als iets gebeurde«¹⁵⁴, was jetzt unerwartet Wirklichkeit, fängt den Schmerz der Kaanschen auf, und er soll sich in der Zukunft in einer Art um Geschäft wie Marjan und Moss bekümmern wie sich für sie aufopfern, die nicht alltäglich. Henk wird sich als kompetenter Christ erweisen.

Auch in Paris gibt's im Elferjahr Grund zur Trauer: Paola – rasch gealtert, rasch gelebt, wie man sagt (ihr wahres Geburtsdatum hat sie bis zuletzt verheimlicht), fühlt das Ende nahen, sie ruft Jean-Luc zu sich, von dem sie Abschied nimmt wie von einem Sohn.

Hatte Paola vor Jahren, als ihr die Mutter gestorben, noch kein richtiges Verhältnis zur kleinen Schwester, für familiäres wenig Verständnis (die steten Sarronbesuche genügten ihr), wuchs ihr später, als das Theater langsam einschlief, das Kind ihres Lebensgefährten Hector, ihr Neffe so sehr ans Herz, daß sie nun dem jungen Cohen alles vermacht, was übrig von ihrem liebeserfüllten Leben. Sophie, Jean-Lucs richtige Mutter wird vom Ableben der älteren Schwester verständigt (immer noch hofft die Brunette auf den Rideau), und sie sendet ein Condulationsbillet.

In Sibirien bei Biselechis, dem politischen Idol des französischen Cohen, setzt das zweite Jahrzehnt des zwanzigsten Centenniums zwar mit Enttäuschung ein aber ohne Trauerfall.

Jossip hat sich eingelebt im Lager bei Jarzewo, aus den anfänglichen Schlägen der Bewachungsmannschaft beim Antreiben zur Arbeit (Holzfällen in den umliegenden Wäldern, Straßenbau) wurde – neben slawisch üblichen, verbalen Beschimpfungen und Flüchen – eine fast kameradschaftliche Koexistenz (sind nicht auch die zum Lagerdienst, dem öden abkommandierten Soldaten auf Jahre hinaus gefangen – oft wirklich selber verurteilt, verbannt wegen Insubordination wie anderer Verfehlungen im Dienst?); gemeinsam mit ihren Aufpassern haben die Häftlinge sich häuslich eingerichtet, die Kanonenöfen in den Baracken spenden Wärme, die knappe, eintönige Verpflegung wird bisweilen schmackhaft gestreckt durch selbsterlegtes Wild – und nicht selten drückt der gutmütige Aljoscha, der Sergeant dem »*Griechen*« sein Gewehr in die Hand, daß der auf Jagd ginge (der Soldat darf doch seinen Posten als Aufseher der Außenarbeiter nicht verlassen), um – als guter Schütze (hat Jossel doch bei den Petersburger Towarischis eine perfekte Schießausbildung genossen) – ein paar Hasen oder ein Böcklein heimzubringen.

Wie oft hat der Mann da schon auf Flucht gesonnen – mit einer Waffe über der Schulter, Chava zuvor Richtung Westen abgedampft, doch dann verwirft er derartige Pläne immer wieder. Erstens würde es auffallen, wenn seine Frau (er darf die Gavra jetzt schon ein mal pro Woche auf ihrer Stube im Ort besuchen und da gar über Nacht bleiben) so plötzlich ihre Arbeit als (nun schon) Aufseherin der Wäscheriege verließ, und zweitens kann er dem Jascha das nicht antun, der mit Sicherheit standrechtlich fusiliert würde, daß er seine Flinte einem Ausbrecher anvertraut. Und drittens ist doch seine Strafe bald herum, die fünf Jahre durchgestanden.

Dann aber kommt's anders.

Nach Fristablauf des Urteilsspruchs, Datum der Entlassung, als das Ehepaar meint, nun sei alles ausgestanden, wird der Gefangene zuerst vertröstet von der Lagerleitung – die Papiere aus Moskau seien noch nicht eingetroffen, man warte auf höhere Weisungen und was der Ausreden mehr; jetzt jedoch (als Jossip mit Unterstützung anderer, auf baldiges Freikommen Wartenden aufbegehrt und vom Offizier sogar Recht bekommt) trifft ein Ukas ein aus Petrograd, mit welchem die Politischen unter den Verbannten über ihr Strafmaß hinaus im Lager in Schutzhaft zu halten befohlen.

Das Edikt, das der Kommandant dem Griechen zeigt (obschon es das Geheimsiegel trägt der Zaristischen Kanzlei), sagt aber auch etwas anderes aus als die weitere Gefangenhaltung der Betroffenen: die Angst vor der Situation, vor den Kommunisten und daß diese im Vormarsch.

Zwar wagt Aljoscha nun nicht mehr, Jossip seine Büchse auszuleihen, der aber (vor langem doch schon in langen Palavern den Unteroffizier überzeugt von den Segnungen des Sozialismus) versteht es, zu überreden, zusammen mit ihm und Chava die Flucht zu wagen. Tagelang kratzt Jascha sich unter der Fellmütze am Kopf, überlegt hin und her: immerhin ist ja auch sein Schwager, der Kolja bei den Revoluzzern und die alten Eltern haben als Häusler arg zu leiden unter den Schikanen der Weißen – dazu ahnt er, daß er selber noch etliche Jährchen wird abbrummen müssen in Sibirien, ehe man seinem, seit Monaten doch schon laufenden Gesuch stattgeben würde, ihn nach Hause zu entlassen. Höchstwahrscheinlich (so beschwätzt der Jude ihn schlau) schmort seine Bittschrift irgendwo in der Ablage eines Apparatschiks, und den Ausschlag zum Mitmachen des Alexej gibt Gospodina Biselechis. Sie macht ihn bekannt mit einem munteren Mädchen aus ihrer Seifenkolonne, der stupsnäsigen, maisfarbhaarigen Irina.

Das Kind, siebzehn kaum, ist Vollwaise, hat bloß eine bucklige, bigotte Tante, von der gehetzt und mit Anweisungen überschüttet – dazu hat Gavrina die Ira längst angeworben als Genossin. So lernt diese den, bei Frauen schüchternen, *Muschik*¹⁵⁵ kennen, ein wenig lieben in seiner Brummigkeit und sieht in ihm den Retter aus ihrer Not.

Da nimmt der Fluchtplan rasch Realität an – wie ein geübter Stratege entwirft der Ludinowoer den Feldzug.

Jeden letzten Sonnabend im Monat fährt der Lagerkommandant zu Frau und Kind nach Nasimowo, einem Städtchen weiter südlich am Jenissei, ein paar Tage Ferien zu machen im Kreise von Familie und Provinzgesellschaft, Ferien von seinen Häftlingen; in dieser Zeit nimmt seine Stellung der junge Leutnant ein, der Permer – langsam im Denken, sich mannhaft martialisch gebend, allein im Grunde faul, feige, dem Suff fröhnend.

Und so gehen nun Jossip und Jascha – mit der Chava und der Ira – zu Werke:

Vierte Märzwoche – der Frühling im Anbrechen, das Eis des Stroms grad noch begehbar, sucht Irina Streit mit der Tante und läuft davon; das heißt sie versteckt sich in einer Hütte am anderen Ufer, die leer steht, erst im Sommer von Hirten benutzt wird, richtet da die erste Station ein der Flucht mit der Ausrüstung (Lebensmittel, Patronen, Kleidung), mit Gavras Erspartem in Tonkowo¹⁵⁶ erstanden. Die selbst schreit herum, daß sie eine wichtige Arbeitskraft habe verloren in ihrer Brigade, und sie verkündet – da sich Ersatz für die Ira am Orte nicht ließe finden – sich am Wochenende umsehen zu wollen im Süden, wohin Major Merdinzew sie denn mitzunehmen verspricht, wenn er seinen Monatsurlaub wird antreten.

Jossip bereitet mit dem Sergeanten im Lager alles vor für den Ausgang, von dem keiner der Mitgefangenen und Mitbewacher auch nur ein Sterbenswörtchen erfährt (nur so ist man sicher vor Denunziation) – sie fluchen vielmehr jeder laut über die Widrigkeiten der Zukunft, woraus jene, die es wissen wollen (und sollen) entnehmen können, daß die Beiden sich bereits auf die Tauzeit eingestellt.

Und alles läuft reibungslos ab, wie eine gute Generalstabsoperation eben.

Irina wartet in der Etappe, Chava fährt mit dem, was sie am Leibe trägt (kein Gepäckstück, keine Reisekleidung verrät ihre Intentionen) mit im Majorsschlitten nach Nasimowo, wo sie alsogleich lauthals mit der Suche beginnt nach Waschkräften für Jarzewo (daß die Frau, nachdem sie sich eine Unterkunft für die Nacht gesucht und da auch fünf Kopeken im Voraus entrichtete, am Tag des (christlichen) Herrn im Morgengrauen wieder davon, fällt weiter

nicht auf – ist man doch gewohnt, daß die Frequentanten des Asyls sich herumtreiben), Jossip geht mit Aljoscha auf Sonntagsjagd, die Schlaunen versprechen dem noch duseligen Wachthabenden, dem Permer, nicht ohne einen fetten Braten zum Abendessen wiederzukehren (lassen dabei listig eine Flasche Branntwein, die sie vorgaben auf die Pirsch mitnehmen zu wollen, bei ihm auf dem Tisch stehen). Der Wodkajünger wartet dann trunken auf die zugesagte Rehkeule.

So marschirt man munter Richtung Süd, macht jedoch bereits nach zwei Werst eine scharfe Ostwendung, überquert den Fluß, dessen Eisdecke noch trägt, wendet sich sofort wieder nordwärts, stapft durch den – da und dort schon matschigen – Firn hin zur Hütte, wo die Ira den Jascha küßt und ihm auch gleich ewige Treue schwört, so glücklich wie sie ist, der Tante entronnen zu sein. Gegen Abend dann trifft auch Gavrina gesund ein – hat sich aus Nasimowo vom Milchschlittenfahrer mitnehmen lassen und ist bei der kleinen Kapelle vor der Abzweigung nach Tonkowo abgestiegen, ein Gebet sprechen zu wollen (das hat sie auch getan, allerdings zu seinem noch nicht christianisierten GOTT) – so hatte der Kutscher nicht den geringsten Zweifel, daß die Frau, die er natürlich für eine russisch-Orthodoxe nahm, zu Fuß nachkommen würde; das hat sie nicht getan, ist über's Wasser geschlittert, fällt jetzt ihrem Jossele um den Hals.

Die weitere Marschrouten der Vier (der Fluß taut wie auf Kommando anderntags auf, schwere Eisbrocken treiben auf dem Wasser, so wagt keiner überzusetzen, ihnen dort nachzustellen) ist festgelegt.

Da man in Jarzewo, als der Feldwebel mit dem Griechen gar nicht wieder auftauchen wollte, den Lagerkommandanten von zuhause zurückrufen mußte, der dann die Suche nach den Abgängigen persönlich in die Wege leitet (er läßt allein westlich wie südlich nachforschen, bis er dann das Unterfangen als ergebnislos aufsteckt), ist der Trupp bereits am östlichen Jenisseiufer nordwärts unterwegs, umgeht Werche-Imbatskoje (Vorsicht ist Vorsicht, sagt Jascha – vielleicht hat der Merdinzew die Posten der umliegenden Orte telegraphisch alarmiert), marschirt munter die eingeschlag'ne Richtung weiter hin nach Igarka, nahe der Flußmündung.

Das ist eine halbe Weltreise, auf der die Gesellschaft aber ab und an von Fuhrwerken und – wo der Strom ruhig – von Floßen wird mitgenommen (Aljoscha »*bewacht*« auf diesem »*Transport*« fleißig seine »*Gefangenen*«, die er nach Pudinka zu bringen habe). Und überall werden der Chava, der Ira und dem Jossel von mitleidigen Menschen Brot, gar Speck zugesteckt, wenn der Soldat »*fortschaut*«.

Auf diese Weise nährt man sich redlich, hat auch noch eine Reserve im Beutel aus dem Einkauf in Tonkowo – dann, nach Wochen des Wandern, durch Igarka durch, trifft das Quartett tatsächlich an der Jenisseibucht ein, mehr als 500 Werst hinter sich gebracht. Wer hätt' schon gedacht, daß es dem vierblätt'rigen Kleeblatt gelänge, den Zug zu schaffen ans Meer – und auf dieser Annahme war ja auch des Jossip Fluchtplan aufgebaut. Bis nach Goltschicha wird das Bataillon von einem Küstenboot gesegelt, das dahin Waren hat zu liefern, dort heuert Jascha für fünf Rubel, die er von seiner Löhnung gespart, einen Fischerkutter samt Steuermann an, der sie wohlbehalten in Kara wieder an Land setzt, einem kleinen Hafen der Baidarata-Bucht.

Von da aus wandert man »*die paar Meilen*« (125 immerhin!) bis Workuta und setzt sich frech in die Bahn nach Gorkij und Moskwa.



In Deutschland erscheint jetzt eine Broschüre unter dem Titel: »Die Zukunft der Juden« aus der Feder des (nichtjüdischen) Schriftstellers Werner Sombart – Sympathie bekundend pro Zionismus.

Der (historisch ambitionierte) Schreiber, der denn auch das Werk »Die Juden und das Wirtschaftsleben« publizieren läßt, dichtet sich die Probleme von der Seele – »im Interesse der deutschen Volkseele«, welche auf diese Weise (durch Abwanderung der Hebräer nach Palästina) könnte Befreiung finden »von der Umklammerung durch den jüdischen Geist«.

Sombart hält eine »Verschmelzung von Deutschtum und Judentum« für unmöglich, »weil keiner aus seiner Rasse austreten kann«, und er stellt ganz einfach die Tatsachen auf den Kopf. Fußt auf jener »Verjudung« gewisser (zumeist geistiger) Professionen: da »sie« doch im Durchschnitt »so sehr viel gescheiter und betriebsamer« seien als die Deutschen, wäre es doch immerhin möglich, daß sie sämtliche Lehrstühle sämtlicher »germanischer Universitäten« besetzten.

Das bißchen Offizierwerden kann sie doch wirklich nicht so reizen –, und: – fürchten sie denn gar nicht die schlimmen Folgen, hat der Dreyfus-Skandal in Frankreich sie gar nichts gelehrt??

Der Pamphletist allerdings offenbart nicht allein uralant-semitische Ansichten, er trägt auch Wertschätzung des Gegners unter's Lesevolk: Wir wollen die tiefen, traurigen Judenaugen niemals verlieren, die wundersame Melancholie der jüdischen Dichtung und nicht den jüdischen Witz!

Und so prophezeit Sombart den Juden, daß sie in Palästina nicht nur tüchtige Staatsmänner würden sondern auch fleißige Bauern, und er wünscht ihnen »den Stolz und das Selbstbewußtsein, das nur die eig'ne Nation ihren Angehörigen verleiht.« Ein nichtjüdischer Zionist der Herr, mit all den hinterhältigen Gedanken der Hochstehenden, mit denen Theodor Herzl damals cooperierte – inclusive jenen »verkleideten Philanthropen« jüdischen Antisemitismus.



Bei Chaveles Eltern in New York trifft die Nachricht über die gelungene Sibirienflucht – in Gorkij der Post anvertraut – just zu Jòm Kippúr ein. Welcher Festtag sodann in der Monroe- doppelt gefeiert wird. Und Mamma Rivca feiert im Herzen gleich ein drittes Mal: ihre Golde hat dem Vittorio, dem Schejgez den Laufpaß gegeben. »*Umajn!*«¹⁵⁷

Was ist geschehen??

Goldy (immerhin zwanzig längst) hat sich standhaft gezeigt, was des *lovers* Sexsehnsüchte angeht (in diesem Punkt ist das Mädchen *oldfashioned*¹⁵⁸, will sich »*das*« aufbewahren für die Hochzeitsnacht), und da hat Vic eben trotzig reagiert: hat sich mit der chuzpediken, kleinen Jarmy ins Bett gelegt, der *Chonte*, der tschechischen Jarmila, die gar schon mit sechzehn keine *Psile*¹⁵⁹ mehr gewesen.

Nun weint die stolze Cohentochter sich Abend für Abend die Augen rot nach ihrem Maccaroni, und ihre Mom läßt sie weinen: »*Tränen schwimmen den Kummer fort . . .*« salbadert sie weise und behält doch nicht recht mit ihren Sprüchen. Denn auch Vittorio kann nicht lassen von seiner »*Colette*« – zweimal ist er schon angetanzt bei »A. C.'s«, zweimal schon hat Mrs. Cahn ihn hinausgeschmissen, sodaß er nun beim dritten Male mit Sizilianerränke einen bess'eren Weg wählt: er kauft sich den treuerzigen Standhaft-lieber Izzi auf italienisch.

Vic lädt den Rivalen nobel auf eine Pizza ein plus Rotwein in Pappas Lokal (wo ihn die Bewirtung nichts kostet), und da gesteht er dem Arglosen ein, daß die Golde eigentlich immer nur an ihm, dem Freund aus der alten, russischen Heimat habe gehangen, und daß er – der Coltrone – nun die Sache in Ordnung werde bringen, sich »*als Gentleman*« verabschieden wolle von der *bambina*, eh' es zu den Soldaten ginge, »*das alles zu vergessen*«.

Und der Trick klappt.

Izzi, dem nach dieser Eröffnung eine glückliche Zukunft mit der kleinen Cohen vor Augen steht, lädt die formell am Weekend zum Tanzen ein, und sie geht mit ihm aus – schon um ihren Vic eifersüchtig zu machen; da erzählt Izzi ihr von seiner Aussprache mit jenem und daß der zum Militär wolle (wie erwartet verfährt die Eröffnung – der gesalbte Südländer hat da gut auf die glänzenden Augen spekuliert, welche die Mädchen kriegen, wenn der Ihre ein Krieger wird), und Freund Epstein bringt Miss Cohen dann tatsächlich zusammen mit Mister Colder, was ihn noch lange Jahre soll reuen. Denn kaum sind die Beiden zu zweien, bewerfen sie sich auch schon mit jiddischen wie italienischen Vokabeln, man streitet temperamentvoll, rauft sich schließlich zusammen: Schwur, Kuß.

So gibt's (zur Trauer von Israel und zum Ärger von Mrs. Cahn) eine offizielle Verlobungsfeier bei »Umberto's« mit Massen von Pizzas und Spumantebottles, Mom Becca muß an der Seite ihres Abe glücklich tun – und sie wird eines Tages auch glücklich sein, wenn die Kinder ihr dann Enkerln werden schenken. Doch bis dahin wollen die sich (nach dem Marsch zum Friedensrichter, versteht sich) noch ausleben, man ist aufgeklärt, man weiß wie man Kinder nicht kriegt, der Bräutigam hat die alten römisch-christlichen Gebräuche hinter sich lassen, die Braut ihre ostjüdischen, und die Welt, die US-Welt liegt vor ihnen.

Und die US-Army muß noch einige Jahre warten auf den Rekruten Coltrone.



Der Clan ist zu Beginn des (unheilschwangeren) zwanzigsten Jahrhunderts angewachsen auf siebzehn Seelen – nicht mitgezählt die Verwandten, deren Namen die anderer Familien.

Da in der Dynastie der Kinderreichtum, wie er bei den Ostjuden gepflegt, nicht zu Buche schlägt (wie wir gelesen haben, sind seit hundert Jahren schon, seit den Tagen im alten Polen, seit der Generation Moses-Aaron-Artur, der zu Chludowo Geborenen nicht einmal mehr 3 Nachkommen da und dort zu registrieren), basiert die Vielzahl an Menschen, die sich zu unsern Cohanim aus Spanien rechnen können (Rahel zählt insgesamt 28), die mit Ezra aus Saragossa nach Deutschland gezogen – neben jenen, die im östlichen Geäst des Stammbaumes zwischen 1100 und 1500 weggewachsen, auf den Verästelungen jenes Gehölzes: die Landau, die Biselechis, die Manasse, die Potter und die (illegitimen) Maurernachkommen.

Und ab jetzt – 1912 – wird noch ein weit'rer Zweig (am US-Ast) grünen: der Coltrone-Colder Sproß.

Alles in allem leben Angehörige der Sippe nun in Rußland, in Polen, Deutschland, Österreich und Holland, in Frankreich, Britannien wie Amerika – und außer den Cahns fühlen Alle sich als Europäer; wennauch Manfred auf seinen Wilhelm schwört, Jean-Luc auf La France, Rosalie, Eduard und selbst Vater Professor auf Franz Joseph, Marjan auf Wilhelmina, Cecil auf Georges (ist er auch guter Schotte).

Doch wer sonst auf dem Alten Kontinent könnt' sich rühmen, so europäisch zu fühlen als die Juden – was die jedoch nicht hindern wird, bald gegeneinander zu stehen, bald die Bande des Bluts hinter die nationalen zu stellen, sich blutig zu befehlen.

Ihnen Allen weit entfernt – räumlich wie geistig – leben Trude Grünzweig und ihr Fritz Gerber mit dem elfjährigen Eli in Palästina. Man ist weiterhin glühender Herzlist, obwohl die Idee eben so weit entfernt von ihrer Verwirklichung wie nie zuvor. Der 10. Zionistenkongreß im August des vergang'nen Jahres (1911) in Basel ist zwar als Jubiläum in die Geschichte der Israelbewegung eingegangen, de facto jedoch war er kaum von Triumph bestimmt.

»Wahrlich – zu jubilieren haben wir heute weniger Ursache als zu irgendeiner Zeit. Das jüdische Volk lebt gegenwärtig die düstersten Tage seiner Geschichte in der Zerstreuung. Alle uns're Posten haben uns nur eine Meldung zu erstatten: Feinde ringsum!«

Also spricht Max Nordau, des toten Theodor Freund – wie aber hätt' er erst geredet wenn er in die nahe Zukunft gesehn! Vertritt er doch den Standpunkt derer, die sich nicht selbst Sand in die Augen zu streuen gedenken.

In Rußland wütet weiter die Reaktion, wodurch die jüdische Auswanderung enorm ansteigt – der Großteil aber dieser Emigranten landet ja in Amerika. Doch erwägt die Türkei, die ja über Palästina herrscht, allen Ernstes einen Einwanderungsstop, obschon nur ein Bruchteil der Völkerwanderung aus dem Osten sich dahin ergießt.

Der Präsident der Zionistischen Organisation – Wolffsohn¹⁶⁰ – sucht die Argumente der türkischen Politiker zu zerstreuen, und er erklärt gar feierlich in seiner Eröffnungsrede auf jenem Kongreß:

»Nicht einen Judenstaat wollen wir schaffen (!) sondern eine Heimstätte auf dem Boden uns'rer Urahnen, wo wir ohne Verfolgung und Bedrückung eine nationale Wiedergeburt erleben können.«

Was bedeutet, daß der politische Zionismus kapituliert vor dem praktischen, kulturellen, der altgeübten Palästinophilie – alle Resolutionen nun allein auf die *»Stärkung der jüdischen Positionen im Lande«* ausgerichtet. Kein Israel also sondern der Jischùv, die Kolonisation des Territoriums der Araber durch heimkehrende Israeliten.

Zugleich auch tritt in Palästina ein Problem in den Vordergrund – das der Sprache, die die Olés sprechen und doch sprechen sollten. Bisher ist russisch beziehungsweise das Jiddisch vorherrschend, mit dem man sich doch auch mit den Jeckes¹⁶¹, den Deutschen (und Österreichern) einigermaßen kann verständigen (sofern die nicht selbst – als Galizianer z.B. – Mammelòschen reden), daneben dominiert das Französisch, mit dem die türkische Diplomatie sich ausdrückt, und auch Englisch findet (in den notwendigen Konnexen zum Kingdom und den USA) nun mehr und mehr Verwendung. Alles nur nicht Hebräisch.

Das soll jetzt anders werden. Man beginnt, sich auf diese biblische *laschòn* als Nationalsprache zu einigen: ein modernisiertes Hebräisch, das Ivrit¹⁶² genannt.

Jene »Kulturbeschlüsse« schrecken aber ihrerseits die Delegierten der orthodoxen »Misrachi«. Und dazu wird auch die jüdische Jugend in Palästina ein neuzugründendes Gymnasium in Jaffa besuchen (ehe noch die angrenzende Großstadt Tel Aviv aufgebaut), wo zwar in der Sprache der Schrift gelehrt werden soll, allein wenig in deren Geist. Denn die Progressiv-Zionisten (und denen zählen Aviva und Uri sich zu) haben keineswegs im Sinn, in ihrem Erez einen orthodox-gläubigen Judenstaat zu etablieren – sie denken eher an eine liberal-linkslastige Gesellschaft, in welcher altbiblisches Denken nicht Vorrang zu haben hat vor den Bedürfnissen des zwanzigsten Jahrhunderts. Da wächst der *Sabre*¹⁶³ Eli in einer gewissen Bewußtseinspaltung der mosaischen Sache heran, lernt in der Schule des Kibbuz all das, was ihm seine (keinesfalls strenggläubigen) Lehrer vermitteln (und alle Erwachsenen sind Lehrer der Jugend in diesen Gemeinschaftssiedlungen – neben dem *chavér* und der *chaverà*, die *Schulscherut*¹⁶⁴ tun); doch was er da so lernt, hat mit der vielgerühmten Diàsporatradition seines Volks auch wenig zu tun.



Hermann Cohen (dito aus dem alten Stamme) ist kein Zionist.

Dies wie weiteres von Interesse über den Marburger Neukantianer berichtet Cecil der Rahel, da doch in Deutschland keiner uns'rer Leute lebt, der derartige Fragen mit den Verwandten im übrigen Europa aufwürfe. Die Stettiner sind (wie bereits erwähnt) diese Belange betreffend indolent.

Der Cohen kommt auch aus einem polnischen Schtejtl, die Eltern fromm gewesen: Vater Talmudexperte, die Mutter betete stets, ER möge zum Sabbatmahl einen Wanderjuden zu Gast erscheinen lassen im Hause, und wenn so einer tatsächlich eintrat, kam er kaum zur Ruhe, die er – müde vom Herumziehen – sich am siebenten Tage der Woche ersehnte; er mußte mit Abba Cohen endlos diskutieren über den biblischen Büchern. Es geschah aber auch, daß ein echter Wandergelehrte, ein Rabbi auftauchte bei der Mischpóche, wo's dann hoch herging im Disput. Geistige Größe verband sich mit Armut und Demut, die Gespräche weckten im jungen Cohen enthusiastische jüdische (wie soziale) Gesinnung.

Nun – da Hermann längst in Marburg lehrt und da er bereits ein perfekter Deutscher (wennauch Jude) – bekennt er:

Die Judenfrage ist eine deutsche Frage . . . überall und immer ist die Frage der Humanität und der Gerechtigkeit wichtiger für den, der sie zu gewähren, als für den, der sie zu empfangen hat. Aber wir sind Deutsche, als Deutsche müssen wir reden . . . nur uns're Abstammung ist keine deutsche, wir sind keine Germanen, wir sind Juden.

Was der Professor also weise predigt, weiß unser Historiker, der Potter als Standpunkt des allergrößten Teils der Israelitenheit Deutschlands und Österreichs (da de facto jedoch nur im westlichen Mutterland), und doch basiert dieses Glaubensbekenntnis auf einem gelinden Widerspruch: entweder gehören die Juden der semitischen Rasse an (als Gegenüberstellung zur germanischen), oder sie sind ein Religionsvolk und es gibt eben keine jüdische Rasse (auf dieser Erwägung ist wohl auch der Terminus »Anti-Semitismus« aufgebaut – wiederum in fälschlicher Auslegung des Begriffs allerdings, denn auch die Araber und die Äthiopier wie and're kleinasiatische und afrikanische Menschen sind doch von Sem abstämmig, Noahs Erstgeborenem).

Da nennt Hermann Cohen sein diesbezügliches Traktat:

»Ein Bekenntnis zur Judenfrage«

(1880 herausgegeben).

Der Autor spricht Mosaische wie Christen gleichermaßen an (Treitschke zum Beispiel), distanziert sich vehement von den (religiös recht undifferenzierten) Thesen Lazarus¹⁶⁵, und er führt aus, daß innerhalb deutscher Kultur kein Raum wäre für eine »*Partei der Palästinenser*«.

Paradoxe Weise aber zeigt Cohen Sympathie für Treitschkes überkandideltes Pathos, referiert »*daß ein nationales Doppelgefühl bei Juden nicht nur ein unsittlich Ding sondern ein Unding.*« Damit schlägt der Philosoph in die Kerbe des unbedingten Deutschtums deutscher Juden (wie's ähnlich in Frankreich gepredigt), will allerdings in die »*reine Form des Christentums*« (die Taufe auf sich zu nehmen lehnt er standhaft ab!) auch den »*Prophetengott des Alten Testaments*« aufgenommen wissen.

Männer von religiöser Bildung und einer, das neunzehnte Jahrhundert nicht ausschließenden nationalen Gesinnung werden anerkennen müssen, daß wir Israeliten religiöse Gemeinschaft haben mit den Christen.

Fünzig Jahre später würd' Cohen es umgekehrt formuliert haben.

Klar aber, deutlich, logisch endlich.

Und doch wird sich in den folgenden Dekaden das Problem escalieren zum Exzeß.



Rahels Buch weist im Dreizehnerjahr markante Ereignisse und Vorfälle aus innerhalb der Familie.

Zum Jahrbeginn meldet sich stolz (nachdem nun seit geraumer Zeit geregelt, daß selbst Juden Reserveoffiziere in Preußen dürfen werden) der getaufte Manek zu den Fahnen. Ist der Kühne auch schon achtundvierzig, hat er sich doch in den Kohn'schen Kopf gesetzt, seines Wilhelm armierten Frieden kriegerisch mitzuverteidigen – neben seinen Lieferungen von Uniformlederteilen nach Potsdam.

Also macht Manfred einen Lehrgang mit, lernt schießen und Kommandos erteilen, was letzteres ihm bald in Fleisch und Blut soll übergehen. Steht doch auch daheim bei Weib und Kind sein Wort im Raume, wird befolgt ohne daß einer nachzudenken wagt, ob es Sinn oder Unsinn birgt. Allein die Stine macht da eine Ausnahme – ihr Reich aber ist das der klassischen Küchenfee, da redet der Hausherr ihr sowieso nicht drein.

Just in jenen Wochen kann Sohn Arnold (nach seiner Konfirmation) den vierzehnten Geburtstag feiern – im Mai steht ihm der Abschluß der Gymnasial-Unterstufe bevor, und er erschreckt Papa Leutnant in spe mit einer Eröffnung: der Jüngling will nach Berlin auf eine, da jüngst ins Leben geruf'ne, Modefachschule.

Eclat! Weibisch!

Da aber schaltet Mama Regine sich ein. Im Tone, welcher der (untergeordneten) deutschen Ehefrau zukommt, weist sie den Gatten zuerst auf den Fortzug von Großonkel Barny hin, auch doch in die Hauptstadt (und da kriegt sie gleich eins drauf: ist der Mann nicht ins »*feindliche*«, ins Sozialistenlager übergewechselt?) – dann jedoch wirft die Mutter ihren Gesundheitszustand in die Waagschale (die Arme kränkelt schon geraume Zeit, die Ärzte doktern herum an ihr und haben – hinter dem Rücken der Patientin natürlich – Herrn Kohn was von Unterleibszyste geflüstert, gar böartigem Geschwür).

»Manfred Mann – ist das nicht die Gelegenheit zu einer Bewährungsprobe für den Jungen, wenn er sich zu Berlin alleine könnt' ertüchtigen, merkte wie dornig des Lebens Wege?!«

Dermaßen preußisch predigend, dem Vater um den Bart zu gehen, vermag Gina in der Tat den umzustimmen. Doch bevor der dann den Stammhalter (weitere Nachkommen sollten sich nie einstellen, wie der Mann stets klagt) in die Metropole verfrachtet, tut er noch einen opportunen Schritt: bewaffnet mit einem guten Recommendationsschreiben des Berliner Ministeriums für Handel und Industrie (wie nach fernmündlicher Einschaltung höh'rer Stellen) marschiert er zur zuständigen Stettiner Magistratsabteilung und läßt da (gegen Erlag der runden Summe von 1000 Reichsmark¹⁶⁶) den ehrwürdigen Namen Kohn abändern in ›Kern‹. Obendrein gelingt dem Enkelkind eines mosaischen Wanderhändlers etwas, das seinem Sohn später das Leben soll verlängern: man ersetzt den Eintrag von Aarons Geburt (ohne Konfession) voll: **Arnold Kern, evangelisch – Augsburger Bekenntnis.**

Zugleich mit dieser Transaktion wird im Anwesen in der Alten Pasewalckerstraße die Erhebung des hehren Haushaltungsvorstands in das Reserveoffizierskorps der Preußischen Armee gefeiert. Die Subalternen aus Kontor und Lager dürfen nach oben steigen, dem uniformierten, neubeschnurrbärteten Chef (Spitzen himmelwärts gezwirbelt à la Kaiser: *»Es ist erreicht!«*) und auch der Frau Chefin mit einem gereichten Schlückchen zuprosten, wie dem Arny, dem *»jungen Fabriksherrn«* Glück wünschen für die bevorstehende Ausbildung an der Spree.

Und der Herr Lederwarenindustrielle, der Deutsche, der Leutnant auf Abruf ist im Innersten gar nicht so unfroh, den unmännlichen (sprich: undeutschen) Sohn bald aus seinem engeren Blickfeld zu wissen. So bringt er den einiges später höchstpersönlich nach Berlin, hat via seine Potsdamer Casinofreunde eine 1870er-Witwe in Charlottenburg aufgetan – die Frau Rittmeister v. Rochow in der Leibnitzstraße; bei der findet Arny gute Unterkunft und Verpflegung zu einem acceptablen Preise. Dann läßt der Vater seinen Arnold ordentlich einschreiben in die Modeakademie von Schönberg zu einem fünfjährigen Fachstudium, nach welchem dieser eintreten soll in seine Stettiner Kleiderfabrik.

Allein alles wird anders verlaufen, als Krieger Kern es plant.

Der zweite Vierzehnjährige uns'rer Cohengestalten, der Mozes van Kaan in Amsterdam wächst in weniger martialischer Sphäre heran. In den drei Jahren, da Papa Titus schon nicht mehr ist, hat Henk de Vries wahrhaft Vaterstelle vertreten an dem Knaben, dazu verehrt der Blonde doch dessen modische Mama – vorerst zwar nur aus der Ferne, denn das Herz der sechs Jahr Älteren erobern (Henk ist 33, Marjan an der Vierzigerschwelle), heißt eine Sache, die Zeit fordert: Zeit des Verblässens der Gedanken der Frau um ihren Gatten, Zeit häuslichen Zusammenwachsens von Mutter und Sohn mit dem Galeristen.

Der hochgewachsene Henk, der Bilderbuchfriese ist guter Holländer, steht gar zum Königshaus, doch er unterrichtet Moss immer wieder, daß nur die Demokratie, damit Abschaffung der Vorrechte derer, die per Geburt, Namenserbschaft, durch Überkommen der Macht der Vorderen, deren Vermögens (mitunter legal, vorzüglich jedoch durch Raub, Mord und Totschlag zusammengerafft wie durch die berüchtigte Vetterleswirtschaft), seit altersher kurz durch Stand in einen solchen gelangt, der es ihnen ermöglicht, über ihren Mitmenschen zu stehen, Segen sei zur Lösung der anstehenden Probleme, des Urkampfes der Völker wider die Herrschenden. Sicher ist der de Vries kein Kommunist oder Sozialist – er aber sieht als absolut Aufgeklärter die Zeichen der Zeit klar.

Des – mit Gottes und Aljoschas Hilfe – geflohenen Revoluzzers Jossip Bewunderer in Paris, Jean-Ludovic, letzter der Sippe französische Linie, nimmt im Herbst die Chance wahr, sich journalistisch durch Reportage eines Ereignisses dem Leserpublikum bekanntzumachen, das auf Wochen hinaus das Land mit Skandalschlagzeilen versorgt, und welches er aus nächster, familiärer Nähe zu beobachten imstande: Tante Helene ist unter merkwürdigen Umständen zu Tode gekommen. Der Cohèn recherchiert sorgfältig die bisher vorliegenden Fakten des Falles, weiß er doch einiges über die sexuellen Ausschweifungen im Hause der rue Galilei, da Madame zusammengehaust mit ihrem André über dem Modeladen. Und er stößt bei den Nachforschungen (anders als die Polizei) auf Verkommnisse, die den Vorfall aufzuklären imstande.

Seit einiger Zeit veranstalteten die Siebzigerin Frau Cohen und der Vierziger Novotny inkonventionelle Vergnügungsfeste in den Räumen des Salons: man verkleidete sich im Stil der verschiedenen Epochen – der Ritterzeit, des Rokoko, des Empire, des Biedermeier und feierte Orgien, zu welchen (nach anfänglichem Amusement zu zweien) auch Gleichgesinnte gebeten und (was weit verwerflicher) verführt wurden. Lohnabhängige nämlich aus dem Geschäft. Da geisterten denn knabenhafte Knappinnen und Burgfräuleins über den Laufsteg, Allongeperücken auf den Häuptern vorrevolutionäre Fürsten neben grellgepuderten Courtisanen, napoleonsche Generals, hochbusige Bürgerinnen – sie Alle wie die Mannequins sich den Gastgebern zu präsentieren, die (auch adjustiert nach der jeweiligen Mode) die Parade abnahmen. Das nun im wahrsten Wortsinn ins Auge stechende bei diesen Präsentationen aber war, daß (wie Jean-Luc Augenzeugen entlockt) die Vorfürhdamen barbrüstig – das heißt: die gf. Roben um den Busen ausgeschnitten, dekolletiert wahrlich, die Herren ihr Genital zur Schau stellend aufmarschierten, um hernach sich mit Grotteskpaar Helène-André (sie entweder die Königinmutter vorstellend oder eine gestrenge Hausdame – er einen Pagen oder gar Prügelknaben) in wilder Erotik zu vergnügen.

Am bewußten Abend nun hatte Madame eine ehrwürdige Äbtissin gegeben und Monsieur einen Mönch, die »schwarze Messe« würdig zu zelebrieren. Da muß es schaurig hergegangen sein in der Vernet: eine blutjunge »Novizin« (dargestellt von einem Lehrmädchen des Salons) sollte dem »Finsteren« geopfert werden, der »Priester« (André) ließ das »Lamm« – Brüste wie (von den Schamhaaren befreite) Vulva aufleuchtend aus dem Habit – auf dem Altar (von schwarzen Kerzen gerahmt) betten, dann trat die »Vorsteherin« heran, die »Jungfrau« oral zu »salben« für die Vereinigung mit dem hehren Höllenfürsten (von einem hag'ren, mit Horn und Pferdehuf ausgestatteten, adeligen Orgiasten gemimt) – und als der »Ministrant« (der Botenjunge des Modeladens) die Wachslichter ausblies, daß der Akt allein im Scheine der Monstranz zur Vollführung gelange, geschah es: die Äbtissin stürzte am Fuß des Opfertisches, der (wie sich in der polizeilichen Untersuchung später herausstellt) an einer Seite angesägt, und der begrub die Helene zusammen mit Andreas, der jungen Nonne und dem noblen Teufel. Und als Jemand das Licht wieder eingeschaltet hatte, lösten sich der Lüsterne Leiber, die halbnackten unter dem eingestürzten Gebäude des Zeremonienaltars – nur Frau Cohen blieb liegen. Weiß, tot.

Erstickung? Unfall?

Da kommt Jean-Luc in seiner kriminalistischen Kleinarbeit der Zufall zu Hilfe: jenes Opferlamm, die kleine Lehrmamsell seiner seligen Tante spricht ihn nach der Einvernahme beim Polizeikommissär an, weil sie hört, daß er als »*Monsieur Cohèn*« tituliert, und fragt schüchtern, ob er einen Rechtsanwalt selben Namens kenne, André (ebenfalls an diesem Vormittag verhört) schielt hellhörig zu den Beiden herüber, also nimmt Jean-Luc das Mädchen mit sich in ein Bistro, wo er ihr bei einer Pastice eröffnet, der Sohn zu sein des verblichenen Maître Cohèn aus der Toten Familie. Nun berichtet das Kind eigenartiges: die frühere Vorarbeiterin hätte ihr einmal erzählt, daß die Chefin (wohl im Scherz) zu ihr gesagt habe, wenn ihr etwas zustoßen sollte oder so ähnlich, müsse man sich an ihren Advocaten, Monsieur Hector wenden – bei dem wären ihre gesamten Papiere deponiert. Das Weitere ist des Presseemanns Sache.

Stundenlang kramt er in Aktendeckeln seines Vaters, die in einem Verschlag am Dachboden des Hauses in der rue St. Honoré verstauen, bis er tatsächlich ein Fascicel findet mit seiner Tante Namen und darin – unter einem Wust von Abrechnungen und Zettelchen – ein Dokument, auf welchem »die Unterfertigte Helene Cohen, geb. Mantler« im Jahre 1903 jedes in Zukunft von ihr aufgesetzte Testament für ungültig erklärte, sofern ihr Tod »unnatürlich eintreten bzw. aus ungeklärter Ursache« sollte erfolgen. In diesem Falle verfiere ihr gesamtes Vermögen wie der Erlös aus Veräußerung des Modeunternehmens den Waisenkindern von Paris.

Jean-Luc rennt mit dem Papier (nicht ohne zuvor vorsorglich einen Sensationsartikel verfaßt zu haben) zum Untersuchungsrichter, der zieht sofort den, in der Tat bestehenden, Letzten Willen der Verblichenen aus den Akten, welcher eindeutig den Andreas Novotny genannt André de Nova zum Alleinerben bestimmt. Datiert unter dem *17 Fevrier 07* –¹⁶⁷ nach Fertigung also jener seherischen Declaration. André wird vom Fleck weg verhaftet, leugnet Stein und Bein, etwas zu tun zu haben mit dem Ableben seiner Chefin und Lebensgefährtin – als man ihm aber die Erklärung zu lesen gibt, geschieht seltsames: der Angeschuldigte ringt nach Luft, verdreht die Augen (zuerst glaubt man, der Mann simuliere), beginnt zu stammeln und faselt von dieser Minute an von einer »*Urteilsvollstreckung des Spruchs des Höllenfürsten gegen die Helene Cohen*«.

Die Bewußtseinstrübung dauert an, der Novotny wird von etlichen Neurologen untersucht, die (zweifelsfrei) eine, plötzlich eingetretene, Wahnvorstellung diagnostizieren – hervorgerufen durch einen Schock: Kenntnisnahme der Bestimmung seiner Gefährtin von 1903. Verlust seines Erbes.

Fressen für die Skandalpresse.

Die gesamte Gazettenwelt des Landes versorgt (stets unter Namensnennung von Kollegen Cohèn als Sherlock Holmes) das anteilnehmende Leserpublikum mit immer neuen Varianten über das Liebesleben der »Ermordeten« wie ihrer Prophetie. Der Novotny wird in die geschlossene Abteilung der Nervenlinik von Argenteuil eingeliefert, wo er weiter von der Exekution seiner Dame phantasiert, der (an dieser doch beteiligt gewesene) Teufelsdarsteller wird nach längerer Untersuchungshaft wieder auf freien Fuß gesetzt. Dem Edlen konnte das Gerede eines, amtlich bestätigten, Gemütskranken kaum als Überführungszeugnis verwandt werden.

Man wird den wahren Grund von Helenes traumatischer Todesahnung bei Abfassung jener Niederschrift wie ihres – kontrapunktisch jener auf dem Fuße gefolgt – Ablebens nie eruieren. War ihr Mißtrauen beeinflußt vom ungewöhnlichen Dahinscheiden des Vaters, jenes Moritz Mantler, basierte es auf den sexuellen Erfahrungen der eig'nen Jugend, auf Argwohn der Welt, dem (sicherlich suspekten) Partner gegenüber, dem um so vieles Jüngeren – war es die Psychose eines Menschen, der an die wahre Liebe nicht so recht glauben mochte, woraus im Lauf der Jahre eine Art Vision geworden von einem unnatürlichen Tod? Ein Verfolgungswahn wie er nicht wenig labile Persönlichkeiten im Alter befällt, die erhebliche Werte (und die besaß Frau Cohen) hinterlassen.



Wien, 7. September 1913

Strahlendsonniger Spätsommervormittag. Prof. Dr. Kahn, der sportlich Elegante besteigt vor der Villa in Hietzing sein neues Wanderercabriolet (hat der Herrenfahrer sich, neben der Limousine für die Familie, vor kurzem angeschafft), zu einem Treffen von Wissenschaftlern im Festsaal des Hotel Imperial beim Schwarzenbergplatz zu kutschieren. Die Fahrt führt die Mariahilferstraße hinunter zum Volksgarten, dort biegt Kahn ein auf den Ring, um – bei der Oper – die Kärntnerstraße zu überqueren, wo (auf der anderen Straßenfront) das Hotel gelegen.

Norberts offener Wagen rollt auf die Opernkreuzung, da rast von rechts, von der Wieden kommend ein Frachtauto, dessen Fahrer offenbar die Macht über das Steuer verloren, in sein Fahrzeug hinein.

»... was die Menschen da draußen so schrei'n?« fragt der Mann, da er sich über das Neugebor'ne beugt, seinen Sohn Eduard – *»Kohn!«* ruft der Rektor und überreicht ihm die Promotionsurkunde ... da hinten hat doch einer gekichert!« stellt der Knabe fest bei seiner Bar-Mizwe, *»Is' der Pappa wirklich so krank?«* will der kleine Nahum vom, mit seiner Glatze so lustigen, Doktor Rochmes wissen, als Vater Moses mit Lungenentzündung im Bett liegt – *»Aber eine so schöne Schultüte wie die Mamma ihm mitgegeben, hat keiner!«* – *»Nimm' mich auf den Arm!«* streckt ihr der Dreijährige die Händchen entgegen, weil die alte Lokomotive im fremden, großen Bahnhof so bös faucht, als wolle sie alle kleinen Kinder fressen.

Ein Herr im grauen Paletot versucht, sich einen Weg zu bahnen durch die Menge zum Unfallort.

»So lass'n'S mich doch durch – ich bin Arzt!«, die Gaffer aber weichen nicht – er muß sich mit seiner Dokortasche eine Gasse kämpfen zum Sterbenden.

Nahum Cohen liegt eingeklemmt, halb über den Beifahrersitz geneigt, die starre Rechte umklammert noch den Volant, dem Lastwagenchauffeur auszuweichen. Der Arzt beugt sich zur Brust des Unfallopfers, vernimmt keinen Herzschlag mehr – innere Verletzungen offenbar, er zieht seinen Taschenspiegel aus dem Gilet, hält ihn dem Mann vor den Mund.

Kein Hauch. Exitus.

Dieser Tod erschüttert den Sippenzweig in den Grundfesten. Rosalie die Witwe wird über Nacht grau. Die Fünfzigjährige ändert ihren Lebensstil, läßt den derzeitigen Liebhaber von einem Tag zum andern fallen, widmet sich in Trauer um den Gatten, den doch so sehr geliebten, caritativen Aufgaben; tritt ein in's Comité vom Roten Kreuz.

Sohn Eduard reift durch das Ereignis zum Mann. Da aber sein Vater nun nicht mehr ist, prägt allein seiner Mama stockkonservative Einstellung zu den Dingen (womit das standesgemäße Leben, die Vorrechte, die Adelherrschaft gemeint) all seine Handlungen. Auf Jahre hinaus.

Auch die weiteren Wiener trauern um Norbert: Antonie und Cousine Else, dazu Richard Maurer, der zwar nicht so direkt in ständigem Kontakt gestanden zum Professor, den aber doch hoch schätzte.

Richard ist im Grund ein einsamer Mensch. Neben Freund Kreisler, von dem er sich immer öfter zu Hasardpartien animieren läßt, trifft er sich nur mit dem andern Fritz, dem Beda-Löhner¹⁶⁸, bei dem er seinerzeit Halbschwesterchen Else hat in der Kanzlei untergebracht. Auch das Liebesleben des (einst so unternehmungslustigen) Mittvierzigers ist leicht zerrüttet. Als Junggeselle der Branche noch umschwärmt, ist das Abenteuer mit Folgen vom Sylvester 99 aber nicht vergessen – der Bonvivant spielt gern den generösen Vater, läßt sich mit der dreizehnjährigen, ebengewachsenen Kitty sehen, lädt das Kind nobel zum Trzesniewski ein oder in die Conditorei am Stock im Eisen¹⁶⁹, schenkt dem Fratzen immer eine Kleinigkeit, und das alles hält ihn davon ab, sich anderweitig zu binden. Und immer nur nachsteigen macht am Ende doch müde. Da trägt Herr Doktor Maurer sich mit dem Gedanken, die alte Stadt – wohnung über den Verlagräumen aufzugeben und hinaus nach Döbling zu ziehen, dort ruhigere Abende zu genießen.

Stiefmama Antonie kommt der Entschluß nicht ungelegen: mit ihren Sechzig hat Frau Landau genug gearbeitet, Tochter Else ist längst erwachsen, trägt sich schon mit Heiratsabsichten, verabredet sich ständig mit einem Herrn Fürst, den sie (Versicherungsvertreter) kennengelernt beim Abschluß der Polizzen für »Maurer Musik«. So wandert Mama Toni zurück in die vertraute, alte Landauwohnung in der Brigittenau, fühlt sich dort im Geiste ihren verstorbenen Geschwistern näher, will die späten Jahre in Stille verbringen, was sie sich von den Anteilen am Verlag, die Willy ihr überschrieben, gut leisten kann.

Die Mutter von Richards Tochter, die Beatrix ist ohne Anhang in Wien (lediglich eine, ebenso schöne, Cousine lebt hier, die Käthe v. Nagy – Schauspielerin, beim Film gelandet): ist nun begehrte Hofopern-Choreographin. Wie Maurers Mama Jenny ist Trixi solo geblieben, findet's auch besser so. Eine Künstlerin ihres Ranges braucht keinen brummigen Haustyrann, der abends nach der Arbeit nach seinen Pantoffeln grantelt, wie ihn die brave Bürgersfrau wohl nötig hat. Das ist ihr Standpunkt, und sie kann nicht wissen, daß dieser sich dereinst ins Gegenteil kehren und ihrem Leben eine vehemente Wende soll verleihen.

Der familiäre Vorfall, den Rahel Manasse als letztes im Cohenbuch niederlegt, ist das traurige Ableben von Vetter Manfreds Gattin Regine in Stettin.

Gegen Jahresende hat Frau Kerns Zustand sich rapide verschlechtert, ihre Krankheit hatte sich leider doch als Krebsgeschwür herausgestellt – an der Gebärmutter, der Grund warum sie nach Arnys Geburt dem Gatten weitere Kinder nicht geschenkt. Operation, qualvoller Tod. Arnold wurde vom Papa aus Berlin herbeizitiert, die abgemagerte Sterbenskranke konnte ihn noch mit erlöschenden Blicken um Vergebung bitten, daß sie ihm, dem Sohne stets so fremd gewesen – denn die Gina Gentscher, als die sie damals den Manek Cohen kennengelernt, war eine gute Jüdin mit starkem Familiensinn, erst das Streben des Mannes um hohe, höchste Anerkennung, um restlose Assimilierung an die preußische Großbürgerkaste hat die Frau zur hochnäsigen Fabrikantengattin, zur kühlen Mutter gar werden lassen.

Hoflieferant Kern aber fühlt sich nicht schuldig und wird es nicht tun, bis ihn das Schicksal eines Tages überholen soll.

Die Schreiberin selbst ist an der Seite ihres geliebten Dov altgeworden – wie viele Jahre war sie des Gatten beste Mitarbeiterin in gewesen Kutno, in der Kanzlei des Doktor Silberstern, wie eifrig hat sie dann mit dem Ihren in Warschau die eig'ne Advocatur aufgebaut.

Jans Mutter schreitet dem greisen Vater voraus ins Jenseits.

Im Frühjahr 14 streikt ihr Herz, leise geht's dem Ende zu. Die Schwiegertochter weint wie ein leibliches Kind, sie verspricht der Rahel am Sterbebett, Papa Dov zu betreuen und zu pflegen, bis er ihr dereinst nachkommen wolle.

Auch die Chronik geht über auf Ljuba. Die Spitzensportlerin hat aufgehört an Wettschwimmen teilzunehmen, hat ihre Zwanziger hinter sich (Jan ist 37), befaßt sich nun mehr und mehr mit geistigen Dingen – voran mit dem Problem des polnischen Judenhasses, den sie (Kind eines kleinen Zeitungsverkäufers) einst gelernt. Die Eltern sind in dem Punkt unansprechbar, der Bruder auch fürderhin absoluter Antisemit – nun will die Karolícíchter die Schuld ihrer Familie abtragen, mit allen Kräften diesem grundbösen, unchristlichen Feldzug entgegenwirken. Einen begeisterten Diskussionspartner findet Ljuba dabei in Tadeusz, dem Dr. Leibowitz, der jetzt die Rechtskanzlei Manasse solo dirigiert und ein stadtbekannter Anwalt geworden.



Der Sommer 14 wird ein heißer Sommer. Auch für uns're Leute.

Die östlichsten Mitglieder der Familie – Jossel und Chava, nur mehr Jossip und Gavra geheißen – haben sich nach der gelungenen Flucht aus Sibirien enger den Kreisen der israelitischen Intelligentsia um den Bronstein-Trotzki angeschlossen, die auch den Kontakt zur deutschen wie der weiteren europäischen Sozialdemokratie pflegen. In diesen Sozialistenreihen kommt nun weiter Kritik auf an Lenin, seit dem Londoner Kongreß nicht verstummt – auf der anderen Seite soll sich jener georgische Berufsauführer Koba in den Vordergrund spielen, der erstmalig im vergang'nen Jahr ein Pamphlet mit dem Pseudonym »*Stalin*« gezeichnet.

In Polen steht man zwischen den Fronten – Judenfeinde selbst wie Ignac Karolić haben mit der deutschen Welt wenig im Sinn. Aber man haßt (seit Generationen doch schon) den Zarismus, fürchtet den Bolschewismus, und Juden wie Dov und Jan mit ihrer Ljuba, die nun bereits »*dazu*« gehört, hoffen auf eine Rückbesinnung auf den Liberalismus, der Polen doch einst zum Zufluchtsort gemacht für die aus deutschen Landen Getrieb'nen.

Über Stettin ist nicht mehr viel zu berichten: Arny ist nach dem Leichenbegängnis seiner Mutter wieder nach Berlin gefahren, Vater Manfred, der Hurratriot steht für nicht Wenige seiner »*Rasse*« in Deutschland.

Die Österreicher Rosalie und Eduard Kahn sind auch weiterhin die Monarchisten, die als Spiegelbilder zu sehen der deutschen Wilhelmjünger, Tante Toni gibt sich unpolitisch, Tochter Else ist Sozialdemokratin, ihr Freund Otto Fürst wählt »*Zentrum*«.

Frankreichs Jean-Luc entwickelt sich zum kämpferischen Sozialisten, sein politisches Idol heißt Léon Blum, der Jude, der's weit bringen soll im Land.

Wo sind Marjan und Moss angesiedelt? Irgendwo in der Mitte der holländischen Szene. Henk tendiert mehr zur effektiven Egalité, steht weiter links.

Cecil ist schottisch-liberal wie seine Ahnen, bei den Cahns in Amerika weiß man nicht so recht, wo man hingehört: die Auswahl »republikanisch« oder »demokratisch« scheint vielen Neueinwanderern aus Europa keine Alternative. Die echten Linken suchen (vergebens) die Arbeiterpartei im Lande – und finden sie sowas, ist's eine Versammlung von ein paar Dutzend Mann, die auch prompt von Polizei und Sheriff »aufgelöst«. Grund: »Illegale Zusammenkunft«. Trotz ordnungsgemäßen Eintrags der »Socialist Party of America«. Entgegen dem ersten Punkt jener »heiligen« Jefferson'schen »US-Bill Of Rights«. ¹⁷⁰ Dazu lautet doch eben der Wahlspruch der überwältigenden Mehrheit in den Staaten schlicht »Ford & Rockefeller« – da jedermann (und jede Frau) von einer kapitalistischen Superkarriere träumt, und dies in einem Gesellschaftssystem, welches sich geradenwegs zum Dogma des Dollar mausert: wo jede Unternehmung, jede Geisteshaltung verteidigt wird, wenn sie nur Gewinn bringt.

Die US-Spielart des »*Capitalisme Sauvage*«.

Verständlich, wenn auch die immigrierten Ostjuden nachziehen, wenn man – in patriotischer Selbsterhaltung – den Sozialismus, den Kommunismus in Grund und Boden verdammt, wenn Abe und Becca sich hüten verlauten zu lassen, daß die ältere Tochter und der Schwiegersohn in Rußland Revolutionäre, der Marx'schen Lehre ihr Leben gewidmet.

Diese Monate also sehen die Welt – und mit ihr die jüdische – auf recht unterschiedlichen Geistespfaden; voran in Europa, wo zwei Jahre lang der Balkankrieg getobt.

Nachdem – 1912 schon – die Italiener in den Feindseligkeiten mit der Türkei den Luftkrieg kreiert (Ein- und Doppeldecker der Himmelsmarine, die neben ihrer Aufklärertätigkeit auch Sprengladungen

abluden über gegnerischen Stellungen), eröffneten im Herbst desselben Jahres die Bulgaren, die Serben und die Griechen (nach Bündnis-schluß) die Kriegstätigkeit gegen die Ottomanen – mit dem Vorsatz, deren europäische Besitzungen zu annektieren (oder zu befreien, wie man es sieht). In jenen, unter dem Halbmond regierten Gebieten Südosteuropas zählt man in etwa 200000 jüdische Menschen, im gegnerischen Lager rund 45000 in Bulgarien und je 7000 in Serbien und Griechenland. So kam es, daß in den Reihen der Bundesarmee 5000 mosaische Mannen kämpften gegen Religionsgenossen auf türkischer Seite, denen sich noch ein Trupp Freiwilliger aus Saloniki zugesellte – vom osmanischen Patriotismus beseelt.

Schon hier wieder: Juden contra Juden.

Parallel eben der italienisch-türkische Krieg, die Eroberung der afrikanischen Provinzen von Tripolis und der Cyrenaika durch die Azurri. Und an deren oberster Spitze sitzt der Professor der Rechte und langjährige Abgeordnete Luigi Luzatti – seit 1910 Premierminister: der erste Israelit als Regierungschef einer Großmacht. Zu Luzatti kommt gleich noch ein Hebräer des Landes, jener Ernesto Nathan – 1907 zum Syndikus der Stadt Rom berufen. Ein Logenbruder obendrein.

Der Allmächtige also ließ es geschehen, daß ein direkter Abkömmling der Bewohner des – seinerzeit vom christlichen Stadtteil streng separierten – Judenviertels der Ewigen Stadt zum Advocaten avancierte der Gemeinde seines Vertreters auf Erden, jenes Pontifex Maximus, dessen Dynastie ihrerseits sich zurückverfolgen läßt auf den ersten im Amte, einem der weltbekanntesten Semsöhne.

Und dieser Ernesto Nathan ist zu dem allen ein Mann, der mit seinem Zorn nicht hinter dem Berge hält: anlässlich der 40. Wiederkehr des Tages, an dem königliche Truppen Einzug gehalten in die Papststadt (September 1870), hat er eine Rede geschwungen, in welcher er die freie Metropole des neuen Italien gegenüberstellte der alten Residenz der katholischen Obersten und diese offen als »*düsteres Netz des Klerus*« bezeichnete, da es eine »*Inquisition für Ketzer und ein geschlossenes barghetto*«¹⁷¹ habe gegeben.

Attacca hat die Presse des Papa ein Gezeter erhoben ob der »*Kränkung des Hauptes der Kirche durch einen jüdischen Freimaurer*«, und Pius ließ einen Protest (aus seiner Feder) veröffentlichen gegen die »*Lästerung des Römischen Glaubens durch einen Vertreter einer feindlichen(!) Macht*«. Was jenen Juden zu einer Entgegnung herausforderte. Er richtete einen offenen Brief an des Oberhirten Adresse, in welchem er erklärte, daß es ihm fern gelegen hätte, irgendjemand's Gefühle zu verletzen, daß er vielmehr allein hinweisen wollte auf historische Tatsachen und bereit sei, sich vor den Gerichten des Landes und dessen Wählern zu verantworten, falls er damit seine Pflicht und Schuldigkeit als italienischer Bürger und Rechtswahrer Roms hätte mißachtet.

Sollte ich aber ein Gebot der Religion verletzt haben, so werde ich nur GOTT Rede und Antwort stehen. Denn ich erkenne keinen Mittler an zwischen IHM und den Menschen.

Was wunder, wenn der aufrechte, kühne Ton im Schreiben des weisen Nathan – einer Attacke auf den Papismus doch gleichkommend – alle Freidenker im Lande wie in anderen europäischen Staaten entzückte; lediglich die ängstliche Judenschaft Deutschlands und Österreichs verurteilte das Vorgehen ihres italienischen Bruders, aus Furcht vor dem Grimm ihrer katholischen Landsleute. Dessen sie doch ohnedies gewiß.



VII.

Waffenarsenal Europa.

Am 28. Juni zündet der serbische Freiheitskämpfer Gavrilo Princip¹ in Sarajewo die Lunte. Seinem Attentat fällt der Kronprinz der Macht, die Teile seiner Heimat regiert (und unterdrückt) – Franz Ferdinand und dessen Gattin – zum Opfer. Nachdem Franz Joseph sich des Bündnisses mit Deutschland, besser: mit Wilhelm versichert hat, eine sogenannte »Blankovollmacht« von jenem erhält, stellt er Serbien ein (unannehmbares) Ultimatum (anderntags beschließt vice versa der Zaristische Kronrat zu Krasnoje die Unterstützung des Bedrohten) und erklärt diesem »Feind« den Krieg.

Am 29sten beginnt Rußland mit der Mobilmachung. Kettenreaktion.

Die (komplizierten) europäischen Bündnisse lösen die Beteiligung anderer Staaten am Friedensbruch aus – voran die Deutschlands natürlich, das am 31. Juli 14 den »Zustand drohender Kriegsgefahr« verkündet, ein 12 Stunden-Ultimatum an Rußland richtet, ein auf 48 Stunden befristetes an Frankreich, eine Neutralitätserklärung zu fordern für den Fall bewaffneter Auseinandersetzung mit der Romanow'schen Armee.

Die Deutsche Majestät depeschierte nach dem Attentat von Sarajewo wie folgt an die Österreichisch-Ungarische zu Wien:

IN EIN PAAR STUNDEN MUESST IHR IN BELGRAD STEHEN +
ENDLICH KOMMT DIE LAGE IN DER EINE GROSSMACHT
NICHT LAENGER ZUSEHEN KANN SONDERN ZUM
SCHWERT GREIFEN MUSS +

Generalstabschef von Hötzen Dorf ist gewillt, sofort loszuschlagen, Herr Kollege Moltke von Preußen wünscht recht innig: »Wenn's doch endlich losbrodeln sollte! Wir sind bereit – je eher desto besser für uns...«, sein Kanzler hingegen, von Bethman-Hollweg, der stets zaudernde will die Kriegsabsicht verschleiern.

»Es müßte der größte Wert darauf gelegt werden, Rußland als den schuldigen Teil hinzustellen!«

Für die »große Schlacht« sind von allen Seiten Vorbereitungen getroffen.

1912 hat auch der Rüstungswettlauf begonnen: herausgefordert durch die Aufstockung der Wilhelmin'schen Wehr, verstärkte die französische Armee ihre Divisionen um 160 000 Mann – getreu dem Dogma des Staatspräsidenten Monsieur Poincaré:

»Deutschland muß durch militärische Stärke zurückgehalten – notfalls niedergeworfen werden!«

1870 sitzt noch tief in welschen Knochen.

Die bislang unangefochtene Seemacht Britannien fühlt sich provoziert durch den Ausbau der kaiserlich-deutschen Flotte, Nikolaus verfügt über das größte europäische Landheer. Dies wohl wissend (ausspioniert doch), drängte Moltke bereits im Mai des Jahres (lang vor des Princip Tat) auf einen Präventivschlag contra den russischen Bären.

Am 1. August – nachdem Frankreich Deutschlands Forderungen refusierte und Belgien ein Durchmarschrecht abgelehnt hatte – machte Preußen (dies ist nicht der Wille aller Reichsländer) mobil; am Monatsdritten erfolgte die Kriegserklärung an Frankreich.

Cohen gegen Cohen.

Eduard Kahn meldet sich als »Einjährig Freiwilliger«. In dieser Frist will er – und zehntausend andere deutsche, österreichische Krieger – den Feind: den Frantzmann, den Iwan und das übrige Gesocks längst in die Knie gezwungen, Paris und Moskau genommen haben.

Großbritannien stellte Deutschland am 3. August seinerseits ein Gegenultimatum, beinhaltend die Forderung, die belgische Neutralität zu respektieren. Als dies harsch zurückgewiesen, wird am 12ten Deutschland und Österreich der Krieg erklärt.

Kriegserklärung Serbiens an Deutschland am 6ten, Frankreichs an Österreich am 11ten, Japans an Deutschland am 23. August 14. Anfang November wird auch die britisch-französische Erklärung der Feindseligkeiten an die Türkei folgen, die sich aus territorialpolitischen Erwägungen den Mittelmächten angeschlossen.

Edi also läßt sich im Kriegsministerium zu Wien bei der Urania (Motto in Stein gehauen: »CIVIS PACEM PARA BELLUM)² anwerben, wird einem Schnellsiederlehrgang in der Roßauerkaserne zugeführt. Und als der Österreichcohen seine Allgemeinbildung um die wichtige Kenntnis der Menschenvernichtung erweitert hat, geht's mit Gebrüll auf einen »Ausflug an die Seine«.

Jeder Stoß ein Franzos!

Mama, die sich im Trubel der Kampffeschreie den Doppelnamen ›Kahn-von Salten‹ zugelegt als eine der ersten Damen des Roten Kreuzes, begleitet »ihre Buben« (unter ihnen auch der eig'ne) durch ein Spalier strahlender, Sieg-winkender Mütter, Frauen, Bräute zum Westbahnhof. Nebenan vom Ostbahnhof gehen Trupps an die Front unter einem anderen Motto.

Jeder Schuß ein Ruß!

In Stettin läßt auch Onkel Manfred sich einziehen. Attacca auf den Kriegseintritt seiner Heimat, versteht sich. Der Leutnant der Reserve wird (Fachmann der Uniformierung, Abt. Leder) dem Ausrüstungsstab Ostarmee zugeteilt, wo er sich empordient.

Paris schreit auf über den abermaligen preußischen Überfall. Diesmal jedoch will man erfolgreicher kämpfen. Unter den ersten, die gegen die Böches ins Feld ziehen, ein Cohen: Jean-Luc, Cousin seines Feindes Eduard.

Polen sieht seinen »Schützenverband« umfunktioniert in eine »Polnische Legion«, die sich unter Kaiser-Königlichen Oberbefehl stellt. Am Tag der Kriegserklärung Österreichs an Rußland, dem 6. August setzt das Korps sich von Krakau aus in Marsch Richtung Grenze zum Mutterland, dieses vom einhundertzwanzigjährigen Zarenjoch zu befreien.

Jan Manasse schließt sich – wie Tausende aus Warschau – dem Verband an.

Von den Söhnen der Familie darf nur einer neutral bleiben beim großen Schlachten: Mozes, fünfzehn Jahre jung. Genau wie der gleichalt'rige Manfredsohn, der Aaron-Arnold hält er nichts vom Schiessen und Töten, hat diese Einstellung seinem Freund und Ziehvater de Vries zu danken. Und bei Arny ist's der »dornige Lebensweg«, der ihn veranlaßt, nicht in Papas patriotische Fußstapfen zu treten. Denn der repräsentiert im Gegenteil für den Halbwüchsigen den Typus des deutschen Untertanen, des so oft und treffend karikierten Preußen, der einen Helm anstelle des Kopfs auf dem Halse trägt.

So verläuft die Front auch quer durch die Zweige der alten Sippe.

Der russische Vetter hat den schwersten Stand: Jossel Biselechis alias Jossip der Grieche, Mann der Cohentochter Chava-Gavrina, ist zwar (wie seine Genossen) entschlossen, das Vaterland gegen die Teutonen zu verteidigen, doch zugleich sieht er sich mit dem Rücken zur Wand kämpfen gegen seine Waffenbrüder – die Weißen, die Zarentreuen.

Gegen Jan, den Vetter seiner Ehefrau, gegen Onkel Manfred, gegen dessen feindliche Gesinnungsfreude in eig'nen Reihen.

Schizophren wie der ganze Krieg, der bald zum Weltkrieg soll werden.

Wilhelm II.: »*Ich kenne keine Parteien mehr und keine Konfessionen – ich kenne nur noch Deutsche!*«

Mit dieser Phrase, dem kanonisierenden Credo eines antidemokratischen, antisemitischen Preußenjunkers lassen sich nicht nur die Juden unter seinen Untertanen einfangen, auch ein Teil der Sozialdemokratie glaubt (nun für quasi gleichwertig erklärt durch höchsten Mund) den weltbedrohenden Wahwitz unterstützen zu müssen. Der ›kleine Mann‹ zeichnet Kriegsanleihe, so auch noch die letzten Ersparnisse einzubüßen.

Zu den Kämpfen bei Mülhausen und in Lothringen im August und September (7 deutsche Armeen unter Generaloberst von Moltke, dem Altkrieger, dem Kriegshetzer) kommt Eduard Kahn nicht mehr zurecht; als aber der Bewegungskrieg dem Stellungstöten weicht, ist der Fähnrich (wie auch Landsmann Adolf, der Gefreite aus dem Oberösterreichischen) mit dabei. (Jener unter deutschen Fahnen.)

Ihr in Belgien könnt uns nicht behelligen!

Gegenüber liegt Cousin Jean-Luc im Schützengraben. Hinter den Linien der Mittelmächte ist ein österreichisches Feldlazarett in einem alten Chateau eingerichtet worden, das später vielbesungene »Schloß in Flandern«. Frau Kahn-v. Salten hat es geschafft, sich in diesen Abschnitt als Rot-Kreuz-Frontbetreuerin versetzen zu lassen. So weiß Rosalie ihren Herrn Sohn nicht allzu fern und kann ihn – wenn die Kampfhandlungen es gestatten – alle vierzehn Tage draußen besuchen.



Der Morgen ist schmutziggrau. Schwer drückt der Herbst die Nebel auf die Erde. Vier volle Stunden schon rasten die deutschen Geschütze – selbst Helden suchen Schlaf. Wenn auch nur in feuchten Klamotten, im vordersten Unterstand.

Was ist der Bòche heut' faul, gähnen die Poilus auf der andern Seite. Corporal Cohèn steckt sich zum Frühstück eine Gauoise zwischen die trockenen Lippen, dann schleppt der kleine Remí die braune Brühe an, die sie Café nennen. Von einem *petit noir*³ bei »Ricaud« am Sewastopol zu träumen, ist des dicken David Lieblingsbeschäftigung. Der (ewig schwitzende, ewig hungrige) Neffe vom alten Flambaum (bekanntes koscheres Restaurant in der rue Richer von Paris) läßt sich von Jean-Luc, dem »*nochnichteinmal Geschmatten*«, dem »*Mammser*⁴, dem *treifenen Sohn eines jiddischen Tâte*« auch eine anzünden; der Sergeant, der Gascogner rülpst laut zur Bekräftigung, das Kriegshandwerk wieder aufnehmen zu wollen.

Da knallt's schon von drüben. Müde zuerst, jetzt heftiger – die Einschüsse liegen bei der kleinen Kapelle, hundert Meter vor den Linien der Ententetruppen, hinter der ein Hügelchen sich erhebt. Kein Gebirge, doch aber geeignet, dem potentiellen Eroberer eine gute Geschützstellung abzugeben. Also beginnt man seinerseits sich einzuballern auf dieses Ziel, die deutschen Treffer tasten sich näher, eine halbe Stunde geht das so hin und her.

Plötzlich schweigen die Mörser und Granatwerfer der Krauts. »*Attention tout le monde!*⁵ *Das wird einen Angriff geben!*«

Mit demselben Gedanken beginnt der Bodendunst aufzureißen, die ersten Pickelhauben blitzen auf und die Helme von »*Kamerad Schnürschuh*«, wie die Preußen ihre österreichischen Waffenbrüder rufen, weil die statt der Schaftstiefel hohe Schuhe mit Wickelgamaschen tragen.

Päng! Da sackt Einer weg – nochmals päng, ein Zweiter. Nun schlagen auch die Salven des Angreifers ein. Keine zwei Meter vor dem belgischen Graben. Mit einem Schlag wird's lebendig – ein Leben, dem der Tod auf dem Fuß folgt. Im Handumdrehen ist ein Feuerwerk im Gang, das den Nebel vollends frißt, den anstürmenden Gegner greifbar macht; doch der hat ein Maschinengewehr in Stellung bringen können: zui-zui-zui pfeifen die Kugeln herüber.

Jean-Luc zielt. Ruhig, ohne innere Erregung wie damals in den ersten Tagen seines Fronteinsatzes. Wie perfekt man das Menschentreffen lernen kann – so leicht wie das Blumenschießen am Republique⁶, da um die Jahreszeit die Kirmes kreischt.

Da fällt einer der Männer drüben durch des Cohen Hand. Wie eine Rose in der Schießbude. Im selben Moment hört er das Röcheln. Kein Einschlag, kein Schrei ist dem Stöhnen vorausgegangen, wie das Jammern eines Kindes klingt's, das sich am Zuckerzeug überessen.

Jean-Luc greift den Karabiner mit der Linken, schiebt sich in Richtung des Geräuschs.

»Mammele, wo bistü --- le jour de gloire est arrivé---«⁷

Singt der die Marseillaise? denkt der Coporal, da sieht er den David liegen. Aus einem kleinen Loch in seiner Brust quillt helles Herzblut. Über die dicken, fetten Hände, die die Wunde mit hilflos rührender Anstrengung zu stopfen suchen.

»Je viens, mon camerade!«⁸ flüsterte Jean-Luc, um den Tod nicht zu erschrecken.

Der Flambaum erkennt ihn.

»Cohen -- war ich -- a giter Soldat--??«

David stirbt. Dem Cohen unter den Händen.

»Schemà Isruél...« fließt's dem über die Lippen, wie der Vater es ihn gelehrt, und eine Träne für den kleinen, mutigen Juden, der für seine La France gefallen – gegen ›Gott, Kaiser und Vaterland‹.

Die wilde Wut, die Corporal Cohèn überkommt angesichts des bleichen David, des gegen den Goliath Krieg Unterlegenen, ist keine ohnmächtige: Rache schreit's in ihm; in diesem Augenblick ertönt der Befehl des Lieutenant zum Gegenstoß. Springt aus dem Wall, stürmt mit seinem Peloton den Schlächtern des Kampfgefährten entgegen, der ihm im Leben kaum so viel bedeutete wie nun im Tod.

»*Allons enfants de la patrie!*«⁹ schmettert Jean-Ludovic – wie damals auf der Bühne in der Schülervorstellung des Lyceums von Saint Martin, als er den Danton gegeben, die Worte des kleinen Flambaum zum Schlachtruf ergänzt. Das markante Profil des hochbeinigen Haudegen leuchtet seinen Kameraden voran im Hetzen gegen den Feind, das Tötungsinstrument gepackt, aufgefplant das Bajonett, dem andern Cohen entgegen.

Edis Abteilung hat sich wieder in ihren Graben zurückgezogen, da stolpert Jean-Luc ein Nachzügler mit Pickelhaube über den Weg. Brüske Bewegung mit dem Karabiner. Der kalte Stahl dringt ein in Feindes Leib. Schrei. Der Deutsche sackt schräg weg.

»*Haut den Frantzen!*« brüllt der Jaspers, der Oldenburger in Wilhelms Wall, der neben dem kaiserköniglichen von Fähnrich Kahn liegt. Zielt, drückt ab: Volltreffer.

»*Hurra!!*«

Darf ein Soldat jubeln, wenn er einen Menschen erschossen, denkt Eduard leise. Was ist das für eine Armee, die aus Einzeltätern besteht, die für ihre Untaten auch noch dekoriert werden? Doch auch des Wiener Sippensohns Gedanken sind nicht von Dauer, auch er schießt, tötet, zutiefst befriedigt, daß seine Kugel den dort, dessen Geschoß nicht ihn erreicht.

Auf der Gegenseite hat der zweite Cohen sich zur Kapelle vorgekämpft, den Hügel im Handstreich zu nehmen, den zehn Minuten zuvor noch der Feind hielt. Löst die Handgranate mit den Zähnen aus, wirft sie in Richtung MG-Nest des Gegners, sieht wie Todmaschine samt Maschinist durch die Luft wirbelt – dann sackt seine erhob'ne Faust, Anderen das Ende gebracht, herab.

Der harte, schreiende Schmerz frißt sich fort, rast ihm von den Fingerspitzen zur Schulter, das Gehirn reagiert, raubt Jean-Luc das Bewußtsein. An dem wie leblos ins Herbstlaub Vlaanderens¹⁰ gekrallten Körper vorbei stürmen die französischen, flämischen Kameraden zurück, halten den Krieger für gefallen wie den Flambaum, den zu rächen er ausgezogen.

Damit versackt das Knallen. Hüben wie drüben. Zigarettenpause. Man respektiert diese kurze Interruption des Vernichtungswerks.

Beim Hügel räumen zwei österreichische Sanis auf. Der eine findet einen Deutschen, der da (noch vom Angriff her) verblutet, der and're – ein großer, starker Gefreiter – nähert sich dem Franzosen. Beugt sich nieder zu dessen Mund, hört den schwachen Atem des Mannes, will ihn am rechten Arm fassen, hat ein Bündel rohen Fleisches gegriffen. Lädt schließlich den Körper über seine breiten Schultern, kann grade noch im heimatlichen Graben eintauchen, als der Zirkus auch schon wieder losgeht.

Der Frantzmann wird – ohne Bewußtsein weiter – ins österreichische Feldlazarett gebracht, kommt (Glück für ihn, das ihm das Leben bewahrt) sofort unter's Messer. Bis unter die Achsel muß ihm der rechte Arm abgenommen werden. Der Stabsarzt, der die Amputation ausführt, denkt an seinen Sohn, der bei Großwardein¹¹ im Feuer liegt: vielleicht erwischt's auch den, vielleicht findet sich auch ein mitleidiger Feind, der ihn wieder zusammenflickt.

Als Jean-Luc aus der Narkose erwacht, sitzt an seinem Bett eine schöne Rotkreuzdame, hält seine Linke als wär's die des eigenen Sohns. Rosalie, Frau der Familie.

Zwar hat Frau Kahn-von Salten den Namen des Verwundeten am Operationsbericht gelesen: J. L. Cohèn – an eine Verwandtschaft aber denkt sie kaum. Wieviele Cohen gibt's auf dieser Welt!

Ihr Patient träumt da weiter, wo er zu träumen begonnen – draußen am Hügel. Das letzte, an das er sich erinnert, ist das Wirbeln des *mitrailleur*¹² durch seine Granate. War aber da nicht noch etwas? *Ich kann die Finger der rechten Hand so schlecht bewegen, der Ellenbogen schmerzt...* (der Stich sitzt jetzt in der Schulter) – *was ist geschehen mit mir?*

»*Tout va bien, mon enfant...*«¹³ sagt die Dame wie eine Mutter. Cohen blickt sie an.

»*Vous êtes Française, Madame?*«¹⁴

»*No -- je suis Autrichienne. Mais une amie...*«¹⁵ hört Rosalie sich reden, läßt die Hand des Gegners ihres Edi los. Was sagt sie da? Freundin? Eines Kriegsgefangenen? Eines Feindes?

Was Kriegsgefangener, was Feind! Da ist ein Mensch, ein junger Mensch, der leidet – schwer getroffen, keinen rechten Arm mehr, die Geliebte zu umarmen, seiner Mutter zu schreiben.

»*Où nous sommes là*«¹⁶

Rosalie bringt ihrem Schützling bei, daß er gefangengenommen, halbtot gefunden wurde von einem Sanitäter, aus dem Niemandsland geborgen, ins Schloß geschafft.

Wie sagt man einem Mann, daß er nicht mehr beide Hände hat?

Jean-Luc fühlt ihre Gedanken. Man hat ihn operiert. Plötzlich ist der Schmerz wieder da – jetzt im rechten Daumen. Er will den Arm haben, es gelingt nicht, erblickt den dicken Verband von der Schulter abwärts, der plötzlich endet. Tastet mit der Linken, sinkt ermattet zurück.

»*Le bras...?*«¹⁷

Rosalie nickt. Erwartet einen Ausbruch des Jungen, der aber beißt die Zähne zusammen. Keine Gefühle, befiehlt er sich – so freundlich auch die fremde Frau sein mag: er ist in Feindes Hand. In Hand derer, die diesen verfluchten Krieg begonnen.

Und doch fühlt Jean-Luc Cohèn keinen Haß. Eher das Glück, gerettet zu sein, zu leben.

»*Dank, Madame -- ich auch sprech ein wenig Ihr Sprach...*«

Und Rosalie gibt dem welschen Soldaten die Träne wieder, die der um den David geweint.



Mai 1915

In den Tagen, da die Italiener, die »Katzlmacher« auf Seiten der Westmächte in den Krieg eintreten und am schönen Isonzo, der zum Golf von Venedig, dem ach so österreichischen hinfließt, die Krieger der Mittelmächte und der Entente zu verbluten beginnen, steht Jan Manasse in der Schlacht um Tarnow gegen das russische Raubtier, dem die Heimat aus den Tatzen zu reißen. Und tatsächlich rückt das Heer der Deutschen und Österreicher rasch vor, nachdem schon ein Einfall ins Kurland und Litauische gelungen. Nach der Winteroffensive (November 14 bis April 15) in den Karpathen wehren die Zarentruppen nun dem, durch jene »Polnische Legion« verstärkten Feind, dann – am 5. August (exakt ein Jahr nach Erklärung der Feindseligkeiten durch Österreich-Ungarn) – befreit der Warschau.

Doch Jan, Sohn der Cohentochter Rahel ist nicht dabei als die Polnische Metropole in einem Meer von Jubel versinkt: der Iwan vertrieben!, drei Tage zuvor in einen zaristischen Hinterhalt gelockt, mit seiner Einheit von den Russen abtransportiert ins Kriegsgefangenenlager von Schukowka an der Desna. 50 km westlich jenes Schtejtls, in welchem Onkel Avram damals seinen Zweig der Sippe pflanzte: Ludinowo.

Vetter Jossel, Jans Waffenfeind schwimmt im Stahlbad von Brest-Litowsk. Die – als uneinnehmbar gegoltene – Festung wird am 25. August von den Belagerern erobert. Sein Truppenteil aber kann ausweichen zur Front von Tarnopol, wo dann der Angriff der Mittelmächte im September steckenbleibt.

Chava zieht wie ein mittelalterliches Troßweib hinter der kämpfenden Truppe her – zusammen mit den Frauen anderer Soldaten, die insgeheim im Lager der Bolschewiki stehen. Nahe der Front agitiert man gegen die Fortführung des Krieges, ruft die armierten Arbeiter Rußlands auf, sich mit den Genossen auf der Gegenseite zu verbrüdern, dem chauvinistischen Schlachten ein Ende zu bereiten. Immer wieder entkommt die Gavrina den Schergen der Weißen, die Jagd machen auf die »Defaitistenweiber«, die sich auch nicht scheuen, über die Linien hinweg Kontakt aufzunehmen mit den Frauen des Feinds. Diese ebenso aufzuhetzen gegen deren kriegführende Obrigkeiten – Wilhelm, Franz Joseph. Bei welchen Aktionen Jüdinnen dominieren mit ihren Deutschkenntnissen.

Onkel Manfreds Materiallager ist südlich Bromberg bei Netzwalde, polnisch: Labiszin gelegen. Der Cohen ist bereits zum Oberleutnant avanciert (als Morgengabe sozusagen nach Aktivierung aus dem Reservestand) – einer der typischen, bei der Truppe verhaßten Etappenhengste, Ziel unzähliger Zoten und Flüche. Offizier Kern aber ficht das nicht an. Wie ähnlich einst Ahn Ephraim ihn nie das Urteil der Umwelt angefochten, welches negieren zu müssen er meint. So ist er erzogen, so wird's gemacht, so verläuft eine deutsche Karriere.

Manfred Kern, der frühere Manek Kohn nimmt sich im Felde fast wichtiger noch als zu Hause – und ist's wohl auch: was wär' eine Armee ohne Stiefel, ohne Tornister und Uniform? Zum Glück hat seine Schaltstelle nichts zu tun mit dem Nachschub an Waffenmaterial, sonst würden er und sein Kommandostab nicht so friedlich dahinleben, würden Zielscheibe sein gegnerischen Agenten wie Sabotageakten aus den Reihen deutscher Radikalsozialisten, die der tapfere Herr Oberleutnant wohl noch heftiger haßt als den Feind, den immerhin monarchistischen.

Europäischen Kampfhandlungen fern wird Eli ben Uri, Sohn der Wiener Eltern ein Mann. Bar-Mizwa im Kibbuz. Zur selben Zeit wird in Nahalal einem Ehepaar aus dem Russischen ein Knäblein geboren, das man Moshe benennt und das einst unter seinem, ins Ivrit übersetzten Familiennamen ›Dayan‹ die Welt von sich reden machen soll.

Die politische Einstellung der jüdischen Einwanderer in Palästina, deren Haltung zum europäischen Krieg ist recht unterschiedlich. Trotz Emigration aus Deutschland, Österreich fühlen sich die meisten aus diesen Regionen stammenden Olim deutsch, österreichisch und die aus dem Zarenreich, trotz Haß auf die Romanows russisch. Da schwelen hier wie da wort- und gestenreiche Diskussionen um Ursache und »Recht« der altheimatlichen Menschentötereie. Die muselman'schen Palästinenser, die von ihrer türkisch-mohamedanischen, den Mittelmächten waffentreuen Obrigkeit wenig halten, sympathisieren mit dem ›Feind‹, dem britischen.

Eli, der bereits im Lande geborene, der Sabre ist zwar von seiner austricianischen Mamma beeinflusst, Abba Uri recte Fritz aber vermittelt ihm einiges aus dem alten Polen, da man doch stets zwischen allen Fronten gestanden: der kaiserlichen, der kaiser-königlichen, der zaristischen.

In diesem Sommer – 1915 – beschließen die Niederländer uns'rer Leute anlässlich des Geburtstags von Moss einen Auslandstrip zu unternehmen. Nach langem Beraten (Henk und Mossy überstimmen Mutter Marjan, deren Intention es war, nach Schottland zu segeln zu den Pottervettern, ist das Reiseziel festgelegt: Berlin. Ein wenig ausgefallen, aber auch nicht anders in einem der kriegführenden Länder gelegen.

Seit zwei Jahren, seit Cousin Arny dort die Modefachschule besucht, korrespondiert Moss bereits mit ihm, die Burschen verstehen sich brieflich großartig: beide sind gegen diesen »*dummen Krieg*«, beide sind Halbwaisen – mit dem Unterschied, daß Mozes am de Vries (der hat sich menschlich nun auch dessen Mutter genähert) einen wahrhaft väterlichen Freund besitzt und Arnold allein leben muß; dazu seinen Vater doch mit äußerst kritischem Auge betrachtet.

Man setzt sich in der Amsterdamer Centraal-Station in den Oostexpres – Visaschwierigkeiten gab es nicht, Henk hat wahrheitsgetreu »*Verwandtenbesuch*« angegeben, die Neutralität Hollands wurde von den Herren am Deutschen Konsulat respektiert.

Bei Oldenzaal passiert man die, von beiden Seiten (trotz aller Freundschaft) streng bewachte Grenze, man meint durch ein Land zu fahren, das im schönsten Frieden lebt: Feldarbeiter (wenn man genau hinsieht, fehlt's da allerdings an jüngeren Männern), winkende Kinder, strahlendblau der Himmel, grün die Natur. Nur einmal pfaucht die Lok an einer Lastwagenkolonne mit Rekruten Richtung West vorbei – die Soldaten singen, Blumen noch an der Mütze von der zurückgelass'nen Braut, frisch Blut für Belgien, das noch wenig weiß vom Sterben der Kameraden draußen, deren gelichtete Reihen wiederaufgefüllt werden wollen. Das hat ihnen ihre Führung wohlweislich verschwiegen.

Am Bahnhof von Osnabrück steht am Nebengleis ein langer Rot-Kreuz Zug, der seine Fracht ins Hinterland gebracht, dann wieder zurückzurollen, Nachschub an Verwundeten von der Flamenfront zu holen, an dem's nicht mangelt.

In Hannover wird eine Gruppe französischer Kriegsgefangener bewacht von einem Pickelhaubenträger – da tauchen auch schon schicke RK-Schwester auf, die an die Männer Brot und Zigaretten verteilen. So human gibt der europäische Irrsinn sich.

Arny holt die Verwandten vom »Zoo« ab. Hat durch seine Frau v. Rochow Zimmer besorgen lassen in einer freundlichen Fremdenpension in der Kantstraße – nahe dem Bahnhof, noch näher zur Leibnitz-, daß er und Mossy nicht weit haben zueinander.

»Dit heft U alles gearrangert wie eine rechte Mann!«¹⁸ macht Tante Marjan dem Arnold ein Kompliment in ihrem lustigen, niederländischen Deutsch, das wie ein alter Dialekt klingt (und es auch ist).

»Ja – die Arny die ist eine tüchtige!« sagt Moss, und Alles lacht, weil sich das so komisch anhört. Arny jedoch versteht, daß dies nicht auf seine, vom Vater permanent gerügte, »Weibischkeit« gemünzt – und er feixt.

»Wat'n knorka Balina, der schmeißt sowat mit links!« – und da bleibt den Holländern der Mund offen. Mit all ihren Deutschkenntnissen verstehen sie kein Wort, Jung-Kern aber übersetzt:

»Was ein wacher Berliner, der regelt sowas mit der linken Hand.«

Man lacht, man scherzt, man ist guter Dinge – wie weit ist da der Krieg, wie weit die Menschen, die in Ost und West im Kugelhagel ihr Leben lassen!

Arnold und Mossy gehören einer Jugend an, die in Europa zum großen Teil mit einer Begeisterung sondergleichen Krieg spielt. Nicht wenig Halbwüchsige, Söhne aller Gesellschaftsschichten und Konfessionen spielen ihren Krieg gar schon mit Waffen – in der Ausbildung im Hinterland, an den Fronten von der Ostsee zum San, von der Marne zum Balkan.

Das Verbrechen, Kinder in den Krieg zu schicken, wird da und dort kaum als Verbrechen geseh'n: die Angreifenden hat ihre Obrigkeit, die Gesellschaft davon überzeugt, für eine heilige Sache zu streiten (so heilig wie die Kreuzzüge, die Josua und Chaja Cohen den Tod gebracht) – die Überfallenen sagen ihren Söhnen, daß diese die Heimat verteidigen gegen den Teufel, der schon immer die Welt wollte unterjochen.

»Weeßte wat 'ne Blutsbrüderschaft is'?« fragt der Aaron den Mozes.

»Nö!« antwortete der Holländer – stolz das erste Wort Berlinisch gelernt zu haben.

»Also, wenn wa uns in' Arm ritz'n – du da und icke da, un' die Ärmer jejeneinander press'n, denn strömt dein Blut in meins und meins in deins. Und denn sin'wa nich' mehr Kusengs sondern Brüder.«

»Accoord!«¹⁹ nickt Moss, Arny zaubert einen wuchtigen Taschenfeitel hervor, setzt bei sich an: rrrtsch – ein Blutstropfen quillt, dann beim Vetter, der wegschaut, weil er Blut nicht sehen kann, dann drückt einer den Unterarm feierlich gegen den seines Partners und ist glücklich. Freunde für's Leben. Und Freunde sind heut' noch selten in der verschiedenen Lagern der Jugend dieser Welt über die Grenzen und die, diese Welt wiedereinander in Brand gesetzt habende, Politik hinweg.

Erst ein Jahr nach Franz Josephs Ultimatum, mit dem Alles begann, starten die Mittelmächte ihre Offensive gegen das Volk, das angeblich den Princíp zum Thronfolgermord ausgeschickt.

Auch in Serbien soll'n sie sterbien!

Ein Kroat in seinen strotzenden Zwanzig, Bauernbub aus Kumrovec, einem Dorf nördlich von Agram (in der Landessprache ›Zagreb‹) nahe dem alten, österreichischen Kärnten – katholisch getauft auf den Namen des Heilandsvaters, die Mutter Slowenin aus dem schönen Herzogtum Krain (kaiserliches Kronland, seit Karl dem Großen Bestandteil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation), als Jüngling Wanderbursch gewesen in deutschen, österreichischen Landen: Kellner, Schlosser, Hilfsarbeiter im Mannheimschen, in München und Wien, 1913 dann beim 29. k.k. Landwehregiment brav seiner Wehrpflicht genügegetan (anders als Compatriot Hitler, der genau damals eindeutig Gestellungsflucht begangen – einer Verurteilung nur mit viel Glück und durch jene ›Vorsehung‹ entronnen), aktiv zu Kriegsbeginn: Soldat der Macht, die über seine Heimat herrscht, bereits im März (1915) in russische Gefangenschaft geraten (da schon Unteroffizier), nutzt jetzt die Gelegenheit, des Feindes Sprache zu erlernen, was ihm einst großen Nutzen soll bringen; und er weiß noch nicht, zu welcher Karriere er ausersehen als Mann Jugoslawiens, wie dann sein Vaterland wird heißen. Jossip Broz.

Im Oktober nehmen seine deutsch-österreichischen Waffenbrüder Belgrad, die Hauptstadt seines zukünftigen Reichs, im November findet die Schlacht auf dem Amselfeld statt, im Dezember die Besetzung Montenegros.

Nebenan in Italien gibt es vergebliche österreichisch-deutsche Durchbruchversuche (es toben 5 Isonzoschlachten), dann starten die Azurri ihre Gegenoffensive.

2000 Kilometer nordöstlich übernimmt Nikolaus II. das Oberkommando über seine Armeen und erobert – unter ungeheuren Verlusten an Material, an Menschen, die er (Gatte einer Deutschen) gegen die Deutschen in die Schlacht wirft wie ein altpersischer Potentat – in der ersten Brussilowoffensive Wolhynien und Galizien.²⁰

Zu dieser Zeit jedoch ist die Demoralisierung seines Heeres durch die Bolschewiken, durch Männer und Frauen wie dem Cohen-

schwiegersonn mit seiner Gavra an der Basis (Koba-Stalin wurde 1913 abermals verhaftet und ist – bis 17 – wieder in Sibirien) gewaltig vorangeschritten. So wie der Aljoscha, der ehemalige Gefangenengewächter von Jarzewo, der Mann der Ira schließen sich ganze Kompanien den Kommunisten an, kämpfen zum Teil (wie der Biselechis) noch Schulter an Schulter mit ihren weißen Brüdern, die Agitation aber schwillt mächtig – pro Aufstand, pro Niederlegung der Waffen, was man auch von den Genossen auf der anderen Front erwartet. Doch die sind schwach, in der großen Minderzahl, und es sollen noch zwei lange Jahre des Tötens folgen, eh' das Ziel erreicht.

Wenige Wochen nach Jean-Lucs Operation im österreichischen Lazarett ist Cousin Edi – wie durch ein Wunder unverletzt – in französische Gefangenschaft geraten. Seine Kriegschefs setzten immer wieder einmal Gelbkreuz ein, das Giftgas jedoch, das teuflische wurde vom internationalen Wind, welcher beliebte sich just im Augenblick nach der Attacke zu drehen, zurückgeweht in die eig'nen Stellungen. Beim daraufhin gestarteten Gegenangriff überrollte der Feind die Gräben Deutschlands und Österreichs, hunderte Opfer auf beiden Seiten, Eduard Kahn aber kam ohne Blessage davon.

Jetzt ist der Wiener Cohen im Kriegsgefangenenlager von Vernon an der Seine, westlich von Paris: Mama hat sofort alle ihre Genfer Geleise gefahren, so genießt der Herr Sohn nun eine Art Vorrangstellung, die ihm vorerst den Grimm einträgt seiner bedürftigeren Kameraden. Weil den Wiener Fähnrich aber aus der Schweiz laufend lukullische Liebesgabenpakete erreichen und Frau Kahn-v. Salten auch seinen Mitgefangenen Croix Rouge-Spenden zukommen läßt, sonnt der schöne Edi sich bald in der Ehrfurcht seiner stacheldrahtumzäumten Umgebung.

Jean-Luc ist aus Belgien in das k.u.k. Heeres-Rekonvaleszentenheim Taiskirchen (an der bayerischen Grenze) verlegt worden (Rosalie hat da mitgewirkt – fühlt sich verantwortlich für den verwundeten Feind gleichen Namens, weiß allerdings immer noch nicht, daß der ein Vetter ihres Sohns), und nun wurde der Cohèn als Kriegskrüppel endlich in ein Sondercamp bei Salzburg verbracht, von wo aus – im Austausch gegen österreichische Schwerverwundete in gegnerischer Gefangenschaft – Einzelne wie Gruppen via die neutrale Schweiz repatriiert werden.

Hätt' Eduard auch nur einen verrenkten Fuß aufzubieten, wär's vielleicht seiner einflußreichen Mutter gelungen, ihn gegen Corporal Cohèn herauszubekommen – als völlig Unversehrter jedoch kann er kaum einem Einbeinigen oder Kopfverletzten den Platz wegnehmen.

Jan schmort weiter in Schukowka. Rüder behandelt von den russischen Lagerwachen als die Deutschen und Österreicher, hat die Nachricht der Polen ihre Familien spät erreicht, man darf nur einmal pro Monat nach Hause schreiben; Hauptsache aber Jan ist heil und seinem alten Vater (Papa Dov wird 82 im Herbst) geht es einigermaßen.

Dr. Leibowitz, dem ein Kokettieren mit der Pilsudski-Legion nicht opportun erschien (weiß einiges über die Judenverachtung des Generals), führt wie bisher die Kanzlei Manasse, hat auch erstklassige Beziehungen geknüpft zum Polnischen Justizministerium, die seine künftige Karriere fördern. Wann immer er Zeit dazu findet besucht er seinen alten Chef, da gibt's dann deftige Diskussionen über den Krieg wie das (auch durch diesen kaum fortgefallene) Judenproblem: Zehntausende strömen nach Eroberung ihrer Schejtln durch die Mittelmächte westwärts und »fallen« eben in der ehemaligen Heimat dann (wie gehabt) »unangenehm auf«. Ein Aspekt, den Ljuba erschüttert aufnimmt ins große Buch.

An der politischen Denkfront setzt Gustav Landauer sich ein für diese Menschen. Der semitische Sozialist hat ein Jahr vor Kriegsausbruch an der Seite Martin Bubers, Nathan Birnbaums, den Historikern Böhm und Kohn²¹, Robert Weltsch und Hugo Bergmann an einem Bekenntnisbuch der jungen Herzlisten mitgearbeitet (an diesem beteiligten sich aber auch Nichtzionisten wie Karl Wolfskehl und Jakob Wassermann), das der »Verein Jüdischer Hochschüler von Prag« herausgab. Landauer, der Gelehrte, Dichter, Schriftsteller (eines der wunderbarsten Werke über Shakespeare floß aus seiner Feder) verteidigt ebenjene vielgeschmähten Ostjuden, die (wie bislang) von den alteingesessenen, deutschen Israeliten nicht selten mit Bestürzung, Abscheu gar empfangen, er erblickt (wie schon Moses Mendelssohn) die Begegnung von Ost- und Westjuden als eine Erneuerung der Gesellschaft, sieht visionär ein »*verjüngtes Deutschland*«, parallel eine »*verjüngte Judenschaft*« seiner Heimat.

Mit heiligem Zorne vermerkt Ljuba in ihrer Niederschrift, daß sich der Haß der Mächtigen, Besitzenden (unter denen nicht wenig Hebräer) auf Landauer und seines Gleichen konzentriert – die »Klassenverräter«, die aus dem Bürgertum, dem »heiligen« hervorgegangenen Führer des (langsam doch unaufhaltsam erwachenden) Proletariats.

It's just die Anständigkeit solcher Idealisten, ihre Aversion gegen den Krieg, gegen jede Form von Brutalität – ihre Menschlichkeit schlechthin, die ihre Verleumder in Harnisch bringt, deren Lügen, der Heuchelei ans Licht zerrt? Wird Gustav Landauer genau jener »Verbrechen für die Menschlichkeit« wegen sterben müssen, niedergeschossen wie ein rüddiger Hund auf der Straße?

Das Sechzehnerjahr, das die Chronik nun erreicht, sieht die restlichen Mitglieder und Freunde der Familie in unterschiedlichsten Verhältnissen.

Die Firma »Leder Kern« in Stettin wird von den älteren, nicht eingezogenen Angestellten des Chefs geleitet und floriert durch Heereslieferungen – mitunter auch direkt über dessen, des Hauptmanns (ein Stern mehr schon am Kragen) Kommando an die Ostarmeen; Offizier Cohen selber reist zu einem kurzen Heimaturlaub – verbunden mit Beratungen am Hofe – nach Hause, dann nach Berlin, den Sohn zu sehen. Herr Kern informiert sich, daß sein Arnold gut untergebracht bei Frau v. Rochow, man speist gemeinsam bei »Kölsch«, zu einem Gespräch aber kommt es nicht – über das usuelle Abfragen hinaus. Dabei hätt' Kern junior just jetzt einen Freund nötig, sich mitzuteilen: er ist in fataler Verfassung; aber als der Herr Papa, der ihm doch nie Freund gewesen, jovial, fronterfahren auf des Sohns merkbare Unsicherheit hin den Spruch losläßt: »Na – schon Weibergeschichten?«, verschließt Arnold sich vollends. Denn das Gegenteil ist der Fall. Der Jüngling fühlt zum gleichen Geschlecht sich hingezogen, die seelischen Untaten, die an ihm als Knaben begangen, vom Vater mitbegangen wurden, tragen Früchte.

Doch dann ist Krieger Kern auch schon wieder auf Achse Potsdam-Bromberg, und ein, nun noch verwirrterer, junger Mann bleibt zurück – weiter allein mit seinen Nöten, Sehnsüchten.

In Wien hat die Else der verschwägerten Landaulinie endlich ihren Versicherungsherrn, den Otto Fürst geheiratet, eh' der (seiner Lungenschwäche wegen zum Schreibstubenkrieger degradiert – wie beneidet doch jetzt schon um diesen Posten, da sich langsam das Elend an den Fronten herumgesprochen, das »Jeder Schuß ein Ruß«, »Gott strafe England«, der »Seineausflug« nicht verfangen hat) nach Belgrad abgedampft, in der Morseabteilung (Ottos Hobby als Junge) des Generalstabs Süd-Ost Dienst zu tun.

Schwiegermama Antonie lebt in der Klosterneuburgerstraße – außer der Entbehrung gewisser Lebensmittel, Dingen des täglichen Bedarfs, die Mangelware geworden – wie im Frieden, die Tochter ist jetzt viel bei ihr, wenn sie nicht draußen im Verlag in Döbling zu beschäftigt ist. Else's Halbbruder Richard nicht mehr gestellungspflichtig, seine und Trixis Tochter ist sechzehn geworden, Ballettelèvin in der Oper die Kitty.

Rosalie Kahn pendelt zwischen Wien und der Schweiz – zu einer der Leiterinnen des Österreichischen Roten Kreuzes ernannt, für diplomatische Missionen prädestiniert; ihre noble, schlichte Eleganz wirkt, das »von Salten« klingt den Damen der Alliierten, mit denen sie zusammentrifft, vertrauensvoll in den – zumeist selber adeligen – Ohren.

Die Villa in Hietzing wird brav vom Kramer verwaltet, der auch das Laboratorium nicht verrotten läßt. Den Heinzi haben sie seiner Plattfüße wegen zurückgestellt – ein Leiden, das man ansonsten den Juden andichtet.

Der Enkelsohn der legendären Saskia, der Cohentochter ist seit einem Jahr Civil Lieutenant beim Marine Defense Corps²² in Hornsea am Kanal: Cecil Potter.

Der Englischmann kommt auch jetzt dran!

Er hat sich Mitte 15 (46 war er da bereits) zur Verfügung gestellt, mitzuhelfen seine Insel gegen die deutsche Seemacht zu schützen – dazu Teile von Comrie Castle zum Erholungsheim für verwundete alliierte Offiziere umfunktioniert.

In Amerika, dem noch neutralen ist alles beim alten: Abe Cahn, des russischen Soldaten Jossel Schwiegervater ist stadtbekannter Spediteur, seine Becca Queen der Monroestreet, Goldy glücklich mit ihrem Vic.

Dieses, das zweite bzw. dritte Kriegsjahr sieht den ersten Genocid des 20. Jahrhunderts: die den Mittelmächten verbündeten Türken rotten (im Namen Allahs) eine halbe Million christlicher Armenier aus. Und kein Christenbruder in aller Welt rächt per Kreuzzug gegen die Ottomanen dies Völkerschlachten. Im Deutschen Reichstag wird die einschlägige Anfrage des Sozialisten Liebknecht, des »*vaterlandslosen Gesellen*« von der (christlichen) Rechten abgewürgt. Und der – eben auch durch das große Töten nicht interrupierte – Streit um die Judenfrage in Deutschland und nebenan geht weiter.

Walter Rathenau, der den Zionismus wohl noch heftiger ablehnt als Hermann Cohen, der sich gar zum Preußentum bekennt (einem allerdings »*humanen, liberalen Preußentum*« – nach dem Stand der Dinge ein wenig *contra dictio in adjecto*²³), schreibt Anfang dieses Jahres einen Brief.

Ich habe und kenne kein and'res Blut als deutsches, keinen andern Stamm, kein Volk als deutsches – – –, noch entschiedener in einem zweiten:

Für mich steht es fest und selbstverständlich da, daß ein anderes Nationalitätsgefühl denn deutsches für einen gebildeten und gesitteten Juden nicht bestehen kann.

Mit solch scharfem Satze den Zionisten und den sich – neben ihrem Deutschland – auch dem jüdischen Volke zugehörig fühlenden Menschen Bildung, gar Sittlichkeit absprechend. Intolerant der Herr Rathenau.

Auf der Gegenfront zirkuliert das Buch »**Vom Ghetto zur modernen Kultur**«, das schon vor zehn Jahren – anlässlich der Erstauflage – Aufsehen erregte. Der Autor, Dr. Jakob Frommer: armselige Kindheit (Rathenau stammt aus wohlhabender Familie) im Judenviertel von Lodz, Flucht, weiter Weg hinauf, vagabundierende Betteljahre, private Studien während Dienerstands als Hauslehrer, Promotion in Breslau, Bibliothekarstelle zu Berlin.

Frommer zieht ein fatales Fazit: »Solang es Juden gibt, wird es auch Judenelend geben – ergo Auflösung, totale Absorbition.« Und er wirft den Assimilierten der »Fakultät eines Rathenau« (zu Recht sicher) Mangel an Logik vor.

»Ihr sagt, Ihr seid keine Nation mehr, hättet keine Dogmen mehr – nur eine Ethik. Dann schließt die Synagogen und tretet dem Verein für ethnische Kultur bei.«

Liberalen, Sozialisten – alle anständigen Antisemitismuseegner scheinen allein eine Generallösung per ebenjene Aufsaugung zu sehen, sie zitieren Theodor Herzl, der in seinem berühmt gewordenen Brief des Jahres 1895 in Reaktion auf die Pariser Judenunruhen (anlässlich Prozeß wie Verurteilung des Dreyfus) diese mit einer Eruption verglich, und sie verweisen auf Richard Dehmel, der Detlev v. Liliencron gegenüber äußerte, die Indianerstämme Nordamerikas seien auch zugrunde gegangen – »bei den Juden geht es bloß langsamer, weil sie eben eine alte Kulturrasse sind; aber die moderne Kultur wird sie auch auffressen. Gottseidank!«

Das »Gottseidank« hätt' Dehmel sich mit Sicherheit gespart, so er ein Vierteljahrhundert vorausgesehen.

Im Herbst hebt das große Schachern an um europäische Territorien, nachdem schon Italien seinen Eintritt ins totale Töten auf Ententeseite von Forderungen der Art abhängig gemacht. Rumänien, das vorläufig noch neutrale, schließt einen Vertrag mit jenen Alliierten, um für sich den Banat, Siebenbürgen und die Bukowina herauszuhandeln und erklärt (nach Erhalt der Zusagen) am 27. August an Österreich-Ungarn den Krieg. Im September folgt vice versa ein Freundschaftsvertrag zwischen den Mittelmächten und Bulgarien, das meint, sich derart besser der (freundfeindlichen) Türken erwehren zu können, am 14. Oktober dann der großen Fehde beitrifft und das bisher serbische Mazedonien zugesprochen erhält.

Griechenland hält sich vorerst noch zurück, als aber die Britische Flotte die Küsten des Peloponnes blockiert, muß (im Juni 17) Konstantin abdanken und sein Staat nimmt die Kampfhandlungen mit Deutschland und Österreich auf, um türkisches Gebiet einzuheimsen.

Und im Februar war's auch in den USA so weit. Wieder einmal ein Telegramm mit im Spiel: die sogenannte »*Zimmermann-Depesche*«, der Versuch Deutschlands, Mexiko an seine Seite in den Krieg zu locken. Die Sache kam zurecht zur Hoffnungslosigkeit, die sich der europäischen Kriegsgegner hatte bemächtigt des erreichten militärischen Gleichgewichts wegen der Streitpartner.

Der US-Präsident ließ zuvor seinen Colonel House Paris, London und Berlin besuchen, welcher Aktivität zur Wende zu jenem Siebzehnerjahr (nach dem deutschen Sieg über Rumänien) ein Friedensangebot der Mittelmächte (»*Siegfrieden*«) via die United States an die Ententestaaten erfolgte und abgelehnt wurde. Aus all dem rekrutierte die Note Wilsons vom 21. 12. 1916 an die kriegführenden Nationen, die Deutsche Reichsregierung stellte (ihrer Stärke sich zu diesem Zeitpunkt bewußt) keine Bedingungen (Wilhelm hat alles in der Tasche, was er braucht) – die Westmächte aber forderten die Rückgabe Elsaß-Lothringens, die Wiederherstellung Belgiens, Serbiens, Montenegros, die Durchführung des Nationalitätenprinzips, Lösung der italienischen Minoritäten (Südtiroler, Adriaten) von Österreich, dazu der tschechischen, slowakischen, kroatischen, rumänischen Gebiete aus der Monarchie wie den Abzug der Türken aus Europa, die Befreiung der unter deren Herrschaft stöhnenden Völker als auch die Autonomie des polnischen in Rußland.

Woodrow Wilson hat (etwas selbstherrlich) am 22. Januar den »Frieden ohne Sieg« proklamiert, dem die Entente natürlich zustimmte, der jedoch (Deutschland beantwortet die Proklamation immerhin) von Österreich-Ungarn rundweg abgelehnt. Dies ruft den Abbruch hervor der diplomatischen Beziehungen Washingtons zu Wien, Berlin und Istanbul, folgend die Kriegserklärung an Deutschland (am 6. 4. 17), und dann auch an Österreich-Ungarn.

Die New Yorker Monroestraße also sieht sich urplötzlich im Waffenrausch – da nimmt sich weder Vic aus noch die beiden Izzis: der Baline-Berlin meldet sich freiwillig nach Europa wie der Coltrone-Colder, der Epstein wird sich seines US-Patriotismus bewußt, nennt sich um in ›Stone‹ (nur sein alter Vater, der bucklige Meier hält fest am alten Namen) – aus Israel macht er (sich vom anderen Izzi, dem Irving zu unterscheiden) ein ›Ira‹, findet sich wieder im Headquarters von Washington, Abteilung Transporte.

Natürlich schlägt Mamma Giuseppa die Hände über dem Kopf zusammen, daß ihr Vittorio »nach dem allen« (womit sie wohl die unitalienische Ehe des Sohnes und dessen undurchsichtige Handelstätigkeit umschreibt) jetzt auch noch schießen will – der aber (selbständiger Unternehmer doch – man hat im 1 Zimmer-Appartement ein Office installiert: ein Tischchen mit Telephon und Notizblock, da nimmt Mrs. Colder die (oft mysteriösen) *calls* entgegen, und Mr. Colder führt dann die orders, die er fernmündlich abfragt von seinem Außenposten, »Rick's« Stehkneipe prompt aus) wird ein braver Soldat.

Nun nimmt der Vic Abschied von seiner Colette, und er tut das so herzlich, daß die ihm zwei Monate drauf nach Frankreich, wo er stationiert, die Ankunft eines neuen Coltrone kann avisieren. Die Großmütter Becca-Giuseppina bereiten sich vor, Väter zu spielen, die Opas Abe-Umberto beliefern fortan die nähere wie weitere Umgebung mit den neuesten Nachrichten über den Zustand der Mutter in spe.

Goldy Colder aber, Cohens Golde bleibt autark, verschanzt sich in jener kleinen Wohnung, läßt sich weder von der beredsamen Schwiegermama noch von ihrer eig'nen Mutter einfangen – sie ist eine selbstsichere, amerikanische junge Frau geworden, die allein weiß was tun, einen kleinen Amerikaner in diese Welt zu setzen. Es wird jedoch eine kleine Amerikanerin, die (zum Entsetzen ihrer jiddischen Großmamma) getauft wird (so hat Goldy es dem Gatten versprochen) und den schönen Namen Aurelia erhält.

Bei Becca Cahn aber, dem Rivcelejbn aus dem russischen Schtejtl heißt das Enkerl, das »ejnzige« nur »Relly«. Das klingt doch irgendwie heimatlicher.

Auf der »alten Seite des Balles«, wie Ljuba Manasse schreibt, auf ihrer Globusrundung nehmen die Deutschen und Österreicher (ein Jahr nach jener barbarischen Brussilowoffensive) Wolhynien und Galizien wieder, im September marschieren sie in Riga ein. Bis zu Jans Kriegsgefangenencamp aber dringen sie nicht vor; so ist seine und Ljubas Hoffnung bald zusammen zu sein, zerstoßen. Muß man sich gar auf eine andauernde deutsch-österreichische und russische Herrschaft über Polen einrichten? Eine Schreckensvision, die in den Köpfen der freiheitsdürstenden Menschen im Lande spukt.

Dazu beginnt Papa Dov zu kränkeln – das Alter, nach Rahels Tod ist's sein einziges Gebet, den Sohn wiederzubekommen. Da blickt man in Warschau sehnsüchtig nach Übersee, nach den Vereinigten Staaten, von denen man sich den entscheidenden Vorstoß zur Beendigung der Kampfhandlungen im Westen wie im Osten erhofft.

Im verflossenen Jahr (1916) hat es in Frankreich – nach dem Scheitern der Frühjahrsoffensive – eine sublimen Streikbewegung gegeben (mit einem Auge nach den Bolschewiki in Rußland schießend), voran die Pariser Metallarbeiter der Munitionsfabriken beeinflussten das Heer, die Meuterei brach aus, griff über auf 16 Corps, bis ihr der, arg rechts orientierte, Marschall Pétain ein blutiges Ende bereitete.

Via das Polnische Croix Rouge hat Ljuba dann herausgeforscht, wessen Schicksal dem französischen Cohen geworden, und sie wendet sich aus diesem Grunde (er ist noch in österreichischer Gefangenschaft) von Rot-Kreuz zu Rot-Kreuz an die Witwe des Mosessohns Nahum, Vetter ihrer verstorbenen Schwiegermutter Rahel. Rosalie erfährt über diesen Umweg endlich, wen sie da im Feldlazarett von Ypern gesundgepflegt, wessen Hand sie gehalten, nachdem er dem Chirurgen unter's Skalpell gekommen. Sofort setzt sie sich auf die Bahn nach Salzburg, umarmt (zu dessen Verwunderung) den Nefen – und ein Monat später ist der wieder in Paris, auch wenn die Tante ihren Edi nicht im Austauschweg herausbekommen konnte.

Am 21. November 1916 ist Franz Joseph I. gestorben. Dem Greis folgte sein Großneffe Karl nach auf dem österreichisch-ungarischen Thron. Der hat zwar nicht die gefährlich-rechthaberische Starre aufzuweisen seines Vorgängers, läßt aber seine Soldaten doch noch zwei bittere Jahre bluten.

Und fast auf den Tag drei Monate drauf brach in Petersburg die Revolution wieder auf. Damit sah es bei Jossip und Gavrina – vorn mit dabei wieder – so aus, als wende das große Sterben in Europa sich seinem Ende zu.

Des Biselechis wie andere Truppenteile stießen zu den Aufständischen, das »Provisorische Executiv Comité des Arbeiter- und Deputiertenrats« wurde gegründet, Nikolaus mußte abdanken, ein Doppelregnum setzte ein: der Fürst Lwow, der von Lemberg steht der neuen »weißen« (auch provisorischen) Regierung vor, die Volksvertretung nennt sich »Sowjet«²⁴. Diese Volksregierung – voran der Sowjet von Petrograd – übernahm vorerst die (bedingte) Kontrolle über die Armee, erließ am 1. März den »Befehl Nr. 1«: Einstellung aller Kriegshandlungen.

Am 3. April kehrte Lenin aus dem Schweizer Exil nach Rußland zurück. In einem versiegelten Waggon – mitten durch deutsches Gebiet, und vom Berliner Auswärtigen Amt (mit Zustimmung der Obersten Heeresleitung, der Herren Hindenburg und Ludendorff) in Marsch gesetzt. Daß mit dieser Aktion bezweckt werden sollte den Zarengegner zu unterminieren, liegt auf der Hand. Daß der Coup sich eines (nahen) Tags auch gegen die Kaste der deutschen Kriegsstifter selbst könnte richten – daran zu denken verbietet die hehre Hoffahrt, der Dünkel der Militärs, der noch-Herrschenden.

Der Sowjetputsch dauerte an bis zum 17. Juli, dann scheiterte er blutvoll an der Reaktion russischer Spielart unter dem Lwow. Lenin floh nach Finnland, Alexander Fedorowitsch Kerenski wurde Oberbefehlshaber, der Griechen, seine Gavra und die anderen Genossen gingen in den Untergrund.

Über Druck der Opposition im Lande verkündet Wilhelm II. am 7. April eine »Osterbotschaft«: die Reform des (üblen) preußischen Dreiklassenwahlrechts wie andere »*Erleichterungen*«.

Parallel gründet sich die USPD – die »Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands«, sich von der Mutterorganisation, der SPD abspaltend, der sie (zu Recht) vorwirft, diesen Krieg mitgestartet zu haben, ihn mitzutragen.

Die USPD verweigert Wilhelm weitere Kriegskredite, beginnt gegen die Fortführung des Schlachtens zu streiten. Daraufhin brechen auch im Deutschen Reich Munitionsarbeiterstreiks aus. Die ›Unabhängigen‹-Männer und -Frauen rekrutieren sich aus den Reihen und Sympathisanten der Linksopposition, die bereits im Dezember 15 (zum ersten Male 20 Abgeordnete) die Finanzierung des tatarischen Tötens abgelehnt. Wie zu »*Zeiten des Erwachens*«, der ersten neunzehnten-Jahrhundertshälfte ist's Süddeutschland, wo die Demokratie sich durchsetzt: ein Jahr nach jenem Parlamentsakt wird in Bayern (mitten im Kriege!) das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht eingeführt – in Baden hundert Jahre nach Verkündigung der ersten deutschen Verfassung und der ersten Volkswahlen zu einer (grundsätzlich demokratischen) Volksvertretung.

Und doch soll just Bajuwaren – voran dessen Haupt- und Magenstadt München, wo die Kunst, die Liberalität, der Frohsinn tonangebend – zum Tummelplatz werden der Antidemokraten, der rechtsradikalen Antisemiten, deren einer (jener Chamberlainschüler) eben als Österreicher in bayrischer Montur kämpft. Das heißt: er drückt sich eher vom Kampfe – ist Meldegänger, ein grauer Gefreiter, nicht mehr und nicht weniger »*deutsch*« als hunderttausende seiner Kameraden, nicht mehr und nicht weniger judenfeindlich eingestellt als jene.

Diese »*völkisch vorgegebene*« Nuance weltanschaulichen Antidenkens soll der junge Herr Adolf erst lernen – bislang kann er sich kaum beklagen über die Juden: hat doch der mosaische Hausarzt der Familie, der Dr. Bloch zu Braunau die Mutter gegen ein bescheidenes Honorar gut behandelt (»*ergebenst dankbare Grüße*« dem aus Wien gesandt), stand ihm Rechtsanwalt Dr. Feingold juristisch zur Seite, hat ihm der Rahmentischler Morgenstern nicht nur einmal seine abgemalten Ansichtspostkarten abgekauft. Hat ihm auch sonst kein Semit Schaden zugefügt. Und Herr Hitler wird dann (1918) das Eiserne Kreuz nur verliehen bekommen aufgrund Vorschlag wie Einsatzes seines Regimentsadjutanten Hugo Gutmann.

Zur selben Zeit wird der Jude Manek Kohn, der als Manfred Kern keiner sein will, in den Majorsstand erhoben.

In Berlin fordert der Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger einen »Verständigungsfrieden ohne Sieger und Besiegte« – so kommt es in der germanischen Sippenheimat zur »Friedensresolution der Mehrheitsparteien«: SPD, Zentrum, Fortschrittliche Volkspartei. De facto Effekt der, im Sommer 16 über die politische Bühne gegangenen, Übernahme der deutschen Kriegsführung durch die Reaktionärsten der Reaktion: Hindenburg & Ludendorff.

Tannenbergsieger Hindenburg, der die 50000 Toten dieser »Abwehrschlacht« auf dem Gewissen hat.

Den Ausschlag aber gibt, daß die beiden Herren auch die Leitung des zivilen Sektors deutscher Belange an sich gerissen.

Doppeldespotie.

Am 2. Mai des Jahres schreibt (prophetisch) Rosa Luxemburg, die unerschrockene Jüdin, Kämpferin für die Freiheit der Menschen, für den Sozialismus, an Sonja Liebknecht:

Ich habe manchmal das Gefühl, ich bin kein richtiger Mensch sondern auch irgendein Vogel oder ein anderes Tier in Menschengestalt. Sie wissen, ich werde trotzdem auf dem Posten sterben: in einer Straßenschlacht . . .

Dies die Kehrseite der deutschen Medaille: kein Streben nach Beförderung, kein Wahn, die Heimat anzuführen, die Menschen in ihr als besser, auserkoren zu betrachten, sondern für jene Menschen, die Idee (wenn es sein soll) zu verbluten.

In Rom ermannt der Heilige Vater sich (nachdem er »neutral« sein mußte, 3 Jahre dem Christenvernichten zugesehen) und läßt seinen Sprecher – einen gewissen Eugenio Pacelli – eine »Messaggio di Pace«²⁵ den Streitparteien übermitteln (man sieht: die Zeit für Botschaften ist gekommen, wenigstens dies hat das Gefallenenheer bewirkt); und jener Unterhirte kann noch nicht ahnen, daß er 25 Jahre später selber auf dem Thron seines Auftraggebers soll sitzen und sich da nochnichteinmal zu solch Aktion wird durchringen können.

Seit Herbst 1915 haben die Angriffsmächte Deutschland und Österreich ganz Kongreß-Polen wie den größten Teil Litauens in der Hand, verwalten damit rund 2 Millionen israelitischer Menschen daselbst. Da wird die ostjüdische Frage nun auf breiter Ebene erörtert. Jüdischerseits, d. h. ostjüdischerseits mit der keimenden Hoffnung auf ein Nationalitätenrecht (bedeutend daß bei einer zukünftigen politischen Neuordnung Ost- bis Mitteleuropa der mosaischen Minorität ein Sonderstatus gewährt würde) – in der deutschen (und österreichischen) Öffentlichkeit mit Sorge vor neuer (noch massiverer) Immigration, sodaß sogar eine Sperrgrenze zur Erwägung gebracht. Gleichzeitig jedoch werden tausende jüdische Arbeiter aus russisch-polnischen Elendsgebieten in deutschen Betrieben (vor allem in Rüstungsfabriken) beschäftigt – betreut von einem Hilfsverein.

Ebenso monströs das Paradoxon, daß die meisten deutschjüdischen Frontkämpfer (und Etappenkrieger wie Major Kern) in Polen und auf dem Balkan zum ersten Male in Berührung kamen mit jüdischen Menschen aus dem Osten (von denen sie stammen), mit der Schtejtl- und Ghettomentalität, die ihnen bisher unbekannt, ungeheuer gewesen; und weiter ist.

Aber es gibt auf deutscher Seite auch israelitische Geister, die jene Gesamtfrage erkennen und diskutieren. In einem Brief an jenen Buber, dem Herausgeber der Zeitschrift DER JUDE, schreibt Franz Rosenzweig (bereits in seiner Zeichnung Herzls seine kritische Haltung offenbart: »... ein größerer Mensch und jüdischerer Jude all in seiner Ahnungslosigkeit«):

Willst du meine Stellungnahme genau wissen? Die Judenheit spaltet sich seit der Emanzipation in zwei Ströme: die Assimilierten und die Zionisten. Das sind beides Wege, insofern untadelig. Aber beide sind in der Gefahr, aus Wegen durch den Weltraum zu Straßen nach dem Haus Nr. Soundsoviel zu werden. Das heißt, beide stehen in der Gefahr, ein erreichbares Ziel zu erreichen: die Assimilierten, wenn sie statt Börsianer, Privatdozenten, Journalisten, Bohemiens und Wucherer – kurzum statt extremer, stets den Haß der Völker neu anfachender ›jüdischer Köpfe‹ – mittlere Beamten, Handwerker und gar (Gott behüte und bewahre!) deutsche Bauern würden – die Zionisten, wenn sie ihr Serbien oder Bulgarien oder Montenegro in Palästina wirklich zustande kriegen.

Ein Prophet der junge Rosenzweig²⁶. Wahrlich.

Sommers Siebzehn sind die Türken aus Palästina vertrieben.

Die Masse der Araber hat (auf Betreiben Groß-Britanniens, das dann das Mandat über das alttestamentarische Territorium antritt) durch Aufstände zum Zusammenbruch des Osmanischen Reiches beigetragen, als Gegenleistung wurde ihnen die Errichtung von Nationalstaaten europäischen Zuschnitts (Palästina einbezogen) zugesagt, welches Versprechen jetzt – bei den Geheimabkommen mit Frankreich und Rußland (dem zaristischen, versteht sich) – schlicht ignoriert. Am 2. November aber wird vom Außenminister des Commonwealth, Lord Balfour eine Declaration erlassen (adressiert an seinen edlen Kollegen Rothschild), welche die jüdischen Einwanderer in jenes Palästina wieder hoffen läßt. Ist der Judenstaat, Theodor Herzls Vision doch nicht so fern wie es scheint?

Eli ben Uri ist 16 geworden, da hält es einen Jungen nicht mehr in der – beengt geseh'nen – Gemeinschaft von Älteren. Fritz und Trudes Sohn hat bereits zwei Jahre Erfahrung als *Schomér Kibbùz*, als mutiger Wächter seiner Siedlung hinter sich, versteht's mit einer Waffe umzugehen (auch im Lager der Zionisten proben Kinder den Krieg) – jetzt schließt der breitschult'rige Jungchavér sich der (militanten) Lechì-Gruppe an, als Bande bezeichnet, die eine radikale Streitmacht (eine mosaische) aufbaut für den, irgendwann ausbrechen müssenden Kampf gegen die Moslems, die mit Sicherheit ihr Land nicht freiwillig, schußlos den Juden abzutreten willens.

Aviva und Uri sind *Watikìm* geworden, alte Kibbuzniks, Nahalal ihre Heimat, gemeinsam schreiten sie ihren Siebzig zu. In Sorge um den einzigen Sohn, doch sie verstehen ihn auch: haben sie und die anderen Chaverìm und Chaveròt ihn zu einem kämpferischen, zukünftigen Israeli erzogen, der den Staat der Juden erstreiten soll. Mit Antonie, der letzten, jüngsten Schwägerin des seligen Pappa Grünzweig steht man brieflich in Kontakt – auch der Ljuba nach Warschau wird geschrieben. So sind Fritz und Trude gut orientiert über die Belange der Mischpachà und die politischen Ereignisse im alten Europa.

Im anderen Übersee, in New York hat man ebenfalls Nachricht – von Vic aus Frankreich, wo die Alliierten, wie sich die Entente nun nennt, nach der Cabinetsumbildung durch Georges Clémenceau, dem doch kaum Rechtsorientierten, per Bekämpfung der Rüstungs-sabotage der radikalen Linken die Voraussetzung schaffen für den Sieg über Wilhelm und Franz Josephs Nachfolger Karl.

Von den Kampfhandlungen berichten auch *US-Moviereporter*,²⁷ die (über höheren Befehl) die triste, die todvolle Straße ihrer *guys*²⁸ ganz einfach zensurieren. Allein den großen Griffith (den nicht Wenige zuhause einen Rassisten schimpfen wegen seiner – fast schon faschistoiden – Darstellung der Indianer im Film) haben sie mit seiner Kamera in einen Schützengraben der *frontline*²⁹ kriechen lassen; auch seine Schüsse aber treffen den Bioscopbesucher nicht. Es tun sich jedoch gewisse Spielfilmproducer in den Staaten hervor, die grauenhafte Schinken verbrechen, in denen der »*hun*«, der Hunne, der Deutsche als feige, Frauen- und Kinderfressende Bestie hingestellt. Da spielt sich als preußischer, als Monokelblitzender Sadistenoffizier ein gewisser v. Strohheim in den Vordergrund – wahrhaftig ein »*Kraut*«; ein österreichisch-semitischer allerdings. Auch unter jenen *pictures*-Machern³⁰ ein (dito mosaischer) Mr. Marc Dintefas, der es so schaurig treibt, daß sein Mr. President am Ende richtig Schwierigkeiten kriegen soll bei seiner Friedensmission hinsichtlich der, wirklich verleumderischen, Propaganda dieser Streifen.

In Washington D.C. ist Izzi, *Private*³¹ Stone tüchtig in seiner Transportschreibstube: hat seinem Chef im Zivilleben, Abe Cahn laufende Aufträge verschafft für Army-Führen. Nicht nur der *Blue Van* ist nun ausgebucht, »A.C.'s«. mußte einen zweiten *truck* anschaffen zur Bewältigung der Fahrten von den Materiallagern der Streitkräfte zu den Docks. Sogar einen kräftigen *volunteer*³² – den gutmütigen Ken hat die Armee ihrem Partner Cohen gestellt zur Begleitung der Transporte, zum Auf- und Abladen der Güter.

Die stolze Mrs. A. C. spielt jetzt (in Cooperation mit Machetene-ste Coltrone) wirklich Vater bei dem, zum Abküssen bezaubernd blonden Baby Relly und erfreut die Nachbarschaft mit einem Heldenepos, das die dichterisch Begabte emphatisch rezitiert, wenn die Rede geht von Schwiegersohn Vic, auf den sie jetzt nichts mehr kommen läßt.

Am Kanal zwischen den Britischen Inseln und dem Festland tut Cecil Potter weiter Dienst in seiner Marineabteilung – und auf der anderen Wasserseite, in Mayenne, wo Krieger Colder stationiert ist, trifft Post ein vom Internationalen Roten Kreuz aus Genf: Tante Rosalie (im Gegenzug für ihre Betreuung des französischen Cohen von Ljuba verständigt, daß der Amerikaner in Frankreich liege) berichtet von ihrem Edi, und daß der in Vernon gefangengehalten. Da läßt Vic sich einen Passierschein ausstellen und erhält im Lager die *licence*³³, den Kriegsgefangenen 17423, Eduard Kahn aus Wien zu sprechen. Ohne in einen (seitens der Westmächte mitunter hysterischen) Spionageverdacht zu geraten. Die verwandten Feinde verstehen sich bestens, Vittorio kann (wieder via Schweiz) *aunt*³⁴ Rosy nach Wien mitteilen, daß es ihrem Sohn gut ginge und er hoffe, das Kriegsende hinter seinem Stacheldraht gesund zu erleben.

Im Land des Biselechispaars tobt der Bürgerkrieg.

Im September wurde von den Bolschewiki das Politische Büro eingerichtet, dem Kriegskommissar Trotzki und sein, abermals aus Sibirien heimgekehrter, Gegenspieler Stalin angehört. Trotz Trotzki (in seinem Lager stehen weiterhin der Grieche und seine Gavra) Warnungen, führt der Dschugaschwili seinen Privatkrieg um Zari-zyn³⁵, die große Fehde hebt an zwischen den Rivalen, Beide aber werden als Helden gefeiert als die Oktoberrevolution ausbricht und Lenin aus Finnland zurückkommt.

Die Wellen des großen Aufstands wogen westwärts. In Warschau sitzt man zwischen zwei Feuern, nicht wissend welches heißer brennt: das deutsch-österreichische oder das russische. Jan Manasse ist in Schukowka einer der ersten, die nun dran denken, sich selber aus der Gefangenschaft der Weißen zu befreien – tatsächlich (als im Februar dann in Brest-Litowsk vom Bronstein, dem Vertreter der Roten Regierung die Friedensverhandlungen abgebrochen werden, weil die Deutschen ihren »Eisenbahnvormarsch« starten) gelingt ihm und einigen seiner Mitgefangenen der Ausbruch.

Jan kann den alten Vater noch in die Arme schließen, eh' der dahingeht. Wie Schwiegertochter Ljuba niederlegt, geschieht das genau zum Zeitpunkt, da dann doch die Unterschriften gesetzt unter das Waffenstillstandsdokument (Rußland muß auf Livland, Kurland, Litauen, Estland und auf Polen verzichten).

Am 8. Januar 1918 hat Wilson sein »14 Punkte-Programm« verkündet.

- Freiheit der Meere und der Weltwirtschaft
- Beschränkung allgemeiner Rüstung
- Regelung kolonialer Ansprüche
- Räumung Rußlands durch die Mittelmächte
- Wiederherstellung Belgiens
- Rückgabe des Elsaß und Lothringens an Frankreich
- Festsetzung der italienischen Grenzen nach natürlichem Prinzip
- freie Autonomienentwicklung für die Völker der Donau-Monarchie
- Räumung Rumäniens, Serbiens, Montenegros
- Unabhängigkeit der Türkei
- Öffnung der Meerengen
- Autonomie der nichttürkischen Völker des Osmanischen Reichs
- Errichtung eines unabhängigen Polnischen Staates mit freiem Zugang zum Meer³⁶
- Gründung der Ligue of Nations³⁷

Am 2. Februar wurde der sogenannte Brotfriede geschlossen zwischen den Mittelmächten und der Ukraine, mit dem Zweck, durch Anerkennung des Ukrainischen Staates wie der Autonomie in Ostgalizien die Getreidelieferungen aus der »Kornkammer« für Österreich-Ungarn und Deutschland zu garantieren. Weiter aber ziehen die kaiserlichen, kaiserköniglichen Rekrutierungskommissionen Soldaten ein – halbe Kinder jetzt schon, allein Arny Kern in Berlin entgeht diesem Schicksal: er wird (in seiner Heimatstadt Stettin zum Wehrkreiskommando beordert) dank des Einflusses seines Papa Major bis zum Abschluß seiner Fachschulzeit zurückgestellt.

Zur selben Frist, als Onkel Jan schon wieder zuhause und in Polen Alles meint, die Beendigung des Krieges werde – neben jenem Befehl Nr. 1 des Obersten Sowjet – nun auch im Westen platzgreifen, beginnt der letzte Wahnsinnsakt der Anzettler des tapferen Tötens: die Frühjahrsoffensive an der Frankreichfront, der die der

Alliierten unter Generalissimus Foch³⁸ ein Ende bereitet. Wie Sergeant Colder streiten die Mannen der Amerikaner, der Briten, Kanadier, Australier, Franzosen und Nordafrikaner nun wie die Löwen, Tausende, Zehntausende (hüben und drüben) fallen noch kurz vor Zwölf – im Sommer dann ist der Aggressor in die Knie gezwungen. Und am 14. August konferieren dessen oberste Heerführer im belgischen Spa – ein Weiterkämpfen wär' hoffnungslos, doch immer noch nicht wollen sie in einen Waffenstillstand einwilligen.

Zum Oktober wird Prinz Max von Baden zum Reichskanzler berufen, am 3ten des Monats ergeht die Aufforderung der Alliierten an sein Reich und Österreich-Ungarn, die Verhandlungen über das Ruhen aller Waffen aufgrund der Wilsonschen Punkte aufzunehmen, am 27sten bricht bei der deutschen Flotte die Meuterei aus, die Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten beginnt.

Oberst Kern (zum würdigen Abschluß von Manfreds soldatischem Einsatz wurde der Major rasch noch befördert und übersprang den Oberstleutnant³⁹) wird mit seinen Materialmagazinkollegen von einem sowjetischen Verband überrollt und (ohne Gefangenhaltung) nach Hause geschickt. Schachzug von Politkommissaren der Roten Armee, den Deutschen ihre Großzügigkeit zu demonstrieren wie die Situation in der Heimat frisch vor Augen zu führen. In Stettin werden dem Oberst von meuternden Matrosen die Epauletten heruntergerissen.

Am 7. November erreicht die Revolution München, am 9. Berlin.

Gleichen Tags wird der Thronverzicht Wilhelms II. bekanntgegeben, der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann ruft die Deutsche Republik aus, eine provisorische Regierung unter dem Vorsitz Friedrich Eberts parallel gebildet.

Am 10. November gewährt das Holländische Königshaus jenem Willem, dem Vetter des (deutschen) Prinzgemahls Asyl – einem der Hauptschuldigen am Tode Ungezählter.

Ein Tag drauf wird der Waffenstillstandskontrakt mit den Alliierten von Mathias Erzberger gegengezeichnet.



New York, Dezember 1918

Kriegsteilnehmer Colder kehrt heim. Am Pier wird dem einlaufenden Truppentransporter aus Europa ein Empfang bereitet wie er den Boys gebührt, die ihren Kopf hingehalten haben im Streit wider das deutsche, das österreichische Verbrechen, das (für's erste) im Weltkrieg seinen Gipfelpunkt erreicht.

»Mamma, Pappa – da kommt er!!«

Goldy drückt der Granny die kleine Relly in den Arm, stürzt sich in's Gewimmel vor dem Schiff.

»Vic!!«

»Amore!!«

Rundum ihre Männer, ihre Söhne küssende Frauen, Mütter. Vic und Goldy bahnen sich ihren Weg zu den Eltern.

»May I introduce: Aurelia Colder!«⁴⁰

Goldy leuchtet, als ihre Mamma das Kind seinem Vater hinhält. Darf ein Soldat Tränen vergießen, wenn er – dem tausendfachen Tod im Felde entronnen – zum ersten Mal seine Tochter küßt?!

Vic's Eltern sind zuhause geblieben, das Fest vorzubereiten.

»Vittorio! Bambino!«

Mamma Giuseppa schluchzt vor Freude, Pappa Umberto füttert vor Verlegenheit das Enkerl mit Pizzeckchen. Und dann fahren sie Alle hinüber zur großen *Ticker-tape Parade*⁴¹, die New York seinen heimgekehrten Helden zu Ehren veranstaltet. Millionen Papierschnitzel schweben von den »Himmelsburgen« herab auf den Siegeszug, die Fifth Avenue ist ein Meer von Menschen, jubelnden Menschen unter dem Schneefall aus den Fenstern.

Die Krönung jedoch des Tags für die Cohen-Coltrone-Family ist das große Siegesessen bei »Umberto's«: Jeder aus dem Quarter, der dem Heimgekehrten die Hand drücken, ihm auf die Schulter klopfen will, findet ein *open house* vor, der Chianti (vom alten Anselmi angeliefert – dessen *bambina*, die Clara hat sich längst mit dem Sohn

von Signor Pietro, dem Drugstoremanager getröstet) fließt in Strömen, und auch Ira Stone, unser lustiger Izzi, den sie anlässlich der Victoryfeier⁴² aus seiner Schreibstube in Washington nachhause entlassen haben, lobt Rivalen Vittorio um dessen Fronttaten, die der immer wieder bis ins kleinste Detail reportieren muß.

Und der Fröhliche scheint sich auch damit abgefunden zu haben, daß seine Golde nun einem Andern gehört – im Herzen aber trägt Israel Epstein weiter die Jugendliebe, und er wird sie (entgegen allem was familiär sich noch ereignen mag) aus diesem nicht verdrängen lassen.

Auf Comrie Castle in Schottland wird das Rekonvaleszentenheim für alliierte Offiziere aufgelöst – Cecil Potter kann seine Marineabwehr in Hornsea verlassen und heimkehren an die Ochil Hügel.

In Warschau, wo Vater Manasse eingeschlafen – in Seligkeit, den Sohn wiedergesehn zu haben, hat die Cohenfrau sich in ihrer Stellung als Chronistin auf die Korrespondenz geworfen mit den vielen Mitgliedern der Familie – ein Briefwechsel, den schon Schwiegermama eifrig gefördert. Ljuba findet Muße, sich mit diesen Dingen zu befassen, ihr Jan ist wieder halbtags an diversen Oberschulen als Sportlehrer tätig, man ist finanziell nun unabhängig – Dr. Leibowitz hat sich in die Advocaturskanzlei eingekauft, aus der verbliebenen Beteiligung kassiert man eine schöne Rente; und da vertieft die Karolícíchter sich immer mehr in die (weiter gewundene) Geschichte des Gottesvolks, zu welchem die Christin sich fast schon zählt. Ohne gar dem Philosemitismus anhängen zu wollen, den Franz Mehring⁴² (der Marxens Werk »Zur Judenfrage« wieder aufgelegt hat) als eben so übel sieht wie den Antisemitismus.

Die Erkenntnisse aber, die Lehren des großen Karl sind für Frau Manasse akkurat so wichtig wie nun die Thesen, die (auf seinen basierend) ihren Weg finden in die Köpfe der, trotz aller demokratischen Aktionen des 19. Jahrhunderts und des, von den antidemokratischen Mächten doch verlor'nen Krieges, immer noch unterdrückten Menschheit.

Was nicht bedeuten soll, daß die Ljuba gar Kommunistin wäre.

Denker und Forscher Cecil Potter, dem Briten ist es vorbehalten, der Sippe die letzte Lehre zuteil werden zu lassen, was die vierjährige Idiotie, deren Schrecken, deren Toten, deren politischen (nationalistischen) Irrwege anbetrifft wie die Konsequenzen, welche die Menschheit aus der Menschenschlächtereier nicht gezogen.

... fürchte ich, daß die verschiedenen großen und kleinen weltanschaulichen Gruppierungen – von rechts außen bis zu den, sich demokratisch gebenden Parteien die wahren Ursachen, die zu der, bisher blutigsten Fehde der Menschengeschichte geführt, nicht erkennen wollen, die Schuld (im Kreise quasi) dem Nächsten zuschieben.

Und wenn die Schreiberin sich die Haltung betrachtet von Vetter Manfred (sie soll über die Details dann via dessen Sohn Arnold erfahren), muß sie die Lage anhand seines Gebarens – des Gebären eines (leider typischen) Vertreters der, nichts verstanden habenden, Neureaktion – noch schwärzer einschätzen als der Potter es tut.

Bereits Anfang November doch von den Russen freigelassen, ordnet der Oberst sich in Stettin in den Trend der Zeit, der deutschen Zeit in einer Weise ein, die die Polin als exemplarisch sieht für die vielzitierte Unbelehrbarkeit der Neugermanen. Als wär' nichts geschehen nimmt Kern das Kommando wieder auf über seine Lederfirma (das Unternehmen im Kriege nicht wenig erblüht durch Heereslieferungen), hängt wie kein Zweiter der Dolchstoßlegende an – und was das schaurigste ist für Ljuba, die Christin: ein Jude verhält sich so.

Denn weder Taufe, weder Soldatenspiel noch raffinierte Namensablegung wäscht dem das semitische Blut rein.



Fußnoten

Hebräische und jiddische Wörter und Begriffe sind in diesem Werk mit Akzentzeichen über Vocalen etc. notiert.

Da beide Sprachen im Original mit dem Alef-Bet, dem hebräischen Alphabet geschrieben, ist nur eine phonetische Wiedergabe in lat. Lettern möglich, um falsche »h« an Wortenden wie auch unrichtige Betonungen zu vermeiden.

- ⁷ 1) Höre (oh) Israel 2) ha mischpachà = die Familie, hebr. (jidd.: Mischpóche, nicht abwertend)
- ⁸ 3) nach Eroberung Spaniens durch die Mauren (auch ›Mohren‹, jedoch keine Neger sondern Araber) begann das ›Goldene Zeitalter‹ der sefardischen Judenheit 4) Köln (niederdeutsch geschrieben: keulen 5) s=schin, hebr. Buchstabe (das deutsche ›sch‹); die Aschkenasen waren ein nicht so frommer bibl. Stamm
- ⁹ 6) Widerrede, lat. 7) Gegrüßt seist du, Herr (lat.) 8) Cohen ist der bibl. Stammesname, ben Ariel = Sohn des Ariel (von ›Benjamin‹, jüngster Sohn – der älteste hieß: bar; span. Juden nannten die Söhne auch ›ibn‹, arabisch)
- ¹¹ 9) Jahre, hebr. (Einzahl: schanà) 10) unrein, Gegensatz zu kosher, oder hebr.: kaschèr = rituell rein 11) nichtgläubig, hebr. (arab. gíaur) – keinesfalls abwertend oder gar Schimpfwort 12) Schwein, hebr. (jidd.: Chàser) »z« = weiches »s«
- ¹² 13) sei ruhig, hebr.
- ¹⁷ 14) der hebr. Name, lat.: Elias
- ¹⁸ 15) was ist das, hebr. (›z‹ = weiches ›s‹) 16) Gesicht, hebr. (jidd.: Pónem)
- ²⁰ 17) wieviel, hebr. – dos = zwei, span. 18) Ungläubigenjunge, weibl. Form: Schickse (wiederum keine Schimpfwörter)
- ²¹ 19) schächten (od. schochten) = ein Tier mit einem Stich töten und es ausbluten lassen, bis es (blut)rein, kosher 20) nach bibl. Gesetzen dürfen Juden am Sabbat nicht arbeiten, also auch nicht mühsam Feuer anmachen
- ²² 21) zum Wohl (wörtl.: zum Geschmack)
- ²⁵ 22) Gemeinde, hebr. 23) rituelles Bad 24) gute Tage – Festtage, hebr. (Einzahl: jòm tòv) 25) ritueller Beschneider, hebr.; Beschneidung, hebr. 26) das Jahr Null gibt es im christlichen Kalender nicht, der 1. Januar 1 war somit nach nach Christi Geburt; der 24. Dezember hingegen vor Chr. (in der jüdischen Zeitabrechnung ist dieses Jahr mit 3760/61 notiert) 27) Einsegnung, hebr. (wörtl.: des Sohnes Wohltat); bat = Mädchen, ähnliches Ritual 28) Hochzeit, hebr. (jidd.: Chassene)
- ²⁶ 29) erez oder arez = Erde, das Land (das deutsche ›Erz . . .‹ kommt von diesem Wort, z. B. Erzbischof = Landesbischof, Erzfeind = Landesfeind) 30) Joschua 31) Schaúl 32) Jerusalem, hebr. 33) der Name lautet im Hebräischen ›Schelmò‹ (heutiges Hebräisch, dem Ivrit: Schlomo); aus ›Schelmò‹ entstand das deutsche ›Schelm‹

- ²⁸ 34) wie geht es Euch, Vater Asvar (hebr.) 35) Besteuerung (heute noch im Holländischen ›besteure‹ = bestür ausgesprochen)
- ²⁹ 36) span. Provinz (›j‹ = ›ch‹) 37) Huelva, westl. von Sevilla
- ³⁰ 38) der fünfte Tag, hebr., in der christlichen Woche: Donnerstag (chamèsch = fünf) 39) rischòn = der erste 40) rabbinische Schule 41) nicht: Mathematik, falsch deutsch 42) die Siebener-Perioden im Leben sind klar: mit 7 Ende der Kindheit, mit 14 beginnt die Lehrzeit nach der Einsegnung oder Kommunion, mit 21 großjährig usw. . . , mit 70 Tod – 10 mal 7 Jahre (daher auch die 700 Jahre Methusalems, was natürlich nicht wörtlich zu nehmen) 43) Großmütterchen, hebr.
- ³¹ 44) Herr, hebr. – Gott (Adonai = mein Gott)
- ³⁴ 45) randloses Käppchen, hebr. (aus dem Wort entstand das deutsche ›Kappe‹) 46) schon im Mittelalter wurden von Juden die Reinheitsgebote auf Reisen und Ausnahmesituationen wie Einladungen nicht so streng genommen
- ³⁶ 47) Adàm ist im Hebräischen nichts anderes als das Wort für ›Mensch‹ wörtl.: der des Blutes, dam = Blut; ergo der von Gott Geschaffene – kaum würde deshalb ein wissender Jude seinen Sohn ‚Adam‘ nennen, da dies einer Blasphemie gleichkommt
- ³⁷ 48) Mutter, hebr. 49) am Sabbattag, beginnend also am Freitag Abend, wenn der erste Stern erscheint; davor: erev Schabbàt; Feierlichkeiten finden meist am Samstag Nachmittag statt, wonach dann (Sabbatende) wieder gearbeitet werden kann, gekocht etc.
- ³⁸ 50) Braut, hebr. (jidd.: Kalle), Bräutigam (jidd.: Chúsn) 51) das mündl. überlieferte Gesetz (wörtl.: Wiederholung, Auslegung eben) 52) Fest nach der Beschneidung (jidd. Súde)
- ⁴² 53) in Hebr.: der Gesegnete (brachà = Segen, jidd.: Bróche)
- ⁴³ 54) Sorgen, hebr. (jidd.: Zóres) 55) Bursche, hebr. (jidd.: Bócher); Medizin war damals die einzige Wissenschaft, die ein Jude im Deutschen studieren durfte
- ⁴⁵ 56) Versöhnungstag, hebr. (auch: Jom ha kippurim) 57) Widderhorn (im Angedenken an Abrahams Opfer geblasen)
- ⁴⁶ 58) aus den hebr.-aramäischen Alef-Bet ist dann das griechische Alphabet entstanden – auch die Buchstaben wurden fast alle übernommen: alef = alpha, bet = beta, gimmel = gamma usw. (es ist kaum bekannt, daß die jüdische Schrift älter ist als die griechische) 59) in Latein, lat. 60) Mit den Juden und den übrigen Bürgern von Worms, lat.
- ⁴⁷ 61) Totenwache (jidd.: Schiwwe)

- ⁴⁸ 62) Jüdisches Neujahr, Fest das zu Herbstbeginn gefeiert 63) etwa: ›So möge es sein‹, hebr. (im Jiddischen ›Halewaj‹, vielfach im Süddeutschen ›Allewei‹ in Dialekten)
64) die Flucht aus den großen Rheinischen Städten begann Frühling 1096
- ⁴⁹ 65) Tod den Juden, Mörder des Gottessohns, lat. 66) Psalm 83,5
- ⁵² 67) Dank, mein Gott (hebr.) 68) alter Name Berlins, heute Stadtbezirk 69) in diesem Zeichen, lat. (Kreuzesmotto: IHS)

II.

- ⁵³ 1) Gemetzel unter den Juden von Köln am 23. und 24. August 1349 2) Neiher = offensichtlich ›Neuer‹, Nase wohl wegen seiner markanten Nase (siehe ›Zwerg Nase‹, ursprünglich aus einer jüdischen Spottfigur entstanden)
- ⁵⁴ 3) Übersetzung: Erich Fromm 4) zu deutsch: der Levi aus Juda – Dichter und Religionsphilosoph aus Spanien, starb im Jahr seines Eintreffens in Palästina
- ⁵⁶ 5) Süßkind von Trimberg (auch Trimburg – nach Forschungen des Autors doch wahrscheinlich Zrimberg 6) süßes Kind, im ›jodenteutsch‹: Süßkind eben (od.: Sueßkint) 7) Ruloff (Kufurde = Kuhfurt – heute südl. Emmen im Holländischen) 8) offenbar ein Schäffler, Faßhändler
- ⁵⁷ 9) Domini Canes = Hunde (Spürhunde) des HERRN 10) marannos, (span.) = Schweine 11) katholischer Humanist und Rechtsgelehrter, Kenner auch der Kabbalà (1455–1522) 12) die Herausgabe dieser wissenschaftlichen Schriften wurde dann auf Betreiben des Kölner Inquisitors Jakob v. Hochstrathen verboten.
- ⁶¹ 13) Sklaven von Natur, span.
- ⁶² 14) Wernher aus Oberwesel gebürt. wurde im Knabenalter (1287) Opfer eines Gewaltverbrechens, dessen sofort die Juden von Bacharach (da geschah die Tat) beschuldigt wurden und bis auf Wenige erschlagen und ertränkt (siehe: Heine's »Der Rabbi von Bacharach«); einer von vielen vorgeblichen »Ritualmorden« in den Jahrhunderten 15) siebentes Mädchen, hebr. (siebenter Sohn = Barschewa, Stadt in der Israelischen Wüste, dem Negev; auch Berscheba) 16) hebräischer Mädchename – hieraus entstand das deutsche Susanna(e)
- ⁶³ 17) niederdeutsch für ›Jörg‹ (Georg)
- ⁶⁴ 18) Glück und Segen, hebr. (jidd.: Masl ünd Bróche) 19) das sogenannte ›jodenteutsch‹ ist nicht zu verwechseln mit Jiddisch (auch in Lexika meist falsch) – ähnlich der Mischsprache, die die Sefarden in Spanien sprachen: Ladíma (auch Ladina) genannt
- ⁶⁵ 20) trunken, hebr. (jidd.: schicker)
- ⁶⁶ 21) bis zur Brit Milá ist das männliche, jüdische Neugeborene praktisch noch kein Mensch – stirbt das Kind, ist's so als hätt' es nie gelebt; Brauch aus der Nomadenzeit, wo man weiterziehen mußte und neues Kind zu zeugen hatte 22) Großvater, hebr.
- ⁶⁷ 23) wie aktenkundig, lat.

- ⁶⁹ 24) nach Quellen, die der Autor in der ›Rosenthaliana‹, der jüdischen Bibliothek Amsterdams ausschöpfte, war die Familie de Witte recte Weiss eine jüdische, dann getauft – so erklärte sich auch der Beruf des Baron: Finanzmakler, für Christen verboten (wit = weiß in hdl.)
- ⁷⁰ 25) Grossvater (im Umgangsdeutsch der niederen Lande sagt man ›Knaan‹ für Vater; siehe Grimmshausen)
- ⁷³ 26) Übertrittler, lat. (Konvertit)
- ⁷⁸ 27) noch bis ins 20. Jh. wurden Thorarollen per Hand geschrieben – jede so eine Kostbarkeit 28) jiddisch für jeschiwà 29) Glückel von Hameln (1646–1724), geb. in Hamburg – schrieb in jiddischer Sprache für ihre Kinder (13, 5 starben) und Kindeskin-der: von Hochzeiten, Geburten, Todesfällen wie andere Begebenheiten des täglichen Lebens
- ⁸⁰ 30) jiddisch für Kehilla
- ⁸¹ 31) Zwischenpächter – also nicht Eigner (wörtl.: Besitzer)
- ⁸² 32) Ausweisung der Wiener Judenschaft, 1670
- ⁸⁴ 33) alter deutscher Ausdruck für spanische Juden – entspricht in etwa ›Sefarden‹ 34) niewe = neue, holl. 35) zaken doen (dún) = Handel treiben (wörtl.: Sachen tun) 36) Handelssegler, Abart der Gallione
- ⁸⁵ 37) Eissel, holl. Fluß 38) Oostenreik = Österreich, das Reich im Osten 39) heute vorgebliche Hochsprache der Holländer, de facto westlich-niederdeutscher Dialekt des 16./17. Jh., angereichert mit vergewaltigen englischen, französischen und lateinischen Wörtern (entgegen dem Jiddisch sich nicht zur eigenständigen Sprache entwickelt, daher auch Fehlen echter Literatur in Nederlands) 40) Dalen ist eine Stadt in der Provinz Drenthe 41) bei der alten Brücke (bei die aude Brüch) 42) Guten Tag, mein Herr (chud dach minheer) 43) Wie war die Reise (hú was de reis); Händler (Sachenmann, w.o.) 44) acht Tage zu früh (acht dächen te eh) heute: dagen 45) Zuckerbäckersteg (Seukerbacker-stech)
- ⁸⁶ 46) Ausland (beutenland = Land da Beute gemacht, auch heute noch in Nederlands) 47) Harmensz bester Freund (friend) 48) Maler(s)/childer, ›s‹ und das kehlige ›ch‹; das deutsche Wort Schilderer, heute noch in Schildermaler – eine sog. Volksetymologie) 49) Rhein, vom Rhein – das ›van‹ ist nie ein Adelstitel im Holländischen, wo es ja seit 1648, der Republikgründung angeblich keinen Adel mehr gibt außer dem Oranje-Haus 50) Eulenbüch (burg)
- ⁸⁷ 51) Viertelgulden (Florentiner Taler seit österr. Herrschaft; heute noch Quartje = 25 Cents) 52) Spinoza verband folgerichtig die jüdische Lehre mit der christlichen, daneben bezweifelt er die Echtheit (Göttlichkeit) des Alten und noch mehr des Neuen Testaments, womit er sich beider Konfessionen Grimm zuzog und vom Amsterdamer Hohen Rabbinat aus der Stadt verbannt wurde

- ⁸⁸ 53) Wie ist es (hú is et) 54) Verve und Feuer (füür) 55) Klienten, Kunden 56) Künstler
- ⁸⁹ 57) die Stadt, holl. ›Suust‹ ausgesprochen
- ⁹⁰ 58) jüdischer Monat im Sommer 1664 59) symbolische kleine Thorarolle 60) Jener Bursche, der am Kutschbock gefahren ist, hat nicht ein Gesicht gehabt wie Euer Jacov
- ⁹¹ 61) Bock, dummer Bock (jidd.) 62) Höre, mein Gott (jidd.) 63) Reichstaler (Reiksdaler), holl. 64) Kammer
- ⁹² 65) gemeint ist natürlich die »Nachtwache« 66) Was ist zu (ver)kaufen 67) jüdisch müßte man sein (múßt) 68) Tuch, Leinwand (dük)
- ⁹³ 69) Gut Glück, jidd. 70) ... so sollt Ihr verstehn und du, geliebte Mamma, wirst den Segen drüber machen wenn ich verweilen werde im Land am großen See (Meer), ein Mensch zu werden, der den Künsten lebt.
- ⁹⁴ 71) Zimmer, hier: Schulzimmer – die Jeschiwwe ist die höhere rabbinische Schule 72) Schläfenlocken 73) deutsch geschrieben: Thora, Talmud 74) Scheitel (Perücke)
- ⁹⁵ 75) anlässlich der Entdeckung Amerikas, wurden die Juden aus Spanien ausgewiesen. Viele gingen nach Holland – nach 1648, der Republikgründung, flohen dazu tausende Aschkenasen aus Rußland nach dem Westen zurück bis Amsterdam Antwerpen usw., anlässlich jener Ukrainischen Pogrome 76) Espinosa des los Monteros ist ein nordspanischer Ort am Kantabrischen Gebirge 77) Malereien und Drucke (siehe das engl. prints)
- ⁹⁶ 78) so ähnlich erging es auch der »Nachtwache« – die abgeschnittenen Seitenstreifen wären heute ein Vermögen wert 79) h = ch. 11 = 1j 80) Tirso de Molina schrieb auch das, in Deutschland durch Gründgens berühmt gewordene, Lustspiel »Don Gil von den grünen Hosen« (Chil) 81) Hillel oder Hille ist ein jüdischer Name, Bobbe=Großmütterchen (Babba, poln.) 82) Experte, Kundiger (dessen kundig), holl.
- ⁹⁷ 83) Begebenheit (chebürtnis, in den Worten ›Geburt‹ und ›gebürrlich‹ erhalten) 84) diese Geschichte erzählt auch Marx im „Kapital“ 85) deutschen (deutsen oder deutschen) 86) billig (chudkoop, also gut käuflich)
- ⁹⁹ 87) männlicher und weiblicher Part des anderen Hochzeitlers, hebr.
- ¹⁰⁰ 88) der nieuwen deyck (heute: dyck = neuer Deich) ist jetzt eine Einkaufsstraße, 's Hertogenbosch (s/chertochenbos) = des Herzog Busch (Wald)
- ¹⁰¹ 89) Bentschen
- ¹⁰² 90) nicht zu verwechseln mit dem größeren Portrait eines Rabbiners aus Rembrandtschen Pinsel

- 103 91 die Erfurt(h), nach welcher dann die Stadt benannt 92) der »urdeutsche« Her(r)-man(n) kommt von ›Haman‹; das ›Harmensz‹ bedeutet ›Hermansohn‹ – ›z‹ = zoon (Rembrandts Vater hieß Harmen) 93) alte Schreibweise von Raadhuis (Rådheus; heute in ›Häuschen‹ erhalten)
- 104 94) daher der weitverbreitete Familienname ›Wiener‹
- 104 95) 1699 n. Chr.
- 106 96) Schuhe (s/chunen) 97) Frau (frau)
- 109 98) Rabbiner, holl. (Rabbein) 99) Sohn von Constantin Heugens (Höchens), Astronom – entdeckte 1655 den Saturnmond ›Titan‹
- 110 100) Enkelsohn (kleinsohn) 101) Herbstmonat von 1721 102) Passahfest, jidd. 103) sagenhafter vor-hebräischer Stamm hünenhafter Menschen
- 111 104) Koschnitza (›sch‹ weich)
- 113 105) Süß war mosaischer Religion, von einer jüdischen Mutter geboren – ergo Jude nach dem Gesetz HALACHÄ (Rasse wie Religion des Vaters sind unerheblich) – manche Historiker meinen, er sei Sohn des alten Süßkind gewesen, was nie bewiesen wurde
- 114 106) So sind die Deutschen 107) Das ist nicht deutscher Brauch – das darf man Übergriffe sehen
- 115 108) das weitverbreitete Märchen, das in etwa 10 Millionen Ostjuden gar nicht Semiten sind sondern von Türken abstammen, ist so falsch wie unmöglich; von einem Volkstamm von ein paar tausend Seelen wäre dies kaum in 1000 Jahren (rund 40 Generationen) machbar, und die Ostjuden sprachen Jiddisch – kaum eine Schwarzmeersprache sondern eine deutsche
- 116 109) Eßzimmer, Speisezimmer (holl.)
- 117 110) Was hast du geflüstert mit jenem Johann (jidd.) 111) Chavrússe = Freundeskreis (von Chaver), Cheder w.g., Wo bist du so lang gewesen 112) Leichenbegängnis (hebr. lewajà)
- 119 113) Muttersprache (laschòn, hebr.); das Wort auch eingedrungen ins Rotwelsch – siehe: Kochemer Loschen, das alte Wörterbuch
- 120 114) Mendelsohn ist de facto die falsche, verdeutschte Schreibweise des Namens – es müßte Mendelsohn heißen (des Mendel Sohn) 115) Abgaben, Steueranfall
- 121 116) Canho (Canjo) ist der Name, Canha die portugiesische Stadt in der Provinz Ribatejo (j = ›sch‹, weich) 117) George van der Mijn (Mein) – offenbar aus der Maingegend, ndl. Maler geb. in London

- ¹²² 118) Sollst nicht weinen – der Vater ist in Wahrheit so (be emmet, hebr. – jidd.: emmes)
119) Hör mich an (aus) Sohn – du bist heut kein Kind mehr – glaubst du, der Mensch hat eine Liebe für ein anderes Weib
- ¹²³ 120) Burschinnen (weibl. von bachúr, jidd. Bócher), hebr. 121) Segen, jidd. 122) entgegen der katholischen Kirche kennt das Judentum eine rabbinische Scheidung, die meist vom Ältestenrat mit dem Rabbiner in besonderen Fällen ausgesprochen
- ¹²⁴ 123) Totenwache, jidd. (hebr.: sch'hivà, w.g.) 124) obligates Jahr, ehe ein frommer Jude wiederheiratet
- ¹²⁵ 125) Mädchen, holl. (Meischje)
- ¹²⁶ 125) Glück und Segen, jidd. (hebr.: mazàl we brachà, w.g.)
- ¹²⁹ 127) Josef, Sohn des Mattatia aus Galiläa – eine Familie, die für sich in Anspruch nahm, direkte Abkömmlinge zu sein der Has(ch)monäer
- ¹³⁰ 128) Geschichte (s/ch), holl.
- ¹³⁴ 129) Koseform von Wladimir
- ¹³⁸ 130) 1797 n. Chr. 131) mein Sohn, hebr. (Sohn meiner – ›ben‹ in diesem Falle korrekt, denn es handelt sich um den jüngsten Sohn)

III.

- ¹³⁹ 1) die Republik, das bin ich 2) Hausherr, Chef (franz.)
- ¹⁴⁰ 3) bis zur Separation Belgiens (1830) gab es die vielzitierten 17 Provinzen, von Friesland bis Flandern 4) gottlose Juden (chódelos)
- ¹⁴¹ 5) Rahmen (leisten), holl. 6) der junge Fant (fent), Bursche 7) Dachkammer
- ¹⁴³ 8) Feiertage, jidd. (hebr. jomim towim, w. g.) Einz.: Jontef
- ¹⁴⁵ 9) der Fürst de Ligne war Österreicher, doch französisch-sprechend erzogen 10) Von den (über die) Juden, lat.
- ¹⁴⁶ 11) kaiserlich-österreichisch
- ¹⁴⁷ 12) Für den König von Preußen – franz. Sprichwort für Unsinn 13) Erzähler, franz. 14) auch Jehudi (siehe: Jehudi Menuhin), wörtl.: der aus Juda – zum Unterschied zum Namen Israel z. B.
- ¹⁵¹ 15) Laden (im Deutschen heute noch in ‚Winkelzentrum‘ erhalten) 16) Malermeister, holl. (sch = s/ch, w. g.) 17) engl. Maler und Zeichner, 1782–1848 18) Was ein schöner Morgen dieser Morgen in . . . 19) in der Tat, engl. 20) Hast du gute Kunden, Schatz, holl. (hettü chuie klantén s/chat)
- ¹⁵² 21) Ja, mein Herr – Ihre Tochter – hat bereits; der Herr sind Engländer, entzückt! Ich spreche auch ein wenig Ihre Sprache (minheer sein) 22) engl. Maler, 1763–1804 23) Zeichner (draftsmán), engl.
- ¹⁵⁴ 24) So müssen die Gegebenheiten schon sein, wie man über die Polacken hört (Alt-Berliner Dialekt) 25) heute der Alexanderplatz
- ¹⁵⁵ 26) heute: Gendarmenmarkt
- ¹⁵⁶ 27) Mutter, holl. (múder)
- ¹⁵⁷ 28) Zeichnung, holl. 28) Liebling, du bist ein Genie, engl. 29) Ein Genie war der alte Rembrandt mit seinem himmlischen Rabbiner im Speisezimmer deines Hauses, engl. 30) Krautgericht, franz.
- ¹⁵⁹ 31) England, niederdeutsch (siehe: »Engeland-Lied«, der Nazisong) 32) Küß' mich zum Abschied, engl. 33) Bleib mir treu (bleif = holl., mi = engl.)
- ¹⁶¹ 34) Ausstellung britischer Maler 35) deutscher Schriftsteller (1786–1837), emigrierte nach Paris, 1818 getauft (Börnes richtiger Name lautete: Baruch Löb – oder Löw, also Löbsohn) 36) Rahel Varnhagen, geb. Levin – ließ sich ebenfalls taufen, um am Sterbebett sich wieder zum Judentum zu bekennen

- ¹⁶³ 37) Galerie am Strand (Londoner Avenue am Beginn von Soho, beim Piccadilly-Aussprache: Strend)
- ¹⁶⁵ 38) Würden Sie liebenswürdigerweise diese perfekten Schatten betrachten, Fräulein . . ., engl. 39) James Turner, engl. Maler
- ¹⁶⁷ 40) Bruder, holl. (bruur) 41) Bräutigam, engl.
- ¹⁷⁰ 42) bekannte jüd. Figur: der Fiedler (siehe: »Anatewka« – nicht »Jidl«, nicht »Fiddl«; in englisch »Fiddler On the Roof«) 43) Johann Michael Strauß (Großvater Strauß) war gemäß Matrikel der Gemeinde St. Stephan zu Wien ein getaufter Jude (siehe: »Johann Strauß der Walzerkönig und seine Dynastie« von Hanns Jäger-Sunstenau; liegend, also nach Geburt getauft – nicht später, da man aufrecht in die Kirche geht 44) Fanny Lewald war christlich geboren, später Proselytin
- ¹⁷² 45) Schau Rikki – das ist dein großer Onkel Henry, engl. 46) Mein Schloß ist dein Heim (von: »My home is my castle«), engl.
- ¹⁷³ 47) Schau dir diese himmlischen Waden an
- ¹⁷⁴ 48) Betty Peire van Geldern (aus Geldern, heute holl. Stadt) g = ch
- ¹⁷⁹ 49) Bist du der kleine, holl. (ben jei)
- ¹⁸⁰ 50) 27.–29. Juli 1830 (2. französ. Revolution) 51) das deutsche »Bernhard«, das franz. »Bernard« etc. kommen alle vom hebräischen Namen »Barnawe« (übersetzt in etwa: Sohn der Wasserfälle); in der Bibel ist es der latinisierte Name »Barnabas« (nicht »Barrabas«, der hieß richtig »bar Abbas«, also Sohn des Abbas)
- ¹⁸³ 52) Heiratsvermittlerin, jidd. (siehe: »Hello Dolly«), männl.: Schadchen 53) die Heirat aushandeln, bereden
- ¹⁸⁴ 54) stattlich, richtig 55) westl. Ukraine, Transsylvanien etc. 56) litauischer Jude, wurde zum Familienname (siehe: Anatol Litwak, der weltberühmte Filmregisseur) 57) der feine Unterschied zwischen »Polnischen« und »Polischen« (Juden)
- ¹⁸⁵ 58) jüd. Redensart, etwas nicht zu berufen (verschreien) 59) Zeugungsfähigkeit (nicht Cohabitationsstärke, wie immer wieder falsch übersetzt) 60) siehe Fußnote Kap. I – nicht abwertend, schlicht: Ungläubigenmädchen (hebr. schehiksà) 61) ohne Christinnen nahetreten zu wollen: bei Jüdinnen waren uneheliche Verhältnisse und gar Kinder bis ins späte 19. Jh. (mit Ausnahme in der Renaissance in Italien usw.) nahezu ausgeschlossen – es sei denn, jüdische Mädchen wurden von christlichen Männern genötigt, oft vergewaltigt, ähnlich bei der schönen Mutter von Jud Süß geschehen) 62) kleiner Junge, holl. (jochi) 63) zu guter Letzt, franz.; so in Nederlands gebraucht
- ¹⁸⁷ 64) Felix von Kurz, 1715–86 – nach gewissen Forschungen selber Jude gewesen, getauft natürlich (hierauf könnte der Name hinweisen) 65) franz. spaßige Bühnenfigur 66) von Lazzellone und foppen (etwa: Späße, Juxerein – Alt Wiener Ausdruck 67) Gulden Abkürzung von Florentiner Taler, heute noch in Holland

IV

- ¹⁸⁸ 1) im ganzen, lat.
- ¹⁸⁹ 2) Sie sind die beste Republik, franz.
- ¹⁹¹ 3) Die Freiheit führt das Volk (Gemälde von Eugène de la Croix) 4) im Gegenteil, franz.
- ¹⁹² 5) Erfolgsstück von Alexandre Dumas
- ¹⁹⁴ 6) was hab ich doch (für) einen hübschen Enkelsohn, holl.
- ¹⁹⁵ 7) Großmütterchen, holl. (oe = u) 8) Hercules Seghers (g = ch), 1583–1638
- ¹⁹⁷ 9) Ratschläge, jidd. (auch Eizes) 10) Geschmack, jidd. (hebr.: ha tajm) 11) jüd. Fest (hebr.: Simchat Torá) 12) Krakau, jidd.
- ¹⁹⁸ 13) ungar. Schreibweise von Aschkenase 14) Je nun, ich hab vernommen, daß Sie, Herr Polak das beste Leinen in unserm Land verkaufen, holl. (U = Ü)
- ²⁰¹ 15) ganz Paris, franz.
- ²⁰² 16) Schicksal (Glück), franz. 17) Freiheit des Denkens
- ²⁰⁴ 18) Baldachin, hebr. (aus diesem Wort entstand das deutsche »Kuppe«) 19) bibl. Prediger 20) Gesegnet seist Du, Herr – unser Gott, König dieser Welt, hebr. 21) Die Stimme der Freuden und die Stimme des Frohsinn sei die Stimme des Bräutigams und die Stimme der Braut 22) Gebetstuch 23) Heiratskontrakt, hebr. (wörtl.: das Geschriebene)
- ²⁰⁵ 24) damals deutscher Ausdruck für das franz. Monsieur 25) festl. Kopfbedeckung (neben der kleinen Kippa) 26) Ahnin großer Männer wie Paul Heyse, Carl v. Sternheim, Karl Joh. Spitta, Felix Mendelssohn-Bartholdy u. A. 27) Ausbund an Tugend (Vorbild)
- ²⁰⁹ 28) Bezirk (von Grundfläche); der Hutschenschleuderer – verewigt in Franz Molnár's „Liliom“ 29) Wiener Milchkaffeeart
- ²¹⁰ Frühjahrsmonat 1836 (jüd. Jahr 5596) 31) x = ch, Ort im portugiesischen Ribatejo 32) Dein Blut wird bezahlen, GOTT wird bezahlen deine Sünden 33) Begräbnis, jidd.
- ²¹¹ 34) der alte bibl. Vorname (auch »Ruben«), hat mit dem Familiennamen »Rubin« nichts zu tun

- ²¹² 35) das dummdreiste Hetzmärchen, Juden durchstächen Hostien mit einer Nadel, worauf dann Christi Blut aus denen quölle (heute noch in gewissen Gegenden en vogue)
- ²¹³ 36) Widerruf, Rücknahme
- ²¹⁴ 37) die beiden Maler Lucas Cranach stammten aus Kronach, Oberfranken
- ²¹⁵ 38) Barbra Streisand schreibt heute noch ihren Namen in jidd. Form 39) die beiden letzteren Namen sind aktenkundig, in Holland gibt es noch Familien, die Kwiksilver heißen
- ²¹⁶ 40) franz. Hausmeister (in) 41) Delikatessenhandlung 42) Großmutter, franz.
- ²¹⁷ 43) der Name Engels lautet eigentlich »Engelsohn« 44) Leitsatz aller westl. Demokratien – auch solcher, die Marx strikt ablehnen
- ²¹⁸ 45) Zitat aus Gutzkows Schriften 46) »goldene« Jugend (vergoldete), franz. 47) Außenseiter, engl. 48) Widerstand, franz. 49) Nachmittag, 50) kleiner Roter (Wein) 51) Gott und die Welt, franz. 52) blasierter Mensch
- ²¹⁹ 53) Arsène Houssay – wurde der »kultivierte Lebemann« genannt, auch als »ewiger Dilettant« apostrophiert; auf Betreiben der Schauspielerin Rahel dann Direktor der Comédie Française 54) Luigi Cherubini, ital. Opernkomponist
- ²²⁰ 55) »der Baron« war eine bekannte Persönlichkeit, stammte aus dem weiß-russischen Retsica (daher der Name); Börsebesucher war als Beruf vorgeschoben, da Juden damals an der Börse noch nicht spekulieren durften, nur für Dritte agentieren 56) Wortbildung aus Schlemihl und Masl = Unglückswurm (hieraus entstand Schlamassel)
- ²²² 57) Beschneider, jidd. (hebr. mohél) 58) h = ch (Nehemia)
- ²²⁸ 59) Gelobt sei Gott. jidd. 60) Brünn, tschech. 61) Znaim, tschech. 62) heute Franz Josefs-Bahnhof 63) Pendant zur nichtjüdischen Schickse, mehr: unansehnliches Mädchen
- ²²⁹ 64) Fünfkreuzermünze (von der alten 12er-Teilung) 65) Fachmann, jidd.
- ²³⁰ 66) wienerisch von »Jean«
- ²³¹ 67) beliebtes Tanzlokal 68) Mann meiner – was tust du, jidd.-hebr.
- ²³² 69) Dvojrele, Süßes, geliebtes Weib (jidd.)
- ²³³ 70) die Sanfte (liebliche)
- ²³⁶ 71) Reaktion vom 23.–27. Juni 1848

- 237 72) Spitzname für Zuhälter 73) Kaisertreue 74) 7 Professoren – unter ihnen Dahlmann, die Gebr. Grimm und Gervinus
- 239 75) sch = s/ch 76) z = s (weich), Glück (Erfolg) (ähnlich dem »mazel we brachà«) und Segen, hebr.
- 240 77) getauft, jidd. (vom altdeutschen »smaden« = schmähen, verschmähen, heute noch im holl.)
- 241 78) Johann ist das verdeutschte Jochana(a)n, lat. im Neuen Testament »Johannes«; von dem hebr. Namen kommen: Jan, Jean, Ian, Jane, Johanna usw. 79) damals Wiener Vorort am anderen Donauufer, heute 21. Bezirk 80) Koseform von Avram (Abraham) 81) Arbeiter an der Gerberlohe
- 242 82) »... und verspritzte seinen Samen in den Sand.«
- 244 83) Georg v. Schönerer, Mitglied des Reichsrat, Führer der »Alldeutschen« 84) in England und Amerika nicht nur »Caine«, auch »Cogan« oder »Coogan«, da die Einwanderungsbehörden das kyrillische »h«, das wie »g« geschrieben Buchstabengetreu übersetzten (siehe: Jackie Coogan, Chaplins »Kid«); der israelische »Terrorrabiner« Meier Kahane ist ein Cohen, dessen Name in den USA verändert wurde 85) in Preußen waren bereits 1880 von allen jüdischen Ehen 10% mit Christen geschlossen, um die Jahrhundertwende schon 20%
- 245 86) Tritt heran mein Sohn, franz. – Setz dich hin und vernimm was der alte Vater sagen möchte, jidd.
- 246 87) »die« noble Gesellschaft Londons der Zeit 88) Ich will (werde) engl. – das deutsche »Ja«
- 248 89) großer Wiener Park. weltberühmt durch die Porzellanmanufaktur
- 250 90) Fromental Halévy (»Die Jüdin«) 91) der europ. Vorläufer des Musicals, dessen operettige Form (siehe: »My Fair Lady«) 92) Balletttruppe, Theaterfoyer wo die Balletteusen ihre Bekanntschaften mit den noblen Gönnern machten
- 252 93) Rechtswahrer, Anwalt 94) Abitur, österr. 95) Städtchen nördl. Kutno
- 253 96) Frau (die gehobene poln. Bourgeoisie drückte sich französisch aus) 97) mystisch-böser jüdischer Geist, den man austreibt 98) Murmelstein (Marmorstein) 99) David, jidd. 100) Weh geschrien und drei mal . . . 101) Marr hatte nach verschiedenen Forschungen eine nichtjüdische Mutter, die sich mit dem Vater nicht gut verstand – so hin- und hergerissen zwischen den »Fronten«, was Marr's Lebensweg ein wenig erklärlich sein läßt
- 255 102) Reiche, jidd. (oft verächtlich gebraucht)

- ²⁵⁶ 103) kosher, franz. 104) Nehmen Sie doch noch ein zweites Croissant 105) Leib ist derselbe Name wie Lew oder Löb bzw. Löw (siehe der berühmte Prager Rabbiner Löw), franz. ausgesprochen eben »Le-ib« 106) Sie müssen noch meinen Eintopf kosten, franz.
- ²⁵⁷ 197) Hör mich an, jidd. 108) Hase nach Art des Hauses Ambroise 109) nebbich ist ein jidd. Ausdruck des Bedauerns (auch »armselig«) 110) Kantor (siehe der Hollywoodregisseur Elia Kazan), so wie der Name »Kantor« (Eddi Cantor) Familienname geworden
- ²⁵⁸ 111) aus Bleichrode – die Familie war auch nach Polen geflohen
- ²⁶² 112) früher Verfahren, einen Anzug od. Mantel zu »wenden«, d.h. den Stoff von innen nach außen zu bringen, das Stück dann »wie neu« (daher die Redewendung)
- ²⁶³ 113) Branntwein, jidd. (wienerisch: Bromfn) 114) mit Mineralwasser aufgespritzter Wein; ehem. Lustschlößchen des Adel, heute Caféhaus 115) Prachtallee vom Praterstern zum Lusthaus, ehem. nur für den Adel; ganzjähriger Wiener Rummelplatz am Praterstern (siehe: Riesenrad)
- ²⁶⁴ 116) stillgelegter Donauarm
- ²⁶⁵ 117) tradit. Familienname des Mantelmachers
- ²⁶⁶ 118) künstl. Penis
- ²⁶⁸ 119) Graf Helmuth v. Moltke, geb. 1800 120) Henri Rochefort 121) Henri de Villemessant, journalistischer Autodidakt, etliche Konkurse als Herausgeber 122) Freude und Ruhm (Glorie)
- ²⁶⁹ 123) Schutzherr der Bauern, franz. 124) Orpheus in der Unterwelt, Premiere: 21. Okt. 1858
- ²⁷¹ 125) nach heutigem Gelde ca. 25 Mill. \$ 126) der dritte Napoléon
- ²⁷⁴ 127) Strafgesetz, Zivilgesetz
- ²⁷⁵ 128) Mit höchstem Lob, lat.
- ²⁷⁷ 129) nicht ohne traditionelle Gründe wird später Graz die »Stadt der Volkserhebung« heißen – Deutschtum und Antisemitismus gingen fast immer Hand in Hand
- ²⁷⁸ 130) Gesetzgebender Körper, franz. 131) Papst 132) doctores. lat. Abk.
- ²⁷⁹ 133) Halévy, Prevost-Paradol
- ²⁸⁰ 134) Zuhälter, franz. Argot 135) Hühnchen, Hure, dto. 136) unabkömmlich 137) Dame der Künste, engl.

V.

- ²⁸¹ 1) Mittlerrussische Platte 2) Städtchen (auch »Schtetl« – je nach Aussprache) 3) Chús-sidln = kleine Chassidim, Fromme – Meschiach = Messias
- ²⁸² 4) Tempeldiener, hebr. (jidd. Schammes). 5) Sara, jidd. 6) Koseform von Rivca – Rebecca ist derselbe Name 7) Herschel 8) Mädlechen, jidd.
- ²⁸³ 9) Schläfenlocken 10) Koseform von Israel, Isaac, Isidor 11) jiddisch-slawische Schreibweise von Tannenbaum 12) wahrlich ein Schauspielhaus (Versteller = Schauspieler) 13) Weib, jidd.
- ²⁸⁴ 14) stande pede, lat. = stehenden Fußes 15) Friede! Sind sie (3. Pers. Plural) die pensionierten Schlachterleute 16) Bleib mir gesund Kind – und vergiß' nicht die alte Mamma, jidd.
- ²⁸⁵ 17) amüsante, kleine Geschichte in Jiddisch 18) ehem. Burggraben, der die Innere Stadt begrenzte (heute 1. Bezirk)
- ²⁹⁰ 19) Saronno – lombardisches Adelsgeschlecht (Gegend nördl. Mailand)
- ²⁹¹ 20) Jude, franz. 21) der arme Hector 22) Liebesbriefe 23) So tun's alle Männer (Cosi fan tutte le donne: . . . alle Frauen)
- ²⁹⁴ 24) Victor Adler, später Führer der SPÖ (1855–1918) 25) bitten, beten, betteln 26) geruhsam (hier: gepflegt)
- ²⁹⁶ 27) Jakob, wiener. (vom franz. Jacques)
- ³⁰⁰ 28) Machinationen, jidd. 29) Wehe den Besiegten, lat. 30) manche Historiker versuchten nachzuweisen, daß der Terminus von Bismarck selbst kreiert wurde
- ³⁰¹ 31) keinesfalls ist die Namensähnlichkeit der Parteien zufällig
- ³⁰³ 32) . . . und wahrlich wie aus einer anderen Welt steht gemütlich vor mir der Diener, der bucklige vom Schloßherrn, jenem Reichen, der oben im Gemäuer sitzt und den die Menschen nur »Dracula« rufen und sich bekreuzigen wenn die Lejla, die Nacht hereinbricht, wo die Vampire aufwachen vom langen Schlaf des Tags, ihre Opfer zu suchen, denen sie das . . . Blut aussaugen aus dem Hälschen (die Anekdote ist leicht westlich-jiddisch wiedergegeben, sie dem Leser verständlich zu machen) 33) diese alte Spaßgeschichte hat Roman Polanski, der polnisch-jüdische Regisseur, in seinem »Tanz der Vampire« verwendet 34) Freund, jidd. 35) Perücke orthodoxer Jüdinnen, (Scheitel) jidd.
- ³⁰⁴ 36) russ. Rübensuppe 37) Graupen und Bohnen 38) Friede Jüdlein – setz dich hin, iß' und trink' und küß die Braut 39) Bräutigam, jidd. (hebr. Chatan)

- ³⁰⁵ 40) Und bevor Ihr uns vielleicht Euren Namen nennt, Herr Sowieso – müßt Ihr ein Gläschen schlürfen mit dem glücklichsten Menschen, der in Rußland lebt 41) Stecknadel
- ³⁰⁶ 42) Die fantastischen Geschichten Hoffmann's 43) Branchensorgen
- ³⁰⁷ 44) Pfandmann (Gerichtszusteller) franz. 45) Offenbach hat nicht die Instrumentation der Oper besorgt, dies tat (auf seinen Wunsch) nachträglich Erneste Giraud
- ³⁰⁸ 46) Heinrich v. Treitschke, offizieller Preuß. Ideologe 47) Nobelpreis für Literatur, geb. 1817
- ³⁰⁹ 48) Eugen Dühring, Berliner Nationalökonom und Philosoph – ihm wurde 1877 wg. beleidigender Ausfälle gegen die Universität die Venia Legendi entzogen 49) Ernst Henrici
- ³¹³ 50) Erfolge
- ³¹⁴ 51) Johann Andreas Eisenmenger – »Entdecktes (auch »entlarvtes«) Judentum« – das Pamphlet wurde in Frankfurt gedruckt, dann verboten, Friedrich I. aber gestattete später einen Nachdruck in Königsberg
- ³¹⁵ 52) hebr. Mazzot (ungesäuerte Brotscheiben) 53) ein nicht in diesen Bezirken lebender Wiener Jude hätte es als Diskriminierung empfunden, als »Jíd« bezeichnet zu werden – wie so viele Begriffe dann abwertend 54) Zahlenlotto mit 5 Richtigen
- ³¹⁶ 55) Bauern aus der Wiener Umgebung, die den Müll(Mist) abholten, ihn als Dünger zu verwerten 56) Leichenträger (aus dem franz.) 57) Beisl = kleine Kneipe, Stampe 58) Gastwirt 59) Gemischtwarenhändler 60) Ottakring war einst einer der zahlreichen Vororte Wiens, heute 16. Gemeindebezirk 61) heute 9. Bezirk 62) heute 8. Bezirk 63) richtig: Cottage, einst ländl. Vorort, heute 18. Bz.
- ³¹⁹ 64) kleiner Onkel. franz. 65) die teure Céline
- ³²⁰ 66) Ignaz v. Seyfried, Komponist – Schüler Haydns, Lehrer von Suppé 67) Heinrich Laube, bedeutender Theatermann (1806–84)
- ³²² 68) Eduard Hanslick, allgewaltiger Musikkritiker (Theaterfachmann)
- ³²² 69) zu zwein, franz.
- ³²⁶ 70) Bloch, Adler
- ³²⁷ 71) Davidstern, jidd. (hebr. Magàn David)
- ³²⁹ 72) Bettücher (Leintücher), jidd. (Duchent od. Tuchent = Bettüberzug)

- ³³¹ 73) Eszlar an der Theiß (sz = ß, ungar.) 74) Debrezin
- ³³² 75) die Ungarn stammen von den Uguren ab, ein ehem. finnischer Volksstamm
76) »perfekte« Jungfrau, lat.
- ³³³ 77) unverschämt, jidd. (siehe: Chuzpe) 78) Schochterausschlag – ein Tier wird mit einem Stich getötet, es ausbluten zu lassen (im Deutschen noch in »abstechen«)
- ³³⁴ 79) rumänisch-ungarische Gegend, damals zu Österreich gehörig
- ³³⁸ 80) Abgeordnetenversammlung der Stände und Konfessionen
- ³³⁹ 81) jüd. Gesetzeswerk
- ³⁴⁰ 82) Herr, Gott (mein Gott = Adonai), hebr.
- ³⁴¹ 83) damals beliebtes Vergnügungsort mit Ballsaal und exquisiter Küche
- ³⁴⁴ 84) Versöhnungstag, jidd. (hebr. Jom Kippúr) 85) Baruch, jidd.
- ³⁴⁵ 86) Vater und Mutter des anderen Brautteils, jidd.
- ³⁴⁶ 87) Erich ist die verdeutschte Form von Arik (im skand. Erik, engl. Eric usw.)
- ³⁵⁰ 88) geradlinig, lat 89) Gesunder Körper durch gesunden Geist
- ³⁵² 90) Gut Glück-noch ein Mädchen 91) verliebt (von labern) 92) harte Eier, gehackt mit Gänseschmalz und Zwiebeln
- ³⁵³ 93) hübsche Schwägerin, franz. 94) die Pforte fetten, franz. für bestechen (schmierern)
95) bei Armand bei den Markthallen
- ³⁵⁴ 96) Welch Ehre – der große Anwalt mit seiner schönen Nichte, franz. 97) Wiener Walzer, franz. 98) Insel in der Seine (Ile de la Cité)
- ³⁵⁶ 99) Eduard Lasker, Abgeordneter der Nationalliberalen 100) Moritz Busch. publiz. Mitarbeiter Bismarcks
- ³⁵⁷ 101) Otto Böckel, hessischer Antisemitenführer 102) Hermann Ahlwardt, Volksschulleiter – nannte sich »Rektor der Deutschen« 103) Ludwig Bamberg 104) Leopold Sonnemann (aus dieser Familie stammte Goerings vollarisierter Gattin Emmy) 105) Robert Oppenheimer, Virchows Freund (Vorfahr des Atomwissenschaftlers gleichen Namens) 106) Max Hirsch, Nationalökonom
- ³⁵⁸ 107) Max Güdemann, Wiener Oberrabbiner

- ³⁶⁰ 108) Im Zweifel für den Angeklagten, lat.
- ³⁶¹ 109) Bürgermeisteramt mit Standesamt 110) Todesengel. jidd. (hebr. Melèch ha mowat)
- ³⁶³ 111) durch Gesetz, lat.
- ³⁶⁴ 112) damals meistgelesenes Berliner Blatt
- ³⁶⁶ 113) Offizielles Bekenntnis des Staates Israel
- ³⁶⁷ 114) Israelische Wüste (negev = Wüste, Ivr.)
- ³⁶⁸ 115) die Heldentat des Ignatz Wetzlar fand am 7. Okt. 1815 statt, Karl Abraham Wetzlar v. Plankenstern war Kunstmäzen und Bankier – in seinem Haus lernte Mozart seinen (ebenfalls jüdischen) Librettisten Lorenzo da Ponte kennen 116) Oscar Straus
- ³⁶⁹ 117) der (oder die) aus Gent (auch Genscher)
- ³⁷¹ 117) Spionageabwehrbüro (auch Geheimpolizei) 119) Organ des franz. Judenhassers Edouard Drumont
- ³⁷² 120) jüd. Verräter (Verräterjude) franz.
- ³⁷³ 121) Stimme des Volkes, lat.
- ³⁷⁴ 122) Die Wahrheit über die Dreyfusaffäre (franz.)
- ³⁷⁵ 123) Zola lebte zwar mit Gattin Alexandrine zusammen, besaß aber soetwas wie eine zweite Familie
- ³⁷⁶ 124) Tod den Juden, franz.
- ³⁷⁷ 125) Keine Juden hier (erwünscht), franz.
- ³⁷⁸ 126) Verehrer der Juden, franz.
- ³⁸² 127) Felix Saltens richtiger Name lautete Sigmund Salzmann

VI.

- ³⁸⁷ 1) vor Sabbatbeginn: Freitag Abend, ehe der erste Stern am Himmel erscheint 2) ein bedürftiger Jude, der zum Gebet der 10: Minja(e) zugezogen und dafür bezahlt wird 3) Friede oh'Sabbat 4) Freitag – in hebr. 6. Tag
- ³⁸⁸ 5) Kunden, jidd. (hebr. kojnim) 6) nach den Reinlichkeitsgeboten gemolkene und abgefüllte Milch 7) Weißkäse (auch im österr.) 8) Rosinen
- ³⁸⁹ 9) lustige, kleine Geschichte 10) Geht ein Mensch – ein vazierender Scherenschleifer, der zu guter letzt noch hereingekommen ist mit seiner Selja ins Städtchen, daß jene sich hinlegen kann, der Welt ein neues Jüdlein zu schenken, wegen der Beschneidung zum Rabbiner- und Berl (Bär) weist ihm den Weg (die Gasse) zum Baruch, der sein Gewerbe hat im alten Uhrmachergewölbe installiert. So prangt über der Türe eine prächtige Uhr (Zeiger) aus Schmiedeeisen. Sich schüttelnd wegen des Emblem stapft der junge Vater herein und fragt: Seid Ihr der Mohel? – und als er die Auskunft vernimmt, fügt er hinzu: Wozu habt Ihr als Beschneider draußen auf der Gasse eine Uhr zu hängen? – und jener antwortet listig (oder lustig): Was denn soll ich mir heraushängen? (leicht westl. jidd. wiedergegeben, w.g.) Berl – Koseform von Bär, jidd. 11) die den Apparat bedienen, Beamte quasi
- ³⁹⁰ 12) Salomon, jidd. (hebr. Schelmo od. Schlomo, modern; w.g., Weiser 13) Weh geschrien – ist jenes Paar verrückt geworden? 14) herumreden (diskutieren)
- ³⁹¹ 15) Schau herunter großer jüdischer Gott – willst du erlauben, daß jene Kinder . . . mißhandelt werden sollen in der Höhle des Löwen? 16) verdeutschen, definieren 17) . . . müssen allein die Juden in dem Lande fortleben in alle Ewigkeit mit Angst in der Brust wie jenes Karnickel vor der Schlange – jeden Morgen kann ein neues Pogrom ausbrechen wie es seit der Krönung jenes Bösen – der Fluch über ihn! – nicht geendet hat in Rußland?
- ³⁹² 18) mein Gott, jidd. (hebr. Adonái) 19) Gott, dasselbe wie Adon (ai): Jehova (Jahwe)
- ³⁹³ 20) Jud, slaw. (z = sch, weich) 21) Uniformierte, Soldaten, jidd.
- ³⁹⁴ 22) Väterchen, russ.
- ³⁹⁷ 23) husband = Gatte, Neukömmling, engl. 24) Einwanderungsbeamter 25) Taxi Richtung Ost
- ³⁹⁸ 26) Theaterprobe (da wird probiert mit den Schauspielern) 27) Schauspieler, engl. 28) mit Logik (Weisheit) herausgefunden, jidd. 29) Leih(geld), engl. 30) Pelz, jidd. 31) Nehmen Sie dieses Kleid, Frau Cohen 32) Das ist Amerika, engl. 34) Vater, Pappa, amerikan. 35) Streifenpolizist, amer. (engl.: Copper), Slang
- ⁴⁰⁰ 36) John Constable (1776–1837), erster engl. Spachteltechniker, beeinflusste die franz. Schule (Deadham, Schloß und Mühle)

- ⁴⁰¹ 37) ohne Zweifel, franz. 38) Herumtreiber, Zuhälter (auch Strietzi), Wiener Dialekt 39) äußeren, unsicheren (siehe: enterisch), wiener. 40) Vorstadt kneipe
- ⁴⁰² 41) das biblische Lod 42) Pinsker's Hauptwerk (1821–91)
- ⁴⁰³ 43) Freunde und Freundinnen, hebr. (jidd. Chavver) 44) Orangen und Pampelmusen, hebr. 45) Frau, Ivrit (Neuhebräisch) 46) Stimme der Kibbuzim
- ⁴⁰⁵ 47) das Loewe'sche Vermögen stammte aus Waffenlieferungen der 60er Jahre und 1870
- ⁴⁰⁶ 48) Wahrheit, franz.
- ⁴⁰⁸ 49) Cousin, engl. (Kasn) 50) ein weiterer Vorläufer des Musicals – der witzig-musikalische Einakter (oder noch kürzere Form) 51) »Vier Cohans«, engl. 52) thirty pounds 53) Marktplatz, sauber (vom jiddischen sober, auch engl.) 54) Dollar, Slang 55) Zucker 56) Zehn- und Fünf-Cents
- ⁴⁰⁹ 57) Abele – was ist das, was du mir da anschleppst? 58) (Häuser)-Block, engl. 59) Litwak = der aus Litauen, der litauische Jude (siehe: Anatole Litwak, Hollywoodregisseur) 60) pro Woche (jede) 61) Spediteur, Umsiedler, engl. 62) Bist du total verrückt, Mann? Wie ein Hund möchtest du ein Wägelchen durch die Straßen ziehn, daß ich mich nicht mehr auf die Gasse wagen kann als Weib eines Kuli (Gemisch von Jiddisch und Englisch, die sog. Bronx-Sprache) 63) der amerikanische Weg des Lebens (Art)
- ⁴¹⁰ 64) Yellow Cab, gelbes Taxi 65) Palais der Zarenfamilie
- ⁴¹¹ 66) alte Form von Februar (auch wiener.) 67) Was tut sich im Städtchen, jidd.
- ⁴¹² 68) noch dazu, franz.
- ⁴¹³ 69) Fiaker mit einem Pferd
- ⁴¹⁵ 70) Und laß mich hinaufgehen mit einem fröhlichen Gesicht zu unserm alten Vater und seiner Dvojre . . .
- ⁴¹⁶ 71) schönes Leichenbegängnis (typ. wiener. Ausdruck für ein erhebendes Begräbnis) 72) ER hat's gegeben-ER hat's genommen, hebr.
- ⁴¹⁷ 73) Mathematik
- ⁴¹⁸ 74) russ.: Prachtallee 75) jüd. Rumäne (jidd.) 76) Schwarz, rumän. 77) zwei Block weiter, engl.
- ⁴¹⁹ 78) Salomon, engl. (Solomon) 79) Zwei Penny-Münze (aus dem Englischen ins Amerik. übernommen, 20 Cents) 80) Bursche, engl.

- ⁴²⁰ 81) Molcho hieß richtig Diego Pires (Perez = der Perser, hebr.); er wurde in Marranenfamilie christlich erzogen, im Geheimen jüdisch, wurde wieder Jude, wanderte nach Palästina – nach Flucht aus Portugal, auch nach Rom, sah sich als eine Art Messias; es gibt Historiker, die die These vertreten, daß Molcho – vom Heiligen Stuhl beschützt – nicht verbrannt wurde, sondern an seiner statt ein Anderer 82) Motto von Herzls Zukunftsroman »Altneuland«
- ⁴²² 83) einzig möglich, franz. 84) Schriftsteller, geb. 1849
- ⁴²⁴ 85) Herzl spricht von »wollen«, obwohl es »sollen« heißen müßte – in den meisten Fällen wollten die Betroffenen nicht nach Palästina ziehen, sondern man wollte sie eben loswerden
- ⁴²⁸ 86) damals beliebtestes illustriertes Kitschblatt im Deutschen
- ⁴³⁰ 87) Bolsch(e) = Mehrheit, Mensch(e) = Minderheit, russ. (siehe: Bolschoj-Theater, Theater für Alle)
- ⁴³¹ 88) russ.: Potjòmkim 89) Gefängnis der Geheimpolizei in Moskau; zarist. Geheimpolizei, aus der Stalin später die GPU machte (dann MWD usw.)
- ⁴³⁴ 90) Vater der Immigration (wörtl. etwa die Besiedlung, Kolonisation) hebr. 91) Stadt westl. Charkow 92) Linkspartei – später gespalten in die Mapai und die Mapam, heute Union gen. Mapach
- ⁴³⁶ 93) Witwe, franz. 94) Morgenröte, franz. 95) Lebensmittelversorgung (siehe: Alimente), franz.
- ⁴³⁷ 96) in der Tat, franz.
- ⁴³⁸ 97) Schau Mamma, er ist nicht mein Typ (Sportsfreund) – amer. Slang
- ⁴³⁹ 98) Lächeln, engl. 99) Blindenhund 100) Drogerie, Apotheke, Tagesbar 101) Café ist in Amerika eine Art Tages-Eßlokal mit Show, nachts: Nightclub (Niteclub, amer.) 102) Vierteldollar 103) Komponist, Textdichter
- ⁴⁴⁰ 104) Wahlkampf (wörtl.: Rennen nach dem Amt) 105) Gib' meine Grüße (Empfehlungen) an den Broadway 106) ganz New York
- ⁴⁴¹ 107) poln. Porterbier
- ⁴⁴³ 108) Landwirte 109) San-Gebiet 110) neben der Doppel-Selbstmordtheorie und der »Hinrichtung« durch Agenten des Graf Taffe, eine andere der vielen Versionen über Rudolfs und Mary Vetsera's Tod

- ⁴⁴⁴ 111) bezeichnender Weise war Wilhelm II. unter den Verehrern des Chamberlain
112) Wagner nannte sich anfänglich Geyer – nach seinem Stiefvater, dem jüd. Schauspie-
ler Ludwig Geyer, war aber de facto dessen leiblicher Sohn (siehe Forschungen von
Ernest Newmann, Leon Stein u. A.)
- ⁴⁴⁵ 113) auch von Hitlers Familienangehörigen geäußerte Vermutungen, daß sein Großvater
mütterlicherseits ein gewisser Frankenberger, ein Jude gewesen (zeitweilig Dienstgeber
der Großmutter Anna): konnte nie erhärtet werden; dieser Großvater blieb unerkannt
- ⁴⁴⁹ 114) steifer, weißer Kragen mit abgeknickten Ecken 115) Kneifer, wiener.
- ⁴⁵⁰ 116) zwischen zwei Altern, franz. 117) feudales Lokal der Zeit, heute als »Gerstner-
Köberl« auf der Kärntnerstraße, nahe dem Stefansdom
- ⁴⁵¹ 118) im Geiste, lat.
- ⁴⁵³ 119) Innitzer wird der österr. Kardinal-Erzbischof sein, der den Deutsch-Nazis nach
dem Einmarsch seine Reverenz erweist
- ⁴⁵⁴ 120) jüd. Einwanderer 121) Bargeld
- ⁴⁵⁵ 122) Vorhangfabrik 123) Maschinen mietet 124) Schwestern, ital.; Vermögen, engl. 125)
Erfolg 126) Freund (männl. Freund) 127) Kunden 128) auf Tour 129) Tanzvergnügen
- ⁴⁵⁶ 130) Ich könnte einen smarten Texterpartner brauchen 131) Verleger; Branchenname
der 28th Straße von New York, wörtl. Zinnpfannenallee (wegen der bisweilen schep-
pernden Musik, die aus den Fenstern der Musikverleger dringt) 132) Vorspieler, PR-
Mann für neue Schlager 133) Vertriebsanteile 134) sofort (auch »advance«) = Vorschuß
135) Kumpel 136) Bündel (Dollar) 137) Auf und ab den Broadway 138) Ziegfeld
Revue (nach den Pariser »Folies Bergère«) 139) stößt – direkt nach vorn 140) Noten-
ausgaben (Blätter) 141) es wird ein ewiges Geheimnis bleiben, wie Berlin als Plugger
fremde Hits am Klavier vorspielen konnte ohne Notenkenntnis – wahrscheinlich merkte
er sich (Mozartesk) die Melodien mit allen Harmonien beim ersten Anhören 142) z. B.
bei »White Christmas« gut erkennbar, wenn man es in F-Dur am Klavier spielt (das Gis
im 2. Takt fällt – als chromatische Verzierung – nicht ins Gewicht)
- ⁴⁵⁷ 143) Bravo, Viel Glück, Leben soll er, der tüchtige Lastwagenbesitzer 144) von sich
blasen (angeben), jidd 145) Pferdestärken, engl. 146) Motor
- ⁴⁵⁸ 147) Gläschen, jidd. 148) . . . trunken ist ein Goj 149) frei: jüdisches Viertel, amerik.
Slang 150) Blauer Lieferwagen, truck ist dasselbe – Laster 151) Geschäftsverbindungen,
amer. (engl. connections)
- ⁴⁵⁹ 152) Trafik ist in Österreich ein Tabakwarenladen mit Zeitungen etc.
- ⁴⁶¹ 153) einfach, simpel, hebr. (jidd.: puschet)

- ⁴⁶³ 154) wenn etwas geschähe, holl, (g = ch, eu = ü)
- ⁴⁶⁵ 155) Bauer, russ.
- ⁴⁶⁶ 156) Kleinstadt nördl. Jarzewo
- ⁴⁷⁰ 157) Amen, hebr. (daher das vorgeblich lat. Amen im Gebet) 158) Liebhaber; altmodisch, engl. 159) Chonte = Hure, Psile = Jungfrau (jidd.)
- ⁴⁷³ 160) David Wolffsohn, geb. in Litauen – gründete in Köln 1893 den »Verein zur Förderung von Ackerbau und Handwerk in Palästina«
- ⁴⁷⁴ 161) gemeinhin Spitzname für den Deutschen im Israel. Sprachgebrauch (siehe: jeck, das rheinländische Wort für verrückt) 162) das Ivrit kommt vom bibl. Terminus »Ivriim« »die die übersetzten« (gemeint ist das Überqueren von Euphrat und Tigris) 163) in Palästina, später Israel geborener Jude – von einer Kaktusfrucht, die außen stachelig, innen aber süß (so sieht der Israeli sich) 164) Scherut = Dienst, Dienstleistung (auch Taxidienst z. B.)
- ⁴⁷⁶ 165) Moritz Lazarus – von ihm erregte das Werk »Was heißt national?« Aufsehen (1925 in Berlin verlegt)
- ⁴⁷⁸ 166) nach heutigem Gelde etwa DM 10000 – damals konnte man von 1000 RM mit Familie ein Jahr leben
- ⁴⁸¹ 167) dix-sept février, zero-sept (franz.)
- ⁴⁸⁴ 168) Dr. Fritz Beda-Löhner, Urheberrechtsanwalt und später bekannter Operettenlibrettist und Texter 169) elegante Imbißstube am Kohlmarkt; Platz gegenüber dem Stephansdom
- ⁴⁸⁸ 170) amer. Gesetz über die Rechte des Bürgers (in etwa Grundgesetz)
- ⁴⁸⁹ 171) von diesem ital. Wort kommt »Ghetto«

VII.

- ⁴⁹¹ 1) hinter Princíp stand nicht die Regierung in Belgrad sondern die serbisch-nationalistische Organisation »Schwarze Hand«; dies wußte Franz Josef sehr wohl
- ⁴⁹³ 2) Des Bürgers Friede durch den Krieg, lat.
- ⁴⁹⁶ 3) kleiner Schwarzer Kaffee 4) Noch nicht einmal Getauften, dem Bastard, jidd.) (aber nicht böse gemeint, wie vieles in Jiddisch) 5) Alles Achtung, franz.
- ⁴⁹⁷ 6) Place de la République in Paris 7) Mamma wo bist du . . . der Tag des Ruhmes ist gekommen 8) Ich komme, mein Kamerad (franz.)
- ⁴⁹⁸ 9) Gehen wir, Kinder des Vaterlands (franz. Marseillaise-Beginn)
- ⁴⁹⁹ 10) Flandern holl. 11) heute Oradea, Rumänien 12) Maschinengewehrschütze, franz.
- ⁵⁰⁰ 13) Alles ist gut, mein Kind 14) Sie sind Französin, Madame 15) Nein – ich bin Österreicherin. Aber eine Freundin . . . 16) Wo sind wir da 17) der Arm
- ⁵⁰⁴ 18) Dies haben Sie alles arrangiert wie ein richtiger Mann, holl.
- ⁵⁰⁵ 19) Einverstanden, holl. (vom franz. d'accord)
- ⁵⁰⁶ 20) Juni bis Aug. 1916
- ⁵⁰⁸ 21) Buber hielt von 1903–13 im Prager Studentenverein »Bar Kochba« seine vielbeachteten Reden über das Judentum; Adolf Böhm, Hans Kohn
- ⁵¹⁰ 22) Zivilist im Leutnantsrang beim Abwehrkorps
- ⁵¹¹ 23) Widerspruch in der Beifügung, lat.
- ⁵¹⁶ 24) Sowjet = Konzil od. Ratsversammlung, russ.
- ⁵¹⁸ 25) Botschaft des Friedens, ital.
- ⁵²⁰ 26) Rosenzweig war gebürtiger Kasseler, geb. 1886 – wollte zuerst Arzt werden, fand erst später zur Philosophie, gest. 1928, erst 42jährig, gelähmt, doch geistig auf voller Höhe

- ⁵²¹ 27) Film-(Wochenschau)reporter 28) guy = Bursche, Soldat (amerik. Slang – kommt vom jiddischen Wort »goj«; andere Deutungen: vom franz. Namen »guy« – dies der Aussprache weg. unwahrscheinlich 29) Schützenlinie, Front 30) Filmemacher 31) privater Soldat – nicht Berufssoldat 32) Hilfskraft, Hilfssoldat
- ⁵²² 33) Lizenz, Erlaubnis, franz. 34) Tante, engl. 35) das spätere Stalingrad
- ⁵²³ 34) Tante, engl. 35) das spätere Stalingrad
- ⁵²³ 36) Danziger Korridor 37) Völkerbund, Vorgänger der United Nations
- ⁵²⁴ 38) Ferdinand Foch (1865–1929) 39) derartige Rangüberspringungen waren üblich wg. der zukünftigen Pensionen
- ⁵²⁵ 40) Darf ich vorstellen: 41) Telexschlangen, es war nicht Konfetti wie immer wieder reportiert
- ⁵²⁶ 42) Siegesfeier
- ⁵²⁷ 43) Mehring war Schriftsteller und Historiker – von ihm stammte auch die »Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie« (wie Karl Marx Jude)